This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 412965

1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY
OF
MICHIGAN
FROM THE
PETER WHITE
FUND

610.5
D493
A671
G4

DEUTSCHES ARCHIV

FÜR

GESCHICHTE DER MEDICIN

UND

MEDICINISCHE GEOGRAPHIE.

HERAUSGEGEBEN

VON

HEINRICH ROHLFS.

SIEBENTER JAHRGANG.

LEIPZIG
VERLAG VON C. L. HIRSCHFELD.
1884.

Inhalt des siebenten Bandes.

		Seite
I.	Gierke, Ueber die Medicin in Japan in alten und neuen Zeiten	1
II.	von Reichert, Versuch einer Richard Wagner-Studie . . .	16
III.	Johann Friedrich Dieffenbach. (Schluss)	44
IV.	Kritiken	144
V.	Miscellen.	
	a) Die „Collectio Stephaniana"	157
	b) Eines Bremer Gelehrten Urtheil über die Deutschen Wanderprofessoren	157
	c) Ein Brief Loder's an Hufeland	158
VI.	Kleinwächter, Kritisches und Historisches über die Geburtszange	161
VII.	Tollin, Michael Servet, der Mann des Experiments	171
VIII.	Hilbert, Zur Geschichte der Gastrotomie	177
IX.	Wertner, Zur Kenntniss der hygienischen Anschauungen . .	184
X.	Georg Friedrich Louis Stromeyer	195
XI.	Kritiken	262
XII.	Miscellen.	
	Zur medicinischen Geographie von Cochinchina und Tonking	271
XIII.	Georg Friedrich Louis Stromeyer (Schluss)	289
XIV.	Hensel, Ueber den Schlaf und verwandte Beziehungen. . . .	328
XV.	Schenker, Die Pestepidemien im Fürstbisthume Basel . . .	337
XVI.	Kritiken	371
XVII.	Miscellen.	
	Ueber Antonius Musa's Schriften	375
XVIII.	Schenker, Die Pestepidemien im Fürstbisthume Basel (Schluss)	377
XIX.	Brück, Joachim Dietrich Brandis, der erste Brunnenarzt Driburg's	395
XX.	Tollin, Michael Servet's Brevissima Apologia pro Symphoriano Campegio in Leonardum Fuchsium.	409
XXI.	Rohlfs, Heinrich, Die Aerzte als Culturhistoriker	443

Seite

XXII. Kritiken.

1. Hjelt, Olof af Acrel, den svenska kirurgiens fader (Hedenius) 453
2. Grant, The story of the University of Edinburgh (Kleinwächter) 457
3. Ploss, Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. (Kleinwächter) 465
4. Busey, Scarlatina puerperalis (Kleinwächter) . . . 466
5. Busey, Craniotomie upon the Living Fetus is not Iustifiable (Kleinwächter) 467

XXIII. Miscellen.

Eine Bekanntmachung des Raths der heiligen Reichsstadt Heilbronn im Jahre 1801 468

I.

Ueber die Medicin in Japan in alten und neuen Zeiten

von

Dr. **Gierke.**

Wer die ältere Culturgeschichte Japans kennt, wird sich nicht wundern, dass die Heilkunde wie eben alle Wissenschaften und die Künste aus China herüberkamen. Zur Zeit, als die ersten geschichtlichen Berührungen beider Völker stattfanden, war Japan noch in finsterer Barbarei befangen, China dagegen hatte bereits eine äusserst reiche Cultur entwickelt. Kein Wunder daher, dass die offenbar damals schon äusserst bildungsfähigen Inselbewohner die zu ihnen herübergebrachten Wissenschaften schnell aufnahmen. Dieselben wurden Jahrhunderte hindurch nur am Hofe geübt und weiter gebildet. Erst ganz allmählich, besonders durch die weithin sich ausbreitenden buddhistischen Priester, wurde die neue Cultur grösseren Kreisen zugänglich. So kam auch die Medicin im 4. oder 5. Jahrh. n. Chr. an den kaiserlichen Hof nach Japan und fand in den folgenden Jahrhunderten eine grössere Verbreitung. Ich denke mir aber erst im 11. und 12. Jahrhundert die Heilkunde so allgemein, dass sie auch dem niederen Volke zu Gute kam, und dass auch auf dem Lande Aerzte zu finden waren, wenigstens solche, welche eine fachwissenschaftliche Ausbildung erhalten hatten. Leider bietet die einheimische Litteratur hierfür keine Anhaltspunkte. Aus sehr alten Malereien, welche Kämpfe und Kriegszüge darstellen, geht mir hervor, dass noch im 12. Jahrhundert keine Aerzte die Heere begleiteten, denn die geschilderten Operationen, wie das Ausziehen der Pfeile und Aehnliches, werden durch die Kriegskameraden selbst ausgeführt. In den letzten Jahrhunderten war dann aber die Verbreitung der Aerzte eine ausserordentliche. Jedes Dorf von einigem Ansehen hatte seinen eigenen Heilkünstler.

Eigentliche Medicinschulen, zumal staatliche, gab es bis in die neueste Zeit hinein nicht. Man lernte bei einem Meister. Die Knaben traten früh in die Lehre und waren zunächst nichts anderes als Laufburschen, erst allmählich wuchsen sie zu Gehilfen und Assistenten heran. Oft wurde dabei die allgemeine Bildung vernachlässigt, ganz besonders bei der niedrigen Klasse. Auf dem Lande, in abgelegenen Gegenden lernten die Knaben wohl bei jenem Arzt, der ihnen zunächst war; oft genug war dies der eigene Vater. In den Städten aber, zumal in den höheren ärztlichen Klassen, wurde der Meister mit Sorgfalt ausgesucht. So kam es, dass berühmte Heilkünstler eine grössere Zahl von Schülern ausbildeten, ordentlich eine Schule unterhielten. Ich sprach von höheren und niederen Klassen der Aerzte. Dieselben sind nämlich je nach dem Publikum, das sie behandeln, aus verschiedenen Ständen. Undenkbar ist es bei den ostasiatischen Kastenzuständen, dass Vornehm und Gering von denselben Aerzten behandelt wurde. Der geheiligte Leib des von den Göttern abstammenden Mikado kann nur von Aerzten behandelt werden, welche dem höchsten Adel des Landes entstammen. Eine oder einige Familien des Hofadels, der Kuge, stellen die kaiserlichen Leibärzte. In ihnen ist dieser Beruf erblich. Als in den späteren Jahrhunderten der Shogun, welcher dem Kaiser die Regierung aus den Händen genommen hatte, mit ihm auch möglichst im Glanz der Hofhaltung und in äusserer Pracht wetteifern wollte, suchte er auch für sich Leibärzte aus dem Stande der Kuge zu gewinnen, obgleich er im Range tiefer stand als diese. Der hohe Adel, die erwähnten Kuge und die Lehnsfürsten, die Daimio, begnügten sich mit Leibärzten aus dem höhern Stande des Militär- und Beamtenadels. Dieser wieder, die Samaurai, wurde von gleichstehenden Aerzten behandelt. Für die übrige Gesellschaft, die Landleute, die Handwerker, die Kaufleute und Arbeiter gab es bürgerliche Aerzte, die wie ihre adeligen Collegen in ihren Familien den Beruf vererbten. Die Scheidung scheint eine strenge gewesen zu sein. Bürgerliche Knaben konnten nicht in die Lehre des adeligen Meisters treten, ebenso wenig umgekehrt. Schon äusserlich unterschied sich der Arzt nach seinem Range. Die Kleidung war eine andere; auch trug der adelige Arzt das Schwert, das freilich in späteren Zeiten einer hölzernen Scheinwaffe Platz machte. Auf das Zeichen des Ranges mochte man nicht verzichten, andrerseits

erschien dem Manne des Friedens die blanke Waffe ungeziemlich, oft auch war sie recht unbequem: daher trug man ein zierlich geschnitztes, leichtes Holzschwert ohne Klinge. Ein auffallender Unterschied kennzeichnete die Aerzte des Mikado in Kioto und die dem Shogun unterthänigen in Yeddo. Jene trugen nämlich das Haupthaar wie die andern Leute, diese dagegen mussten das Haupt täglich rasiren. Dies kam so zu Stande. Die Mikadofamilie war mit den Kuge im Grossen und Ganzen der ursprünglichen, einheimischen Religion, dem Shintoismus treu geblieben. Freilich waren oft genug Kaiser in buddhistische Klöster gegangen, hatten auch den Buddhismus unterstützt, doch hielten sie der Hauptsache nach an der alten Religion fest, weil dieselbe eine ganz besondere Verehrung der kaiserlichen Familie, als von den Göttern abstammend, vorschrieb. Zumal in den letzten Jahrhunderten betonten sie mehr und mehr, dass der Shintoismus die ursprüngliche japanische Religion sei. Im Gegensatz dazu gehörten nun die Shogune, wie die ungeheure Mehrzahl der Japaner der buddhistischen Religion an. Die Priester des Shintoismus tragen keine besonderen Kleider und ihr Haupthaar wird wie das der andern Leute frisirt. Der buddhistische Priester aber unterscheidet sich von den Laien durch die Tracht der Kleider und durch den vollkommen kahl geschorenen Kopf. Da nun von jeher die Aerzte, wie auch andere Gelehrte, in mannigfacher Hinsicht zu den Priestern gerechnet wurden, so trugen sie sich wie diese. In der ländlichen Nachbarschaft Jeddos findet man noch sehr viele ältere Aerzte mit ganz glatt rasirtem Kopf. Uebrigens war der ärztliche Stand nicht sehr angesehen. Dazu trug wohl bei, dass der Arzt zugleich auch Pharmazeut war und seine Mittel für theures Geld verkaufte. Die Geschäftsleute waren ja in Japan von jeher höchlich missachtet und es warf der Handel mit Medicamenten einen trüben Schein auf die Mediciner. Und doch, was sollten sie machen? Apotheker gab es nicht. Ausserdem hatte sich die Sitte befestigt, dass die ärztliche Bemühung selber nicht belohnt wurde; der Arzt musste seine Rechnung im Verkauf der von ihm selber verordneten Mittel finden.

Einen höhern, einigermassen wissenschaftlichen Standpunkt hat die chinesisch-japanische Medicin nicht erreichen können. Dazu waren die Schranken, welche sie umgaben, zu eng. Irgend ein Studium an Leichen, selbst an thierischen, war unmöglich; selbständig

Beobachtungen, höhere Ideen, welche sicher einzelne tüchtige und begabte Meister auszeichneten, kamen nicht zur allgemeinen Geltung, weil in dieser wie in andern Zweigen ostasiatischer Wissenschaft die Herrschaft des Herkömmlichen, des Conventionellen zu mächtig war. „Das Alte ist das Beste", ist der Hauptgrundsatz in Ostasien, dazu kommt in Japan noch das Dogma: „Das Chinesische ist das Musterhafte und kann nicht verbessert werden". So werden wir nicht fehl gehen, wenn wir annehmen, dass sich die japanische Medicin im Laufe der Jahrhunderte sehr wenig geändert hat, und dass sie vor mehr als tausend Jahren nicht viel naiver war als vor hundert Jahren. Die japanischen Gelehrten führen die Anwendung von Arzneimitteln auf den mythischen chinesischen Kaiser Schinno zurück, der von den bildenden Künsten vielfach und gern dargestellt wird. Er soll alle Pflanzen seines grossen Reiches durchgekostet und ihre Wirkungen an seinem höchsteigenen Leibe probirt haben, so als wahrer Landesvater für das Wohl seiner Unterthanen sorgend. Später kamen dann zu diesen pflanzlichen Arzneistoffen mineralische und thierische. Die japanische Pharmakopöe war sehr gross, enthielt aber einen Wust von unnützen Dingen. Nur wenige Mittel waren wirklich in irgend einer Weise wirksam, die meisten verdankten ihre Aufnahme in den Arzneischatz nur ihrer Seltenheit oder dem Widerwärtigen und Fürchterlichen ihres Aussehens. Ein Droguengeschäft nach altem Muster — man trifft deren noch in den belebtesten Strassen Tokios — fällt sofort auf durch die vielen wunderbaren Sachen, die zur Schau gestellt sind. Da hängen allerhand getrocknete Embryonen, Schlangenhäute, Schildkrötenschalen, getrocknete Eidechsen, grosse Eier, wunderlich geformte Wurzeln, auch wohl Schwämme von seltener Gestalt und vieles Andere. Es ist nicht möglich, hier auch nur einen ganz kurzen Ueberblick über die japanische Pharmakopöe zu geben, von deren Reichhaltigkeit man sich schwer einen Begriff machen kann. Um nur ein Beispiel anzuführen, sie hat etwa 40 verschiedene Wasser, abgesehen von den Mineralwassern. Jedes Wasser heilt bestimmte Krankheiten und wird in verschiedenen Fällen angewandt. Da ist: Regenwasser, Teichwasser, Thauwasser, Mond-, Reif-, Hagel-, Eis-, Fluss-, Brunnen-Wasser, Bambuswasser in verschiedenen Formen, durch alte Dächer gelecktes Wasser, Ballenwasser aus China, Kalk enthaltendes Wasser, Meerwasser, Salzbrühe, Wasser von Yokoken

aus China, Quellwasser aus Felsen, Wasser aus Leichnamen (Gefässe werden mit dem Leichnam im Sarge begraben und später, nach Verwesung des Cadavers wieder hervorgeholt; wird gegen Wahnsinn und Augenkrankheiten gebraucht), Wasser, in welchem Schlangen gelebt haben (innerlich gegen Geschwüre gebraucht), Wasser aus Radspuren, condensirter Wasserdampf aus Reiskochapparaten, Schleifsteinwasser, schmutziges Wasser aus Schweineställen (äusserlich gegen Schlangenbiss, innerlich gegen Würmer), Wasser, in dem Neugeborene gebadet sind (innerlich bei Wöchnerinnen, um die Ausstossung der Placenta zu bewirken) u. s. w. Ich denke, diese Aufzählung genügt, um einen Begriff von altjapanischen Heilmitteln zu geben. In der ungeheuren Zahl von wirkungslosen und albernen Dingen sind dann einige wenige, welche wirklichen Nutzen hatten, so wurde Moschus viel gebraucht, so zog man Aconit und viele ätherische Oele in Anwendung. Neben den in der Literatur verzeichneten und allen Aerzten bekannten Mitteln gab es seit Alters her Geheimmittel, die in marktschreierischer Weise angepriesen wurden. Schon der deutsche in holländischen Diensten befindliche Arzt Kämpfer, welcher 1690 und in den folgenden Jahren Japan kennen lernte, beschreibt einen Fall derart. In neuerer Zeit scheint das Geheimmittel-Unwesen nicht geringer als bei uns entwickelt gewesen zu sein. Ganze Familien sind durch solche Pillen, durch Augenwasser u. s. w. reich geworden und überall sieht man noch heute die Agenten dieser Häuser in Städten und auf dem Lande ihre Waare feilbieten, das Publikum durch alle möglichen Reclamen heranlockend.

Mehr als mit ihrer Pharmakopöe hat die japanische Medicin durch einige allgemein beliebte Hilfsmittel genützt. Hier ist die Acupunktur, die Moxa, die Massage und endlich die Anwendung der Mineralwasser zu nennen. Die Acupunktur soll nach Angabe der einheimischen Aerzte schon seit sehr alten Zeiten angewandt sein. Eine Malerei des 11. Jahrhunderts schildert sie bereits. Der oben erwähnte deutsche Arzt Kämpfer hat in seinem Reisewerk über Japan der Acupunktur ein eigenes Capitel gewidmet, während er im Allgemeinen die Medicin leider gar nicht zu sehr berücksichtigt hat. Die Nadeln sind aus Gold oder Silber und ungemein fein gearbeitet. Ihr eines Ende läuft in eine zarte Spitze aus, das andere ist stark und gewunden, um eine gute Handhabe zu bieten,

sie sind 4—6 Zoll lang. Diese Nadeln trieb nun der Arzt an den verschiedensten Stellen des Körpers in die Muskulatur, ja auch in die inneren edlen Organe. Die Lehren über Anwendung der Nadeln und über die Vorsichtsmassregeln bei der Operation an den einzelnen Stellen des Körpers sind ungemein zahlreich und machen einen grossen Theil der Heilwissenschaft aus. Alle möglichen Krankheiten wurden durch Acupunktur behandelt, nach Kämpfer aber besonders die Darmkrankheiten. Zum Hausmittel ist das Brennen der Moxa geworden. Dieselbe wird aus den Blättern der Artemisia vulgaris gewonnen und ist eine fasrige, sehr leicht brennende Substanz. Kugeln aus ihr werden auf die Haut gelegt und angebrannt. Sie verursachen natürlich einen sehr starken Hautreiz, dem gewiss bei manchen Uebeln eine wohlthätige Wirkung zuzuschreiben ist. In Japan aber vertritt in den niederen Volksschichten die Moxa geradezu unser blutiges Schröpfen. Wie es unser Bauer für nöthig hält, von Zeit zu Zeit sich schröpfen zu lassen, so muss man sich in Japan brennen. Man findet daher in den niederen Klassen keinen Körper, der nicht eine ganze Anzahl von alten Brandwunden aufwiese. Ebenso beliebt und ebenso häufig ohne die Verordnung des Arztes angewandt, ist die Massage. Schon seit langen Jahrhunderten ist in Japan geknetet worden. Das thun aber nicht die Aerzte, sondern die Blinden, die Ama, welche in Japan einen eigenen Stand bilden. Blindheit ist dort ungemein häufig und besonders in den letzten Jahrhunderten sind durch die furchtbar auftretenden Blattern zahlreiche Menschen erblindet. Da sie sich nicht unthätig der Gnade ihrer Mitmenschen überlassen mochten, haben sie seit dem grauen Alterthum passende Beschäftigung gesucht. Blinde aus etwa höheren Ständen lernen ein bestimmtes musikalisches Instrument spielen, die aus den niederen werden Kneter. Auch sie müssen ihr Geschäft lernen, da die Kunst des Knetens eine Menge Regeln und Gesetze ausgebildet hat, die den einzelnen Fällen angepasst werden müssen. Abends sieht man noch heute, wie in älteren Zeiten, die Ama durch die Strassen wandern, mit einem langen Bambusstab sich zurechttastend; geführt werden sie niemals. Ein schriller Ton, den sie einer kleinen Pfeife entlocken, bittet das Publikum ihnen Platz zu machen und kündigt sie zu gleicher Zeit denjenigen an, die ihrer bedürfen. Sie haben nicht lange zu *gehen, denn* gar bald werden sie in ein Haus gerufen. Gegen

alle möglichen inneren Krankheiten, besonders aber gegen rheumatische und nervöse Leiden, dann auch gegen einfaches Unwohlsein, Kopfschmerzen oder auch nur Ermüdung wird die Massage angewandt. Die Japaner rühmen stets nach der Operation den augenblicklichen Erfolg und ich selber habe einige Male Gelegenheit gehabt, den wohlthätigen Einfluss dieser Procedur zu bestätigen. An Mineralquellen, heissen und kalten, ist das Land ausserordentlich reich. Jede Provinz hat ihre eigenen Sprudel, einige aber sind in dem ganzen Reiche bekannt und berühmt. Offenbar wurden nun diese Quellen, vor allen Dingen die heissen, schon vor vielen Jahrhunderten als Heilmittel benutzt. Es wurde ausserordentlich viel gebadet, getrunken aber gar nicht. Von einer rationellen Ausnutzung dieser gütigen Geschenke der Natur war jedoch bisher nicht die Rede. Auch heute giebt es noch nicht bestimmte Principien, nach denen die Wahl der einzelnen Curorte erfolgt, obgleich die bekannteren von fremden oder einheimischen Chemikern analysirt sind. Es gab von jeher besonders fashionable Badeorte, die von der feinen Welt aufgesucht wurden, während andere wieder von den niederen Volksklassen besucht wurden. Was jetzt bei uns, gehörte in Japan schon in alten Zeiten zum guten Ton, ich meine, einige Wochen im Bade zu verbringen. Den meisten der Curgäste that eine eigentliche Cur gar nicht nöthig, da sie über keine Leiden zu klagen hatten. Doch aber übte das Zusammenströmen der feinen Welt, das sorglose Leben procul negotiis in der schönen Umgebung einen so grossen Reiz auf die Städter aus, dass die Sehnsucht der ganzen Familie dahin strebte, etliche Wochen in einem fashionablen Bade zu verleben. Auch der Begriff des klimatischen Curortes ist den Japanern bekannt. Es giebt im Lande einige Plätze, welche durch irgend welche Umstände auch im Winter stets warm bleiben. Diese wurden gern in der rauhen Jahreszeit besucht. Der bekannteste Platz ist Atami, in einem Tage von Yokohama zu erreichen. Dies ist ein am Meere gelegener, durch die umliegenden Berge gegen alle rauhen Winde geschützter Ort, an dem eine grosse Zahl heisser Quellen aus dem Boden strömen und zwar zum Teil geyserartig. Das ganze Erdreich ist durch die Quellen erwärmt, und so wird auch die Luft beständig geheizt. Atami ist im Winter, zumal um Neujahr herum ausserordentlich besucht, dient zum Theil auch wieder als Versammlungsplatz der feinen Welt, bringt aber auch vielen Kranken

Linderung und wirkliche Hilfe. Ganz unbekannt ist aber in Japan der Begriff der Seebäder. Der günstige Einfluss des Badens im Meer oder auch nur der Seeluft ist ihnen niemals klar geworden. Das kommt wohl daher, dass sie überhaupt sehr ungern kalt baden. Man hält das kalte Bad für ungesund.

Die Pathologie stand im alten Japan auf ungemein niedriger Stufe. Von Anatomie, Physiologie, von pathologischer Anatomie war gar keine Rede. Da es nicht einmal möglich war, Thiere zu zerschneiden, so hatte man sehr dunkle Vorstellungen von dem Bau des Körpers, ebenso von seinem Leben. Die einzigen theoretischen Werke über Krankheiten, die man besass, waren aus dem Chinesischen übersetzt. Das klassische Hauptwerk ist der Shookamon, der etwa 350 Jahre v. Chr. von Tchoochuke geschrieben sein soll. Es handelt von den fieberhaften Krankheiten. Hiermit ist im Grunde die Bibliothek der ganz strengen chinesischen Schule erschöpft, sie erkennt nur noch Erklärungen und Commentare dieses Werkes an. Alle anderen Werke sind diesen Aerzten zu neu. Da nun aber in jenem Buch nur von den fieberhaften Krankheiten die Rede ist, so müssen sich alle anderen Leiden aus diesen erklären lassen. Die liberalere Richtung hatte daneben noch einige andere klassische Werke, so vor allen Dingen Kinki (wörtlich: der goldene Kasten), welcher von allen nicht fieberhaften Krankheiten handelt. Die Aerzte dieser Schule studiren dann noch etliche andere Bücher, so den Somon, eine Art Katechismus, aus Fragen und Antworten bestehend. Unter vielen philosophischen Fragen befinden sich auch einige anatomische und physiologische. Reïssu (wörtlich: heiliger Mittelpunkt) enthält gleichfalls theoretische Erörterungen. Das neueste Werk ist das vor etwa 200 Jahren geschriebene Hondso, das etwa als Arzneimittellehre bezeichnet werden kann. Es enthält alle Heilmittel nach den drei Naturreichen systematisch geordnet und ist ein umfangreiches, aus zahllosen Bänden bestehendes Werk. Ein neueres Buch existirt für den Arzt der alten Schule nicht, denn nach seiner Ansicht kann die Neuzeit nichts Gutes bringen. Je älter, desto wahrer muss es sein.

Eine ganz besondere Stellung nahm die Geburtshilfe ein, welche weiter und besser ausgebildet war, als die übrigen Fächer der Medicin. Sie hat auch dadurch besonderes Interesse, dass sie sich ganz auf japanischem Boden, ohne chinesischen Einfluss entwickelt

hat. Die Geburtshilfe wurde von den Aerzten ausgeübt, daneben gab es aber und giebt es auch noch Hebammen, welche die Nabelschnur auszuschneiden hatten, die Placenta entfernen, das Kind baden mussten und die gewöhnlichen Dienstleistungen übernahmen. Die Geburtshilfe war in Japan bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts ebenso unwissenschaftlich wie die innere Medicin. Man hatte von der Entwickelung und der Lage des Embryo nicht die geringste Ahnung, eben so wenig von den Functionen des Uterus. Ja letzteren kannte man kaum. Dennoch erging man sich in weitläufigen Speculationen über das Werden des Kindes, viele wunderbare Theorien wurden aufgestellt. Praktisch bestand die Thätigkeit der Aerzte in der Verbindung einer Anzahl schmerz- und krampfstillender Mittel, z. B. eine Zimmttinctur wurde sehr gern gegeben. Mutterkorn war unbekannt.

Im achtzehnten Jahrhundert begannen einige Aerzte die Geburtshilfe besonders zu studiren und ein eigenes Fach aus ihr zu machen, und im Jahre 1765 schrieb ein verständiger und sehr intelligenter Arzt, der in seiner Heimath einen weit verbreiteten Ruf als Geburtshelfer genoss, Kangawa, ein Buch, in dem er seine Erfahrungen und seine Reflexionen den ärztlichen Collegen übergab. Dies Werk San rong (Beschreibung der Geburt) blieb die wissenschaftliche Grundlage der Geburtshilfe, wurde aber später von den Nachfolgern des Kangawa, die zugleich seine Nachkommen waren, mehrfach erläutert und mit aus der eigenen Praxis entnommenen Zusätzen versehen. Von einem anatomischen Studium, von einer genaueren Kenntniss der Lage des Uterus war natürlich bei Kangawa eben so wenig die Rede, wie bei anderen japanischen Aerzten. Er hatte mit grösstem Eifer die Acupunktur geübt und seine anatomischen Vorstellungen waren das Resultat seiner hierbei gewonnenen Erfahrungen.

Der San rong ist in vier Bücher getheilt. Das erste handelt von der Entwickelung des Embryo und von der Theorie und Praxis während der Schwangerschaft. Das zweite Buch spricht über die Wahl des Geburtszimmers und den zu beobachtenden Sitz. Der dritte Abschnitt enthält die Behandlung nach der Geburt; der vierte einige Regeln über die Blinden nach der Geburt und den zu wählenden Stuhl. Kangawas Assistent und Adoptivsohn publicirte zehn Jahre später das San rong yoku (Erläuterungen des San rong). Dieses

enthält in 24 Kapiteln Vorschriften über die Diagnose der Schwangerschaft, die Untersuchung der Gebärmutter, über die Diagnose des Absterbens der Frucht, normale Milch, Diagnose der Kindeslage, Reposition fehlerhafter Lagen, Diagnose der Zwillingsschaft, Bauchkneten, Wasserentleerung, die Art, wie die Mutter auf der Matte sitzen muss, Durchschneidung des Nabelstranges, das erste Bad nach der Geburt, die Behandlung des Kindes, die Reposition des Darmes, Uterus und Anus, Behandlung der Blutung, Schwindel, Krämpfe und Tetanus.

Im Jahre 1853 erschien eine starke amerikanische Flottille an der Ostküste Japans, und ungeachtet aller Proteste der erschreckten und verwirrten Shogun-Regierung zu Yeddo dampften die gewaltigen Kolosse die langgestreckte gleichnamige Bai hinauf bis zur Hauptstadt, zum erstenmal eine fremde Flagge in diesen jungfräulichen Gewässern zeigend. Eingeschüchtert durch die mächtigen Schiffe und das schwere Geschütz, über dessen Tragweite man sich noch dazu ganz übertriebene Vorstellungen machte, ohne die Möglichkeit, den tapferen Arm der Krieger gegen einen so aus der Ferne verderbenden Feind zu bewaffnen, sah sich die Regierung in Yeddo schweren Herzens gezwungen, einen Vertrag mit der amerikanischen Regierung zu schliessen. Nach diesem sollten den Amerikanern einige Hafenplätze geöffnet werden, in denen sie mit den Eingebornen ungestört Handel treiben könnten. Den Amerikanern folgten die anderen Nationen, zunächst die Engländer. Alle erzwangen sich in gleicher Weise Handelsverträge. Alle hatten in der einen Hand herzliche Freundschaft, in der andern Krieg. „Wollt ihr," so sagten die Gesandten, „unsere Freundschaft nicht, so sind wir gezwungen, einige eurer Küstenstädte zu bombardiren, um euch den Werth unserer Freundschaft zu beweisen."

Zu den dem Handel geöffneten Häfen, besonders nach dem sehr günstig gelegenen Yokohama, strömten nun die Fremden, Europäer und Amerikaner. Alle wünschten in möglichster Eile auf Kosten der Eingeborenen reich zu werden und dann in die Heimath zurückzukehren. Es lag in der Natur der Sache, dass neben den soliden Geschäftsleuten allerlei zweifelhafte Individuen, Abenteurer und gar solche, welche zu Hause bereits unmöglich geworden waren, in dem neuen Land ihr Glück zu machen suchten. *Ja leider glaubten* auch die angesehenen Kaufleute, die Japaner

geschäftlich anders behandeln zu können, als sie es Europäern gegenüber gewohnt waren. Jenen gegenüber erschien alles erlaubt. Es war daher kein Wunder, dass die Insulaner von bitterem Hass gegen die fremden Barbaren erfüllt waren. Ja mehr als das, sie sahen mit Verachtung auf jene herab. Ihnen hatte bisher der Handelsstand als ein sehr tief stehender gegolten, die Kaufleute waren in dem alten Feudalstaat ohne jedes Ansehen gewesen. Wie sollten sie daher diese Fremdlinge achten, welche fast alle Geschäfte trieben und in oft unanständiger Hast dem Erwerb nachjagten? Häufig sich wiederholende Reibungen kamen hinzu, um den Hass zu schüren. Hier und da griff einer der alten Edelleute, der durch den Umschwung der Verhältnisse brotlos und unglücklich geworden war, zu seinem treuen Schwert und erschlug einen der Fremden. Durch ihr rücksichtsloses, die Japaner herausforderndes Benehmen reizten diese häufig die Erregten noch mehr. War aber ein solches Attentat vorgekommen, so forderte die Regierung, unter deren Schutz der Getödtete oder Verwundete stand, eine Genugthuung, die zumeist in der Zahlung sehr grosser Strafsummen bestand. Wurden diese nicht prompt bezahlt, was hier und da wegen der inneren politischen Wirren Schwierigkeiten machte, so nahm man die Kanonen der Kriegsschiffe zu Hilfe. Wurde doch eine grosse blühende Stadt mit ungefähr 200 000 Einwohnern von den Engländern in Brand geschossen, weil ein frecher englischer Kaufmann, der sich aufs Ungebührlichste betragen hatte, von etlichen Edelleuten der Provinz, deren Hauptstadt jener Ort, Kagoshima, war, niedergemetzelt worden war.

Und dennoch, trotz aller Abneigung gegen die Fremden, trotz ihrer Geringschätzung kamen die intelligenten Insulaner bald dahin, einzusehen, dass sie von ihnen viel lernen könnten. Sie erkannten, dass die grössere Macht derselben auf einem grösseren Wissen beruhe. Die Strebsamsten unter den Edelleuten sahen es daher als ihre wichtigste Aufgabe an, von den fremden Barbaren zu lernen und in Bezug auf die Kenntnisse ihnen nachzueifern. Da die Centralregierung in Jeddo zunächst solchen Bestrebungen auf das Strengste entgegentrat, musste man heimlich und häufig unter grossen Gefahren seine Studien betreiben. Einige wagten ins Ausland zu gehen, obgleich das Gesetz dies noch immer bei Todesstrafe verbot, andere legten die glänzenden Gewänder ihres Standes ab,

hüllten sich in unscheinbare Kleider und traten in die Dienste ihrer Feinde, um ihnen Alles abzusehen und abzulernen. Dies Streben wurde allmählich mehr und mehr allgemein. Auch die Regierungen, sowohl die Centralregierung des Shogun wie die einzelnen Feudalfürsten konnten sich auf die Dauer ihm nicht entziehen. Ja, da die Gewitterwolken eines gewaltigen und ganz Japan umfassenden Bürgerkrieges sich immer drohender zusammenzogen, und immer deutlicher wurde, dass ein grosser Kampf entscheiden müsse, ob der ins Wanken gerathene Dualismus der Regierung weiter bestehen solle, oder ob der Kaiser wie in alten Zeiten der alleinige Machthaber des Reiches sein könne, suchten sich die einzelnen Fürsten und der Shogun durch Aneignung der fremden Kriegskunst und Ankauf fremder Waffen möglichst mächtig zu machen. Nun legte man auch dem Verkehr der Unterthanen mit den Fremden keine Schwierigkeiten mehr in den Weg; die gesetzlichen Schranken wurden niedergerissen. Beliebig konnten die jungen Leute ins Ausland gehen. Ja die Regierungen schickten eine Anzahl derselben auf öffentliche Kosten an fremde Hochschulen, um die verschiedensten Fächer zu erlernen. Da aber die Zahl derjenigen, welche Jahre hindurch in Europa weilen konnten, immerhin nur eine beschränkte war, so engagirte man fremde Lehrer, um in Japan die Jugend zu unterrichten, und allerlei Praktiker, Bergleute, Ingenieure und Officiere, um die nothwendigsten Neuerungen einzuführen.

Die Jahre 1868 und 1869 dann schlossen diese unsichere Epoche und das alte Japan ab. Die Kämpfe dieser Jahre vernichteten das Shogunat und setzten den Kaiser wieder in seine Rechte ein. Die Feudalverfassung wurde aufgehoben; die zahlreichen Fürstenthümer mediatisirt, jetzt gab es nur noch eine Regierung in dem ganzen Inselreich, die kaiserliche zu Tokio, wie nun auf Befehl des Mikado das frühere Jeddo genannt wurde. Jetzt hatte sich auch mit einem Mal die Gesinnung gegen die Fremden geändert. Der Ruf: „Hinaus mit den fremden Barbaren“ wurde nicht mehr gehört; der Hass gegen sie war geschwunden. Und wenn man sie auch bis heute nicht sonderlich liebt, weil die Charaktere und Anschauungen der Europäer und Ostasiaten zu verschieden sind, so hatte man doch eingesehen, dass man ihrer bedürfe. Man hatte die europäische Cultur gekostet und konnte ohne sie nicht mehr

leben. Eine gewaltige Fortschrittsbewegung ging durchs ganze Land, Niemand wünschte die alten Zeiten zurück. Man berief jetzt noch viel mehr Europäer und Amerikaner für alle möglichen Fächer; neue grosse Unterrichtsanstalten mit sehr hohen Etats wurden gegründet.

Die moderne medicinische Wissenschaft hielt eigentlich erst jetzt Einkehr in Japan. Die Portugiesen, welche im 16. Jahrhundert einen so lebhaften Verkehr mit diesem Lande hatten, suchten nur das Christenthum einzuführen, in anderer Beziehung, besonders auch in Hinsicht der Medicin, hinterliessen sie nicht die geringsten Spuren. Freilich stand die europäische Medicin zu jener Zeit nicht so hoch, dass sie der japanischen hätte etwas abgeben können. Aber auch die Holländer gewannen in den nächsten Jahrhunderten von der ihnen eingeräumten Insel Desima bei Nagasaki nicht den geringsten Einfluss auf die japanische Medicin, obgleich stets ein Arzt in der kleinen Kolonie lebte. Der Verkehr eben zwischen ihr und den Japanern war ein ausserordentlich beschränkter und durch die strengste Aufsicht eingeengter. Die Regiernng erlaubte nur ungern, dass der holländische Arzt Eingeborne behandelte, unterrichten durfte er gar nicht. Doch begann schon im Anfang dieses Jahrhunderts eine Wandlung in dieser Hinsicht, da, obgleich die Anschauungen der Regierenden noch strenger geworden waren, der fremden medicinischen Wissenschaft ein grösseres Interesse entgegen gebracht wurde. Es gelang, einige holländische Werke zu bekommen, besonders anatomischen Inhalts. Die darin befindlichen Abbildungen wurden sorgsam in Holz geschnitten und vervielfältigt, der Text im Auszug wiedergegeben. Immer aber scheinen die Behörden diese Versuche mit grossem Misstrauen angesehen zu haben, da sie sehr vereinzelt blieben und keine Ausbreitung gewannen. Ueber Nagasaki hinaus scheinen diese Schriften wenig gelangt zu sein. Erst der bekannte deutsche Arzt Dr. von Siebold, der in holländischen Diensten auf Desima lebte, gewann einen grösseren Einfluss auf die medicinische Wissenschaft Japans. Er wusste die Regierung des Shoguns für sich einzunehmen, so dass sie seinen Bemühungen geringeren Widerstand entgegensetzte. Liess sie sich ja sogar bewegen, die Vaccination einzuführen; im Jahre 1824. Was der so ausserordentlich verdienstvolle Siebold begonnen, setzten seine Nachfolger auf Desima fort. Allerdings blie-

ben ihre Erfolge immer nur auf sehr beschränkte Kreise, auf einige Aerzte Nagasakis begrenzt. Die Hauptsache aber war, dass in Folge ihrer Thätigkeit der Widerwillen der Regierung gegen das Fremde in Hinsicht der Medicin allmählich geringer wurde, so dass sie in den vierziger und fünfziger Jahren die Uebersetzungen holländischer Bücher zuliess und im Jahre 1857 sogar eine medicinische Schule in Nagasaki begründete. Der erste an derselben als Lehrer thätige Arzt war Dr. Pompe van Meedervort. Nach ihm wurden die holländischen Aerzte Bauduin, Mansfeld und van Loeuwen nach einander angestellt. Immer war zur Zeit nur ein Arzt thätig, der in allen Fächern unterrichten sollte. Da auch die Unkenntniss der Sprache häufig hinderte und ein Dolmetscher vermitteln musste, so konnte der Erfolg kein grosser sein. Auch blieb die Zahl der Schüler eine geringe. Immerhin aber hatten diese holländischen Aerzte, die mit grösstem Eifer ihrem Berufe oblagen, sehr hohe Verdienste. Ihre Schüler, wenn auch nach unseren Begriffen keine vollkommenen Aerzte, überragten doch jedenfalls die Mediciner der alten chinesischen Schule in Bezug auf Wissenschaftlichkeit um ein Bedeutendes. Sie blieben nicht mehr in Nagasaki, sondern zerstreuten sich im ganzen Land und bildeten ihrerseits wieder Schüler aus. So findet man in den grösseren Provinzialstädten ziemlich häufig Aerzte, welche, wie sie selbst sagen, holländisch studirt haben und mit Achselzucken auf ihre Collegen chinesischer Schule herabsehen. Etwa zehn Jahre später gründete die Regierung eine zweite kleine Medicinschule in der grossen Handelsstadt Osaka, welche zunächst für die Ausbildung von Militärärzten dienen sollte. Dr. Bauduin wurde von Nagasaki nach Osaka berufen und später Dr. Ermelens, ebenfalls ein Holländer, an dieser Schule angestellt. Diese kam nicht recht zur Blüthe und ging 1872 wieder ein, indem ihr Material der grossen deutschen Medicinschule zu Tokio überwiesen wurde. Ausserdem hatten einige der grossen Feudalfürsten europäische Aerzte berufen, sie an die Spitze eines grossen Spitals gestellt und ihnen zugleich die Ausbildung von Schülern übertragen. Als die Fürstenthümer kaiserliche Provinzen wurden, verwandelten sich auch die fürstlichen in Provinz-Hospitäler. Auch heute haben noch einige derselben europäische oder amerikanische Aerzte, die *neben* ihrer praktischen auch eine Lehrthätigkeit ausüben. Doch

sind die Erfolge derselben ganz ausserordentlich geringe, und der Mediciner, welcher allein im Provinz-Hospital seine Ausbildung genossen hat, steht nicht gerade viel über dem alten chinesischen Wunderdoctor.

Die Regierung sandte nun auch in den letzten zwanzig Jahren eine beträchtliche Zahl junger Aerzte, welche in den genannten Anstalten vorgebildet waren, nach Europa, auch wohl nach Amerika, damit sie sich dort vervollkommneten. Hier und da ging auch einer auf eigene Kosten ins Ausland. Nach drei bis sechs Jahren kehrten sie zurück und zwar in den meisten Fällen als recht tüchtige Aerzte, deren Zahl nur gar zu beschränkt ist und die wohl alle in der Hauptstadt, in Tokio blieben. Sie nun berichteten über den Stand der medicinischen Wissenschaft in den verschiedenen Ländern und lobten vor allen Dingen die deutschen Universitäten. Der dadurch rege gewordene Wunsch, eine grössere medicinische Schule mit deutschen Lehrern einzurichten, drängte zur Ausführung, als die Jahre 1870/71 dem deutschen Namen eine so ausserordentliche Geltung verschafften.

[(60. Jahresber. d. Schles. Gesellsch. f. vaterl. Cultur 1883.)

II.

Versuch einer Richard Wagner-Studie.

Von

Dr. C. von Reichert,

mit einer culturhistorischen Einleitung von Dr. Heinrich Rohlfs.

Wen es befremden möchte, warum wir in diesem Archive eine Abhandlung über Richard Wagner erscheinen lassen, den erinnern wir daran, dass die Geschichte der Medicin nur einen Theil der Culturgeschichte bildet, zu deren ebenso wesentlichen Theilen die Entwicklungsgeschichte der Musik gehört.

Auf die Wahlverwandtschaft der einzelnen Künste machten wir bereits in der „allgemeinen Charakteristik der Classiker“ [1]) aufmerksam.

Wenn in neuerer Zeit die Idee dieses innigen, ein Wechselverhältniss bedingenden, Zusammenhanges der einzelnen Künste, der sich in der Mythologie der Griechen so schön in ihrer Ansicht über die Musen ausspricht, verloren ging, so ist dies nur zu bedauern; es ändert aber nichts an dem natürlichen und historischen Connexe derselben.

Freilich nahmen alle vorhandenen Lehrbücher der Culturgeschichte hierauf keine Rücksicht; denn die Medicin, obschon die edelste aller Künste, ist in ihnen nur oberflächlich und flüchtig, so zu sagen, im Vorbeigehen abgehandelt.

Dies ist um so mehr zu bedauern, als ihre Geschichte eigentlich den wichtigsten Theil der Culturgeschichte bilden sollte, indem die Arzneikunst von allen Künsten die einzige ist, welche es vermag, das Menschengeschlecht körperlich und geistig auf eine höhere Stufe zu bringen.

---

1) Geschichte der deutschen Medicin. Bd. I. S. 5. Erlangen 1875.

Selbstredend kann die Arzneikunst ihre hohe Mission erst dann ganz erfüllen, nachdem sie erkannt hat, dass ihre Aufgabe nicht bloss darin besteht, Krankheiten vorzubeugen und solche zu heilen, sondern ein Menschengeschlecht zu schaffen, das körperlich und geistig einen höheren Typus aufweist als das jetzige, bei dessen Erzeugung das Princip *laisser faire, laisser aller* sich geltend macht.

Die Aufnahme dieser Abhandlung rechtfertigt sich nicht allein, weil Medicin und Musik Objecte der Culturgeschichte sind, sondern noch aus einem andern Grunde, alle Künste sind ja so mit der geistigen Natur des Menschen verwachsen, dass sie ja weiter nichts als Offenbarungen des Menschenthums selbst sind.

Den Hauptsinnen des Menschen entspricht daher eine besondere Kunst.

Die Musik ist die eigentliche Domaine des Gehörsinnes, wie die Malerei die des Auges, die Sculptur die des Gefühls.

Wie somatisch alle Sinnesorgane miteinander in Verbindung stehen, so findet ein ähnliches Verhältniss unter den Künsten statt.

Hieraus resultirt denn auch, warum Hippokrates Recht hatte, wenn er die Medicin die edelste aller Künste nannte, weil sie die einzige ist, welche sich mit dem ganzen Menschen beschäftigt und mit allen übrigen im innigsten Zusammenhang steht. Bereits die Alten kannten den Connex der Musik und der Anthropologie.

Denn der grosse Einfluss der Musik auf den Menschen findet sich bei den Griechen schon in ihren ältesten Sagen ausgeprägt.

Obgleich Thracien dasjenige Land war, wo der Kriegsgott Mars seine Hauptverehrung fand und die Mythologie alles Wilde und Grausame in Thracien entstehen liess, so war es doch auch zugleich das Vaterland des Orpheus, der nicht bloss durch die Töne seiner Leyer die wilden Thiere bezähmte und Bäume und Felsen in Bewegung setzte, sondern sogar den Orkus veranlasste, ihm seine Gattin Eurydice zurückzugeben, Orpheus, welcher zugleich die Macht hatte, die Argonauten vor den Gefahren der Sirenen zu schützen und sie glücklich durch die Scylla und Charybdis geleitete.

Kann etwas mächtiger den Zauber und die Allgewalt der Musik auf den Menschen ausdrücken als diese Sage?

Englands Lessing, der grosse Kritiker Henry Home, fällt mit Recht daher folgendes Urtheil[1]: „In Ansehung der reinen und feineren Ergötzungen ist die Musik ebenso wirksam, die Seele menschlich zu machen, wie der Gartenbau und die Architektur, diese ihr verschwisterten Künste. Hieran kann niemand zweifeln, der die Reizungen der Tonkunst jemals gefühlt hat. Aber verlangt man Autorität, so muss folgende Stelle aus einem bewährten Schriftsteller, der sich durch die Gründlichkeit seines Urtheils unterscheidet, das grösste Gewicht haben. Polybius macht über die Einwohner von Cynätha, einer arkadischen Nation, folgende Bemerkungen: „Da die Arkadier allezeit wegen ihrer frommen, leutseligen und gastfreien Lebensart berühmt gewesen sind, so werden wir die Ursache erforschen, warum die Cynätheer sich von den übrigen Arkadiern durch wildes, ruchloses und grausames Wesen so unterscheiden. Ich kann diesen Umstand keiner andern Ursache zuschreiben, als dass die Cynätheer einen Gebrauch gänzlich vernachlässigt haben, der unter den übrigen Arkadiern, mit einem genauen Augenmerk auf ihr Klima und auf ihre Sitten, eingeführt worden. Ich meine ihre Erziehung und Uebung in der echten und vollkommenen Musik, welche in jedem Staate nützlich, aber den Arkadiern nothwendig ist, deren ursprünglich harte und rauhe Sitten es von der grössten Wichtigkeit machten, diese Kunst selbst in das Wesen ihrer Regierungsform zu verweben."

Darf man sich daher wundern, dass schon die Alten die Musik, welche einen solch' grossen Einfluss auf den gesunden Menschen äussert, auch zur Heilung von Krankheiten zu verwenden suchten?

Iamblichus berichtet von Pythagoras: „existimabat autem ille, Musicam quoque plurimum ad sanitatem conferre, si quis ea legitimo modo utatur."

Die Bibel erzählt uns, dass Saul durch David's Harfenspiel geheilt wurde.

Stahl in seinem *„collegium practicum"*[2] theilt uns mit, dass der Biss der Taranteln in Apulien durch eine eigene Musik, deren Noten er daselbst angiebt, geheilt wird, ebenso dass die Schweizer

---

1) Grundsätze der Kritik von Heinrich Home, aus dem Englischen übersetzt von Nikolaus Meinhard, Leipzig 1772, S. 67.

2) Leipzig 1745, S. 31.

Soldaten, wenn sie in Frankreich und den Niederlanden das Heimweh bekommen, durch den sogenannten Kuhreigen, Cantilena Helvetica, geheilt werden.

Kausch schrieb eine gelehrte psychologische Abhandlung über den „Einfluss der Töne und insbesondere der Musik auf die Seele“ und der gelehrte van Swieten verfasste eine Monographie *„de musicae in medicinam influxu atque utilitate.“*

In neuerer Zeit berichtet der geniale Reil in seinem bekannten Werke über Nervenkrankheiten von vielen durch die Musik Geheilten.

Wie reich die Literatur über den Zusammenhang der Medicin mit der Musik ist geht am besten aus Ploucquet's *„Literatura medica digesta“ Tom. III.* p. 169—170. *Tubingae* 1809 hervor.

Kann man sich dann darüber wundern, dass Mediciner es unternehmen, grosse musikalische Tonkünstler einer Analyse zu unterwerfen?

Kann es auffallen, dass dies bei den Deutschen geschieht, die nebst den Italienern zu den musikalischsten Völkern der Welt gehören?

Freilich tritt bei diesen Ursachen der Charakter der deutschen Nation mit allen seinen Tugenden und Fehlern in die Erscheinung.

Denn ausser den specifischen Fehlern der Deutschen, ihren von Tacitus ihnen schon aufgemutzten Erbübeln, ihrem Neide, der leidigen Sucht des Besserwissens, dem Sonderbundsthum, dem Fractionscultus, dem einseitigen Zunft- und Gildegeiste, springt gerade hier die eigenthümliche Vorliebe der Deutschen für Extreme in den Vordergrund.

Offenbar hängt dies mit klimatischen und geologischen Verhältnissen und der so lange bestandenen politischen Zerrissenheit zusammen.

Prägen sich diese Gegensätze doch schon in der Sprache aus!

Giebt es irgend ein anderes Culturvolk, welches selbst in seinen Dialecten grössere linguistische Extreme zeigt als das deutsche?

Giebt es grössere Gegensätze als das harte Oberdeutsch, das durch und durch dem *dur*, und das melodische weiche Niederdeutsch, das durch und durch dem *moll* entspricht?

Sollte man glauben, dass das kaum sprechbare „Schwizer Dütsch“ und die zarten Worte von Fritz Reuter ein und derselben Sprache angehören?

Und finden wir diese Gegensätze nicht auch in den religiösen Anschauungen?

Während ein grosser Theil des Volkes im naturwissenschaftlichen 19. Jahrhundert einer Orthodoxie huldigt, welche an das finstere Mittelalter erinnert und päpstlicher als der Papst selbst ist, schwört ein anderer Theil, an ihrer Spitze namhafte Physiologen, einem an Cynismus grenzenden Materialismus und Atheismus zu, dass für die richtige Bezeichnung dieser Menschen das Wort in der Sprache fehlt. Noch viele Jahre werden verfliessen müssen, bevor eine kosmopolitische Diät, Telegraphen, Eisenbahnen, Telephone, Colonien, Canäle und andere Factoren diese, wesentlich zum deutschen Michel gehörende, deshalb durchaus berechtigte Eigenthümlichkeit beseitigt haben werden.

Kann man bei so bewandten Verhältnissen darüber erstaunt sein, dass eines der grössten Genies der letzten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, das man als einen Repräsentanten dieser Aera, als eine typische Figur derselben hinstellen kann, schon während seines Lebens eine so verschiedenartige, gänzlich von einander abweichende Beurtheilung gefunden hat?

Während seine blinden und fanatischen Anhänger ihn nicht nur für einen göttlichen Musiker erklärten, sondern auch ihn zu einem musikalischen Gotte erhoben und in ihm den grössten Tonkünstler aller Zeiten und Völker verehrten, entblödeten seine ebenso blinden und fanatischen Gegner sich nicht, ihn einfach zu einem Narren zu stempeln.

Zur Exemplification wollen wir nur an Theodor Puschmann erinnern, jetzigen Professor der Geschichte der Medicin an der Wiener Facultät, damals, als er die berüchtigte „psychiatrische Studie, Richard Wagner“ [1]) schrieb, Psychiatriker in München.

In derselben brachte er bekanntlich den unfehlbar wissenschaftlichen Beweis dar, dass Richard Wagner, anstatt ein Genie zu sein, an Wahnsinn leide: „die Verstandesthätigkeit Wagner's ist nicht mehr eine normale, er leidet an Wahnideen, deren Folge auf seine ganze psychische Constitution einen deletären Einfluss ausgeübt hat.“

1) Berlin, Behr'sche Buchhandlung 1873.

Ja, Puschmann geht noch weiter, er imputirt den angeblichen Wahnsinn Richard Wagner's allen dessen Anhängern und dessen ganzer Partei.

Woher, fragen wir, diese grellen Gegensätze in der Beurtheilung dieses Mannes?

Der Schlüssel ist leicht zu finden. Einmal sind wir Deutsche, anderntheils hat die Zeit, in der wir stehen, selbst die Schuld.

Wir lebten — denn seitdem zwei Specialisten selbst, Schmidt-Rümpler und Hegar und der Cultusminister von Gerber dem Specialismus das Grabgeläute ertönen liessen, kann man wohl von dem Unter- wenigstens Niedergange desselben sprechen — in der Aera des Specialismus. Wenn nun auch Richard Wagner, der ja seiner Geburt nach der ersten Hälfte des Jahrhunderts angehörte, im diametralen Gegensatz zur Jetztzeit stand, eine Ausnahme bildete, indem er zugleich Dichter und Tonkünstler war, so ist doch leicht zu begreifen, dass kein Specialist ihn in seiner Totalität auffassen kann. Weder ein blosser Musiker, noch ein blosser Dichter, weder ein blosser Psychiatriker, noch ein blosser Historiker ist im Stande, Richard Wagner so zu würdigen, wie er es verdient, sine ira et sine studio.

Denn Richard Wagner als gottbegnadeter Tonkünstler schrieb nicht Culturgeschichte, sondern machte Culturgeschichte, er ist einer der Hauptrepräsentanten derselben für die letzte Hälfte des 19. Jahrhunderts, insofern Musik und Dichtkunst einen wichtigen Theil derselben bilden, dasselbe was Lassalle auf socialem, Bismarck auf politischem, Moltke auf kriegerischem, Krupp auf industriellem Gebiete.

Schon hieraus geht hervor, wie einseitig Alles sein muss und auch wirklich ist, was von Freunden und Feinden über Richard Wagner geschrieben worden: denn er wird entweder in den Himmel erhoben oder in den Koth gezogen.

Wir mussten dies vorausschicken, um den Lesern den Standpunkt klar zu machen, von dem allein Richard Wagner richtig gewürdigt werden kann: es ist dies der culturhistorisch-anthropologische. Dieser Standpunkt schliesst alle die übrigen in sich, den psychiatrischen, musikalischen, ästhetischen, poetischen u. s. w., weil er sich auf den ganzen Menschen bezieht.

Dieser Standpunkt allein erhebt sich über die Parteien, während

alle übrigen einseitige Parteistandpunkte sind, und ist einzig, wie Zeus vom Olymp den streitenden Heroen unparteiisch zuschaut, im Stande, ein entscheidendes, ruhiges, objectives Urtheil abzugeben.

Diesen Standpunkt nun finden wir, in recht anmuthender Weise, vertreten in der folgenden Abhandlung meines verehrten Freundes und Mitarbeiters Herrn Dr. v. Reichert.

Les extrêmes se touchent! Die Zeit des banausischen Specialismus ist vorbei!

Unmittelbar aus dessen Asche erblüht als ein neuer Phönix, der culturhistorische Universalismus, dessen Signatur eben darin besteht, kein Ding, keine Person nur von einem Gesichtspunkte aus zu betrachten, sondern von der hohen culturhistorischen Warte aller Jahrhunderte.

Als eine der frühesten, sehr erfreulichen Erscheinungen dieses Universalismus möchten wir obige Studie bezeichnen, die uns auch den Beweis erbracht zu haben scheint, dass nur ein musikalisch gebildeter medicinischer Culturhistoriker im Stande ist, die Licht- und Schattenseiten einer genialen Natur, wie Richard Wagner, objectiv wahr und richtig darzustellen.

Doch ertheilen wir jetzt Herrn Dr. v. Reichert selbst das Wort.

Motto.

„Wer einem Autor Dunkelheit vorwerfen will, sollte erst sein eigenes Inneres beschauen, ob es denn da auch recht hell ist.“

(Goethe, Sprüche in Prosa.)

Vorwort.

Der Tod Richard Wagners hat bekanntlich seiner Zeit Freunde und Gegner des grossen mit ihm geschiedenen Genius in ehrfürchtiger Eintracht und einmüthiger tiefer Trauer um dessen mit Lorbeer und Palmen bedeckten Grabhügel versammelt.

Der vollgegründete, tiefgreifende Schmerz der zahllosen Verehrer und Anhänger des verblichenen „Meisters“, der grosse Verlust, den die deutsche Kunst ganz unzweifelhaft mit Wagners Ab-

scheiden zu beklagen hatte, gebot damals auch seinen eifrigsten Gegnern und Widersachern trauernd die Waffen zu senken und einzig nur die ganze stumme Theilnahme zu zollen, die wir für jeden dahin gegangenen Heros und Genius von ganzer Seele empfinden und immer und ewig ihm schulden werden.

Heute dagegen ist es vielleicht nicht mehr zu früh, die oftmals alle erlaubten Grenzen übersteigenden, in das Maasslose überschwellenden Apotheosen mit kritischem Blicke zu prüfen, welche damals dem grossen Verstorbenen so überreich dargebracht wurden.

Ein solcher kritischer, wenn auch der eigenen Unzulänglichkeit sich voll bewusster „Versuch“ nur sollen und wollen die folgenden Zeilen sein.

Sie möchten speciell übrigens die Ursachen der Wirkungen Wagnerscher Musik zu ergründen trachten, sie in ihren tiefsten Wurzeln aufzuspüren und kritisch bloszulegen versuchen.

Denn nur um einen „Versuch“ kann es sich hier handeln! Eine erschöpfende Darstellung, eine völlig abschliessende Schilderung und Würdigung Richard Wagners dürfte nemlich von gar keinem Zeitgenossen, weder hüben noch drüben, unternommen und erfolgreich durchgeführt werden.

Dass wir es bei unserem Versuche endlich principiell nicht mit Persönlichkeiten zu thun haben, versteht sich von selbst; doch möchten wir diess für alle Fälle noch eigens und ganz besonders hier betont haben.

I.

Es muss eine gewaltige, hochgeniale, ja geradezu „dämonische“ Natur und Schöpferkraft gewesen sein, die im Stande war, durch mehr als Jahrzehnte hindurch die ganze moderne europäische Kulturwelt in solches, stets neues Interesse zu bannen, ganz Deutschland in solch lebendige Kämpfe und so scharf ausgeprägte feindliche Heerlager zu spalten, wie wir das in der Person, in dem ganzen Leben und Schaffen des verblichenen „Meisters“ zu beobachten Gelegenheit hatten.

Eben darum möchte es aber auch eine ebenso interessante als lehrreiche Aufgabe sein, die eigentlichen Ursachen zu erforschen, durch welche zumeist und zunächst diese mächtigen, oftmals fast unerklärlich scheinenden Wirkungen seiner Schöpfungen auf die

Gemüther, auf das musikalische Kunstleben, ja vielleicht auf das ganze ästhetische Europa veranlasst und zu Stande gebracht wurde.

Wer aber möchte da unverzagten Herzens an diese im allgemeinen wie im besonderen so ausserordentlich schwierige Aufgabe heranzutreten wagen? Wer vor Allem ist der Befähigtste und Berufenste, sie so wissenschaftlich und objectiv, als es zweifellos geschehen soll und muss, endgiltig zu lösen?

Der Musiker vom Fache vielleicht?

Nein, denn der ist unter 10 Fällen sicherlich neunmal zu decidirte Partei für oder gegen Wagner.

Der musikalische Laie, der sogenannte Musikfreund?

Noch weniger! denn er besitzt weder die nöthige theoretische, ästhetische, noch die genügende practische Bildung, um ein wissenschaftlich begründetes Urtheil in dieser so schwierigen Frage sich zu bilden und weitere Schlüsse daraus aufbauen zu können.

Der musikalische Dilettant?

Nun dieser sicher am allerwenigsten, so dass also fast einzig nur der Kulturhistoriker und der Aesthetiker vom Fache noch übrig bleiben.

Aber auch diese Beiden dürften wohl genau dieselben Schwierigkeiten bei ihrem Unternehmen finden, wie die obengenannten Kategorien.

Dazu müssten sie sich nach unserem bescheidenen Dafürhalten geradezu der „psychologischen" Methode bedienen. Sie müssten tief eindringen, scharf unterscheiden und Manns genug sein, alles was sie gesehen und entdeckt, auch getreulich wiederzugeben.

Der Verfasser gesteht nun gerne offen ein, dass er streng genommen zu keiner von allen den vorbezeichneten Kategorien gehört, so dass es fast als Arroganz erscheinen möchte, sich der gestellten Aufgabe zu unterziehen.

Und doch befähigt ihn vielleicht gerade der Mangel aller nöthig scheinenden Vorbedingungen noch am ehesten zu einer derartigen Untersuchung, zum „Versuche" eines Urtheils wenigstens, das schon seiner angeborenen Parteilosigkeit nach unter Umständen mehr Objectivität besitzen könnte, als die sämmtlichen Verdicte der genannten mehr oder minder pro oder contra Wagner engagirten Kategorien.

Thatsächlich sollen und wollen denn auch die vorliegenden Zeilen nicht mehr und nicht weniger als ein erster Versuch sein,

die tiefgreifenden, psychologisch hoch interessanten Wirkungen der Wagnerschen Schöpfungen auf die moderne Kulturwelt zu untersuchen und dem entsprechend in psychologischer Betrachtungsweise auf ihre eigenartigen Ursachen zurückzuführen.

II.

Von diesem Standpunkte aus gelangen wir aber sogleich zu der Thesis: dass die so merkwürdig erscheinenden Wirkungen der Wagnerschen Musik sich ganz einfach auf rein physiologisch-ästhetisch-kulturhistorischer Basis, d. h. aus unserer modernen Ueber- und Unkultur erklären lassen. Sie erweisen sich geradezu als gesetzmässiger Reaktionsmodus dieser Ueber- und Unkultur auf spezifisch Wagnersche d. h. auf gleichfalls moderne Kulturelemente.

Wir sagten, sie erklären sich physiologisch und ästhetisch. Wir müssen zur Stütze dieser Annahme hier zunächst constatiren, dass trotz des ungeheuer vielen Musikmachens der letzten 50 Jahre, trotz der jetzt grassirenden Clavierpest in grosssen und kleinen Städten und der weiter damit verbreiteten sogenannten musikalischen Bildung des deutschen und wohl auch europäischen Publicums dasselbe gleichwohl zum grossen Theile ganz eminent unmusikalisch ist.

Jede musikalische Leihbibliothek dürfte die schlagendsten Beweise für diese unsere Behauptung wohl oder übel zu liefern im Stande sein. Die Zahl ihrer Abonnenten, welche wirklich gründliche, namentlich auch theoretisch musikalische Kenntnisse und damit wirklich gediegenen Geschmack sich zu eigen gemacht haben und danach ihre Auswahl treffen, wird eine verschwindend kleine genannt werden müssen.

Dieses geringe Häuflein schmilzt noch mehr zusammen, wenn wir auch die Zahl derer noch abziehen, welche die eigentliche klassische Musik als ihre Lebensaufgabe cultiviren.

So ergibt also schon eine ganz einfache Betrachtung unwiderleglich, dass der unendlich grössere Bruchtheil des sogenannten musikalischen Publicums höchstens noch zu den Musikfreunden, der Mehrzahl nach aber nur zu den Dilettanten im gröbsten Sinne des Wortes zu rechnen ist.

Gerade dieser Theil des Publicums nun und von diesem wieder die am wenigsten musikalischen, — Dilettanten, — Leute, welche häufig genug Dur und Moll nicht von einander zu unterscheiden wissen — gerade diese sehr zahlreichen Schaaren liefern das übergrosse Contingent zu der orthodoxen Wagner-Gemeinde.

Reingläubig, weil gar nicht kritisch veranlagt, zählen sie durchgängig zu den eingefleischtesten und fanatischsten Verehrern der Wagnerschen Musik und diess, wie wir beweisen werden aus rein physiologischen und ästhetischen Gründen; aus Grund nemlich ihrer musikalischen Unbildung und ihres grob materiellen Sinnen-Genusses, zu welchem ihre ungeschulten Ohren, hre ungeschulten Nerven sie einzig und allein zu befähigen im Stande sind.

Ist es doch eine lang bekannte physiologische Erfahrung, dass Reizempfänglichkeit eines Nerven zunächst von seiner Irritabilität, d. h. von der grössern oder geringern Fähigkeit desselben, durch periphere oder centrale Reize in entsprechende Mitschwingungen versetzt zu werden, abhängt; ist es doch eine ganz bekannte physiologische Erfahrung, dass diese so verschiedene Reizempfänglichkeit der Nerven, ihre sogenannten Reizschwellenwerthe, bei den einzelnen Individuen sowol wie auch bei ein und demselben Individuum unter verschiedenen hier nicht zu erörternden physiologischen Grundbedingungen ganz ausserordentlich verschieden sein können, und weiss man doch aus der täglichen Erfahrung weiter, welcher geradezu wunderbaren Verfeinerung diese Nerven, resp. Sinnes-Organe fähig sind.

Werden von geübten Augen, Ohren und Fingern doch noch Reizunterschiede wahrgenommen, die für den ungeschulten Blick, die schwielige Haut der Arbeiter-Hand gar nicht existiren; werden doch von Künstler-Augen und Ohren Sinneseindrücke häufig schon als Schmerz empfunden, welche anderseits nur gerade im Stande sind, die schwerbeweglichen Nerven des Laien in angenehme Mitschwingungen zu versetzen. Erreicht doch der Jubel auf einer Bauern-Hochzeit um so eher und sicherer seinen Gipfel, je greller und ohrzerreissender die Klarinetten und Trompeten des Dorforchesters hinausschmettern, während das verfeinerte Ohr des Musik-Künstlers wie von Furien zerkrallt, diesem höllischen Spektakel zu entfliehen strebt.

So erklärt es sich also ganz einfach physiologisch, dass die übergrosse Mehrzahl des sogenannten musikalisch gebildeten Publicums mit Nothwendigkeit dazu inclinirt: Spektakel für Musik, die schneidendsten Harmonienfolgen für überraschende Modulationen, Monstruosität für Grösse, Dunkelheit und Unklarheit des Ausdrucks für tief und bedeutend, und in dem Maasse für tief und bedeutend zu halten, als ihr noch ausserdem fortwährend mit allen erlaubten und unerlaubten Reclame-Mitteln ad oculos demonstrirt wird, dass das auch wirklich Alles gross und erhaben, tief und bedeutend sei.

III.

Nach unserer vollen Ueberzeugung ist es also die laienhafte Unreife und Ungeübtheit, der Mangel jeder gründlicheren, geschweige feinen ästhetischen Erziehung, Bildung und Kritik, welche zunächst den grossen Haufen der Musikfreunde der Wagnerschen Muse in die Arme treiben. Wie viel dabei noch die Mode und die liebe persönliche Eitelkeit mitspielen mögen und thatsächlich mitspielen, das soll hier nur flüchtig angedeutet sein.

Wir recapituliren demnach, dass es zunächst der grob materielle Sinnengenuss, die Prävalenz des Spektakels, dass es zumeist die Nerven erschütternde Macht und Wucht der unmässig verwendeten Pauken und Trompeten, dass es die raffinirt fascinirenden Glasharmonica-Töne der specifisch Wagnerschen Modulationen sind, welche den geringeren orchestralen Reizqualitäten anderer Componisten gegenüber ihr imponirendes Recht, ihren unbestrittenen Sieg behauptet und behalten haben.

Es liegt ja so ganz in der Natur des Laien, dass er in demselben Maasse, als sein schwer bewegliches Trommelfell und sein mangelhaft entwickeltes Gehör fortwährend und in der intensivsten Weise erschüttert, von neuen gewaltigen Tonmassen, von bisher ungekannten Klangfarben gereizt und immer neu gereizt wurde, im selben Maasse dann natürlich auch geneigt ist, diesen musikalischen Lärm als noch nie dagewesen, als einzig und unübertroffene Musik zu interpretiren.

Ob freilich aber diese nagelneue Musik den alten musikalischen Kunstgesetzen entspreche, organisch aus denselben heraus-

gewachsen, nur eine künstlerische Bestätigung und Erweiterung derselben sei, also einen wirklichen Fortschritt in der Kunst bedeute, das kümmert ihn nicht, dazu fehlen ihm ja auch alle und jede künstlerischen Vorbedingungen.

Dieser Sieg grobmaterieller Kunstmittel über das rein künstlerische d. h. ideale Schönheitsmoment hat übrigens gar nichts Befremdendes und noch weniger Bedenkliches für den ruhig zuschauenden Historiker an sich.

Er beweist ihm nur auf das Neue die alte Thatsache, dass Alles schon dagewesen ist, dass die ganze menschliche Culturentwickelung in einem ewigen *circulus vitiosus* sich bewegt. Wir haben ja gerade in der Gegenwart auch noch in anderen Kunstgebieten dieselben Erscheinungen vor uns.

So sehen wir z. B. ganz analoge Vorgänge in der Malerei und Plastik sich vollziehen, wo dermalen das rein sinnliche, naturalistisch realistische Moment, die Technik, die äusssere Form den künstlerischen Inhalt, die Idee; mehr oder weniger vollständig in den Hintergrund zu drängen strebt, Alles nur auf den coloristischen, grobsinnlichen, naturalistischen Effekt hinzuarbeiten bemüht ist.

Die verflossene Kunstausstellung des Jahres 1879 zu München dürfte die unwiderleglichste Zeugin für diese unsere Behauptung sein.

Aber auch unsere deutsche Literatur hat wiederholt solche Entwicklungsphasen, solche betrübliche Hemmungen wahren künstlerischen Fortschreitens durchzukämpfen und durchzuringen gehabt.

Hat man doch z. B. in den zwanziger Jahren trotz der klassischen Antecedenz eines Schiller und Goethe mit den blödsinnigsten und geschmacklosesten Ritter-, Räuber- und Geisterromanen eines Cramer und Spiess etc. sich soulagirt und bildete diese wahrhaftige Literaturpest doch zwei Jahrzehnte hindurch die fast einzige Nahrung des gebildeten Deutschlands, der vornehmen Dame, wie der letzten Nähermamsell!! Einfach deshalb, weil diese edlen Räuber und Spiessgesellen, mit ihren plumpen Mord- und Liebesthaten die schwerfälligen Geister der deutschen Leser viel müheloser, gründlicher und ausgiebiger, dazu auch noch so angenehm gruselig aus ihrer Lethargie aufzurütteln und in viel angenehmere Mitschwingungen zu versetzen im Stande waren, als die relativ viel schwerer zu verstehenden literarischen Producte eines Goethe und Schiller.

Mit anderen Worten: Wer dem ungebildeten Geschmacke des grossen Publicums am meisten und ausgiebigsten fröhnt, wer ihm die derbste, dabei aber doch am leichtesten zu verdauende Kost am pikantesten auftischt, wer die grellsten Klarinetten- und Trompetentöne am anhaltendsten und unermüdlichsten ihm an die Ohren schmettert; wer die schreiendsten Farben dem verehrlichen Publicum in der auffälligsten, lockendsten Zusammenstellung vor Augen breitet, der ist immer der Held des Tages, der gefeierte Lieblings-Musiker, Maler und Dichter des grossen Haufens.

So viel von der grossen Menge der unmusikalischen und unästhetischen Wagnerianer, um uns nun einer andern viel höher stehenden und vielfach auch geradezu hochinteressanten species derselben zuzuwenden.

IV.

Diese nun in das Auge gefasste species verdient als eine Culturgruppe *sui generis* unsere ganz besondere Aufmerksamkeit und beansprucht alle Beachtung in dem Grade, als sie vornemlich aus dem eigentlich gebildeten Theile der Nation, aus dem gebildeten Mittelstande, aus künstlerischen und wissenschaftlichen Elementen ganz besonders sich zusammensetzt.

Sie erlangt ihre grosse Bedeutung gegenüber der erst geschilderten Gruppe durch das in ihr gelegene specifisch ideale Moment, welches sie in hervorragender Weise charakterisirt.

Zählt sie doch die wahren und berufensten Träger des Ideals, die Künstlerschaft, die ganze studirende Jugend aller Art, die Söhne und Töchter der sämmtlichen gebildeten Mittelklassen zu den Ihren!

Welche Summen von Wissen und Können, von idealen Bestrebungen und Thaten aber gerade von diesen Klassen auch heute noch immer entfaltet werden, das ist zu bedeutend, um nur mit ein paar Worten, einigen wegwerfenden Phrasen und hochmüthigem Achselzucken für immer beseitigt und abgethan zu werden.

Um die so merkwürdige Erscheinung der Wagner-Manie gerade in diesen Kreisen in ihren tiefsten Wurzeln, in ihrer inneren Gesetzmässigkeit zu betrachten und zu erklären, wird es aber nöthig sein, etwas weiter auszuholen und scheinbar abliegende Gebiete sogar, wenigstens flüchtig, zu berühren.

Wir beginnen unsere Auseinandersetzung mit der Constatirung der für uns ausserordentlich wichtigen Thatsache, dass gerade in den vorbenannten Mittelklassen die Ausbildung des Intellekts schon von frühester Jugend an gegenüber der Cultur aller übrigen Seelen-Qualitäten in ganz unverhältnissmässiger Weise in den Vordergrund tritt und beinahe die halbe Lebenszeit „in studiis verstübelt" wird, welche mit dem sechsten Lebensjahr zu beginnen und selten vor dem fünfundzwanzigsten beendet zu sein pflegen.

Wissen und immer zunehmendes Wissen wird heutzutage von unserer Jugend und in dem Maasse gesteigert gefordert, als die Concurrenz gerade auf wissenschaftlichem Gebiete, in allen wissenschaftlichen Berufs- und Erwerbsklassen eine noch immer täglich zunehmende genannt werden muss, zu einem wahren struggle of life sich gesteigert hat.

So ist es nachgerade zu einer wahrhaft aufreibenden Verstandes-Inanspruchnahme, zu einer übermässigen Anstrengung und Dressur sämmtlicher intellektorischen Seelenfunctionen gekommen, welche in wirklich bedenklicher Weise die Gehirne zu decimiren droht, wenn die lernerischen Anforderungen bei dem sich täglich noch mehr steigernden Kampfe um das Dasein innerhalb der gebildeten Klassen fortgesetzt immer höher geschraubt werden.

Dieses beweist die leider seit Jahren stetig zunehmende Frequenz unserer Irrenhäuser, die jährlich immer erschreckender anwachsende Zahl cerebraler Bankerotte, diess bestätigt noch besonders der seit Jahren ganz auffallend schwächliche, typisch invalide Charakter der in diesen Instituten beobachteten Krankheitsprocesse.

Es ist das eine Thatsache, die seit geraumer Zeit schon Gemeingut aller erfahrenen Irrenärzte geworden ist und als ein sehr bemerkenswerthes, vollauf zu würdigendes Zeichen der Zeit erachtet werden muss.

Solch eine vorwaltende Cultur der intellectorischen Functionen ist aber, wie wir schon erwähnt haben, nur möglich auf Kosten der übrigen Seelenqualitäten, unter welchen gerade eine der wichtigsten „das Gemüth" nothwendig mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt wurde.

Allerdings braucht man heutigen Tages Gemüth und Herz überhaupt nicht mehr, um seinen sichern wohlgebahnten Weg durch die Welt, d. h. Carrière zu machen. Dazu bedarf es vielmehr ein-

zig nur des brutalsten, rücksichtslosen Egoismus, der viel sicherer zum Ziele führt.

Gemüth und Herz sind vielfach schon antiquirte Begriffe geworden und gelten für unpraktische Gefühlsduselei, mit denen ein Mann von Welt überhaupt nicht rechnen oder gar praktisch gewinnen kann, die ihn vielmehr nur zu hindern und zu hemmen im Stande sind.

Darum ist es auch in der sg. guten Gesellschaft schon längs ausser Mode gekommen, sich rühren, überhaupt intensiver gemüthlich bewegen zu lassen. Ja es ist geradezu dahin gekommen, dass man sich förmlich schämt, überhaupt noch ein Herz zu besitzen, öffentlich Gefühls- und Gemüthsregungen sichtbarlich zu bethätigen!

Die Folgen davon konnten freilich nicht lange ausbleiben; wir sehen sie nur allzudeutlich in den „alten" jungen Leuten von heutzutage, in diesen frühreifen, unnatürlichen Treibhauspflanzen, in diesen affectirten, vorzeitig debauchirten, herz- und gemüthlosen jungen Mädchen und Männern, die Alles Andere, aber nur keine „jungen" Männer und Mädchen mehr sind. Es ist eben die zarteste Blüthe der Jugend, die schönste Seite seelischen Besitzthumes, Herz und Gemüth, unserer modernen Jugend mehr oder minder abhanden, resp. bei ihr nicht zur normalen Entwicklung gekommen und nirgends haben wir das auch in unserer ärztlichen Laufbahn schärfer beobachten gelernt, als gerade bei diesem Mittelstande, an welchen freilich auch der Kampf um das Dasein am fühlbarsten heranzutreten pflegt.

Man glaube aber ja nicht, dass diese einseitige moderne Verstandescultur die voll berechtigten Forderungen des Herzens und Gemüthes nur so einfach zu eliminiren vermöge. Im Gegentheile, nirgends tritt ihr kategorischer Imperativ stärker und gebietender hervor, als gerade bei der Jugend, wie ja auch alle gewaltsam unterdrückten Ideen nur um so sicherer und energischer reagiren, je härter, je despotischer sie vom herrschenden Regime unterjocht worden sind.

Herz und Gemüth glimmen nothwendig still und heimlich wie der Funke unter der Asche fort und es bedarf nur einer günstigen Gelegenheit, eines kleinen Zufalls, um das fast schon erstorbene Fünkchen zum lodernden Brande, zur verderblichen Glut

zu entzünden. Ein solch begünstigendes Moment ist aber nach ärztlicher Erfahrung ganz besonders in der Sinnlichkeit, in den Regungen der sexuellen Sphäre gegeben, die nun einmal vorhanden sind und um so weniger abgeläugnet werden sollen, je mehr eine verkehrte, grundfalsche Pruderie thatsächlich bestrebt ist, die Menschen in übernatürliche Wesen umzuwandeln, die sie nun einmal nicht sind, noch auch sein können.

V.

Die Thatsache, dass der Eintritt des jugendlichen Gemüthes in die Regungen und Strebungen der sexuellen Sphäre ein naturnothwendiger, rein physiologischer aber keineswegs gleichgiltiger ist, setzen wir als eine ziemlich allgemein bekannte voraus. Die Pubertätsjahre bedeuten fast immer einen mehr oder minder schwierigen Kampf, der nicht blos körperlicher, sondern vorwiegend auch geistig-gemüthlicher Natur sich gestaltet und oftmals mit zu den schwierigsten gehört, welche für die ganze weitere Zukunft eines Menschenlebens überhaupt noch gestritten werden.

Welche bedauerlichen und folgeschweren Verirrungen damit verknüpft sein können, ist zur Genüge bekannt. Nicht weniger, dass leider unser Culturstaat nun auch dem reifen Manne und der reifen Frau unter den bestehenden socialen Verhältnissen die allergrössten Schwierigkeiten zur legitimen Befriedigung ihres Geschlechtslebens in den Weg legt. Die Ueberproduction in allen Gebieten, die zunehmende Entwerthung des Geldes, der immer höher sich steigernde Luxus, sind es ganz besonders, die sich einer vermehrten Abschliessung von Ehen so durchaus ungünstig erweisen.

Die Zahl der freiwilligen und unfreiwilligen Cölibatäre hat darum vornehmlich in den gebildeten Klassen seit einer geraumen Reihe von Jahren stetig zugenommen, wie überall ziffermässig erhärtet und festgestellt worden ist.

Die Folgen dieser Unnatur, dieser ungesunden socialen Verhältnisse machen sich nun unleugbar und ganz von selber geltend. Auf diesem Boden ist unserer vollen Ueberzeugung nach — trotz alles gegnerischen Protestes — zum Theile wenigstens jenes kränklich schwächliche, jenes nervös hysterische Wesen, Fühlen und Empfinden der modernen Männer- und Frauenwelt erwach-

sen, welches sich ganz naturnothwendig in nächsten Connex mit jenem allgemeinen Pessimismus, mit jener allgemeinen Nirwâna-Trunkenheit der modernen Philosophie gesetzt hat, die unseres Erachtens geradezu als pathologischer Zug, als eine entschieden krankhafte Zeiterscheinung gedeutet werden muss.

Wir sagen also: das unterdrückte Gemüths- und Geschlechtsleben hat sich nach und nach zu einem Sensualismus ausgestaltet, der himmelweit von der gesunden Natürlichkeit und Naivität normaler Functions-Aeusserungen entfernt ist. Es wurde dafür: allgemeine Unbefriedigtheit, allgemeines gemüthliches Ungenügen der Grundton und wohl auch die Dominante in dem disharmonischen Accord dieser eigenartigen Culturerscheinungen. Und es ist unseres Erachtens geradezu das schmerzliche Empfinden und Sichbewusstsein dieser abnormen Zustände, welches wie ein schleichendes Gift, wie eine schwere heimliche Krankheit in diesen Sphären wüthet und zumeist sind es dann die bestbegabten, namentlich auch gemüthlich meist veranlagten Individuen, welche am schwersten von dieser Seuche befallen werden.

Nur auf so vorbereitetem Boden, nur auf solch originär kranker Gemüthsanlage hat sich unter der Jugend der gebildeten Kreise der sogenannte Weltschmerz, der ganze Schopenhauersche Pessimismus in der Weise entwickeln und immer weiter um sich greifen können, wie wir das jetzt thatsächlich gegeben finden.

VI.

Auf diesem von Haus aus kranken Keimboden müssen nun die Wagnerschen Schöpfungen wie mächtigste, gewaltigste Fermente wuchern. Bergen sie doch Elemente in sich und Reizmittel aller Art, welche förmlich dazu geschaffen sind, den allgemeinen Nervosismus, den allgemein verbreiteten Sensualismus noch um verschiedene Thermometergrade höher zu treiben!

Welcher wirklich musikalische, dazu nervös veranlagte Mensch, fragen wir, muss nicht noch erregbarer, noch hochgradig nervöser werden, wenn er fünf oder sechs Stunden lang in einem wahrhaft musikalischen Ocean wie ein steuer- und mastloser Schiffer herumgeschleudert, nun bis zu den Wolken emporgetragen und im nächsten Augenblicke schon wieder in klaffende Abgrundstiefen hinabgeführt wird?! Und fast niemals in diesem Tongewoge, in dieser

nervenerschütternden, unendlichen Melodie eine Ruhepause, eine Insel, in welcher das überreizte, bis zum äussersten Grade angestrengte musikalische Hören und Empfinden sich ausspannen und die kolossalischen, differentesten Eindrücke verarbeiten und unter sich ausgleichen könnte?

Wird denn nicht von Wagner mit unserem ganzen musikalischen Empfinden förmlich Fangball gespielt? Durchwüthet er nicht wie Hagel und Donnerwetter, wie ein Typhon, wie Weltuntergang und letztes Gericht die ganze Scala, um fünf Minuten später mit holdesten Sphärenklängen, pianissimo und con Sordini, mit wahrhaft' himmlischen Toncombinationen, mit wirklich nie noch gehörten Rythmen und Melodieen uns zu bannen, berücken, in ein ganzes Meer von Gefühl versinken und selig begraben zu lassen?! Wer sollte und müsste da nicht diesem Zauberer in Klängen und Tönen, diesem musikalischen „Dämon" freiwillig und unfreiwillig, gern oder ungern zu eigen sich geben?!

Wirkt er doch auf manche sensitive, insonderheit jugendliche Gemüther wie ein zweiter Rattenfänger von Hameln und sollte nicht gerade die Jugend, welcher vor Allem Erfahrung und damit auch die nöthige kalte, unbestechliche Kritik mangelt, zumeist und zuerst von seinen fascinirenden Tönen berückt und verwirrt werden?!

Vermögen sich doch selbst gereifte Männer und geschulte Musiker dem Zauber seiner satten Farben, dem glühenden Colorit seiner Orchestrirung auf die Länge nicht mehr zu entziehen und zu erwehren!

Es steht zu besorgen, dass Manchen von ihnen der geniale Excess aller erlaubten und unerlaubten Kunstmittel, das geradezu dämonische Element des „Meisters" den einfacheren, edlen Formen der wahren musikalischen Kunst nach und nach unvermerkt und in dem Maasse entwöhnt, als im Haschischrausche der Wagnerischen Musik das frühere, feinere musikalische Empfinden allmählich verloren geht.

VIII.

Damit sei von uns unumwunden zugegeben, dass es nur eine hochgeniale, geradezu phänomenale Künstlernatur sein könne, welche solche Wirkungen zu erzielen versteht und seit Jahren auch zweifellos erzielt hat. Dass aber Wagner der einzige berufene Interpret, ja noch mehr, dass er der erste und eigent-

liche Schöpfer und Begründer deutscher poëtischer und musikalischer Kunst sei, diese gelinde gesagt blasphemische Excentricität des Meisters und seiner Schüler muss von uns ebenso offen und unumwunden bis auf das Aeusserste bestritten werden.

Indessen haben wir es hier nicht mit der Person des Meisters, sondern lediglich mit der Aufgabe zu thun, die Wirkungen seiner musikalischen Schöpfungen auf ihre Grundelemente hin zu untersuchen.

In Verfolgung dieser Aufgabe haben wir noch besonders das sentimentale und sinnliche Element näher kennen zu lernen, welches unserem persönlichen Empfinden nach in sämmtlichen Wagnerschen Werken dichterisch wie musikalisch in ganz auffallender Weise prävalirt, ja oftmals so imperatorisch und ausschliesslich in den Vordergrund tritt, dass die dramatische Wirkung dadurch recht empfindliche Einbussen erleidet. So z. B. in der berühmten, unendlich breiten Erkennungsscene zwischen Senta und dem fliegenden Holländer, von welcher, wie auch wohl von der Siegfriedsidylle, die ächten Wagnerianer sicher keine Note herschenken wollen.

Dieses sentimentale, an sich und besonders am rechten Orte angewendet, äusserst fruchtbare ästhetische Element hat aber in den Händen Wagners noch ein ganz spezifisches, typisch Wagnersches Colorit erhalten. Es ist durch des Meisters Eigenart zu einer absolut unkünstlerischen Uebersentimentalität, zu einem wahren Excess des Ueberempfindens hinaufgetrieben worden. Ja es potenzirt sich zeitweise zu einem förmlichen „Empfindungs-Wabern", wie einer unserer Freunde einmal mit einem treffenden Witze sich zu äussern liebte.

Dieser Uebersentimentalität, diesem entschieden kränklichen Zuge der Wagnerschen Muse kommt nun die häufig ab ovo schon kränkliche, nervöse, müde, blasirt, überreizbar, übererregbar gewordene moderne Culturwelt so sympathisch entgegen. Es ist ja die Wagnersche Musik typisch das ächte Kind ihrer Zeit, der reichste Ausdruck moderner Gefühlsbedürftigkeit, moderner Uebersentimentalität in das rein Musikalische übersetzt!

Dieses ungesunde Element, dieses nervöse stigma trägt natürlich auch die moderne Jugend an sich, die dem Meister ja einen noch viel empfänglicheren Boden entgegen bringt als alle

seine übrigen Anhänger miteinander. Gerade die unreife, noch in allen Höhen und Tiefen unsicher herumtastende Jugend muss von dieser Uebersentimentalität ganz besonders gefesselt, ja dämonisch gebannt werden.

Werden doch von Wagner zunächst in seinen Liebesscenen mit vielleicht ewig unerreichbarem Geschicke Gefühlssaiten und Töne angeschlagen, wie sie harmonisch sympathisch in allen, vornemlich aber in jugendlichen Herzen mitschwingen und nachzittern müssen! Weiss er doch Gefühlsregungen zu schildern von der ersten zartesten, fast noch unbewussten Liebesahnung bis zum jauchzend dämonischen, grossartigsten Päan mänadisch entfesselter Sinnlichkeit wie Keiner vor ihm und wohl auch Keiner mehr nach ihm! Werden doch von ihm mit ganz besonderer Vorliebe Scenen und Momente entworfen, die wie Sturm und Gewitter, wie Aufruhr und blitzklare Erkenntniss des Guten und Bösen in die Herzen feinfühliger Jugend schlagen, wirken und nachwirken müssen!

Eine solche Scene ist uns z. B. immer das berühmte, sonst ja unübertrefflich schöne: „Athmest du nicht mit mir die süssen Düfte? O wie so hold berauschen sie den Sinn“ — im Lohengrin (Act III) gewesen. Wir halten sie heute noch für gefährlicher als die kräftigste Offenbachiade, für bedenklicher als selbst die schlüpfrigsten Scenen im Figaro, Wildschützen und anderen älteren und neueren Opern. Wir behaupten, dass sie eben wie keine andere Liebesscene bis dato beanlagt und geeigenschaftet ist, die seltsamste Unruhe, ein ganz unerklärliches lockendes Etwas, ein „*δαιμόνιόν τι*“ in jedem jungen unerfahrenen Herzen heraufzubeschwören. Ja, wir behaupten sogar, dass sich ihrem mächtigen glühenden Zauber wohl auch kein Erwachsener voll und ganz entziehen könne.

Nach unserm Empfinden ist in ihr jenes undefinirbare Etwas, jener feinst sublimirte, aber immer noch für den Wissenden bemerkliche hautgoût enthalten, der chemisch, am besten vielleicht als: übersentimental parfümirte, ächt Wagnersche Sinnlichkeit daraus zu extrahiren wäre.

Wir sind darauf gefasst, für diese unsere Behauptungen von den empörten, an sich schon so reizbaren Anhängern des Meisters mindestens auf Zeit Lebens aus Bayreuth und Umgegend verbannt zu werden. Gleichwohl lassen wir uns dadurch in unserem Be-

streben nicht beirren, welches einzig darauf gerichtet ist, zu untersuchen, wodurch und wie denn eigentlich die nachhaltigen Wirkungen der Wagnerschen Werke auf die moderne, so durch und durch realistisch angelegte Culturwelt bedingt und in ihren oftmals fast unverständlichen Aeusserungen hervorgerufen worden sind.

Nur zu diesem Zwecke und nach dieser Seite hin haben wir das sentimentale und sinnliche Element in den Wagnerschen Schöpfungen klar zu legen und als coincidirend mit dem ausgeprägt sentimentalen und sinnlichen Bedürfnisse des heutigen Publikums kennen zu lernen und zu beurtheilen versucht.

VIII.

Dass die Wagnersche Musik die Gefühlsmusik par excellence, noch mehr, dass sie der schrankenlose Ausdruck des schrankenlosesten Gefühls, die musikalische Transsubstantiation ächt modernen, kränklichen Ueberempfindens und pathologischer Uebererregbarkeit sei, das spricht sich ästhetisch auch ganz charakteristisch schon in der unendlichen Melodie, in der bisher unerhört gewesenen Formlosigkeit, in dem gewollten oder nicht gewollten Verschmähen der bisherigen musikalischen Kunstformen aus.

Die Wagnerianissimi vom Fache rechnen zwar bekanntlich das dem Meister als den unendlichen Fortschritt, als die grösste fruchtbarste That seines Genius an. Sie erblicken gerade in diesem bewussten Verlassen der bisherigen Bahnen die bisher unerhörte, neue deutsche, specifisch Wagnersche Zukunftsmusik. Aber dem ästhetisch Geschulten müssen alle derartigen übereifrigen, zum Theile auch höchst unreifen Emanationen der ihren Meister noch „übermeistern“ wollenden Jünger von vorneherein bedenklichstes Bedenken einflössen.

Musste doch der Verfasser dieser Zeilen oftmals den ausserordentlich unklaren, häufig sogar bei aller Genialität und Wahrheit auffällig verschrobenen literarisch-ästhetischen Darlegungen des Meisters selber gerechte und begründetste Zweifel entgegenstellen.

Er musste namentlich zu der Definition: Zukunftsmusik als einer völlig neuen, nie dagewesenen, besonders auch neudeutschen Kunst eine direct oppositionelle, offen bekannte häretisch-polemische Stellung einnehmen, behaupten und festhalten.

Nach des Verfassers fester und unumstösslicher Ueberzeugung hat uns Wagner nicht mit einer neuen, erst von ihm entdeckten, begründeten und ausgebauten Kunst, noch weniger aber mit einer nagelneuen deutschen Kunst beschenkt.

Was wir ihm verdanken, ist sicherlich weniger, aber noch immer mehr als genug! Was uns sein grosses Genie zweifellos geschaffen und gesichert hat, sind erweiterte Kunstformen, aber durchaus keine neue Kunst.

Unseres bescheidenen Erachtens sind die Wagnerschen Heissporne viel zu freigebig mit den neuen Bahnen gewesen, die ihr Haupt und Meister zuerst eingeschlagen und zu ihrer jetzigen nie dagewesenen Höhe entwickelt und herangezogen haben soll.

Man muss sich nur darüber klar sein, rein und streng logisch untersucht haben, was denn dieses Schlagwort: neue Bahnen, neue Kunst eigentlich sagen und bedeuten will. Sicherlich nichts anderes, als einen Weg, eine Bahn betreten, die vorher noch von gar Niemand begangen und beschritten, ja vielleicht nicht einmal gekannt wurde! Indess führt gerade diese einfache Definition zu der unumstösslichen Thatsache, dass in diesem Sinne überhaupt noch gar niemals irgend ein Künstler eine absolut neue Bahn brechen und frischweg betreten haben könne. „Im ersten Falle macht er's ein Unmerkliches besser als seine nächsten Vorgänger. Hat Beethoven etwa eine neue von der Mozartschen durchaus verschiedene Bahn eröffnet?[1]) That es Wagner nach Beethoven?"

Nur historische Unkenntniss, nur ein ganz oberflächliches, mit menschlicher und künstlerischer Entwicklung vollständig unvertrautes, einseitig verschrobenes Urtheil, oder vielmehr der völlige Mangel alles und jeden ruhig kritischen, objectiven Urtheils vermöchte die gestellte Frage bejahend zu Gunsten der neuen Bahnen zu entscheiden.

Was uns Wagner wirklich Neues gebracht hat, das ist zumeist die vollendete Formlosigkeit, besonders seiner thematischen und periodischen Constructionsweise; das ist mit drei Worten, allerdings nicht ganz prägnant charakterisirt: die unendliche Melodie.

Aber mit dieser von aller bisher üblich gewesenen Kunstform

1) Siehe Lobe: Gespräche mit Mendelssohn. Fliegende Blätter für Musik. Band I, Seite 286.

sich thematisch und modulatorisch unterscheidenden, allerdings neuen und originellen Formerweiterung ist noch lange keine neue Kunst, keine specifisch neue deutsche Kunst inaugurirt, der es auch wirklich gar nicht bedarf, um trotzdem noch eine wirkliche deutsche Kunst zu besitzen.

Ob aber die wirkliche musikalische Kunst durch diese Wagnersche Kunstform-Erweiterung thatsächlich so unendlich gefördert und so ausserordentlich bereichert wurde, wie man von den Wagner-Aposteln unausgesetzt und eindringlichst versichern hört, das ist erst noch abzuwarten, das muss in der That die Zukunft lehren und wird es sicherlich in 10 bis 20 Jahren auch gelehrt haben.

Vorläufig scheint diese Kunstform-Erweiterung, diese absolute Form- und Modulationsfreiheit des verblichenen Meisters weniger einen grossen Styl, als eine sehr einseitige Manier seiner Schüler und Nachtreter erziehen zu wollen, der wir durchaus kein zu langes Leben prognosticirt haben möchten. Straft sich doch alles Unnatürliche, alles Forcirte, den ewigen Natur- und Schönheits-Gesetzen Zuwiderlaufende nirgends schlimmer und schneller, als gerade in der Kunst.

Dies hat sich zu allen Zeiten, nicht zum mindesten aber drastisch und instructiv auch in der deutschen Poësie gezeigt.

Erinnern wir uns doch alle vielleicht an die Excentricitäten und Bizarrerien, an die heutigen Tages schon ganz unglaublichen, auf Lessing, Göthe und Schiller jetzt uns völlig unbegreiflich gewordenen Geschmacklosigkeiten der ersten und zweiten Schlesischen Dichterschule! Was war ihre nothwendige, unausbleibliche, rein naturgesetzliche Folge? Die Reaction, die Schule der Wasserpoëten, der nüchternen, kalten, handwerksmässigen Reimer, die uns zum Theile aber immer noch geniessbarer und verdaulicher erscheinen möchten, als der ganz unerträgliche Schwulst und Bombast eines Lohenstein!

Und eine solche Reaction wird auch in der Musik, wird und muss nothwendig und gesetzmässig in der Wagnerschen Epoche folgen, die da und dort — uns wenigstens — sehr viel Aehnlichkeit mit den Schlesiern zu haben scheint. Der Verfasser wird zwar diese Reaction kaum mehr erleben, aber möchte sie doch wenn auch als ein sehr wenig verdienstvoller Prophet sicher und überzeugungsfest in diesen Zeilen vorausgesagt haben.

Sind wir doch der bestimmten Meinung, dass schon das zunehmende Bedürfniss nach leichtfasslicheren, klaren, wohl geordneten und gut construirten Perioden von selber im grossen Publicum diese Reaction wieder zeitigen und dass im grossen Publicum Wagner niemals, selbst in 100 Jahren nicht, trotz seiner sogen. deutschen Musik populär werden wird.

Rienzi, Tannhäuser, Lohengrin und der fliegende Holländer werden sich wohl und ganz verdienter Maassen auf jedem Repertoire erhalten, aber zumeist darum, weil sie sich mindestens zur Hälfte noch in den alten Kunstformen bewegen, deren zuverlässige und unerschütterliche Fundamente ihre Weiterexistenz viel mehr verbürgen, als die vorderhand noch sehr problematischen Bogen und Pfeiler der Wagnerschen neuen deutschen Kunstform.

IX.

Gerade diese von uns betrachtete specifisch Wagnersche Kunstform und Formlosigkeit ist es übrigens nicht zum mindesten gewesen, welche seiner Musik aller Orten so grosse und enthusiastische Erfolge besonders bei dem weniger musikalisch gebildeten Publicum geschaffen und bis jetzt erhalten hat.

War ja doch keine musikalische Form als gerade die Unform der unendlichen Melodie an sich so völlig dazu angethan, auf die Gemüther und zwar in dem Grade verdoppelt und dreifach noch einzuwirken, als der Verstand oder doch wenigstens eine gewisse geistige Mitarbeit des Hörers dabei vollkommen überflüssig erscheint; hat man doch bei Wagnerscher Musik gar nichts, aber auch gar nichts Besseres zu thun, als blos nur: empfinden und wieder empfinden.

Der Wagnerianer „wie er sein soll“ handelt ganz bestimmt auch nur in der vollsten Intention des Meisters, wenn er sich einfach willen- und widerstandslos von seinen Tonwogen forttragen und in einen ganz undefinirbaren, endlos-unendlichen Gefühlsocean immer weiter und ferner hinaus und entführen lässt.

Von jener sonst und bisher unentbehrlich gehaltenen geistigen, künstlerischen, stillen Verstandes-Mitarbeit, wie sie Mozart, Beethoven, eine Lachnersche Suite oder gar wohl eine Händelsche oder Bachsche Fuge à 5 voci von uns verlangten, ist bei Wagner gar keine Rede.

Ja solche Versuche schädigen sogar direct seine ganze volle Gefühlswirkung; bei ihm gilt vielmehr nur das einzig nöthige und berechtigte Postulat: „fraglos seinem Zauber", seinem oft auch geradezu bestrickenden Töneweben voll und gänzlich sich hinzugeben. Dann aber wird sich zuletzt auch wirklich „unser Gefühl entzücken", dann werden wir in ein Land der dämmerig-süssesten, der holdesten und graulichsten, der hellsten und nebelhaftesten, an's unbewusst-bewusste räthselhaft streifenden Gefühle und Gefühlswallungen entrückt, wir werden völlig in Gefühl aufgelöst und fast ein bischen „verrückt" werden.

Wer aber sollte dafür dem Meister erkenntlicher, wer ihm für solchen Organismus von ganzem Herzen dankbarer und verpflichteter sein als unsere moderne Jugend, unsere moderne Künstler- und Frauenwelt?! Wer sollte lieber, bedürftiger und verständnissinniger „den Ritt in's alte, romantische Land" mit dem Meister wagen und immer begeisterter auf's Neue wieder unternehmen wollen, als unsere nüchternen Zeitgenossen, als unsere erzprosaische, kalte, nahezu Maschine gewordene Culturwelt?!

Welches nur einigermaassen romantisch beanlagte, sentimental angehauchte Gemüthsleben sollte nicht ganz besonders willig als Elsa und Lohengrin, als Evchen und Walther Stolzing auf Stunden und Minuten wenigstens sich zu träumen geneigt sein?!

Hat der und jener doch gerade vielleicht mit der rauhesten Wirklichkeit, mit den nüchternsten, armseligsten Forderungen des alltäglichen Lebens, des schweren, farblosen Berufskampfes sich abzuquälen! Ist dieser und jener doch in so vielen, vielen Fällen die trostlose Gewissheit vor Augen gestellt, dass ihr niemals, gar niemals auch nur ein Schimmer des Glückes leuchten und lächeln werde, das ihr in fast überirdischer Schönheit und Verklärung, in so wunderbar strahlenden Farben auf der Bühne erscheint und gemalt wird!

Denken wir uns in die wahre Sachlage, in diese jungen sehnsüchtigen, liebesbedürftigen und vom Glücke so wenig begünstigten Herzen hinein, dann sind die tiefen Wirkungen der Wagnerschen Musik auf dieselben sehr einfach und natürlich zu erklären. Nirgends wird ja diesem namenlos tiefen, ungestillten Sehnen und Begehren zarter Herzen und heisser Gemüthsanlagen in so hohem

Grade geschmeichelt, in Wort und That so vollkommen Genüge geleistet, als gerade durch Wagner, welcher in sattester Gefühlsschilderung, in glühendster Seelenmalerei, wie z. B. im Tristan, wohl kaum seines Gleichen in seiner Art und Manier haben dürfte.

Wir kommen damit freilich gleich wieder an den Abgrund, der jetzt schon allzudeutlich klafft, um übersehen zu werden. Wir kommen in eine musikalische Manier hinein, die sich mit ihrer zum Princip erhobenen Formlosigkeit immer weiter von der wirklichen Kunst entfernt und unfehlbar an diesem künstlerischen Defecte mit der Zeit von selber zu Grunde gehen muss.

Wir werden hierüber noch einiges Wenige bei der letzt von uns aufgestellten Wagnerianer-Species, bei den — sit venia verbo: Wagnerianissimi uns anzufügen erlauben, möchten hier aber nochmals recapitulirt haben, dass es im weitesten Sinne des Wortes sicherlich: das unterdrückte Idealitätsstreben und -Bedürfniss zumeist ist, welches dem Meister seither seine Anhänger zuführte, trotz und eben in Folge des crassen Materialismus, des goldenen Kalb-Cultus und des allgemeinen Verflachungs- und Vermaschinirungs-Strebens, welches die Signatur der heutigen Tage ist.

Und dieses Idealitäts-Gefühls- und Naturbedürfniss wird und muss trotz alles modernen Pessimismus nothwendig und mit ganz elementarer Gewalt wieder zum Durchbruch, zum endlichen Siege kommen.

X.

Endlich bleibt uns noch der von uns also bezeichneten Wagnerianissimi zu gedenken, unter denen wir natürlich niemals die persönlichen, intimen und intimsten Freunde und Verehrer des grossen Todten verstehen und bezeichnen wollen. Wir haben uns ja grundsätzlich nicht mit persönlichen Verhältnissen, sondern einzig und allein nur mit sachlichen, rein ästhetischen Dingen zu befassen.

Wir verstehen also unter: Wagnerianissimi nur diejenigen seiner eifrigsten und enragirtesten Schüler und Nachfolger, die Termagaunt noch übertermagaunten, Wagner, wenn möglich, noch überwagnern wollen! Leider, dass kein grosser Mann diesem Schicksale, dieser traurigen Consequenz seines edelsten, besten Schaffens und Wirkens jemals ganz sich zu entziehen vermag.

In dieser Schaar nun finden wir natürlich die allerverschiedensten, höchst und niederst zu qualificirenden Elemente vereinigt; Männer von so zweifellos aufrichtiger, überzeugungstreuester Gesinnungstüchtigkeit, von so vollendetem Wissen und Können, dass ihnen auch der Gegner seine ganze Hochachtung nicht versagen kann. Dagegen fehlt es aber auch wieder nicht an Halb-, Viertels- und Zehntels-Talenten, an Leuten von häufig recht zweifelhafter künstlerischer Begabung und noch zweifelhafterem Können, welche sicherlich nur den völligen Mangel eigenen originellen Erfindens mit der gewaltigen Löwenhaut des entschlafenen Löwen und Meisters bemänteln und zudecken wollen.

Die neue freie Schreibweise des grossen musikalischen Reformators und Vorbildes ist ihnen nur eine hochwillkommene, hocherwünschte Gelegenheit, ihre ganze Impotenz innerhalb der alten, so sehr difficilen Kunstformen klug zu verbergen. Es sind eben jene Schüler, die ihrem genialen Lehrer und Meister nur das „wie er sich räuspert und wie er spuckt“ und auch das nicht, sondern gerade nur ein bischen abgeguckt haben.

Es sind das jene unseligen, dabei aber arrogantesten Parasiten, die allzeit von den Brosamen zu mästen sich verstehen, welche jeweils von der vollbesetzten Tafel eines Genies für so viele Arme im Geiste so reichlich abzufallen pflegen.

So also wird der Meister wohl immer, aber nur sehr ungenügend copirt und arten solche Versuche meist dann blos in Zerrbilder aus, in Carricaturen beklagenswerthester Art, weil sie einen frisch angebahnt gewesenen, wirklichen Fortschritt in der Kunst auf längere Zeit aufzuhalten und zu hemmen im Stande sind.

Doch nicht mit einem Misston, sondern harmonisch und versöhnlich soll dieser unser Versuch ausklingen, den wir in dem Bestreben, als ehrlicher Gegner zu kämpfen und zu fechten, unternahmen und dieses Lob allein möchten wir unserer kleinen Arbeit allseitig zuerkannt wissen.

So legen zum guten Schlusse denn auch wir bewundernd und in hoher Verehrung des hohen, mit Wagner ja nimmer verstorbenen Genius den heldisch verdienten Lorbeerkranz auf des verblichenen „Meisters“ Grabhügel nieder:

„In magnis voluisse sat est!“.

III.

Johann Friedrich Dieffenbach.

(Schluss.)

Alexander von Humboldt, der gerade in Paris weilte, als Dieffenbach starb, schrieb an die Wittwe desselben folgenden Brief, welcher ein beredtes Zeugniss davon ablegt, wie psychologisch richtig er das Wesen seines Freundes aufgefasst und wie sehr er durch den frühen Heimgang desselben erschüttert und in seiner eigenen Person betroffen war:

Hochverehrte, gnädige Frau!

„Der Tag, wo ein einziges französisches Journal, die Presse, uns zum ersten Male die Schmerzensnachricht brachte und in einem Detail, das in der Sitzung des Instituts alle Hoffnungen des Zweifelnden niederschlug, gehört zu den trauervollsten meines vielbewegten Lebens. Wenn den höchsten Geistesgaben, auf der erhabensten Sprosse des Wissens, sich die anmuthigste Liebenswürdigkeit, wenn der festesten Unabhängigkeit freier Gefühle sich Zartheit und, wie weibliche Milde, wenn der Selbstbewusstheit eigener und zwar ganz selbst geschaffener Grösse, sich die menschlichste Einfachheit der Sitten, alle Heiterkeit des Lebens, und immer mit beschränkender Anmuth, sich beigesellen, so giebt es für den Schmerz keine Grenze, so verhallt in Nichts der Nachruf und Klageton der Menge, der verspätete Ausbruch der Bewunderung des vornehmen Pöbels, der egoistischen Schreier der Menge, die den Besitz verkannte und erst zur Besinnung kommt, wenn die Parze den Faden löst. Ich und die Meinen, wir wussten zu bewundern, als er noch unter uns wandelte, uns die reichen Schätze seines Herzens öffnete, zu dem tödtlichen Krankenlager meines dahingeschiedenen Bruders täglich, wochenlang eilte, als seine Nähe, sein Blick, der Abglanz eines feinen inneren Sinnes, uns Trost und Hoffnung gaben. Mein Schmerz, theure, edle Freundin, giebt mir das Maass Ihres Schmerzes, dieser Ihrer vortrefflichen Mutter, des so schön begabten Kindes, fähig, einen solchen Namen einst ruhmvoll vor der Nachwelt zu tragen, selbst das äussere liebe Bild des Hingeschiedenen wiederzugeben. Kein Wort von meinem Mitgefühl, nichts von der getäuschten Hoffnung, er solle mich im Sterben durch seinen milden Anblick erfreuen, er mir, ein Freund, die Augen schliessen. Trost fühlen Sie und ich, in dem Gedanken, dass er wie ein Held, in seinem edlen Berufe, wie auf dem Felde seines Ruhmes gefallen ist. Eine schöne Seele, wie die Ihrige, meine hochverehrte Freundin, schöpft allein, aus ihren Tiefen, die unergründlich sind.

Zuruf von Aussen ist nur störend. Was die Zeit zu heilen scheint, berührt nur die Oberfläche, ist trügerische Ruhe, der innere Sinn bleibt geheftet auf das Verlorene. Die Zeit giebt dem Schmerz nur einen anderen Farbenton. Er heisst dann Rührung und verbreitet, trübe aber milde, den Schleier über alle irdischen Dinge. Die Pflicht richtet auf und stärkt im Glauben an die innere Seelenkraft. Die Kinder erscheinen der Mutter wie Lichtpunkte des sich erneuernden Lebens. Alle Freude des Menschen ist mit Wehmuth gepaart.

Ich beschwöre Sie mir nicht zu schreiben. Meine ersten Schritte in Berlin, Ende des Jahres oder erste Tage des kommenden, werden mich zu Ihnen führen. Ich umarme die Kinder! Innige, liebevolle Verehrung Ihrer theuren, liebenswürdigen Freundin und Ihrer trefflichen Mutter."

Paris, den 18. Nov. 1847. A. v. Humboldt.

Und die Gegenwart, die moderne Chirurgie? Nun wie man von der Aera des Militarismus es nicht anders erwarten kann, sie hat den genialen Künstler fast gänzlich vergessen.

Selten nur, sehr selten findet man den Namen Dieffenbach citirt! Warum denn auch? Die Chirurgie ist ja erst seit dem antiseptischen Verfahren eine Wissenschaft geworden, vorher war sie ja antediluvianisch.

Chirurgische Dii minorum gentium, wenn sie das Wort Dieffenbach mal in den Mund nehmen, trachten danach in ihrer Eitelkeit, ihres geistigen Pygmäenthums sich nicht bewusst, dadurch zu Titanen zu werden, dass sie ihn verkleinern.

Man macht ihn höchstens, wie schon oben bemerkt, zum „Chirurgen mit gleich anfangs vorwiegend praktischer Richtung" was, wie wir zeigen werden, eine Fälschung der Geschichte involvirt.

Ja, der Marburger Professor der Chirurgie, Roser, geht noch weiter, geht so weit, dass sogar im Jahre 1859 eine Antwort des Verfassers der Cellularpathologie in der Deutschen Klinik erfolgte (15. Januar).

Virchow hatte nämlich in seiner Cellularpathologie geschrieben: „Ich habe es selbst erlebt, dass ein sehr renommirter junger Chirurg in die Klinik von Dieffenbach kam, welcher eben einen Penis wegen „Carcinom" amputirte, und dass der junge Chirurg nachher erklärte, es sei ein einfaches Condylom gewesen. Hinwiederum habe ich Fälle untersucht, wo man Jahre lang an diesen Dingen herumcurirt hat, als ob es syphilitische Condylome wären." Roser wirft nun in dem *„Archiv für physiologische Heil-*

kunde" „eine Frage an den Verfasser der Cellularpathologie" auf. Virchow hatte aber gar nicht die Absicht gehabt, Jemandem aus diesen Verwechslungen einen Vorwurf zu machen, weil er hinzufügte, es sei überaus schwierig, das Kriterium zu ermitteln, welches genau die Entscheidung giebt, ob die Bildung nur der Oberfläche angehört (condylomatös) oder ob sie complicirt ist (cancroid). — Weiterhin bekennt er sich denn als diesen jungen Chirurgen. Virchow sagt, „ich weiss nicht, wer von beiden recht hatte, ich kann nicht sagen, ob es ein Carcinom (Cancroid) oder ein „Condylom" (Papillargeschwulst) war. Es folgt aus der Geschichte weiter nichts, als dass die bloss chirurgische Kenntniss der Geschwülste nicht ausreicht. Die Loyalität in der Wissenschaft erfordert es, solche Erlebnisse, welche von ganz verschiedenem Werthe sind, nicht zu verschweigen; die Loyalität gegen Personen dagegen verlangt, ihre Namen nicht eher in solche Erzählungen aufzunehmen, als bis sie selbst der Geschichte angehören." Roser beruft sich nach einem on dit auf den Ausspruch von Johannes Müller. Letzterer hatte aber schon damals kein rechtes Interesse an der Pathologie und betrachtete die Geschwülste nur äusserlich, ohne sie ernsthaft zu untersuchen. Virchow selbst hat die Ansicht, dass Dieffenbach recht hatte. „Am Schlusse des Artikels klagt Roser die phantastische Eitelkeit des grossen Chirurgen an, er vergleicht ihn mit einem Virtuosen oder Kunstreiter, er findet speciell diesen Ausdruck nicht zu stark, denn die Klinik Dieffenbach's war „wie eine Bühne oder ein Circus für seine Operationskunst." So spricht er von einem Manne, dessen „unvergleichliche Verdienste um den Fortschritt der Chirurgie, dessen originelle Beobachtungen und Operationspläne, dessen Emancipation vor jenem unwissenschaftlichen und unpraktischen Methodenkram" er wenige Zeilen vorher von Neuem hervorhob. Wer von demselben Manne aussagen kann, dass er unvergleichliche Verdienste um die Fortschritte der Chirurgie habe und dass er seine Klinik wie einen Circus behandelte, der hat nicht das Recht dazu, empfindlich zu sein, wie ein junges Mädchen, bei der leisesten Andeutung davon, dass dieser Mann auf der Höhe seiner praktischen Erfahrung etwas besser verstanden haben könne, als er selbst im Anfange seiner praktischen Entwickelung".

Uns wird Niemand zumuthen, derartige boshafte Ausfälle bekämpfen zu wollen. Jeder sieht ein, dass solche auf Dieffenbach abgeschossene Pfeile an dem undurchdringlichen Panzer seiner chirurgischen und menschlichen Grösse abprallen, und auf den zurückfallen, der sie abgeschossen und diesen lächerlich machen und somit tödten.

Was Dieffenbach im Einzelnen leistete, werden wir im Folgenden zeigen; sollen wir ihn mit wenigen Worten im Allgemeinen charakterisiren, so können wir es nur dadurch thun, dass wir unsere obigen Worte wiederholen: Dieffenbach war der grösste chirurgische Heros, den Deutschland jemals hervorgebracht hat.

Geschichte.

Etwas Anderes ist, wenn ein eminenter Chirurg, wie Dieffenbach, an dem jede Fiber des Körpers gewissermassen chirurgisch ist, eine Geschichte seines Faches schreibt, etwas Anderes, wenn dies ein blosser Historiker thut, welcher niemals die Chirurgie praktisch ausübte, sondern nur ihre Theorie erlernte. Beide verhalten sich zu einander, wie der Maler, der selbst Künstler ist und der bloss raisonnirende theoretische Kunstkritiker. Schon aus diesem Grunde hat *„der historische Ueberblick der operativen Chirurgie"* ein ganz besonderes Interesse, da es ja zu den grössten Seltenheiten gehört, dass grosse und hervorragende Operateure ein historisches Gemälde ihrer Kunst entwarfen.

Mit wenigen Strichen einen Karton zu entwerfen, der uns das Wesentliche der operativen Chirurgie in ihrer Entwickelung bis auf die Gegenwart vorführt, vermochte nur das Genie eines Dieffenbach!

Den Nichtkenner muss dieser kurze Ueberblick packen und hinreissen, der Kenner aber wird wegen einiger kleinen Unexactheiten und Mängel nicht nörgeln und sich den Genuss des Ganzen verkümmern lassen.

Geben wir daher den vollständigen Abdruck dieses kleinen, aber naturgetreuen historisch-chirurgischen Cabinetsstücks:

„Die Geschichte der chirurgischen Operationen ist die Kriegsgeschichte der Heilkunde; wie die Kriegsgeschichte die Begleiterin der Staatengeschichte und mit ihr innig verwebt ist, so verhalten sich auch Medicin und Chirurgie zu einander. Dem unvollkommenen Zustande des früheren Menschengeschlechts

entsprechend war diese Chirurgie wohl der ähnlich, wie der gemeine Mann sie ausübt, oder wie man sie bei wilden Völkern noch antrifft; und bestand im Auflegen von schmerzstillenden Kräutern bei Entzündungen und Wunden, im Ausziehen eingedrungener scharfer Körper und dergleichen. Die Leidenschaften der Menschen, Rache, Habsucht und Ehrgeiz, führten zu blutigen Kämpfen, und das naheliegende Bedürfniss der Heilung der Wunden machte, dass dieser Zweig der Heilkunde allen übrigen weit vorauseilte. Wer sich hierin hervorthat, seinem Mitkämpfer mit besonderm Geschick beizustehen, erwarb sich den Ruf eines heilkundigen, eines weisen Mannes, und der Glaube an ihn wuchs, wie es noch heut zu Tage der Fall ist. Jedenfalls erscheinen die Männer der ältern Zeit, welche als Heilkünstler galten, mehr Chirurgen als Aerzte, und schon in Homer's Gesängen hat die Chirurgie einen grossen Vorsprung vor der Medicin. Der erste Aderlass des Podalirius, Aesculap's Sohn, hat diesem die Unsterblichkeit gesichert. Seine Nachkommen aber verliessen die von ihrem Ahnherrn betretene klare Bahn und wendeten sich der geheimnissvollen Medicin zu. Die erste Anwendung des Glüheisens schreibt man dem Euryphon zu, welcher dasselbe bei der Paracentese des Thorax anwendete, sowie sich schon aus jener Zeit Spuren anderer grösserer chirurgischen Operationen, wie der Trepanation, der Punction bei Bauchwassersucht u. s. w., vorfinden.

Wurden den Griechen auch die geringen Fortschritte, welche sie in der operativen Chirurgie machten, vorgeworfen, so waren doch die von ihnen gegebenen Beiträge, zu denen auch wohl schon die Staaroperation gehört, für das Ganze nicht unbedeutend, denn wo so wenig vorhanden war, musste das Hinzukommen jeder neuen grösseren chirurgischen Operation als eine welthistorische Begebenheit betrachtet werden.

Die Chinesen und Japanesen liefern zur ältesten Chirurgie einen nur äusserst dürftigen Beitrag, und wenn sie gleich schon 2000 J. v. Chr. Geburt die Acupunctur, die Scarification und das Brennen anwandten, so sind sie fast auf derselben Stufe stehen geblieben. Weit mehr ausgebildet und im Fortschreiten begriffen sehen wir dagegen die älteren Chirurgen der Indier, und schon 12 Jahrhunderte vor Hippokrates war das Sondiren, die Scarification, der Aderlass, das Ansetzen der Blutegel, das Nähen der Wunden, das Abschneiden kranker Theile, das Glüheisen u. s. w. bei ihnen üblich. Anstatt sich im Laufe der Zeiten allmählich höher hinaufzuschwingen, finden wir später nur noch ausser den angegebenen Operationen die Rhinoplastik und die Staaroperation bei ihnen üblich.

Aegypten, das alte Land der Pharaonen, die Wiege der menschlichen Bildung, zeigt mehr Spuren von Hinneigung zur Anatomie als zur Chirurgie. Hier, wo die übliche Sitte, jeden Verstorbenen nach Rang und Vermögen auf verschiedene Weise einzubalsamiren, die Scheu vor Leichnamen gänzlich verbannte, wo nach Plinius Hist. nat. XIX, 5, die Könige die Zergliederung der Leichen anordneten, sehen wir dennoch für diese Wissenschaft ebenso wenig Früchte gewonnen als für die Chirurgie. Nach Larrey's Mittheilungen soll die Ausübung chirurgischer Operationen bei ihnen in der Beschneidung, der Anwendung von Scarification, der Schröpfköpfe und der Anwenduug des Feuers bestanden haben.

Mit Hippokrates (436 v. Chr.), wenn er gleich grösser als Arzt denn als Chirurg war, begann für die operative Chirurgie eine glänzende Epoche. Die rohe Empirie nahm eine wissenschaftliche Gestalt an, und indem er die zerstreuten Thatsachen sammelte, bereicherte er die Kunst theils durch neue Erfindungen, theils stellte er Indicationen für die Operationen auf. In seinen echten Schriften finden wir den Aderlass, das Schröpfen, das Durchschneiden varicöser Venen, das Ausschneiden der Ränder alter Fussgeschwüre, das Absägen hervorragender Knochenenden bei complicirten Fracturen, die Trepanation und die Cauterisation beschrieben. In den unechten hippokratischen Schriften geschieht des Abschneidens und Brennens der Hämorrhoidalknoten,

der Operation der Mastdarmfistel durch Schnitt und Unterbindung, der Operation des Empyems und des Hydrothorax, des Ausreissens der Nasenpolypen, der Eröffnung der Nierenabscesse und der Zerstückelung des Kindes Erwähnung; die Schriften de officina medici, de fracturis, de capitis vulneribus, de articulis, de ulceribus, de fistulis, de resectione zeigen, dass er eine Menge von Instrumenten und Bandagen kannte, die, wenn gleich nach dem Stande der heutigen Chirurgie unvollkommen, doch schon ein rühmliches Streben nach Vervollkommnung andeuten. Durch Hippokrates schien für einige Zeit das Gebiet der Chirurgie so erschöpft zu sein, dass volle 100 Jahre nach ihm keine andere Erfindung als die Verkürzung und Scarification des Zäpfchens gemacht und nur vom Praxagoras (341 v. Chr.) der Vorschlag gethan wurde, beim Ileus den Bauch- und Darmschnitt zu unternehmen.

Geistvoller sind die Bestrebungen und Leistungen der alexandrinischen Schule, da man die Anatomie zur Basis der Operationen zu machen anfing. Herophilus und Erasistratus machten die ersten Zergliederungen menschlicher Leichname. Jener benutzte schon die dadurch gewonnene oberflächliche Kenntniss der Gefässe, bei Operationen die Blutung durch Zusammenschnüren der Glieder zu stillen. Herophilus dagegen erfand den Katheter. Der von den Hippokratikern verbannte Steinschnitt wurde von der alexandrinischen Schule aufgenommen. Das von Philoxenus (270 v. Chr.) verfasste Lehrbuch der Chirurgie ist verloren gegangen und Demosthenes Philalethes schrieb ein Werk über Augenkrankheiten, Ammonius und Sostratus (250 v. Chr.) waren durch ihre Steinoperationen bekannt.

In Rom war der Zustand der operativen Chirurgie einige Jahrhunderte v. Chr. Geburt keineswegs blühend. Griechische Abenteurer trieben damals meistens ihr Wesen als Aerzte, und ihre Kenntnisse und übrige Bildung waren eben nicht geeignet, ihnen die Achtung der Römer zu verschaffen, unter denen Cato einer ihrer grössten Gegner war. Arzt zu sein war für einen freien Römer schimpflich, und erst nach Pompejus' Siegen zogen gelehrte griechische Aerzte nach Rom. Numa's lex regia, welche den Kaiserschnitt bei gestorbenen Schwangern befahl, ist ein interessantes chirurgisches Document. Die Verachtung indessen, welche in Rom den Stand der Aerzte traf, war bis auf Cäsar so gross, dass selbst wirklich ausgezeichnete Männer ihn anfangs kaum wieder zu Ehren bringen konnten. Asclepiades aus Bithynien, Cicero's geistreicher Freund und Arzt, war mehr ausgezeichnet im Gebiete der innern Heilkunde als in der Chirurgie, für welche er durch die Empfehlung der Scarification des Gaumens und der Mandeln, sowie der Bronchotomie nichts weiter geleistet hat. Themison von Laodicea (63 v. Chr.), der Stifter der methodischen Schule, machte schon Fontanellen und empfahl, die angeschwollene Milz mit einem dreizackigen glühenden Messer anzustechen.

In Celsus erkennen wir zuerst den wahren Chirurgen, das einfache, klare, grosse Genie. Die Beschreibung mancher chirurgischen Operationen ist bewunderungswürdig schön, so dass viele derselben in ihrer Richtigkeit bis jetzt noch nicht übertroffen worden sind, wenn es ihm gleich von Mehreren abgesprochen wird, dass er selbst nicht praktischer Chirurg war. Er beschreibt das Legen des Senfteigs, den Aderlass, das Scarificiren, das Brennen, die Unterbindung der Blutadergefässe, die Durchschneidung verletzter Muskeln, die blutige Naht, das Abschneiden der durch Wunden vorgefallenen Theile, das Herausziehen fremder Körper aus Wunden, die Zerstörung des Krebses durch Aetzmittel, die Eröffnung der Abscesse, die Operation der Nasenpolypen und der Zahnfleischgeschwülste, das Ausziehen der Zähne, die Circumcision bei abgefallener Eichel, die Cauterisation von Auswüchsen um den After und die Eichel, die Amputation des männlichen Gliedes, die Erweiterung von Harnröhrenstricturen durch Bougies, die Castration, die operative Behandlung der Hämorrhoidalknoten, die Cauterisation fungöser Auswüchse am After und der Gebärmutter, die Operation der Fisteln, die Resection von Theilen der Rippen, die Excision von Bauchfisteln, die Operation

der Mastdarmfistel, die Exstirpation von allerlei Geschwülsten, die Operation des Flügelfells, des Anchyloblepharon und Symblepharon, die Exstirpation der Thränencarunkel, die Anwendung des Glüheisens beim Aegilops zur Zerstörung des Thränensackes, die der glühenden Nadeln bei Distichiasis nach Ausreissen der Cilien, die Ausschneidung eines Hautstückes beim Entropium, die Einschneidung der äussern Haut beim Lagophthalmus und Ectropium, die Unterbindung des Staphyloms der Hornhaut, die Abtragung von Auswüchsen auf der Sclerotica, die Depression des grauen Staars, die Anwendung des Glüheisens am Kopf bei mancherlei Krankheiten, die Operation der Verschliessung des äussern Gehörganges. Die Darstellung plastischer Operationen ist besonders meisterhaft. Die Anwendung des Glüheisens bei Ozaena nach vorausgegangener Spaltung der Nase, die Exstirpation der Tonsillen, das Abschneiden des Zapfens, die Durchschneidung des Zungenbändchens, die Operation der Ranula und der Hasenscharte, letztere vortrefflich. Die Operation des Kropfes und der Hernien, den Bauchstich und die Bauchnaht, die Operation der Hydrocele, Sarkocele, Phimose, Verlängerung der Vorhaut, Infibulation, Catheterismus, den Steinschnitt, den Kaiserschnitt. Die Operation der verwachsenen Scheide, Extraction des todten Kindes, Excision von Afterrissen, Operation der Blutaderknoten, Trennung verwachsener Finger, Amputation, Trepanation, Entfernung vorragender Knochensplitter, Behandlung künstlicher Gelenke.

In den ersten Zeiten nach Celsus finden wir die Chirurgie im Allgemeinen im Stocken und nur einzelne Zweige im Fortschreiten begriffen. Am meisten geschah noch für das Studium der Anatomie. Archigenes lehrte die Blutungen bei Amputationen durch Unterbindung der Gefässe stillen, Heliodor gab nützliche Vorschriften für die Trepanation und Amputation an. Aretaeus machte zuerst die Arteriotomie und Soranus schnitt bei complicirten Rippenbrüchen die hervorstehenden Spitzen ab.

Galen (150 n. Chr.) lebte unter dem Kaiser Marcus Aurelius in Rom und ist berühmter als Gelehrter und geistvoller Arzt denn als Chirurg. Die operative Chirurgie scheint er nur nebenbei ausgeübt zu haben, obgleich er uns von der Trepanation des Brustbeins, welche er unternommen habe, erzählt. Endlich hörte er ganz auf zu operiren, weil es eine Schande in Rom war, wohl der sicherste Beweis von Galen's unbedeutenden Leistungen und der Unbedeutenheit der Chirurgie der damaligen Zeit. Denn was wäre wohl so geeignet, das Interesse der Menschen zu erwecken und die Bewunderung auf sich zu ziehen, als ein tüchtiges chirurgisches Talent in damaliger Zeit. Aber Galen brachte auf der andern Seite der Chirurgie Nachtheil, denn indem er durch seinen Geist und seine Gelehrsamkeit nicht bloss die Meinung seiner Zeitgenossen, sondern auch seiner Nachfolger beherrschte, so glaubte man auch, sie wären dem Galen gleich, wenigstens ähnlich, wenn sie keine Chirurgen wären, und sie hielten sich für Gelehrte, wenn sie ihren Codex, Galen's Schriften, einigermaassen kannten.

Dieser Zustand der Chirurgie dauerte ohne Aenderung fast 150 Jahre nach Galen. Wenn auch nicht Ausgezeichnetes, doch einiges leistete Antyllus, dessen Name besonders durch die Operation des Aneurysmas bekannt geworden ist, wiewohl es nicht ganz feststeht, dass er der Erfinder derselben sei. Die Operation des Ectropiums, die Bronchotomie, die Amputation der Brust beschrieb er bestimmt und erwähnte zuerst der Extraction des Staars; die Hydrocele operirte er durch den Schnitt.

Fast alle spätern medicinischen Schriftsteller der Griechen befanden sich in der Gefangenschaft der Lehren des Galen, dessen sklavische Nachbeter sie waren, höchstens erhoben sie sich in ihren Schriften zu dem Handwerk der Compilatoren. Einen schwachen Schutz gewährte es der operativen Chirurgie, dass Oribasius, Alexander, Aetius und besonders Paulus das Vorhandene zusammenstellten und vor dem gänzlichen Vergessen schützten. Aetius' Beschreibung der Operation des Aneurysmas

ist besonders lobend zu erwähnen, so wie mancher Operationen des Paulus. Bei fest in den äussern Gehörgang eingekeilten Körpern erweitert er jenen, um das Herausziehen zu erleichtern, die Tonsillen exstirpirte er mit für jede Seite eigens gebogenen Messern, bei Luftröhrenwunden nähte er nur die äussere Haut zusammen. Das wahre Aneurysma unterband er oben und unten und öffnete dann den Sack, den Steinschnitt machte er in dem verschiedensten Lebensalter. Nach dem Untergange des römischen Reiches ging die Medicin auf die Araber über und erhielt eine ärmliche Pflege auf den Akademien zu Bagdad und in Spanien. Als blinde Nachbeter der Griechen verdarben sie noch die einfachen ihnen überkommenen Wahrheiten durch abergläubische Zusätze. Ihre Religion verbot ihnen die Zergliederung menschlicher Leichname und ihre Feigheit machte, dass sie das Blut scheuten. Sie waren die wirklichen Verderber der Chirurgie und kannten fast nur das Feuer. Aus ihrer Furchtsamkeit vor blutigen Operationen entsprang ihre Sucht, die chirurgischen Instrumente zu compliciren. Das Meiste, was Rhazes, Avenzoar, Avicenna (1000 n. C.) schrieben, war von Galen erborgt. Abulcasem, welcher 200 Jahre später lebte und welchen man wohl höher als seine Vorgänger stellt, ist ebenfalls ein grosser Feueranbeter, welcher vor Operationen, bei denen eine Blutung zu fürchten sei, warnt. Lehrt er manches Gute, so wird dies wieder durch andere abenteuerliche Vorschläge verdunkelt, wie z. B. bei der Behandlung der Fractur des Penis, über welchen eine Gänsegurgel gezogen werden solle, um als Schiene zu dienen!

Wenig geeignet waren im Mittelalter der Geist und die Hände der Geistlichen, die Chirurgie zu fördern; Gebete, Salben und Pflaster traten an die Stelle des so sparsam gebrauchten Messers und zur Verrichtung kleiner chirurgischer Operationen, wie des Schröpfens und Aderlassens, gebrauchten sie ihre Assistenten, die Tonsores, deren Stand sich in den Zeiten der Kreuzzüge bildete. Die den Priestern angedrohte Strafe des Kirchenbannes wegen Ausübung chirurgischer Operationen lieferte das wenig Vorhandene in die Hände ächter Handwerker, von denen jeder eine besondere Art von Operation als Gewerbe ausübte.

Italien nahm sich dann der verlassenen Wissenschaft an, welche auf der salernitanischen Schule von Neuem zu blühen anfing und auch auf den Schulen zu Bologna, Verona, Padua und Mantua wurde die Chirurgie wieder gelehrt, aber ihren raschen Aufschwung hemmte die Verworrenheit in der damaligen Zeit und die gesammte Heilkunde bestand aus einem Gemisch hippokratischer Lehren, galenischer Speculationen, arabischer Träumereien und mönchischer Finsterheit, durch scholastischen Unsinn zusammengekittet. Das war das Bild der damaligen Chirurgie.

Eine neue Epoche schien für die Chirurgie mit der Stiftung des Collegium chirurgicum in Paris im Jahre 1260 durch Pitard zu beginnen. Durch dasselbe wurde wenige Jahre später die Geistlichkeit von der Ausübung der operativen Chirurgie gänzlich ausgeschlossen und diese nur wissenschaftlich gebildeten Chirurgen, welche gehörige Studien nachweisen konnten, erlaubt. So war wenigstens ein grosser Schritt geschehen.

Mehr Anerkennung als seine nächsten Vorgänger verdient Guy von Chauliac (1350), welcher sich eifrigst bemühte, die gesunkene Wissenschaft wieder zu heben und der sich durch Ausübung der operativen Chirurgie einen grossen Namen erworben. Er führte die Trepanation wieder ein und unternahm viele andere grössere Operationen. Aber es lastete auf allen diesen Bemühungen die Verworrenheit der Zeit, und besonders fühlten sich die Aerzte mehr zu den Badern als zu den wissenschaftlichen Chirurgen hingezogen. Einzelne Zweige der Chirurgie wurden von Nichtfacultisten als Handwerk zu grosser Ausbildung gebracht, wie die Restauration verstümmelter Theile von der Familie Branca, der Steinschnitt, die Staaroperation u. a. m. Als aber die Aerzte anfingen, ihre scholastische Weisheit für eitel

zu erkennen und praktischer, die Barbiere wissenschaftlicher wurden, bereitete sich eine Vereinigung der Medicin und Chirurgie vor. Es verdienen aus dieser Zeit genannt zu werden Berengar, Fallopia, Vesalius, Hans von Gersdorf, Johann Lange, Bartisch u. A. Besonders zeichnete sich aber Paré durch Erfindungen und Verbesserungen im Gebiete der operativen Chirurgie aus. Das grösste Verdienst aber erwarb er sich durch die Verbesserung der Unterbindung der Arterien und des Bruchschnitts, der Erfindung der umschlungenen Naht und durch die Beschränkung des Glüheisens.

Immer mehr erweiterte sich das Gebiet der Chirurgie, die bessere Behandlung der Schusswunden und die geschicktere Herausbeförderung der Kugeln wurde bald mehr der Gegenstand der Bemühungen der Wundärzte. Die Verengerungen der Harnröhre wurden auf eine schonende Weise behandelt von Alfons Ferri mittelst Bougies und Aetzmittel, fast ebenso wie noch zur jetzigen Zeit. Um den Steinschnitt erwarben sich besonders grosse Verdienste Johannes de Romanis, Marianus, Santus, Petr. Franco; um die Rhinoplastik Tagliacozzi und um den Kaiserschnitt Rousset. Zu diesen Namen sind wegen mancher Verdienste noch hinzuzufügen Andreas da Croce, Severinus und Fabricius ab Aquapendente.

Zu Anfang des 17. Jahrhunderts machte die Chirurgie weniger Fortschritte, bis sie gegen das Ende desselben einen bis auf die gegenwärtige Zeit die Medicin überflügelnden Aufschwung nahm. Von dieser Zeit an häufen sich die Erfindungen und Thatsachen dergestalt, dass es die Grenze dieser Uebersicht weit überschreiten würde, in Einzelnheiten einzugehen. Nur einzelne Namen berühmter Chirurgen mögen hier noch angeführt werden, von Engländern besonders Richard, Wiseman, Bromfield, Cheselden, Sharp. Vor Allen als Chirurg und als Schriftsteller nicht übertroffen P. Pott, dann der so vieles Umfassende J. Hunter. Dann Abernethy, Alanson, Hey, die Bell und aus der letzten Zeit vor Allen hervorragend Astley Cooper. Die Zahl der neuern ausgezeichneten englischen Chirurgen ist zu gross, um ihre Namen alle zu nennen, und ich führe hier nur Earle, Lawrence, Travers, Wardrop, Guthrie, Brodie, Carmichael, Cusack, Liston, Syme an.

In Frankreich waren die Fortschritte der Chirurgie gegen die neuere Zeit hin, was die Zahl der Erfindungen und der ausgezeichneten Chirurgen anlangt, am vorragendsten. J. Louis Petit, der Pott der Franzosen, kann als der Vorgänger in der neuen Zeit unter ihnen angesehen werden. Besonders brachte die Gründung der Pariser Akademie der Chirurgie durch de la Peyronie ein allgemeines regeres Streben zuwege, und die ehrenvolle Stellung, welche die Chirurgie als Wissenschaft dadurch erhielt, führte ihr ausgezeichnete Jünger zu und gab der Welt Vertrauen. Die Namen Morand, Louis, Garengeot, le Dran, Jean Bassilhac (frère Côme), le Blanc, Anel, le Cat, Ravaton, Levret, Daviel, Puteau, Brasdor, Chopart, Sabatier, Desault, Percy, Larrey, Dupuytren, sind nur eine geringe Anzahl von den Vielen, welche angeführt zu werden verdienen, unter den Lebenden noch besonders Roux, Lisfranc, Breschet, Souberbielle, Lallemand, Gensoul, Malgaigne, denen noch eine grosse Anzahl von Chirurgen, welche besonders in einzelnen Fächern sich ausgezeichnet haben, hinzugefügt werden könnten. Ich nenne hier nur Itard, Deleau, Civiale, Ségalas, le Roy d'Etiolles, Amussat, Bouvier, Guerin, Duval und Andere.

Unter den Holländern, welche sich im 17. und 18. Jahrhundert einen chirurgischen Namen erwarben, sind besonders Solingen, P. Camper, van Gesscher, Ten-Haaf und van Wy zu nennen. Von den Italienern M. A. Severinus, die Nannoni, Palucci, Flajani, Quadri, aber vor allen Andern Scarpa, wenn er auch grösser als Anatom als Chirurg war. Von den Spaniern zeichnen sich nur besonders F. Villaverde,

Diego Velasco und Gimbernat aus. In Dänemark glänzte in der neuern Zeit besonders H. Callisen; auch sind noch zu nennen: Heurmann, Scheel, Viborg, Bang, Saxtorph, A. Callisen, Deckmann. In Schweden Acrel, Murray, Bierchen, Eckström u. A.

Die Männer, welche in neuerer Zeit die Chirurgie in Russland auf eine höhere Stufe hoben, waren besonders Mohrenheim, Löffler, Knacksted, Kerestuni, Loder, Hildebrandt, Busch und Pelican. Vor Allen aber Arendt, Bujalsky, Meyer, Lerche, Salomon, Inosemjew, Pirogoff und mehrere Andere.

In Deutschland blieb die Chirurgie gegen die neuere Zeit hin weit hinter den Franzosen und Engländern zurück. Heister aber erhob sie schnell durch seine eminenten Talente und war der berühmte Vorgänger von S. G. Richter. Die Gaben dieses grossen Mannes erregen unsere ganze Bewunderung, sein Scharfsinn und seine Klarheit sind von keinem andern Chirurgen übertroffen worden. Als Arzt war er fast ebenso gross. Sind wir auch im operativen Fach seit Richter weit vorgeeilt, so bilden doch seine chirurgischen Lehren und Grundsätze noch jetzt die Basis der deutschen Chirurgie. Was und wie er schrieb ist noch nicht übertroffen worden, am wenigsten in der Darstellung. Sein Buch über die Brüche ist ein wunderbares Buch und seine edelste Leistung, es ist als wenn man das, was er beschreibt, mit leiblichen Augen sehe. An Richter reihen sich mehrere andere ausgezeichnete Männer, von denen besonders Theden, Schmukker, Mursinna, v. Siebold, Klein und Zang genannt zu werden verdienen. Als Vorbilder in unsern Tagen, als Männer von seltenen Geistesgaben glänzten in neuester Zeit Rust als ausgezeichnet durch seltene Talente, als Lehrer und therapeutischer Chirurg, und v. Gräfe als gewandtester Operateur. Im Gebiete der Augenheilkunde sind Beer, Ad. Schmidt, v. Walther und Himly als Schöpfer derselben zu betrachten. Die hohe Stufe, auf welcher sich gegenwärtig die Augenheilkunde befindet, verdankt sie dem von diesen Männern gemachten Unterbau.

Was die Chirurgie Deutschlands seit ihrem lebendigen Aufblühen in den letzten Jahren durch die gemeinsamen Bestrebungen Vieler geleistet hat, ist so bedeutend, dass es sich nicht auf einem engen Raum zusammendrängen lässt. Die Zahl der trefflichen Wundärzte in unserm gesammten deutschen Vaterlande ist so gross, grösser als die der unbedeutenden vor hundert Jahren. Diese Höhe, auf welche sich die deutsche Chirurgie in diesem Augenblicke hinaufgeschwungen hat, wodurch sie der in Frankreich und England wenigstens gleich steht, verdankt sie besonders dem gemeinsamen innigen Zusammenwirken der deutschen Chirurgen untereinander. Die Fortschritte und Förderung der Einzelnen finden hier bei den Uebrigen Anwendung, Schutz und weitere Ausbildung und der Neid, die Verkleinerungssucht, wie wir sie in manchen andern Ländern oft im Gefolge der neuen Forschungen und Entdeckungen sehen, sind den deutschen Chirurgen unbekannt. Wer hielt es nicht jetzt unter ihnen für eine Schande, die mühevollen Arbeiten eines andern Chirurgen aus Neid oder Hader herabsetzen zu wollen oder gar, wie es früher so oft der Fall war, in den Mantel feiger Anonymität sich zu hüllen. Diese schöne Vereinigung, dieses innige Band zwischen den deutschen Chirurgen, ohne eigentliche organisirte Körperschaft, ist das schönste und beruht auf dem Geiste der Zeit. Naturforscher- und Aerzte-Versammlungen und der Dampf sind dazu die wichtigsten Hebel gewesen. Der Raum ist verschwunden, statt geträumter kalter Persönlichkeit tritt uns die im ersten Anblicke befreundete Gestalt entgegen und aller Hader hat ein Ende.

Fragt man nun, worin liegt das Unterscheidende der neuen Chirurgie von der neuesten, so ergiebt sich folgendes. Die neue Chirurgie erklomm die höchste Höhe in Grösse der Operationen, wie Cooper's Unterbindung der Aorta. Aber so hoch stehend und um sich blickend ward sie gewahr,

dass in dieser Höhe kein fruchtbarer Boden mehr sei. Sie trat einen Schritt zurück und fand weite unangebaute der leichten Cultur fähige Länder, über welche sich ausbreitend sie weniger blutig, weniger lebensgefährlich und viel helfend wurde. So hat sich denn, was die Anzahl der Operationen anlangt, diese im Vergleich mit der vorletzten Chirurgie vervierfacht und in eben dem Verhältniss hat sich die Zahl der operirenden Aerzte in der jüngern Generation so vergrössert, dass der Arzt und der Chirurg jetzt ein und dieselbe Person ist".

Paul Scheel in Kopenhagen hatte im Jahre 1802 ein Buch herausgegeben über die Transfusion des Blutes und die Infusion der Arzneien in die Adern. Die Vollendung desselben, den dritten Theil, in dem namentlich die Geschichte der Transfusion in neuerer Zeit von ihm selbstständig behandelt wird, übernahm Dieffenbach. Dieser dritte Theil erschien, vor der Publicirung als besonderes Buch, im Rust'schen Handwörterbuche der Chirurgie.

Dieffenbach's Eigenthümlichkeit als chirurgischer Geschichtsforscher tritt nirgends mehr hervor als bei seiner „Geschichte der Transfusion und Infusion." Eine gedrängte Analyse möge dies beweisen.

Die Geschichte der Transfusion und Infusion ist älter als die Operation selbst. Denn was der Mensch ahnt und denkt, das hat er schon vollbracht. Was ohne Gedanken vollführt worden, das ist noch nicht da; nur das, was der schaffende Geist ersonnen, auch ohne dass die Hand es vollführt, das existirt. Welche Operation berührt so das Fabelland und die Wiege der Poesie?! Ehe William Harvey den Kreislauf erkannt, da fühlten Dichter und Helden des Blutes Umlauf und die Kinder Israels, sowie die homerischen Helden, sahen aus ihren Wunden das rothe warme Blut ausströmen und die Blässe des Todes sich über das Antlitz verbreiten, wenn das flüssige Leben, dies Oel der Lebensflamme, ausgeblasen war! Welcher Saft und von welchem Kraute, welcher Balsam vermag das verlorene Blut zu ersetzen? So fragte oft wohl Einer den Andern an der Seite des eben gefallenen Freundes; oder ist's Blut von einem Thiere? oder einem Menschen? Genug, die Operation ist früher gedacht als gemacht.

Sehr gross ist die Zahl der Vermuthungen, wer der eigentliche Erfinder der Transfusion und Infusion sei. Olaus Borrichius schreibt die Erfindung derselben den frühesten ägyptischen Priestern zu, von denen die Zauberin Medea die erste Anweisung in dieser Kunst erhalten haben soll. Bei den Meisten

gilt Medea indessen als die Erfinderin der Transfusion und Infusion. Sie soll dadurch Greise in Jünglinge verwandelt haben. Medea verjüngt Jason's alten Vater, wie uns Ovid erzählt:

Quae simul ac vidit; stricto Medea recludit
Ense senis jugulum: veteremque exire cruorem
Passa, replet succis. Quos postquam combibit Aeson,
Aut ore exceptos, aut vulnere; barba, comaeque
Canitie posita nigra rapuere colorem.
Pulsa fugit macies; abeunt pallor, situsque;
Adjectoque cavae supplentur sanguine venae;
Membraque luxuriant. Aeson miratur et olim,
Ante quater denos hunc se reminiscitur annos."

Auch die Töchter des Pelias sollen durch Medea's Versprechen, ihren alten Vater wieder jung zu machen, zum Vatermorde verleitet worden sein:

„Quid nunc dubitatis inertes?
Stringite ait gladios, veteremque haurite cruorem
Ut repleam vacuas juvenili sanguine venas."

Aber nur allein Ovid's Dichterphantasie lässt Medea die Verjüngung von Greisen durch Einspritzung in die Adern geschehen, während alle übrigen älteren Dichter und Schriftsteller Medea diesen Umwandlungsprocess bald durch laue Kräuterbäder, bald durch Auskochen u. s. w. geschehen lassen.

Ganz mit Unrecht wird öfter dem Marsilius Ficinus die Ehre der Erfindung der Infusion und Transfusion zugeschrieben. Derselbe spricht indessen in seinem Werke nur davon, dass alte, abgelebte Leute durch, aus Menschenblut bereitete Arzneien sich stärkten; er meint nun, das Trinken von frischem, warmen Blute müsse noch grössere Wirkung thun, da alte Hexen Kindern das Blut aussogen, um dadurch wieder jung zu werden.

Der geistvolle Magnus Pegelius, Dr. der Medicin und Professor der Mathematik zu Rostock, welcher gegen das Ende des 16. Jahrhunderts lebte, wird gewöhnlich als der Erfinder der Infusion oder Transfusion angesehen. Doch ist der dunkle Sinn seiner Worte, indem er nur von der Beibringung heilsamer Stoffe auf einem ungewöhnlichen Wege in den Körper spricht, nicht ganz geeignet, ihm die Ehre dieser Heilmethoden zuzuschreiben.

Deutlichere Spuren hiervon finden sich zuerst in des gelehrten Libavius, Professors zu Halle, Schrift „Append. necess. Syn-

tagmat. arcanor. chymicor. Cap. IV, p. 7. Halae 1615", worin er ihren unbekannten Erfinder einen gemeinen Charlatan nennt.

Zu bedauern ist nur, dass Libavius jene Schrift nicht mitgetheilt hat. Weniger geistreich, aber minder spöttisch urtheilt J. Cole, Professor in Pavia, in seiner „Methodo parandi tota et nova medicamenta. Venet. 1628. Cap. 7, p. 170" über jene Methode.

Mit Harvey wurden den Aerzten die Worte Blut und Blutumlauf die Losung und die Infusion und Transfusion fanden ihre wirklichen mechanischen Erfinder. Die Bekanntwerdung des Blutumlaufes war zugleich ein Fingerzeig, wie diese Operationen anzustellen seien. Wie die Alchemisten auf ihren Irrwegen Gold zu machen suchten, so suchten auch die beschränkten Humoralpathologen Leben und Gesundheit durch Blut zu machen.

Die Infusion ist früher vollführt als die Transfusion, die Transfusion aber sicher früher geahnt und gedacht, denn sie ist poetischer, sowie die Dichtkunst älter ist als die Prosa.

Der Rittmeister Georg von Wahrendorff verrichtete zuerst die Infusion. Er spritzte seinen Jagdhunden öfter zu seiner Belustigung Wein oder Branntwein durch einen dünnen Hühnerknochen in die Adern. Auch Arzneien brachte er ihnen auf diese Weise bei. Dies soll im Jahre 1642 stattgefunden haben. Unabhängig von ihm machte der berühmte Mathematiker und Baumeister Christoph Wren zu Oxford 1657 die Einspritzung zuerst bei einem grossen Hunde. Boyle war oft Augenzeuge dieser Versuche. Die erste Infusion an einem Menschen wurde 1656 vorgenommen. Es war der zum Galgen verurtheilte Diener des Herrn von Bourdeaux, dem man einen Aufguss von einem aus Crocus metallorum bereiteten Brechweinstein injicirte (phil. transactions Nr. 7. S. 5). T. Clark übte fleissig die Infusion an Thieren; in seinen geistvollen Ansichten und in seinem Urtheile eilte er nicht bloss den Zeitgenossen, sondern auch viel späteren Zeiten voraus. Für die Arzneikunde hält er sie für werthlos; von der Transfusion verspricht er sich nur bei lebensgefährlichen Blutflüssen Gutes. Clark (Clark's Brief an Oldenburg, phil. Transact. Nr. 35) war also ebenso weit, wie wir es drittehalbhundert Jahre später sind. Grosse Aufmerksamkeit schenkte die philosophische Facultät in London diesen Versuchen. Auf Veranlassung dieser Gesellschaft stellten Wilkins, D. Coxe, T. Coxe und Hook Transfusions-

versuche an, welche indessen bis auf den von T. Coxe sämmtlich misslangen. Der letzte entzog einer Taube Blut bis zur Ohnmacht, worauf er sie durch Einspritzung von anderem Taubenblut wieder in's Leben zurück rief; später starb sie. D. leugnet den Erfolg, weil Vogelblut augenblicklich gerinnt und sich nicht einspritzen lässt. Auch Lower beschäftigte sich viel mit der In- und Transfusion. Den ersten glücklichen Transfusionsversuch unternahm er bei einem Hunde. Erwähnung verdienen die von Charleton unternommenen Injectionen von Brech- und Purgirmitteln. Bei der Infusion bediente man sich eines krummen Röhrchens und einer einfachen Spritze, bei der Transfusion liess man das Blut aus einer grossen Arterie mittelst in einander gesteckter Röhren in eine grosse Vene überfliessen.

Boyle stellte physiologische Probleme auf, ob die Transfusion eine Veränderung des Temperaments hervorbringe, ob ein Hund in ein Schaaf verwandelt werden könne und mehrere andere, ebenso paradoxe. In Pope's Hause machte man am 5. Nov. 1666 Transfusions- und Infusionsversuche aus Schaafen in Hunde, aus einem jungen Pferde in eine alte Kuh, aus einer gesunden Kuh in ein altes Pferd.

Die meisten Versuche hatten einen günstigen Erfolg. King fand, dass eine zu grosse Menge des übergeleiteten Blutes den Tod unter Krämpfen zur Folge habe. Ein Schaaf starb nach drei Tagen von Hundeblut. Lower gelang die Ueberleitung aus der Carotis eines Hundes in eines anderen Vena jugularis, wonach das Thier gesund blieb.

Die Franzosen schreiben die Erfindung zweien ihrer Landsleute, dem Abbé Bourdelot, Leibarzt der Königin Christine von Schweden und dem Benedictiner Mönch Robert de Gabets zu. Die Versuche des ersteren beschränkten sich darauf, Salzauflösungen u. s. w. auf Excremente zu giessen, ohne die Infusion vorzunehmen. Gabets begnügte sich mit abenteuerlichen Ideen über die Infusion und Transfusion.

Einen unsterblichen Namen erwarb sich J. Denis in der Geschichte der Transfusion; das Operative besorgte der Wundarzt Emmerez. Die ersten glücklichen Versuche wurden 1667 bei einem Hunde angestellt. Am 15. Juni 1667 unternahm Denis die Transfusion bei einem jungen Menschen, welcher mehrere

Monate an einem hartnäckigen Fieber gelitten und durch circa 20 Aderlässe sehr geschwächt war. Er liess ihm vorher 3 Unzen Blut aus einer Armvene ab und leitete 9 Unzen Lammsblut aus der Carotis in die Armvene über. Die Wirkungen waren sehr befriedigend; der Kranke wurde aufgeweckter und thätiger. Bei einem Sänftenträger gelang es ebenfalls. Was neu, was unerhört ist, was an das Wunderbare grenzt und Aller Augen auf sich zieht, das muss Neid und Missgunst erregen. „Acriter ad Denissium insurrexerunt nonnulli medici Parisienses quia non erat ejusdem ordinis sive non ex facultate Parisiensi“ (C. Bartholini Act. Havn. Vol. III, p. 86).

Als einer der vorzüglichsten Gegner erhob sich G. Lamy, magister Artium, welcher die Transfusion für unnütz und schädlich hielt. Seine Gründe waren höchst läppisch. Manche Thiere hätten Hörner, Klauen, Wolle u. s. w. Die hat der Mensch nicht. Diejenigen Stoffe, aus denen diese Theile gebildet werden, müssen aber im Blute stecken.

„Wie,“ sagt Lamy, „und man sollte sich, ausser dem, was man im Ehestande wagt, der Gefahr aussetzen, ein neuer Aktäon zu werden, ohne doch, wie er, so glücklich gewesen zu sein, Diana nackend im Bade gesehen zu haben.“ Denis antwortete mit Thatsachen.

Die société des sciences médicales liess dann Versuche bei Thieren anstellen; hierüber schrieb der Stallmeister und Lieutenant Gaspard de Gurye; auch Gayant stellte Versuche bei Thieren an. Mit grosser Mässigung äusserte sich Tardy.

Bei einem Verrückten, bei dem Denis die Operation anstellte, wurde die Verrücktheit offenbar geringer, auch eine halbseitig gelähmte Frau will Denis durch 12 Unzen Lammsblut hergestellt haben.

Eutryphon, la Martiniere und Perrault schrieben gegen, Louis de Barsil und Lorbiere für die Transfusion. Die einzigen Infusionsversuche machte während dieser Zeit Drelincourt, Arzt in Paris. In England unternahm 1667 King bei einem Halbverrückten die erste Transfusion; derselbe blieb gesund. Courten unternahm Infusionsversuche. Mullen sah den Tod eines Hundes nach einer Injection von Laab erfolgen. Fünfzig Jahre später als Pegelius' Vorschläge und Wahrendorff's Spiele

mit seinen Jagdhunden 1664 eigneten Major und Elsholz sich beide die Erfinduug dieser Operation zu.

Ersterer, erst Arzt in Hamburg, dann Professor in Kiel, zeigt sich überall als einen eitlen Thoren. Ebenso einseitig war sein Nebenbuhler Elsholz; er glaubte uneinige Eheleute durch eine wechselseitige Transfusion zu versöhnen.

C. J. Germann und J. O. Horst, Physicus in Frankfurt, sind dagegen ziemlich aufgeklärt. Mehr Verdiente erwarb sich Schmidt in Danzig 1668. Seine Versuche beschrieb Ettmüller in seiner Dissertation.

Der erste, welcher die Transfusion in Deutschland an einem Menschen wagte, war B. Kaufmann in Küstrin; er heilte auch Purmann durch die Infusion von der Krätze binnen 3 Tagen; Letzterer 4 Epileptische durch die Infusion.

Unbedeutend sind C. Honn, Hannemann, A. Mercklin. Erwähnung verdienen Wepfer, Camerarius, Peyer, Harder, Professor in Basel, Brunners, Professor in Heidelberg und Doläus in Cassel. In Italien gilt der geistvolle Paolo Sarpi als der Erfinder der Transfusion und Infusion, während Francesco Folli sie sich zuschreibt; 1680 macht er sie freilich erst bekannt. Infusionsversuche stellten daselbst Fracasatti 1667, M. Malpighi, Mangetti, Dominicus Cassini, Griffoni 1668 und Ippolito Magniani 1767 und 1768 an.

Der erste Arzt, welcher die Transfusion beim Menschen wagte, war J. G. Riva in Rom 1668, bei einem Schwindsüchtigen, einem Fieberpatienten und einer dritten Kranken; er bediente sich Hammelbluts. Das Leben des ersteren soll einige Monate verlängert, der zweite gebessert und der dritte völlig geheilt sein.

Auch Paulus Manfredus unternahm die Operation mit Erfolg. Gegen die Transfusion eiferte B. Santinelli. Boglio beschäftigte sich mit grossem Eifer mit der Infusion. Ebenso J. Lanzoni. In Holland empfahl Regner de Graaf zur Ueberleitung des Blutes einen Vogeldarm; auch Anton de Heyde machte mehrere Experimente. Die verständigen Holländer hielten sich in der allgemeinen Schwindelperiode frei von diesem. Nuck's Ausspruch, die Transfusion für physiologische Untersuchungen und als Hülfsmittel bei Verblutungen für brauchbar zu halten, gilt noch heute. Wenig verdient machten sich Kekring und Aalsem.

In England cultivirte die Infusion im Anfange des 18. Jahrhunderts mit Eifer J. Friend. Browne Langrisch wollte sogar die Carotis eines Hundes ausräuchern. Im Jahre 1780 stellte Luziriaga in Edinburgh mehrere Versuche mit der Einführung verschiedener Luftarten in die Venen an.

Belehrender sind die Infusionen von A. Seybert aus Philadelphia, mit fauligem Blute, Jauche u. s. w.; die Thiere verfielen gewöhnlich in einen typhösen Zustand.

Auch Darwin gehörte zu den Anhängern der Transfusion; er glaubt, dass beim Faulfieber einige Unzen Menschenblutes recht heilsam sein könnten.

In Frankreich fand während dieser Zeit ein gänzlicher Verfall der Transfusion Statt. Dionis gedenkt (1707) ihrer mit Abscheu. Vortrefflich sind die Versuche, welche Deidier, Professor in Montpellier 1721 mit Einspritzungen von Galle von Pestleichen vornahm und zwar bei Hunden. Selbst bei Verdünnungen mit Wasser entstand die Pest.

Regnaudot heilte Dartre rouge bei einem Soldaten mit Einspritzungen von Inf. Senn. Bichat fand, dass arterielles Blut von einem Thiere in die Carotis eines anderen eingeführt die Functionen des Gehirns gar nicht störe, dass dagegen venöses Unruhe und Betäubung verursache. Auch Portal stellte Versuche an. Er war der Ansicht, dass das Blut leicht schädlich wirken könne, wenn es nicht denselben Temperaturgrad habe. Die société médicale d'émulation stellte Experimente mit Gasarten an.

Nicht von Belang sind die Versuche der neueren italienischen Aerzte; Sandri's Einspritzung von kaltem Wasser bewirkte den Tod; Pinelli spritzte Essig, Pastor Schwefel- und Salpetersäure ein. Caprezzo und Mazzuoli heilten einen, durch Vipernbiss vergifteten, fast sterbenden jungen Mann durch Einspritzung einer Drachme Spir. Cornu Cervi in die Adern.

Fontana fand, dass Viperngift in die Adern eingespritzt sofort tödtete. Rosa leitete Blut von einem grossen Kalbe in eine Schildkröte, Scarpa von demselben in ein Schaaf.

Unter den Dänen ist Olaus Borrichius (1696) zu nennen. Die grössten Verdienste um die Transfusion und Infusion erwarb sich Viborg. Auch Scheel stellte einige Versuche an. Ungünstig *urtheilte der* ältere Callisen, günstig der jüngere über die Trans-

fusion. Khon in Ulm (1701), Bohn in Leipzig (1710) machten Experimente. Chilian in Wismar heilte alte Lues durch Infusion von Balsamum de Mecca. Heister hatte falsche Vorstellungen. Haller liess durch seinen Schüler Sprögel Versuche anstellen. Köhler rettete einen Menschen, dem ein Stück Fleisch im Halse stecken geblieben war, durch Inf. von tart. stib. Hemmann heilte ein epileptisches Mädchen durch Einspritzung von Moschus: auch Blumenbach, Abrahamson, G. C. Siebold experimentirten. Meckel, der Aeltere, heilte eine scheintodte Frau durch Injection von 2 Gran, in Wasser aufgelösten tart. stib. Girtanner's Infusionen gehören auf die Liste seiner übrigen Träume. Auch Balk rettete einen Menschen, dem ein Stück Fleisch im Schlunde stecken geblieben war, durch eingespritzten tart. stib. Ortel, Hufeland der Aeltere und Horn stellten und liessen Versuche anstellen. Hufeland der Jüngere machte Transfusionsversuche bei Schaafen; von Gräfe rettete einen Mann durch Einspritzung von tart. stib. Experimente machten ferner Krähe, Tietzel, Jonas, Daniel, Rapp, von Froriep der Aeltere. Höchst wichtig sind die Versuche von Hertwig.

In Frankreich sind hervorzuheben Nysten, der Schüler von Bichat, Magendie, Dupuys, Percy und Laurent. Letztere beide heilten Wundstarrkrampf durch Einspritzung von 24 Gran Extract. Datar. Stram. in einer halben Unze Wasser. Orfila machte Versuche mit sehr vielen Mitteln; auch Gaspard stellte viele Experimente an. Höchst interessant waren die Versuche von Dumas und Prevost. Spritzten sie Wasser oder Serum bei einem Thiere ein, das sie bis zur Ohnmacht hatten verbluten lassen, so kehrte das Leben nicht zurück, wohl aber, wenn sie Blut von derselben Species transfundirten; wurde fremdes Blut genommen, so erfolgte der Tod vor dem 6. Tage. Sehr hart urtheilte Petissier im Dictionnaire des sciences médicales; ferner experimentirten Coindet, Meplain und Segales d'Etchepare.

Blundell in England versuchte wieder die Transfusion. Der erste Fall missglückte; seine Schüler Doubledy und Uvict waren bei einer, dem Tode nahen, Wöchnerin glücklicher; ebenso Brigham. Der berühmte Wettrenner Eclipse des Obristen O'Kelly, welcher mit dem 5. Jahre die Rennbahn verlassen musste, wurde durch Füllenblut wieder verjüngt; er betrat von Neuem die Renn-

bahn. Hall in Boston zog sich durch Einspritzung von Ricinusöl eine dreiwöchentliche, fast tödtliche Krankheit zu.

Interessante Versuche stellte Seiler in Dresden an. Die eigenen Experimente Dieffenbach's und seine Schlussfolgerungen werden weiter unten mitgetheilt werden.

Die dritte historische Arbeit Dieffenbach's ist die Abhandlung über die Geschichte der „Chirurgia curtorum" in Rust's Handwörterbuch der Chirurgie Bd. IV. Sie zeichnet sich durch eine kritischere Behandlung des Stoffs vor der Geschichte desselben Gegenstands von Gräfe aus.

Anatomie und Physiologie.

Wie alle Classiker dadurch hervorragen, dass sie, als Ziel alles ihren Thuns und Lassens, das Heil und Heilen der Patienten stets im Auge habend, als Compasses dazu sich der Anatomie, Physiologie und der Geschichte ihrer Wissenschaft bedienen, so tritt auch bei Dieffenbach dieser Zug in hervorragender Weise hervor. Schon in Würzburg muss er erkannt haben, dass, wenn er die plastische Chirurgie wirklich fördern wolle, er zuvor eine klare Einsicht in die anatomisch-physiologischen Verhältnisse der Wiedererzeugung und Ueberpflanzung thierischer Gebilde gewonnen haben müsste.

Deshalb beschäftigte er sich dort, nachdem er bereits ganz ausstudirt und schon vielfach als glücklicher Operateur Beweise seiner Geschicklichkeit und Kunst abgelegt, auf's Fleissigste und Angestrengteste mit dahin zielenden Experimenten.

Die Resultate seiner Studien legte er in der bahnbrechenden Schrift „*Nonnulla de regeneratione et transplantatione*" nieder. Dieselbe ist für diesen Gegenstand auch heute noch von derselben Wichtigkeit, wie die bekannte, ebenfalls dort ausgearbeitete Schrift Pander's für die Embryologie. Wir geben daher eine gedrängte Analyse der zu den grössten Seltenheiten gehörenden Abhandlung.

Schon Spallanzani und Blumenbach hatten sich mit diesem Gegenstand beschäftigt. Letzterer nämlich machte das Experiment, dem Salamander ein Auge zu exstirpiren; dasselbe bildete sich wieder. In den Vorlesungen von Unger in Königsberg wurde in ihm die Lust erweckt, diese Versuche zu wiederholen. Damals gelang es ihm schon, Haare auf seinen Arm zu verpflanzen. Das

Wort Unger's, dem er dieses mittheilte: dann wird Kahlköpfigkeit etwas Seltenes werden, ermunterte ihn. Nachher machte er in Bonn unter Nasse viele Versuche. Zu seinen glücklichen Experimenten gehören die Injectionen der Gefässe sich bildender Federn. Der von Blumenbach eingeführte *nisus formativus*, da durch denselben kein neuer Organismus gebildet wird, äussert sich als Reproduction oder Regeneration. Dieselbe unterscheidet sich von der primären Generation dadurch, dass nicht eine ganz neue Materie erzeugt, sondern dass der verloren gegangene Theil aus dem übrigen Organismus hergestellt wird mit Abnahme und Schwächung desselben. So wird der abgeschnittene Polyp kleiner, während der neue Theil wächst, so magern die Vögel ab, während sie federn. Dieselbe äussert sich bei den verschiedenen Thieren auf die verschiedenste Weise. Die Schnecke erlangt ihren abgeschnittenen Kopf wieder, der Salamander den abgeschnittenen Schwanz. Sie ist um so grösser, je weniger vollkommen der Körper und umgekehrt. Diese Fähigkeit entspricht dem Gesetze, nach dem die Reproduction desto geringer ist, je grösser die Menge des Gehirns im Verhältnisse zum Nerven- und Gangliensysteme ist. Daher entbehrt in den unvollkommenen Thieren kein Theil der Fähigkeit sich wieder zu erzeugen, bei den warmblütigen Theilen prägt sie sich aber hauptsächlich in den Theilen aus, welche sich der wenigsten Nerven erfreuen. Aber nicht bloss die Structur wirkt ein, sondern auch äussere Umstände. Sie hängt hauptsächlich ab von dem mehr oder weniger vollkommenen System der Blutgefässe.

Bei den edlen Thieren werden daher am leichtesten diejenigen Theile hergestellt, die keine eignen Nerven haben, wie die Oberhaut, die Haare, die Nägel und die Knochen und solche Gebilde, deren Bildungsgränzen nicht bestimmt sind, wie das Zellgewebe und das Fett. Am leichtesten aber erzeugen sich von Flüssigkeiten die Lymphe und das Blut wieder. Die Regeneration ist eine zweifache, eine gewöhnliche und eine aussergewöhnliche oder heilende. Jene bemerken wir bei Thieren, die zu gewissen Zeiten gewisse Theile abwerfen und erneuern. So wechselt der Krebs nicht bloss seine Schaale, sondern auch seine Kiefer, Oesophagus, Bronchien, Magenhäute, ja sogar seine Hornhaut. Die heilende Reproduction unterscheidet sich von der vorigen dadurch, dass sie Theile wieder-

herstellt, die durch Zufall verloren sind. Das Fundament dieser Neubildung ist die ausgeschwitzte Flüssigkeit, die sich in Form von Bläschen verwandelt, die gegenseitig nicht miteinander verbunden sind, aber verschiedene Consistenz gerade eingehen können. Aus ihnen bilden sich die Fasern und Gefässe. In den Thieren niederer Ordnung gleicht die neue Masse vollkommen der, welche verloren gegangen ist. Schon in den Fischen ist die Reproductionskraft sehr vermindert, noch mehr bei den Amphibien, bei den warmblütigen Thieren findet die vollkommene Reproductionskraft nur bei den Haaren, Nägeln u. s. w. statt. Die Sehnen, Muskeln, Knorpel haben eine unbedeutende Reproductionskraft. Die neue Masse hat geringen Bildungsgrad und besteht fast nur aus Zellgewebe. Bei den Nägeln ist es charakteristisch, dass keine Entzündung entsteht; deshalb bildet sich auch nie Eiterung. Was man Entzündung nennen könnte, ist weiter nichts als Blutandrang nach diesen Theilen. Wunden heilen schnell durch ergossene plastische Lymphe und sich neubildende Blutgefässe. Den Vorgang, dass bei Nägeln nie eine rechte Entzündung und Eiterung eintritt, vergleicht D. als analogen Vorgang mit der phlegmasia alba dolens, Erysipelas u. s. w. Bei der Transplantation geht das übergepflanzte Stück nicht bloss einen innigen Zusammenhang mit dem heterogenen ein, sondern behält auch vollständig seine Individualität. Die Reproduction steht im Gegensatz zur Transplantation. Bei der Reproduction werden stets ähnliche Gewebe hergestellt, bei letzterer aber behält das Fortgepflanzte immer seine ursprüngliche Natur.

Es folgen jetzt im Detail die Untersuchungen und Experimente über die Bildung, Reproduction und Transplantation der Federn und Haare. Die Versuche sind ausführlich beschrieben.

Später nahm er diese Experimente in ausführlicher Weise wieder auf und veröffentlichte seine Resultate in Graefe's und Walther's Journale 5. Bande und in seiner Abhandlung „*einige allgemeine Bemerkungen über die Verpflanzungen thierischer Theile*“ in den chirurgischen Versuchen.

Dort berichtet er über die Verpflanzung der *Federn*, der *Haare*, der *Sporen* und *Klauen der Vögel*, der *Zähne*, *getrennter Knochenstücke* und *Hauttheile*.

Auch in diesen Abhandlungen zeigt er sich nicht bloss als

genialer, experimenteller Physiolog, sondern auch ebenso vertraut mit der Geschichte der Physiologie.

Haller's Elemente, noch heute das A B C-Buch der Physiologie, hat er nicht bloss gelesen, sondern auch zu Fleisch und Blut verarbeitet.

Welche Berührungen er in dieser Beziehung ferner von der experimentellen Physiologie erwartet, geht aus folgendem geflügelten Worte hervor: „Wie leicht waren aber doch diejenigen zufrieden gestellt, welche durch ein Paar Dutzend in unsren Tagen fabricirter Nasen das Wissen fertig und die Kunst vollendet hielten! Ich glaube, wir wissen noch äusserst wenig davon, und unsre Arbeiten verhalten sich noch wie rohe Holzdrechslerwaaren zur Bildhauerarbeit oder wie Puppenschnitzwerk zu Canova's Meisterwerken."

Die *„physiologisch-chirurgischen Beobachtungen"* Dieffenbach's bei Cholerakranken verdienen auch heute noch wegen ihres Inhalts Beachtung. Erlebten sie doch das seltene Schicksal, nachdem die Abhandlung ursprünglich bloss im Berliner Cholera-Archiv abgedruckt war, bald darauf wörtlich in's Französische übertragen, um der trefflichen Preisschrift des berühmten zweimaligen Weltumseglers Gerardin Gaimard einverleibt zu werden. Ja noch mehr, der Verfasser derselben wurde geradezu überrascht, als das ehrwürdige *Institut de France*, das mit seinen Ehrenbezeugungen gegen das Ausland so karg ist, ihm die grosse goldene Monthyon'sche Preismedaille von Tausend Francs zuerkannte.

Auch insofern verdient die Schrift Beachtung, als durch sie die Verleumdung der Pseudohistoriker, Dieffenbach habe in der Chirurgie die bloss empirische Richtung vertreten, thatsächlich widerlegt wird.

Wer von den Lesern die Idee bekommen sollte, Dieffenbach habe mit den Cholerakranken experimentirt, der möge bedenken, dass es demselben bloss dadurch möglich wurde, die Beschauung der inneren Körpergebilde, des Zellgewebes, der Muskeln, der Nerven u. s. w. vorzunehmen, dass er die Eröffnung der grössern Blutgefässe behufs Blutentziehung nur auf den Rath der Aerzte der Cholera-Hospitäler vornahm.

Folgendes dürfte der wesentliche Inhalt obiger Schrift sein.

Ein Einschnitt in einen blauen Cholerakranken ist schwieriger zu machen als in eine Leiche. An kalten Cholerakranken dringt das Messer wegen Zähheit der Haut schwerer ein. Die Wundränder klaffen kaum auseinander, weil die Haut sich durchaus nicht zurückzieht. Auf das Stehenbleiben einer Hautfalte als eines der constantesten Symptome der Cholerakranken hat zuerst Casper aufmerksam gemacht. Auffallend ist, dass die Wunde gar nicht blutet, das Corium ist vollkommen blutleer und zeigt auf der Durchschnittsfläche nicht das gewöhnliche leichte Roth, sondern meistens ein Menniggelb. Die Wundfläche erscheint bläulich braun. Die Fettschicht der *Cutis* zeigt nicht die bekannte glänzende gelbliche Färbung. Das Zellgewebe, das die Haut mit den Muskeln verbindet, ist rigid, trocken, klar wie Glashaut oder ein Blättchen Marienglas. Spannt man es, so kann man die Theile klar durch dasselbe hindurch sehen. Die aponeurotischen Häute, Sehnen, Knorpel erscheinen ungewöhnlich weiss. Die Muskeln sind nicht weisser, wie die meisten anderen Theile es werden, eher brauner und dunkler, ihre Sensibilität gegen mechanische Reize bedeutend vermindert; die Nervenstämme sind viel bleicher und fühlen sich noch weicher an. Die Empfindlichkeit der Haut scheint durchaus nicht verändert zu sein. Die Durchschneidung der Haut verursacht einem Cholerakranken gerade so viele Schmerzen als einem Gesunden. Berührt man einen Nervenfaden mit einem Instrumente, so entsteht ein heftiger Schmerz. Auffallend ist der Zustand der Gefässe; die Wunde blutet nirgends, es dringt keine Lymphe aus der Wundfläche hervor, und alle Theile sehen vollkommen trocken aus.

Den grossen Venenstämmen haftet schon von Aussen etwas Todtes, Schlauchartiges an; das Gefäss ist wie durch schwarzen Syrup bisweilen oft um das Doppelte ausgedehnt, oft ganz ungleich, so dass es wie ein Blutaderknoten erscheint. Die Ueberfüllung ist durch die gänzlich aufgehobene lebendige Elasticität der Gefässwandungen hervorgebracht; ein leichter Fingerdruck drängt das Blut fort. Durch ein einmaliges darüber Hinstreichen kann man eine Vene leicht und vollkommen entleeren. Die starke Anfüllung durch theerartiges Blut findet sich in der Regel nur bei ganz grossen Venen, bei der vena axillaris, vena jugularis interna. Die mittleren Venenstämme sind fast immer wenig ange-

füllt. Häufig finden sich wieder Stagnationen in den Capillargefässen der Haut. Die mittleren Venen enthalten eine geringe Menge schwarzen Bluts, welches sich in ihnen nicht bewegt, sondern darin lange fadenförmige Gerinnsel bildet. Die Beibehaltung der runden Form der Venen ist nicht etwa Folge der lebendigen Construction ihrer Wände, sondern sie beruht wohl nur auf der dicklichen Beschaffenheit des Blutes, das bei der Gerinnung wieder Stränge bildet.

Keine mechanische Reizung der blosgelegten Venen bringt eine Strömung des Blutes in ihnen hervor.

Was nun die Arterien bei blauen, kalten, pulslosen Cholerakranken betrifft, so ist ihr Zustand so eigenthümlich, dass alle unsere bisherigen Begriffe vom Leben, Denken, Handeln und Ernährtwerden dadurch einen bedeutenden Stoss bekommen. Hier erscheint die Arterie taub, welk und kraftlos, als wäre sie mager, und als ob ihre Haut abgezehrt und verdünnt geworden, ihre vasa vasorum sind nicht sichtbar und werden auch nicht durch die Lupe kenntlich. Die Armarterie fand D. bei Lebenden manchmal nicht dicker als den feinen Bindfaden, mit dem die Arzneiflaschen gewöhnlich zugebunden werden. D. öffnete während des Lebens die grossen äusseren Arterien und blickte in das Innere dieser todten Schläuche hinein; er konnte, wenn er die Ränder der, einen Zoll grossen, Längenwände des Gefässes mit zwei Pincetten von einander zog, eine Strecke weit nach oben und nach unten in dasselbe hineinblicken, aber es regte sich das Gefäss auch nicht im geringsten. Die Oberfläche der inneren Wände war vollkommen rein, weiss und bleich, nicht etwa mit einem dicken Fibrincruorgerinnsel überzogen, ein schlagender Beweis, dass die Forttreibung des Blutes auch mit durch eine active Kraft der Arterien bewirkt wird. Bei kalten, pulslosen Cholerakranken fühlt man bisweilen einen einzelnen leisen Pulsschlag, als wenn eine einzelne kleine Blutwelle durch das Gefäss hindurch führe. D. hat sich dies räthselhafte Phänomen dadurch zu erklären gesucht, dass bei der durch geronnenes Blut bereits gelähmten Einwirkung des Herzens, die sterbende Arterie noch zuckend ihre letzten Lebensbewegungen nur theilweise äussert und dass eine einzelne kleine flüssige Blutwelle des Centrums fliehend der Peripherie zueilt.

Ausser dem dicken Blute in den Herzkammern sind wohl

schon öfters während des Lebens polypöse Gerinnsel vorhanden, und legt sich ein solches vor die Mündung eines grossen Gefässes.

Die Arterien der oberen Extremitäten scheinen im Ganzen leerer als die der unteren zu sein. Auch enthalten die Arterien oft nach dem Tode Blut, ebenso die, welche während des Lebens leer waren. Am deutlichsten pulsiren aber die Carotiden. Es dringt das Blut aber gewiss nicht in die feineren Gefässe des Gehirns, welche durch Gerinnsel wohl verstopft sind, denn sonst müsste mehr Blut aus dem Kopfe zurückfliessen; und dennoch denkt der Kranke mit seinem Gehirn, in welchem das Blut bereits geronnen ist. Sollte das Blut, wenn es in den grossen Arterien soweit vorgedrungen ist, als es durch konnte, nicht vielleicht in ihnen wieder umkehren? es wäre das, wie eine Säftebewegung in niederen Thieren mit einem Rückengefäss. Der eigenthümliche Pulsschlag in den Carotiden fühlt sich wie ein Eindringen und Zurückprallen der Blutwelle an; wo sollte auch das Blut im Kopfe bleiben, wenn die Arterien es fortwährend in ihn hineintreiben und die Jugularvenen es nicht wieder zurückführen. Eine ähnliche Art der Blutbewegung mag auch in anderen Organen, wie z. B. in den Lungen stattfinden, wo nur eine wellende Bewegung in den grösseren Gefässen angenommen werden kann. Spritzte D. Hunden Gummischleim in die Venen ein, so entstand dieselbe unbeschreibliche Athmungsnoth, dieselbe Heiserkeit, wie man sie bei Cholerakranken sieht, weil das Gummi nicht durch die Capillargefässe der Lunge hindurch ging, sondern dieselbe verstopfte und dem Blute den Durchgang wehrte. Dies ist der Schlüssel zur Heiserkeit in der Cholera.

Bei der vorgenommenen Transfusion suchte D. vorher den Kranken etwas Blut zu entziehen, weil dadurch die Zufälle, welche die Operation oft begleiteten, gemildert werden und hier das Herz ohnehin immer schon überfüllt war.

Die Einspritzung geschah in eine, der durch den Hautschnitt blos gelegten Hautvenen. Das in einer erwärmten Tasse aufgefangene und durch eine Spritze aufgezogene Blut wurde langsam übergetrieben, und die Einspritzungen in Zwischenräumen von 5—7 Minuten mit einer Quantität von einigen Unzen mehrmals wiederholt. Die Erscheinungen, welche unmittelbar auf die bei dreien kalten, pulslosen, blauen Kranken unternommene Trans-

fusion eintraten, waren zuerst Anschwellung der Vene, welche das Blut erhielt, dann abwechselnde Erweiterung und Verengerung der Pupille, mitunter auch Wiederkehr des erloschenen Pulses, stärkerer Herzschlag und grösserer Glanz des Auges. Alle 3 Kranken starben eine Viertel-, eine halbe und sechs Stunden nach der Operation. Die Doctoren Hartung, Pfeuffer und Wedding gaben ihr Blut dazu her.

Die Section ergab, dass das eingespritzte Blut keine Verbindung mit dem Cholerablute eingegangen war; es beruhte wohl auf einem Kampfe zwischen dem Lebendigen und Todten. Was die im rechten Herzen und in einigen der grösseren Gefässe vorgefundenen Luftblasen anlangt, so fragt es sich, ob die Luft bei der Operation in die Venen eingedrungen sei, oder ob sie sich in ihnen entwickelt hat. D. nimmt letzteres an, weil er mehrmals, wenn er eine Vene durch einen Hautschnitt blos legte, um eine Blutentziehung an ihr vorzunehmen, durch die Häute hindurch die, dem Blute beigemischten, Luftblasen bemerkte und glaubt nicht, dass sie durch die Operation, welche er mit der genauesten Vorsicht angestellt, eingedrungen seien.

Ein Luftbläschen schadet auch nicht, sondern nur eine grössere Menge, nicht weil sie ein Gift fürs Herz sind, sondern sie wirkt rein mechanisch, indem sie bei ihrem Uebertritt in die Lungen in den Capillargefässen stecken bleibt und ebenso darin Gummi, Quecksilber u. s. w. dem Blute den Durchgang durch die Lungen und die Rückkehr zum Herzen versagt.

Die Transfusion ist daher wohl im Stande in den allerschwersten Fällen eine eigenthümliche Anfachung auf das ganze Nervensystem herbeizuführen. Ein Mittel, das so wenig leistet, darf man daher ebenso wenig unbedingt empfehlen, als unbedingt verwerfen. Es muss darum noch öfters geprüft werden. Die Infusion eines Aufgusses von Arnicablumen hatte keinen besseren Erfolg.

Einem Sterbenden öffnete D. die Armarterie und brachte einen elastischen Katheter durch das Gefäss bis an das Herz; es kam kein Blut zum Vorschein, doch war der Herzschlag während dessen beschleunigter und deutlicher; es beweist, dass die Einführung fremder Körper durch die grossen Gefässe ins Herz auf eine bewunderungswürdige Weise vertragen wird.

Dass in den schwersten Fällen durch Anastomosen der Blut-

umlauf wieder hergestellt werden kann, zeigt ein Fall, in dem er die art. brachialis unterbunden, und Casper dann kalte Begiessungen angestellt hatte. Der Kranke kam durch, der Pulsschlag war an der *radialis* und *ulnaris* deutlich zu fühlen und das Glied hatte die Temperatur des übrigen Körpers.

Blutegel starben oft schon während des Saugens; äussere Reizmittel, z. B. glühendes Eisen, machen keine Brandblase, sondern bringen bloss geringe Röthung hervor; nur, wenn Genesung erfolgt, entsteht nachträglich Entzündung. Die Empfindlichkeit der Haut dagegen scheint nicht vermindert, sondern erhöht zu sein. Der Process der Conglutination geht bei Cholerakranken, welche genesen, äusserst schnell und öfters schneller als bei Gesunden von Statten; zur unmittelbaren Vereinigung einer Wunde war gar keine Entzündung nöthig. Nur bei Steigerung des allgemeinen Lebensprocesses oder dem Uebergange in andere Krankheiten trat mehr Reaction ein. Mit einem Worte: bei Cholerakranken ist ungeachtet des allgemeinen Gesunkenseins der Lebenskräfte die bildende Thätigkeit, selbst in der gelähmten Haut sehr bedeutend, eine Beobachtung, welche D. auch öfters bei paralysirten Gliedern machte.

Ganz eigenthümlich verhält sich der Eiterungsprocess bei Cholerakranken; die frische Wunde ist trocken; das Wundsecret ist spärlich, der Eiter ist nicht viel dicker als Milch, sieht aus wie Haferschleim, die Granulation ist kleinkörnig. Dies beobachtete D. an einer Kranken, die angeblich auf Cholera behandelt wurde, aber an einer entzündlichen Brucheinklemmung litt; er operirte sie mit Erfolg und acht Tage darauf starb sie an der Cholera. Die Wunde war mit unglaublicher Schnelligkeit geheilt.

Auch auf chronische Eiterungen, alte Fussgeschwüre äussert die Cholera einen ähnlichen Einfluss; die Absonderung wird reichlicher und die Heilung erfolgt schneller; so sah er auch, aller Behandlung spottende, Fussgeschwüre heilen, wenn der Hospitalbrand hinzugekommen war.

Den Schluss der Schrift geben wir wörtlich, weil sie ein ebensolch plastisches Beispiel des meisterhaften Stils Dieffenbach's als seines edlen Herzens ist:

„Ich muss gestehen, dass mich schon gleich Anfangs das geheimnissvolle Dunkel dieser Krankheit, der Schrecken, der sie umgab, auf eine wunderbare Weise anzog. Ich sah mich beim ersten Eintritt in das Cholera-

hospital meines Freundes Romberg in die Mitte von lebenden Wesen versetzt, von denen ich nicht recht wusste, ob sie zu den Lebendigen oder den Todten gehörten, die Lebenden sahen wie Todte und die Todten wie Lebende aus, denn der Tod glättet die Schmerzenszüge. Das allererste, was sich in mir regte, war das Gefühl der grössten Unbekanntschaft, eine Fremdartigkeit, eine Blödigkeit, ein Anstaunen, ein Eingewurzeltsein, wie man wohl in früheren Jahren empfindet, wenn man zum ersten Male in ein grosses Wachsfigurencabinet eintritt und die vielen vornehmen Herren und Damen sieht. Es war auch dann nicht bei dem näheren Anblicke so vieles menschlichen Elends ein deutliches Mitleid in mir rege, es war kein unheimliches, schmerzliches Berührtwerden von der allgemeinen Calamität, noch weniger erwachte in mir jenes innere Kraftgefühl, wie dies zu geschehen pflegt, wenn man viele Schwierigkeiten beisammen sieht, wo einem ist, als möchte man gleich zuspringen, thun, helfen, handeln! Es behielt das Gefühl der gänzlichen Unbekanntschaft noch die Oberhand, verbunden mit einem der Empfindung gleichsam durch Reflexion abgedrungenen Mitleiden, welches aber nur bei der stummen Anschauung stehen blieb.

Wer einem Cholerakranken zuerst in's ausgetrocknete Auge geblickt, der wird erbebt sein; er wird nimmer diesen Blick des tiefen namenlosen Leidens vergessen, durch den der Kranke sich vergeblich bemüht, die Unendlichkeit seiner Noth auszudrücken. Es ist die tiefste innerste Noth, welche dieser Blick ausdrückt, und wogegen die Aeusserungen des Schmerzes bei anderen grossen Körperleiden ganz unbedeutend erscheinen. Wem der Kopf angebohrt oder wem ein Bein abgeschnitten wird, dessen Blick und Geberde verräth heftigen Schmerz, aber es ist die Miene eines Freudigen, wenn wir sie mit der eines schweren Cholerakranken vergleichen. Der Tod erscheint hier als ein Erlöser von aller Qual und so kommt es, dass die so eben Gestorbenen, deren Physiognomien noch vor wenigen Augenblicken durch Schmerz verzerrt waren, mit glatten, geebneten Gesichtszügen, mit milden, weichen, sanft glänzenden Augen, mit gebenedeitem Blicke daliegen. Aber Viele, welche urplötzlich mitten in der Wuth der Krampfanfälle erlagen, liegen d,a gleich erschlagenen Fechtern, und jedes Glied drückt das Staunen erregende Anstemmen gegen die feindliche, übermannende Kraft aus! Es erschien mir aber der Beruf der Aerzte in den Choleraspitälern ein so erhabener und ausserordentlicher, weniger dass sie die Aerzte waren, als dass sie gewünscht hatten es zu sein, zu einer Zeit, als Viele bei dem Wort Cholera noch cholerakalt wurden. Es erfüllte mich mit einer so unbegrenzten Hochachtung gegen sie, wenn ich sie in ihrem Eifer Neues und immer Neues ersinnen sah, um dem Tode sein Opfer zu entreissen und wie sie das oft so schwer machten und oft die Sieger waren. Man würde mich ganz falsch verstehen, wenn ich diesen Herren Böhr, Balm, Casper, Romberg, Thümmel, den dirigirenden Aerzten der hiesigen Cholerahospitäler, dafür ein glattes Compliment machen wollte, weil sie auch mir erlaubten, ihren Umgängen beizuwohnen und zur freundlichen Theilnahme an jenen Untersuchungen bereit waren, sondern es drängt mich, ihnen diese öffentliche Anerkennung zu zeigen."

Die dritte bedeutendste physiologische Leistung besteht aus seinen verschiedenen über die Transfusion und Infusion veröffentlichten Arbeiten, welche theils, wie aus der Literatur zu ersehen, in einem besonderen Werke erschienen, theils in verschiedenen Journalen veröffentlicht wurden.

Da Vieles davon noch heute Gültigkeit hat und die Art und Weise, wie Dieffenbach seine Untersuchungen anstellte, wie penibel vorsichtig er in seinen Schlussfolgerungen war und wie

er es verstand die Induction in der That musterhaft zu verwerthen, noch heute uns als Modell dienen können, so geben wir hier das wesentliche Resultat seiner Untersuchungen.

D. stellte bei weitem zahlreichere Experimente des Arterien- und Venenblutes von Thieren verschiedener Classen und Species aufeinander an. Die Zahl dieser ist grösser als die von irgend einem seiner Vorgänger unternommenen; er stiess hierbei auf viele ganz fremdartige Erscheinungen, welche er kaum alle zu deuten vermochte, von denen manche zur Erklärung dieser oder jener physiologischen Erscheinungen dienen können; andere sind nur als rohe Materialien niedergelegt und von ihm nicht verstanden worden. Am längsten und liebsten verweilte er bei denjenigen Symptomen, welche am frappantesten waren. Welcher eigenthümliche Stoff oder welches dynamische Princip liegt in dem Blute der Säugethiere, dass dieses, zu wenigen Tropfen in den Kreislauf der Vögel gebracht, ihr Leben, wie durch einen Zauberschlag vernichtet oder sie unter den heftigsten Convulsionen tödtet, als wäre das stärkste narkotische Gift ihnen eingeflösst worden. Auch die Säugethiere werden in einem hohen Grade selbst durch eine sehr geringe Menge Blut von Thieren anderer Classen, z. B. von Vögeln, Amphibien und Fischblut afficirt, wie wohl diese stärkeren Naturen mehr zu ertragen vermögen, als das zarte Nervenleben der Vögel. Ebenso ist der Mensch äusserst empfindlich gegen eine grössere Menge fremdartigen Blutes, und selbst dasjenige eines anderen Menschen bringt häufig bedeutende Zufälle hervor. Es ist nach Dieffenbach's Ansicht das belebende und ertödtende Princip weder in dem Serum, noch in dem verflüssigten Faserstoff zu suchen, sondern es ist allein der Cruor, welcher tödtet und wieder belebt. Er hat nichts directes ermitteln können, ob Alter, Geschlecht, veränderte körperliche Zustände auf die vitalen Eigenschaften des Blutes einen Einfluss äusserten. Das Blut von an contagiösen Krankheiten leidenden Thieren erzeugt zuweilen dieselbe, zuweilen eine andere, zuweilen gar keine Krankheit.

Beinahe völlig verblutete Thiere wurden durch Blut von Individuen ihrer Species in den meisten Fällen wieder in's Leben zurückgerufen, es mochte ihnen dasselbe mittelbar oder unmittelbar zugeführt worden sein; es geschah dies auch dann öfter, wenn das Blut mehrere Stunden der Berührung der atmosphärischen

Luft ausgesetzt, und der Faserstoff entweder durch Peitschen ausgeschieden oder durch eine geringe Menge von Natrum carbonicum aufgelöst worden war. Es zeigte sich bei der Operation fast immer Erweiterung und Verengerung der Pupille, beschleunigtes Athmen, Anfangs langsamer, dann beschleunigter Herz- und Pulsschlag. Häufig war ein schleimig-blutiger Durchfall, mit dem schnell die Gesundheit zurückkehrte oder der bis zum Tode anhielt.

Fremdartiges Blut belebte verblutete Thiere häufig, doch wurden dieselben auch sehr oft danach sehr krank, sie schienen häufig an Schwindel zu leiden u. s. w. Das von den Schriftstellern erwähnte Blutharnen sah D. nie und nur selten eine blutige Färbung des Urins. Katzen waren weit empfindlicher gegen fremdes Blut als Hunde; sie starben oft schon nach der Einspritzung einiger Drachmen fremden Blutes. Es zeigte sich durchaus keine narkotische Wirkung, wenn D. arterielles Blut von durch Belladonna, Blausäure und Hyoscyamus vergifteten Thieren einspritzte.

Von zwölf durch Blutverlust in die tiefste Ohnmacht versunkenen Thieren gelang im unglücklichsten Falle die Wiederbelebung bei der Hälfte von ihnen, im glücklichsten dagegen bei neun. Pflanzenfressende Thiere wurden weniger durch die Transfusion afficirt als fleischfressende. Blut von Thieren, welches an der Luft gestanden hatte, behielt noch einige Zeit seine wiederbelebende Kraft, doch von der dritten Stunde an, schien es allmählich an Lebenskräftigkeit abzunehmen und dieselbe nach 30 Stunden gänzlich verloren zu haben.

Dass gesundes Blut, kranken Thieren transfundirt, diese wieder gesund mache, hat er nie gesehen, ebenso wenig bei Menschen. D. bemühte sich die Transfusion und Infusion mehr von der naturwissenschaftlichen als medicinischen Seite aufzufassen. Ist man erst mit jener im Klaren, so ist man es auch mit dieser. Denn die Prüfung am Menschen zu beginnen ist ein gefährlicher und undankbarer Weg. Nur fortgesetzte Forschungen auf dem Wege des Versuchs bei Thieren können den Werth einer Operation bestimmen, welche auf der einen Seite in der Idee ebenso anziehend ist, als sie uns auf der anderen widersinnig und mit den höheren Begriffen der menschlichen Organisation im Widerspruche zu stehen scheint. Das Blut ist eine belebte Flüssigkeit und seine Einwirkung auf das Nervensystem musste man als die einzig nothwen-

dige Bedingung der Lebensthätigkeit betrachten. Die Cholera hat diese Ansicht über den Haufen gestossen, die Gefässe sind blutleer und ausgetrocknet und dennoch empfindet der Kranke Schmerzen; der Kranke bewegt das Glied willkürlich, ohne dass warmer Bluthauch die Nerventhätigkeit anfacht, ja er denkt mit seinem Gehirne, in welchem das Blut nur wenig umläuft und das schon zum Theil mit geronnenem Blute angefüllt ist. So zeigen also Gehirn und Nerven ihre Selbstständigkeit.

Während eine Uebertragung von ansteckenden Krankheiten durch das Blut stattfindet, ist es auffallend, dass durch die Transfusion mit dem Blute von Thieren, welche an sehr ansteckenden Krankheiten litten, nicht immer dieselbe oder eine andere Krankheit erzeugt wird. D. stellt Versuche an bei Pferden, die am Hautwurm oder am Rotze litten.

Auch chronische Exantheme scheinen nicht durch die Transfusion übertragen zu werden; er versuchte vergeblich Lepra von einer Katze auf eine andere zu übertragen.

Es ergeben sich daher folgende Resultate. Nur das Blut ist im Stande, das Leben nach Verblutungen zurückzurufen, andere Flüssigkeiten und selbst thierische vermögen dieses nicht; laues Wasser hat keine belebende Kraft, sondern beschleunigt den Tod. Arterielles Blut ist eigentlich nur geeignet, das schlummernde Leben wieder aufzuwecken, venöses Blut in's Gehirn geleitet bringt schon Sopor hervor. Wenn durch Ueberleitung von Blut das Leben erhalten wird, so geschieht dies wohl nur dadurch, dass das Athmen sogleich angeregt und das übergeleitete venöse Blut oxydirt. Bereits Alexander von Humboldt beobachtete, dass matt pulsirende Froschherzen in arterielles Blut getaucht wieder lebhafter und häufiger zu pulsiren anfingen. Wenn nun auch gleichartiges Blut im Stande ist, das Leben nach Verblutungen zurückzurufen, selbst fortwährendes Ernährtwerden, durch die Transfusion zu bewirken ist, so ist dieselbe doch nicht ein untrügliches Mittel. Dass es aber nicht der gleichen Quantität Blut, sondern oft nur des sechsten Theils des verlorenen bedarf, um das Leben wieder anzufachen, zeigen die meisten der vorhandenen Versuche, da in der Regel weniger Blut transfundirt wurde als abgelassen worden. D. sah öfters Thiere nach Blutverlusten von 10—12 Unzen asphyktisch daliegen und belebte dieselben wieder durch 2—3 Unzen.

Wenn im Allgemeinen nur gleichartiges Blut zum Ersatze des verlorenen taugt, so wird doch auch fremdartiges vertragen; fleischfressende Thiere leben mit dem Blute von pflanzenfressenden in ihren Adern fort und Menschen ertrugen Schafsblut.

Infusionen machte D. soviele, dass die Beschreibung derselben einen Band ausfüllen würde. Niemals entstand Gelbsucht nach der Infusion der Galle. Das Narkotin brachte bei Hunden schon die fürchterlichsten Zufälle hervor. Es scheint bei Säugethieren weniger als das Opium auf das grosse Gehirn, sondern mehr auf das Cerebellum, die Medulla oblongata und das Rückenmark zu wirken, wofür sowohl die eintretenden krampfhaften Erscheinungen als die Sectionsbefunde sprechen. Das Mittel scheint im Ganzen in der Mitte zwischen dem Opium und dem Strychnin zu stehen.

Man kann alle Wirkungen der Infusion in solche eintheilen, welche der Infusion überhaupt angehören, in solche, die der individuellen und momentanen Lebensstimmung anheimfallen und solche, die auf einer specifischen Beziehung der fremden Substanz zu einer bestimmten Richtung des Lebens beruhen. Jeder fremdartige Stoff welcher dem Blute beigemischt wird, auch, wenn er völlig indifferent ist, bewirkt eine abnorme Reizung des Herzens und der Lunge. Alle früheren Thatsachen über die heilbringende Wirkung der Transfusion bei kranken Menschen sind als verdächtig zu betrachten, weil es meistens Handlungen der Unkenntniss und der wissenschaftlichen Schwärmerei waren. Von einer inneren Krankheit kann dadurch Keiner geheilt worden sein, weil Thierblut als dem menschlichen Organismus fremd zur Transfusion gebraucht wurde. Man darf nur sagen, die Transfusion hat in denjenigen Krankheiten, wo sie bei Menschen mit Thierblut unternommen wurde, keinen bleibenden Nachtheil hinterlassen.

Die Transfusion bei chronischen, sehr geschwächten Subjecten kann unmöglich ein Heilmittel sein, auch wenn sie mit venösem Menschenblute gemacht wird; der elende Kranke hat helles, wässeriges Blut; ein stärkeres leidet er nicht. In den Fällen, wo in älterer Zeit Transfusionen unter solchen Umständen gemacht wurden, war die Quantität des Blutes eine so geringe, dass die Kranken sie einigermassen ertrugen. In der Medicin hat man einsehen gelernt, dass die Mittel stets dem Kräftezustande angepasst werden müssen. Die Transfusion ist daher in allen chronischen

Krankheiten, sowohl inneren, wie äusseren zu verwerfen, wohin auch exanthematische zu rechnen sind. Mehr dürfte man sich bei Epilepsie, Trismus, Hydrocephalus versprechen. Wo D. die Transfusion hier versuchte, zeigte sie doch keine besondere Wirkung. Ebenso ist es mit der Cholera. Ebensowenig günstig erwies sie sich in der Melancholie, dem Stumpfsinn, dem Blödsinn. Unbedingt schädlich ist sie bei allen hitzigen Krankheiten. Ein Wechselfieber könnte vielleicht durch eine Transfusion gehoben werden, das hiesse aber mit einer Kanone nach einer Mücke schiessen. Anders ist es bei Verblutungen; hier ist ihr Werth sehr gross; sie ist oft das einzige Rettungsmittel. Auch beim Scheintode in's Wasser Gefallener, bei durch irrespirable Gasarten Betäubten, Erhängten und anderen Verunglückten.

Die allgemeinen Anzeigen zur Infusion geben alle diejenigen Krankheiten ab, bei denen das Nervensystem auf eine eigenthümliche Weise ergriffen worden ist und wo die gewöhnlichen Behandlungsweisen nichts dagegen vermögen; daher all die Leiden, gegen welche die Transfusion empfohlen worden. Beim Wundstarrkrampf heilten Percy und Laurent durch Infusionen von Abkochungen der Datura Stramonii, der tinct. Digitalis von 8 Tetanischen fünf; am meisten ist sie zu empfehlen bei Erstickungsgefahr bei einem fremden Körper im Schlunde (2—3 Gran Tart. stib. auf 2 ℥ii aq. destill. eingespritzt). Als die Dosis der narkotischen Mittel gilt der dritte Theil von diesen.

Chirurgie.

Auch die speciellen Leistungen Dieffenbach's in der Chirurgie lassen sich von einem allgemeinen Standpunkt auffassen.

Kurz kann man sie so charakterisiren, dass man sagt, er vollzog die Krönung des Gebäudes der plastischen Chirurgie, welche Gräfe, der Vater, neu geschaffen und des der verschönernden und restaurirenden Chirurgie, als dessen Schöpfer Stromeyer betrachtet werden muss.

Gewöhnlich fasst man nun die plastische und verschönernde Chirurgie unter der allgemeinen Bezeichnung der conservativen zusammen. Trotzdem findet ein grosser Unterschied Statt. Die plastische Chirurgie freilich, vermittelst deren einem

Menschen, der keine Nase hatte, eine Nase geschaffen wird, ist stets verschönernd und restaurirend, letztere auch immer plastisch, denn auch beim Sehnenschnitt zur Heilung des Schielens und des Klumpfusses tritt eine Neubildung ein. Die plastische und verschönernde Chirurgie sind daher stets conservativ, aber letztere ist nicht jedes Mal plastisch und verschönernd.

Das Wort conservative Chirurgie bezeichnet daher einen viel weiteren Begriff, insofern alles dahin gehört, was dazu dient, das Leben des Kranken überhaupt zu erhalten. So können gefährliche Operationen, durch welche das Leben eines Kranken in der Mehrzahl der Fälle erhalten wird, zur conservativen Chirurgie gehören; umgekehrt müssen oft leichte Operationen, welche dennoch das Leben eines Kranken gefährden, als das Gegentheil der conservativen Chirurgie angesehen werden. Conservative Chirurgie ist daher durchaus nicht gleichbedeutend mit nicht Operiren; letzteres ist sehr oft sehr unconservativ und Operiren sehr conservativ. Ebenso falsch ist es die Operationen der Resectionen schlechtweg zur conservativen Chirurgie zu rechnen. Dies sind sie nur, wenn sie die Erhaltung des Gliedes und des Lebens des Kranken erzielen. Endigen sie mit dem Tode, so ist eine glücklich ausgeführte Amputation jedenfalls conservativer.

Dieffenbach's conservative Chirurgie unterscheidet sich dadurch von der der meisten seiner Vorgänger, dass er dieselbe nicht auf eine einzelne Operationsmethode, sondern auf die ganze Chirurgie bezog. Seine Grösse als conservativer Chirurg bestand eben darin, so paradox es klingen mag, dass er es verstand, ungeheuer viel und ungeheuer wenig zu operiren. Auch das classische „tuto celeriter et jucunde" hat in der operativen Chirurgie Niemand besser ausgeführt als Dieffenbach.

Mit Recht hat man das Wort verschönernde und restaurirende Chirurgie gewählt, obgleich von den Arzneimitteln her das Wort kosmetisch viel näher lag. Aber man fühlte, dass es sich hier nur um ein äusserliches Mittel, um einen blossen Schein, um ein leeres Phantom handelt; eine Nase von Papiermaché oder Holz wäre ein wirklicher Gegenstand der kosmetischen Chirurgie gewesen, wie man allenfalls auch eine Perrücke dahin rechnen könnte.

Das Unterscheidende liegt aber darin, dass es bei Vorwürfen der verschönernden Chirurgie sich nicht bloss um Kunst handelt,

sondern um wirkliche lebende Kunst, deren Substrat der Mensch selbst ist.

Wenn schon Hippokrates die Medicin von allen Künsten die edelste nennt, so hat er sicherlich schon an das wesentliche und hervorragende Merkmal gedacht, durch welches die Medicin von allen übrigen Künsten sich auszeichnet.

Dieses unterscheidende Princip besteht darin, dass das Object der Medicin lebend und lebendig ist, während die aller übrigen todt sind.

Alle übrigen Künste ahmen die Natur nur nach und in je natürlicher und täuschender Weise sie das thun, um so höher stehen sie.

Die medicinische Kunst ahmt die Natur nicht bloss nach, sondern ist auch selbst Natur, ist die lebendige Natur, sie führt die Natur, welche im Begriff war zu sterben, wieder zum Leben zurück.

Der grösste Triumph der medicinischen Kunst bleibt deshalb die plastische und verschönernde Chirurgie.

Im Gegensatz zur gewöhnlichen Baukunst und Skulptur könnte man sie die lebende Baukunst und Skulptur nennen.

Und als solche verdient sie den ersten Platz im Gebiete der Aesthetik!

„Bei der Vertheilung der Güter der Welt gingen bekanntlich die Dichter leer aus; so erging es auch der ältesten und hehrsten aller Künste, als Baumgarten die Aesthetik als Wissenschaft begründete. Alle seine Nachfolger sind ihm hierin gefolgt. Der medicinischen Kunst, deren Therapie jetzt fast zu einer Versuchsstation herabgesunken ist, kann es nur zum Vortheile gereichen, mit der Aesthetik in Fühlung zu treten; so wie es auch andererseits der Aesthetik zur Förderung dienen wird, diejenige Kunst in den Bereich ihrer Betrachtung zu ziehen, die das erhabenste Gebilde der Schöpfung zum Vorwurf hat.“

So schrieben wir (All. Z. 28. Nov. 1878) in einem Aufsatze „Das Reich des Schönen“ betitelt. Da wir heute noch ebenso denken, so haben wir diese Worte wieder hier abdrucken lassen.

Die plastische und verschönernde Chirurgie ist daher nicht bloss ein Triumph der chirurgischen Kunst. Sie hat vielmehr einen segensvollen Einfluſs auf die Therapie der inneren Medicin und die Aesthetik selbst.

Ihr grösster Meister aber ist Dieffenbach. Denn in dem Dreigestirn, das durch sie repräsentirt wird, Gräfe, Dieffenbach und Stromeyer strahlt Dieffenbach's Stern am glänzendsten. Muss man Gräfe mit zu den eigentlichen Begründern der conservativen Chirurgie zählen, so ist Dieffenbach mit Stromeyer ihr Vollender, indem er sie zur höchsten Blüthe brachte. Das grösste Lob, das Dieffenbach als plastischem und verschönerndem Chirurgen gespendet wurde, ist ohne Zweifel das Wort des ersten und bedeutendsten englischen Chirurgen des neunzehnten Jahrhunderts Astley Cooper's. Während die damaligen französischen Wundärzte wegen der schlechten wenig erfreulichen und nicht ermuthigenden Resultate, die sie mit der Rhinoplastik gehabt hatten, bereits vorschlugen, das eroberte Feld wieder zu verlassen, die Rhinoplastik ganz aufzugeben und sich wie früher künstlicher Methoden zu bedienen, that Astley Cooper, als er die von Dieffenbach an Victoire Oriolle gemachte Nase sah, den Ausspruch: „es sei die schönste, die er je gesehen" (Schmidt'sche Jahrbücher: B. 27, S. 373).

Hatte Gräfe mehr im Allgemeinen die Principien angegeben, so durchging Dieffenbach mit kritischer Skepsis und skeptischer Kritik das ganze weite Feld der Operationen und bestimmte, welche in Zukunft ganz aufgehoben werden müssten: er reinigte den chirurgischen Augiasstall nicht bloss von zahlreichen Instrumenten, sondern auch von Operationsmethoden. Daher sein geflügeltes Wort: *„Die schwächsten Chirurgen in der wahren Chirurgie sind allemal am stärksten in den Trepanations- und Steinschnittinstrumenten."*

Der Standpunkt, den Dieffenbach zu der Chirurgie der meisten seiner Coëtanen einnahm, geht am besten aus den Worten hervor, mit denen er am 25. Mai 1840 die chirurgische Klinik in der Königlichen Charité, die wegen fortdauernder Kränklichkeit des Präsidenten Dr. Rust von diesem nicht abgehalten werden konnte, eröffnete.

Dort heisst es (Vorträge in der chirurgischen Klinik der Königlichen Charité):

„Werfen wir nun einen Blick auf die Art und Weise, wie die Chirurgie in chirurgischen Kliniken gelehrt und gehandhabt wird, so sehen wir dieselbe in dreierlei verschiedenen Richtungen verfolgt werden. Die erste Classe chirurgischer Lehrer will die chirurgischen Krankheiten fast aus-

schliesslich durch arzneiliche Mittel heilen, alle örtlichen Krankheiten sind nach ihnen Reflexe innerer Leiden, die Operationen sind rohe mechanische Eingriffe in den Organismus, welche nur in den seltensten Fällen ausgeübt werden dürfen. Das Messer ist ihnen der Dolch und wo sie die Vernichtung des örtlichen Leidens doch nicht entbehren können, vollführen sie diese mit zerstörenden chemischen Substanzen."

„Die zweite Classe der chirurgisch-klinischen Lehrer steht im schroffen Gegensatz zu der ersten; sie will alles operiren, sie verschmäht fast jede innere Behandlung des Kranken, ja sie geht so weit, diejenigen Krankheitszustände dem Messer unterwerfen zu wollen, die gerade nach der Operation mit doppelter Wuth wieder hervorbrechen. Viele der französischen Wundärzte gehören zu dieser Classe, ihr Glaubensbekenntniss ist: „la chirurgie ne fait pas grande chose de la médecine." Diese beiden Classen von Chirurgen stehen einander feindlich gegenüber, während jene auf die letzten als auf rohe Techniker, denen der Geist der Wissenschaft abgehe, herabblicken, prunken die letzten mit einer blossen Technik, welche blutig glänzend auftritt und oft in den Augen des Laien jene zu verdunkeln im Stande ist."

„Die dritte Reihe von Chirurgen, m. H., sind diejenigen, welche gewissermaassen die Individualitäten beider Classen in sich vereinigen. Sie sind Aerzte und Chirurgen in der wahren Bedeutung des Wortes. Das Arzneimittel steht bei ihnen so hoch wie das Messer, sie verstehen beides gleich gut zu handhaben, nicht bloss empirisch, sondern mit Bewusstsein und indem sie sich selbst alles klar zu machen im Stande sind, vermögen sie auch andere zu lehren, wie sie es zu machen haben. Es giebt gute Praktiker in der Chirurgie, deren medicinische und chirurgische Kenntnisse innigst verschmolzen sind, welche die Kranken vortrefflich zu behandeln verstehen; sie handeln aber immer nur aus einem gewissen Instinkte, sie sind sich nicht selber klar geworden und können es daher andern noch weniger werden. M. H., nur die innige Vereinigung der Medicin und Chirurgie, welche wir so glücklich in den besseren unter den deutschen klinischen Lehrern sehen, kann uns schützen, in die Fehler der Chirurgen der ersten und zweiten Classe zu verfallen; zur dritten aber zählen wir uns selbst."

„Man unterscheidet in Krankenanstalten die Hospitalbehandlung und die klinische. Jene ist schweigsam, fast ausschliesslich handelnd. Man sieht, man fragt, man handelt. Die Klinik dagegen fragt und forscht umsichtig und weitsichtig. War dort die Untersuchung kurz, das Wort lakonisch, das Handeln schnell, so gilt es hier ein tiefes, gründliches Examen, eine wissenschaftliche Exposition, einen improvisirten Vortrag und ein langsames, bedächtiges Handeln, dann wieder Frage und Antwort und ein Drehen und Wenden nach allen möglichen Seiten hin, um Irrthümer zu vermeiden, um nicht Kranken und Lernenden gleich gefährlich zu werden. Der Geist des Lehrers trifft hier allein die rechte Bahn! Wer die Klinik für eine Probiranstalt aller Arzneimittel und chirurgischer Operationen hält, wer glaubte, der Werth der Methoden müsse hier zur Belohnung der Jugend durchprobirt werden, der gäbe gerade durch diese Vollständigkeit des Unterrichts einen traurigen Beweis seiner Geistesarmuth."

„M. H., ich werde mich gerade bemühen, in meinem medicinischen und chirurgischen Handeln Ihnen den einfachsten Weg zu zeigen, einen Weg, auf welchem Sie vieles Wichtige antreffen werden. Sie werden hier nicht die ganze Materia medica von mir anwenden lernen, ich werde Ihnen nicht hunderte von Receptformeln in die Brieftasche dictiren, mit denen Sie zeitlebens curiren sollen. Dadurch schnitte ich Ihnen ihre eignen Gedanken für die Zukunft ab. Ich habe keine Receptformeln, ebenso wie ich keine Briefformeln habe."

„Was nun die chirurgischen Operationen betrifft, so werden Sie die-

nach den einfachsten Grundsätzen vollführt sehen. Das mentarium chirurgicum weise ich in die Schranken histo- wohin es gehört, zurück. Die grössten Meister in der ten ihre Operationen stets mit den einfachsten Werkzeugen, nur die Feder, mit welcher der Chirurg seine Gedanken formt und schafft nicht stets nach feststehender Methode, visirt die Methode nach der Individualität des Falls. Eine hat die Physiologie zur Basis, sie richtet ihre Schritte nach ewigen natürlichen Heilungsprocesse, von denen die ältere Ahnung hatte, da sie nur auf Mechanik basirte und Opera- Cadavern schuf."

wir denn, m. H., im Laufe der Zeit mit dem Wachsthume logischen Kenntnisse den ganzen Charakter der Chirurgie sich hen ganze Classen von chirurgischen Operationen, welche standen haben, wenn auch nicht untergehen, doch wenig- ten und durch kleine unscheinbare verdrängt werden. Sie daran, wie viele Gliedmaassen wir durch die Anatomie er- wieder brauchbar gemacht haben, welche noch kurz zuvor am- wären; wie viele Leben durch Beschränkung der Trepanation

der Dieffenbach es für passend hielt, der Hülfswissen- der Medicin, vor Allem der Anatomie und Physiologie als zu bedienen und allen Operationsmethoden eine phy- Basis zu geben, ebenso sehr warnte er vor Ueber- derselben und räumte doch der Klinik als solcher die echte ein.

Klinik war für ihn aber kein Experimentiren mit den , keine Versuchsstation mit Arzneimitteln, Operations- n und Instrumenten, sondern vielmehr, wie für alle Clas- inmal die treue und wahre Erfahrung aller Jahrhunderte nn die Berücksichtigung aller passenden Hülfsdisciplinen, loss ausschliesslich einer, gerade in Mode stehenden, über- aller Momente, welche zur richtigen Beurtheilung eines heitsfalles und seiner Heilung in Betracht kommen.

n der „Medicinischen Zeitung des Vereins für Heilkunde in sen" (1833, Nr. 2, S. 8) hat er sein chirurgisches Glauben- ntniss niedergelegt.

„Die tiefen anatomischen Untersuchungen," sagt er dort, „der Bruch- enden berühmter Anatomen neuerer Zeit haben für den glücklichen Er- der Operation eingeklemmter Brüche wenig Nutzen gestiftet, ja man chte sagen, geschadet. Seitdem jene ausgezeichneten Männer die Bruch- gionen bis in ihre Atome zerlegt, jedes normale und abnorme Fäserchen eschrieben und der Operationslehre einverleibt haben, bebt der gewöhn- che, sonst sehr tüchtige Praktiker, bei einem entzündlichen eingeklemmten ruche, vor dem Gedanken zurück, sich in dieses Labyrinth von Gefahren mit seinem Messer zu verirren. Hier malt ihm seine lebendige Einbildungs- kraft eine Epigastrica, die aus der Obturatoria entspringt, vor, und dort sieht er gar die Gefässe sich zum Todtenkranze verbinden. Er fürchtet,

dem Tode ein Opfer zu bringen, er getraut sich nicht einmal festzustellen, ob der Bruch ein äusserer oder ein innerer sei; wohin soll er schneiden? nach aussen? oder nach innen? oder nach oben? Er wagt also in dem dringendsten Falle bei einer entzündlichen Incarceration die Operation nicht, sondern er versucht die hier so gefährliche Taxis und versucht sie wieder und versucht sie abermals — und er zerdrückt fast den Darm und der Kranke stirbt unter unsäglichem Leiden — denn ein solcher Bruch geht selten zurück. Das nächste Mal ist seine Furcht schon geringer, da eine traurige Erfahrung ihn schon belehrt hat, doch macht er noch zahllose Repositionsversuche, im Bette, auf dem Tische und im Wasser; er verschreibt Oele und Merkur, wonach der Kranke noch mehr bricht, lässt Blut bis zur Ohnmacht, braucht Eis und Alkohol äusserlich, setzt Klystiere von Flüssigkeit und Tabaksrauch und operirt nun endlich, da das Alles nichts hilft — wenn der Darm brandig geworden ist. Nur erst auf solche Art weise gemacht, unternimmt er zur rechten Zeit die Operation. Hat er aber zum Unglück für seine Mitbürger im Anfang seiner Praxis einen oder mehrere chronisch eingeklemmte Brüche ohne Operation zu reponiren, so wähnt er, es müsse immer so gehen und es sei ihm die Gabe beschieden worden, ein ächt rationeller Wundarzt zu sein und der leichtfertige und schneidelustige Chirurg wolle nur, und selbst mit Lebensgefahr für den Kranken, den gordischen Knoten zerhauen, den er als Denker so mühsam und sinnig zu lösen verstehe! Was nun aber jene wichtigen anatomischen Entdeckungen in den Bruchgegenden betrifft, so gebührt ihnen als solchen die grösste Bewunderung und Anerkennung und sie sind wahre Schätze für die Wissenschaft; um nach ihnen aber eingeklemmte Brüche operiren zu wollen, dazu sind sie nicht geeignet, da auch bei der genauesten Kenntniss der Theile im Leben hier Vieles nicht erkannt werden kann, was das anatomische Messer darlegt. Am allerwenigsten aber passen jene seltenen Varietäten und Curiositäten im Verlaufe der Gefässe zur Feststellung gewisser unsicherer Operationsmethoden. Ganz unpassend erscheint es mir auch, wenn in den chirurgischen Schriften die ganze Anatomie der Brüche mit ungebührlicher Weitschweifigkeit abgehandelt wird, das gehört in die chirurgische Anatomie. Will man hier so die ganze Bruchanatomie vortragen, so muss auch bei der Auseinandersetzung aller anderen chirurgischen Operationen die ganze Anatomie der Theile mitgenommen werden. Wo es sich aber um eine chirurgische Krankheit, wo es sich um ein kühnes, rasches Eingreifen handelt, um einem Menschen das Leben zu retten, da kann nur von chirurgischer Einsicht und Erkenntniss die Rede sein, der das anatomische Wissen vorausgeht, das aber schon anderswo erworben sein muss. Jene anatomische Avantgarde in der Lehre von der Bruchoperation bringt für den Anfänger hier den grössten Nachtheil, der meint, durch sie einen eingeklemmten Bruch erkennen, bestimmen und operiren zu können, und dass er es nicht kann, haben wir oben gesehen. Wer die Operation eines eingeklemmten Bruches macht, muss ein Improvisator im Operiren sein; wer nur nach anatomischen Grundsätzen einen Bruch operiren zu können wähnt, wird überall unsicher und oft stutzig werden, wenn er die Theile anders findet, als er sie zu finden erwartete und er wird sie überall anders finden, denn kein Bruch ist wie der andere und der Darmcanal ist sehr lang. Ich weiss sehr wohl, dass mir Viele vorwerfen möchten, dass ich der Unwissenheit das Wort rede. Alles Wissen ist gut, aber am rechten Orte. Dies ist nicht der Ort für jene Unregelmässigkeiten im Verlaufe der Gefässe, wohl aber für die genauesten diagnostischen chirurgischen Denkmale. Die eingeklemmten Brüche — meine ich, müssten höher geachtet und nicht jene seltenen Abweichungen, Verirrungen und Spiele der Natur an die Spitze der Bruchoperationen gestellt werden. Sind nicht, wie gesagt, die meisten neuen Werke über die Brüche mehr Anatomie als Chirurgie? Sind jene künstlichen Operationsmethoden nicht mehr auf dem Leichenbrette als auf dem Operationstische

geformt? Ich glaube mit Recht behaupten zu können, dass wir in der neuesten Zeit in operativer Hinsicht bei den Brüchen durch unser übermässiges Streben nach Gründlichkeit wieder sehr weit zurückgekommen sind. Wir Deutschen haben überhaupt einen eigenen Stolz auf unsere Gelehrsamkeit, in praktischen Dingen vermögen wir aber sehr wenig dadurch, wo es auf klare Anschauung, gesunden Menschenverstand, scharfe Sinne und den geschickten Gebrauch unserer Gliedmaassen ankommt. Scarpa, die Hesselbach, Seiler, Langenbeck und Andere haben zwar ihre grossen Verdienste in anatomischer Beziehung, aber keines ihrer Werke kann sich, was die Praxis anlangt, mit dem von Richter messen, und wie wenige Wundärzte haben August Gottlieb Richter's Schreibart erreicht! Vielen dünkt diese edle Einfalt zu gering, sie glauben der Wissenschaft durch allerlei künstliche Systeme und ebensolche Schnörkel und Zierrathen einen Gefallen zu thun und wähnen, das sei Gelehrsamkeit, weil der Beschränkte dadurch geblendet wird. Man verzeihe mir die Dreistigkeit, sie entspringt vielleicht aus einem kühnen Selbstvertrauen, zu dem ich dadurch gelangt bin, dass mir in dem Zeitraume von 8 Jahren die beneidenswerthe Gelegenheit wurde, gegen 300 Mal die Bruchoperation an Lebenden zu machen, die Fälle, wo die Zurückbringung ohne blutige Operation gelang, nicht mitgezählt."

Ebenso sehr verabscheut D. die bloss mechanische Richtung der Chirurgie. In dieser Beziehung existirt ein sehr bezeichnendes Apophthegma von ihm: „Eine Chirurgie auf Mechanik gebaut ist ein Reuter auf einem hölzernen Pferde: es bleibt auf einer Stelle stehen und würde unveränderlich sein, wenn die Würmer es nicht zernagten. Eine Chirurgie auf Physiologie gegründet durchfliegt dagegen die Wüste wie ein arabisches Pferd."

Was aber war es, wodurch Dieffenbach als Operateur in so eminenter Weise sich auszeichnete?

Das war vor allem das ausserordentliche Glück, durch das seine Operationen gekrönt waren.

Und dieses Glück begleitete ihn ebenso sehr bei seinen leichteren, wie bei den schwierigsten Operationen.

Nichts beweist wohl mehr als dies, dass die Antisepsis nicht der einzige Factor ist, dem man jetzt den glücklichen Erfolg der Operationen zuschreibt.

Wie viele Operationen unserer modernen Operateure *κατ' ἐξοχήν* sehen wir nicht unglücklich verlaufen!

Ja! Wie viele derselben stehen im Rufe, allerdings kühne Operateure, aber ebenso sehr unglückliche zu sein.

Anders war es mit Dieffenbach. Er war ebenso kühn als glücklich.

Bei 32 machte er die Resection des Oberkiefers und verlor keinen einzigen an der Operation oder ihren nächsten Folgen.

Die Menge der von Dieffenbach vollzogenen Operationen steht in der That im geraden Verhältnisse zu ihrem Gelingen und nicht, wie bei so vielen Anderen, im umgekehrten.

Bereits im Jahre 1841 konnte Dieffenbach in seinem Werke über die Durchschneidung der Sehnen und Muskeln den Ausspruch thun, dass er 120 Schiefhälse, 350 Klumpfüsse und 700 Schielende operirt habe und im folgenden Jahre konnte er in der Monographie *„über das Schielen und die Heilung desselben durch die Operation"* bereits 1200 gemachte Schieloperationen in's Treffen führen.

Hasenschartenoperationen hat er circa 1000 ausgeführt.

Forscht man nach der Ursache des chirurgischen Glückes Dieffenbach's, so findet man, dass es mit seinem Charakter in der engsten Beziehung steht. „Weisst du, wie auch der Kleine was ist? Er mache das Kleine recht, der Grosse begehr, just so das Grosse zu thun?"

Hiernach handelte Dieffenbach; für ihn gab es nichts Kleines, nur Grosses; er achtete auch das hoch, was Anderen gering erscheint, worin ja eigentlich das Geheimniss jeder wahren gottbegnadeten Künstlerschaft besteht.

Auf die unbedeutendste Operation verwandte er dieselbe Sorgfalt und Accuratesse, wie auf die schwierigste und bedeutendste.

Die Durchbohrung des Ohrläppchens, von welcher er selbst sagt:

„Diese kleine Operation der Eitelkeit, bei Hohen und Niedern, bei Armen und Reichen, bei Schwarzen und Weissen in Anwendung, gilt bei dem Volke auch noch als ein Augenmittel bei chronischen Ophthalmien und wohl mit Recht,"

beschreibt er nicht nur mit der grössten Genauigkeit, sondern giebt ebenso genau die weitere Nachbehandlung an. Denn auch diese, an und für sich unbedeutende Operation kann, wie er ausdrücklich bemerkt, allerlei üble Folgen haben, es kommen nicht bloss heftige Entzündungen der Läppchen, sondern sogar Erysipelas der Ohren vor.

„Eine Operationsgeschichte," fährt er weiter unten fort, „wie sie vielleicht noch nicht zum zweiten Male vorgekommen ist, will ich hier, bloss zum Beweise, wie sich der Arzt auch bei der kleinsten Operation irren kann, wenn er nicht mit Besonnenheit verfährt, erzählen. Ich wurde eines Tages zu einem Kinde gerufen, welches einige Stunden zuvor zufällig eine bedeutende Verletzung des Gesichts erlitten hatte. Kurz vor diesem Ereignisse war von einem Arzte an der Schwester des Knaben die Operation zur Anlegung von Ohrringen vorgenommen worden. An der Seite des Kindes stehend,

hatte derselbe das linke Ohrläppchen an der richtigen Stelle durchbohrt, den Bleidraht eingelegt und zusammengebunden, hierauf den Kopf, in derselben Stellung bleibend, zu sich hinübergezogen und die Operation auch am andern Ohre vorgenommen. Da treten die entzückten Aeltern heran; wer beschreibt aber ihr Erstaunen und die Verlegenheit des Arztes, der zweite Ohrring, freilich nur von Blei, prangt stolz auf der höchsten Höhe der Ohrmuschel, deren Rand jener für das Ohrläppchen genommen hatte. Dann machte er seinen Fehler aber wieder gut."

Wir hoben oben hervor, dass Dieffenbach der Chirurg und Schriftsteller und Dieffenbach der Mensch so miteinander verschmolzen seien, dass man sie gar nicht von einander trennen und auch nicht getrennt denken könne.

Sein göttlicher Humor — wir sagen göttlich, denn auch Gott können wir uns nicht ohne Humor denken — bricht an vielen Stellen seiner Schriften hervor.

Ueber den Zahnschlüssel sagt er:

„Merkwürdig ist es, dass die Engländer dies Instrument den „deutschen", die Deutschen es den „englischen" nennen. Um nun diesem Streit nach Art der äsopischen Fabel abzuhelfen, eignen sich die Franzosen die Priorität seiner Erfindung zu."

Ueber das Schielen macht er folgende Bemerkung:

„Die Zahl der Aufsätze und Schriften über das Schielen in allen Ländern der Welt ist so zahlreich geworden, dass manche mehr als 1000 Jahr alte Operation nicht so viele Monographien aufzuweisen hat als diese im Jahre 1839 geborene."

Von den verschiedenen zur Iridodialysis cum Iridenkleisis erfundenen Instrumenten behauptet er:

„Die meisten von ihnen sind zu complicirt, das beste von ihnen ist der Name."

Wie man es von einem Chirurgen wie Dieffenbach, der von dem Operateur verlangt, dass er Improvisator sein müsse, nicht anders erwarten kann, so hasst er die Schablone.

In dieser Beziehung that er den Ausspruch:

„Bei dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft sind jeder Methode ihre bestimmten Grenzen angewiesen, und nicht mehr Neigung und Uebung des Operateurs, sondern rationelle Principien entscheiden über die Wahl des einen oder des anderen Operationsverfahrens."

Auf ihn und seine ganze Entwicklung hat Sprengel, wie aus vielen Stellen seiner Schriften hervorgeht, den grössten Einfluss gehabt, und bestätigt dies abermals unsere Ansicht, dass bei den Deutschen die innere Medicin die Mutter der chirurgischen Classicität war.

Wenn wir nach der Ursache forschen, warum die Alten und vornämlich die Griechen für uns die ewige Quelle der geistigen

Nahrung und Verjüngung sind und auf alle Zeitalter, in denen das Menschliche nicht gänzlich abhanden gekommen oder unterdrückt war, eine magische Anziehungskraft ausübten, so ist es ihr Maasshalten in allen Dingen, im Grossen wie im Kleinen.

Auch hierin bethätigt Dieffenbach eine antike Virtuosität. Hören wir ihn, wie er sich äusserte, als man anfing das Gebiet der subcutanen Operationen über die Gebühr zu erweitern und schrankenlos ihre Grenzen auszudehnen.

„Erst die neuere Zeit," sagt er, „hat den Werth der subcutanen Operationen in ihr rechtes Licht gestellt und wir sehen durch sie Heilungen in den verschiedenen Gebilden und zwar in der kürzesten Zeit zu Stande gebracht, von denen die frühere Chirurgie keine Ahnung hatte. In ihnen zeigt sich, wie das geheimnissvolle Wirken der Natur, wenn es dem Lichte und der Luft entzogen worden, am mächtigsten obwaltet. Aber auch der schönste Baum treibt schlechte Reiser und hat seine falschen Auswüchse. Uebler konnte das unterhäutige Schneiden nicht angebracht werden, als beim eingeklemmten Bruche. Während Amussat jede incarcerirte Hernie ohne blutigen Eingriff nur durch die Taxis zurückbringen will, lehrt Guérin, die Bruchoperation subcutan zu machen. Die Aufstellung dieser neuen Methode ist gewiss Guérin's allergeringstes Verdienst.. — Dies Verfahren ist gänzlich zu verwerfen, und wird selbst durch die Hand des grössten Meisters ausgeführt, leicht ebenso unglücklich ablaufen, als in der des ersten Anfängers in der Chirurgie."

Ebenso entschieden tritt Dieffenbach der falschen Anwendung der plastischen Chirurgie, mit einem Worte der hyperplastischen Chirurgie entgegen.

Als Dzondi auf die abenteuerliche Idee kam, durch die Verpflanzung eines Hautlappens in die Bruchpforte eine Radicalcur der Brüche zu erzielen, apostrophirte er dieses Verfahren folgendermassen.

„Eine üblere Anwendung kann von der plastischen Chirurgie gewiss nicht gemacht werden, als die zur vermeinten Heilung mobiler Brüche zu missbrauchen. Der in die Bruchpforte hineingedrängte Lappen wird hier nicht anwachsen, sondern sich zurückziehen. Die äussere Wunde, welche durch das Ausschneiden des Hautstücks entstand, wird sich durch Granulation füllen und endlich vernarben und der Lappen als kugelige Geschwulst an ihrem Rande hervorragen, das Tragen eines Bruchbandes verhindern und wieder abgeschnitten werden müssen."

Dieffenbach bethätigt seinen kritischen Wahrheitssinn bei jeder Gelegenheit, wo es gilt, für die Wahrheit zu zeugen, für das ein- und aufzutreten, was für ihn als Wahrheit gilt. Freimuth hat aber nichts mit dem über Alles absprechenden und aburtheilenden Berlinerthum zu thun. Man beobachtet stets, dass er sich bemüht, jeden Chirurgen möglichst günstig zu beurtheilen und nur die von ihm vertretene Sache, nicht die Per-

son im Auge hat; dies macht ihn aber nicht blind gegen die Fehler und Schwächen und er trägt keine Scheu, sie aufzudecken.

So geht er mehrere Male selbst gegen Schreger und Gräfe aggressiv vor.

Mit ersterem theilt er die Eigenschaft, dass auch bei ihm der chirurgische und geschichtliche Factor in Eins verschmolzen sind. Sie sind nicht getrennt wie bei Richter und Gräfe, bei welchen der letztere entweder latent schlummert oder nur in einzelnen Momenten zum Durchbruch kommt. Wir müssen uns enthalten, auf die zahlreichen, in den verschiedenen Journalen zerstreuten, unter der Literatur angegebenen, chirurgischen Abhandlungen Dieffenbach's hier näher einzugehen und müssen uns damit begnügen, die als selbstständige Bücher erschienenen nur hervorzuheben.

Sein erstes chirurgisches Hauptwerk, durch welches Dieffenbach sich als ersten Vertreter der *„organischen Plastik"*, wie er selbst diese Methode benannte, in Europa einführte, hat den Titel *„Chirurgische Erfahrungen, besonders über die Wiederherstellung zerstörter Theile des menschlichen Körpers nach neuen Methoden"* und besteht aus drei Theilen.

In dem ersten Theile befinden sich folgende Abhandlungen: 1) *Ueber den Wiederersatz der Nase,* 2) *über die Bildung der Lippen bei Verschliessung des Mundes durch Ueberpflanzung der Schleimhaut,* 3) *über den organischen Wiederersatz des zerstörten Gaumensegels,* 4) *über die künstliche Bildung der Vorhaut,* 5) *über die Zerreissung des Mittelfleisches,* 6) *über den Wiederersatz der theilweise zerstörten Harnröhre durch Ueberpflanzung der Haut.*

Aus der ersten heben wir folgende wichtige Bemerkungen hervor:

„Ich möchte ausser der neuen, von mir zu beschreibenden Methode der Nasenbildung, hier zuerst einige kurze Zusätze zu den vorhandenen, allgemein bekannten Erfahrungen liefern, besonders aber darauf aufmerksam machen, dass bei allen im Gesicht vorkommenden Operationen, vorzüglich aber bei den Bildungen einzelner Theile derselben durch Transplantation, die Schonung der vorhandenen, mit dem Wiederersatze der verloren gegangenen von gleichem Werthe und von gleicher Wichtigkeit ist, der Chirurg also nicht etwa auf dem einen Orte eine bedeutende Entstellung hervorbringen dürfe, um dadurch einen Fehler an dem anderen zu verdecken.

So fest bestimmt nun auch die allgemeinen Grundsätze für die meisten der gewöhnlichen chirurgischen Operationen sind, so bestimmt auch die Anatomie sagt, hier darfst du schneiden und dort nicht, so gehört doch dieser Theil der Chirurgie eigentlich in die Kosmetik und die Geschicklichkeit in

der Ausführung mehr in die Reihe der bildenden Künste. Um in diesem Felde etwas wirklich mit Erfolg zu leisten, muss sich der Chirurg im Formen menschlicher Gesichtstheile üben, und er wird gewiss finden, dass es sehr schwer sei, eine Nase oder einen Mund, selbst, wenn er ein gutes Modell vor sich hat, aus Thon oder Wachs nachzubilden. Wie ist man aber, wenn man dies einmal kann, im Stande, aus einem viel weniger bildsamen Stoff, wie die organische Masse ist, einen Angesichtstheil gut zu formen? Man wird gewiss dagegen einwenden, die Haut ist etwas ganz Anderes als Wachs, sie gestaltet sich während des Heilungsprocesses des jungen Theiles ganz eigenwillig, schrumpft hier ein, oder stirbt ab, während sie dort wuchert, doch tritt dann hier wieder derselbe Fall ein, wo der Künstler des Talents bedarf, den Schaden wieder glücklich heben zu können. Der Chirurg ist also gewissermaassen Bildhauer, der Form und Verhältniss der Theile, sowohl im Ganzen wie im Einzelnen, genau zu berechnen verstehen muss. Die Chirurgie lehrt zwar bei den einzelnen chirurgischen Krankheiten des Gesichts, wie die Schnitte im Allgemeinen geführt werden sollen, und besonders genau giebt die Rhinoplastik die Regeln an, wie man beim Ausschneiden des Stirn- oder Armlappens zu verfahren habe; sie zeichnet sogar nach dem Maass die Linien vor, welche das Messer auf der Haut beschreiben soll; wird aber dennoch nicht immer das Meiste zu thun übrig bleiben, was sich nicht mit Linien zeichnen lässt? Um kurz zu sein, ich glaube, derjenige Chirurg wird die beste Hautnase machen, der auch mit der Geschicklichkeit eines Bildhauers dieselbe aus unorganischer Masse zu formen im Stande ist.

Dies Formungsgeschick ist schon für viele unbedeutende Operationen im Gesicht von grosser Wichtigkeit. Man sieht bisweilen Menschen, denen ein grosser Wolfsrachen, oft schon vor vielen Jahren, operirt worden ist, und doch ist das Ansehen derselben zum Erschrecken, wenn auch bei der Operation buchstäblich der Ausspruch der Akiurgie, beide Seitenwunden der Lippen gleich lang zu machen, befolgt war. Ein Bogenschnitt aus der schmalen Seite der Lippen, ein Lostrennen der Weichgebilde, besonders aber des der schräg herabgezogenen Seite der Nase und eine passende Stellung durch umwundene Nähte, führten fast immer eine glückliche Heilung herbei. Aehnliches gilt von Operationen an den Augenlidern, vom Lippenkrebs, besonders wenn der letztere von bedeutendem Umfange ist und einen oder beide Mundwinkel einnimmt. Die Chirurgie lehrt sie, das Messer durch den gesunden Umkreis zu führen und dadurch alles Kranke zu entfernen. Wie gross ist aber die Entstellung nach der Heilung, wenn der Operateur nicht nach eigner Einsicht zu führen versteht und nicht oft bedeutende gesunde Wangentheile mitfortnimmt, oder einen Theil der Unterlippe an die Oberlippe verlegt, oder umgekekrt.

Ich komme wieder darauf zurück, dass der Wiederersatz der Nase oder eines anderen fehlerhaften Gesichtstheils mit möglichster Schonung der vorhandenen und wohlgebildeten Partien geschehen müsse. Bei der Nasenbildung nach indischer Methode wird aber ein wesentlicher Gesichtstheil, die Stirn, bedeutend verunstaltet und die Narbe oft einer Brandmarke ähnlich, wogegen sie auf der anderen Seite durch die viel grössere Leichtigkeit in der Ausführung und durch leichteres Gelingen, sehr grosse Vorzüge vor der viel schwierigeren und für Arzt und Kranken viel mühsameren Nasenbildung aus der Armhaut hat. Doch wird jene nur dort mit Erfolg angewendet, wo die Nasenknochen zugleich mit fehlen, indess man die letztere Methode nur beim Wiederersatz der verloren gegangenen Nasenspitze bei unversehrtem Knochen ausübt. Die Nasen der letzteren Art sind gewöhnlich am schönsten, indess die Gestalt der indischen Nasen, wenn sie auch bald nach der Operation ziemlich gut aussehen, sich späterhin sehr verschlechtert; es scheint nämlich, als wenn sich der Rand der Wangenhaut, in dem die Stirnhaut eingefalzt ist, allmählich von der Seite her zusammenschiebt; daher kommt es, dass diese Nasen am Grunde oder Boden so dünn werden,

indessen ihre Mitte und ihr Rücken bedeutend an Corpulenz zunimmt; ein Wind kann sie zuweilen hin- und herbewegen. Die aus dem Arm gebildeten Nasen haben mit jenen aber noch oft den Fehler des leichten Verwachsens der Löcher gemein, auch sind die Flügel gewöhnlich zu dick, weshalb jedes noch vorhandene Stückchen Flügel als etwas Kostbares geschont und immer mit zur neuen Nase verwendet werden muss. Es giebt gewiss Individuen mit gänzlich fehlenden Nasen, bei denen man den Versuch machen könnte, die beiden Seitentheile der Nase aus der benachbarten Wangenhaut und das Septum nebst der Spitze der Nase aus der Oberlippe zu bilden, nur müssten fortwährend auch nach vollendeter Heilung durch den Boden der Nase Nadeln durchgeführt und diese bis zur gehörigen Verdichtung der Theile getragen werden. Fehlte die Spitze der Nase sammt den Flügeln oder wären die letzteren durch herpetische Verwitterung gleichsam bis in die Nähe der Nasenbeine hinaufgerückt, ihre Oberfläche gesund, so hielte ich es für das beste, hier nicht einen vorderen Theil anzusetzen, sondern die Flügelränder und die Scheidewand zu schonen und zwischen den zuletzt gedachten Theilen und dem oberen Theile der Nase dicht unter dem Knochen quer zu durchschneiden, von derselben Schnittlinie aus das Messer schräg in die Oberlippe hineinzuziehen, um dadurch einen breiten Raum für die einzusetzenden Stücke zu gewinnen. Diese Stücke werden zu beiden Seiten aus der Wangenhaut genommen, schräg umgedreht, eingepasst und durch umwundene Nadeln befestigt; die Wangenwunden sollen eigentlich wieder vereinigt werden. Die Beschreibung erscheint complicirter als die Operation selbst ist; die Idee, welche ihr aber zum Grunde liegt, ist durchaus keine andere als Schonung der Flügelreste."

Operationsmethode.

„Die Operationsmethode, die ich zur Wiederherstellung der eingesunkenen Nasen entwarf, ist gewiss die einfachste, natürlichste und am leichtesten ausführbare von allen und besteht, wie schon angedeutet worden, bloss darin, dass die Trümmer der alten Nase, die zu einer neuen benutzt werden sollen, in mehrere Theile zerlegt, aus der Tiefe hervorgezogen und durch passendes Aneinanderheften unter sich und ihrem Boden aufrecht gestellt und durch geringe Unterstützungsmittel während des Heilungsprocesses in dieser Lage erhalten werden. Der Kranke setzt sich auf einen Stuhl, hinter welchen ein Gehülfe tritt, der den Kopf des ersteren fest gegen seine Brust andrückt. Der Operateur geht nun mit einem schmalen, spitzigen Skalpell in die linke Seite des Loches vor der eingesunkenen Nasenspitze ein und durchschneidet, mit einem Zuge schräg nach oben gehend, die Weichtheile bis zum Nasenfortsatze des Stirnbeins. Einen zweiten ganz gleichen Schnitt macht er auf der rechten Seite, der ebenfalls an dem gedachten Punkte endigt. Der zwischen den beiden Schnittlinien befindliche Hautstreifen besteht aus der Spitze und dem Rücken der alten Nase; er ist unten noch einmal so breit wie oben, wo er, sich verschmälernd, mit der Stirnhaut zusammenhängt. Nach unten ist er bloss durch den verschrumpften häutigen Theil des Septums mit der Oberlippe verbunden, oder ist dieses zerstört, so kann man den Lappen gleich aus der Tiefe hervorheben und zurückschlagen, um sich Platz zu verschaffen. Die nach innen hineingekehrte, am Lappen befindliche äusserste Nasenspitze wird sogleich wieder herausgedrückt. Die verkürzte Scheidewand wird durch einen an jeder Seite in die Oberlippe gemachten Schnitt beliebig verlängert.

Hierauf geht man zur Bildung der Seitenwände der Nase über. Der erste Schnitt wird am bequemsten auf der rechten Seite des Gesichtes des Kranken angefangen, das Messer einige Linien tiefer als die Endpunkte der Schnitte, welche den Nasenrücken frei machten, bis auf den Knochen eingestochen und in einem langsamen Zuge durch sämmtliche Weichgebilde

schräg abwärts auf der Linie geführt, wo der Boden der Nase in die Wangenhaut übergeht; eine kleine Zugabe von der letzteren ist vortheilhaft. Dann wird ein ganz gleicher Schnitt auf der linken Seite der Nasen- und Wangengrenze gemacht.

Endlich führt man noch zwei halbmondförmige Schnitte nach der natürlichen, hier gänzlich vermischten Insertionsstelle der Nasenflügel durch die Weichgebilde. Sowohl der linke als auch der rechte dieser um den untern Theil der eingefallenen Flügel geführten Schnitte gehen nach aussen und aufwärts in die von oben herablaufenden Wunden zur Seite der Nase über. An einigen Stellen sind jetzt die unteren Ränder dieser Hautlappen schon frei; man fasst sie mit der Pincette und trennt sie vorsichtig vom Knochen, worauf man beide ebenfalls mit den von ihrem unteren Theile befindlichen Flügeln aus der Tiefe hervorziehen und nach oben zurückschlagen kann; hier gehen sie, sich immer mehr verschmälernd, in die Stirnhaut über.

Was nun zunächst geschehen muss, ist die einen viertel bis einen halben Zoll weite Lostrennung des Wangenhautrandes, welcher an die grosse Knochenöffnung grenzt. Dies ist ein sehr nothwendiger Operationsact. Es wird dadurch nämlich ein festes Verwachsen der cutis mit den Gesichtsknochen am Fusse der Nase bewirkt und verhindert, dass die Nase nicht gleichsam durch ein Ausgleiten nach beiden Seiten hin, besonders an dem oberen Theile, wieder einsinke. Diese Annäherung der Seitenwände gegeneinander wird, wovon noch später die Rede sein wird, besonders dadurch bewerkstelligt, dass von den Seitenrändern der Wange aus, unter dem Boden der Nase fort, zwei mit dem Knopf- und Spitzende zugleich durch ein längliches steifes Stück Leder geführte, lange Nadeln die gedachten Ränder der Gesichtshaut beliebig stark gegen den Boden der Nase anpressen, wodurch die Nase stark hervorgedrängt wird.

Jetzt beginnt der Wiederaufbau der Nase. Wollte der Chirurg die Lappen wieder mit ihren alten Wundflächen in Berührung bringen, so würde die Nase zwar nicht wieder einsinken, doch sehr platt werden; es ist daher ein solches Beschneiden der Ränder der Lappen nöthig, wodurch die aufrechte Stellung der Nase möglichst befördert wird. Man trägt daher zuerst die Ränder des Rückenlappens der Nase an ihrer inneren Fläche schräge ab, ohne dabei etwas von der Epidermis der äusseren Oberfläche mitzunehmen. Dies Abtragen des Randes geschieht am besten mit einer scharfen Scheere, und das feine weggenommene Hautstreifchen muss im Durchschnitte eine dreieckige Gestalt haben. Der Grund, warum dies geschieht, ist leicht einzusehen, der Nasenrücken erhält dadurch die Eigenschaft eines nach unten schräg behauenen Schlusssteins eines Gewölbes, halb ruht er auf den oberen Wundrändern der Seitenwandungen und halb legt er sich zwischen dieselben. Um nun auch den Seitenwänden und den Nasenflügeln ihre starke Neigung nach innen zu benehmen und sie mehr wandartig aufzurichten, ist auch hier ein Beschneiden der Ränder ringsum nöthig. Dies darf natürlich nicht, wie es bei dem Nasenrücken der Fall war, an ihrem inneren Rande geschehen, sondern es muss der äussere sein, der hier in der Breite eines Strohhalms, so viel die Zugabe aus der Wangenhaut an die Nase betrug, fortgenommen wird. Den grössten Substanzverlust erleidet hier also die Epidermis und die Gestalt des Hautstreifens ist ebenfalls dreieckig. An den geraden Seitenrändern geschieht das Abtragen mit einer geraden, an den Flügelrändern mit einer feinen, scharfen, auf der Fläche gebogenen Augenscheere. Es bedarf nun weiter keiner Erklärung, dass bei der Vereinigung dieser um den ganzen untern Rand der Nase herumlaufenden Wundfläche die aufrechte Stellung derselben ganz besonders gefördert wird.

Hierauf beginnt nun der erfreulichste Theil der ganzen Operation, nämlich die Vereinigung der Hautlappen unter sich und mit der Wangen-

haut. Zuerst werden nach sorgfältiger Reinigung vom Blute die Rückenwunden der Nase mit dem oberen Rande der Seitenfläche vereinigt; den besten Halt giebt hier die feine umwundene Naht. Drei Nadeln reichen für jede der oberen Wundspalte hin und man legt sie in angemessenen Zwischenräumen von einander an. Die beiden untersten kommen zur Seite der Nasenspitze zu liegen. Noch genauer wird die Vereinigung, wenn an den äussersten Rand der Flügel auf jeder Seite noch eine Nadel angelegt wird. Endlich führt man noch eine Ligatur durch den Theil der Oberlippe, aus welchem das Septum genommen worden; sie kommt also hinter den letzteren zu liegen und indem sie die Ränder der Lücke fest aneinander bringt, treibt sie den Hautstreifen mehr hervor und verhindert zugleich, dass er nicht wieder in seine alte Furche hineinwachse. Sämmtliche Nadeln werden, nachdem sie gehörig umwickelt worden, dicht an den Fäden abgeschnitten. Fehlt das Septum gänzlich, so bildet man dies erst in späterer Zeit nach vollendeter Heilung, indem man einen schmalen Streifen aus der Mitte der Oberlippe herausschneidet und diesen mit wundgemachter Nasenspitze in Berührung bringt.

Man kann sich kaum vorstellen, welche Derbheit und Sicherheit die Nase, der nur noch die Anheftung an den Seiten fehlt, hat. Hierzu tragen ganz besonders die vielen umwundenen Nähte bei, durch welche die Wundränder, überall genau aneinander passend, zusammengehalten werden. Die Vereinigung der Nase mit ihren Bodenrändern an der Wangenhaut geschieht, auf jeder Seite durch vier einfache Knopfnähte, welche mit feinen, halbmondförmig gekrümmten, sehr scharfen Heftnadeln angelegt werden. Die beiden obersten dienen zur Befestigung der geraden Seitenflächen der Nase, die anderen zur Anheftung der Flügel an die Oberlippe.

Das letzte Schmerzhafte, was der Kranke noch zu erdulden hat ist die Durchführung zweier langen Nadeln durch die losgetrennten Ränder der Wangenhaut unter der Nase fort. Ich habe dasselbe schon oben vorläufig erwähnt. Die Anlegung dieser Nadeln geschieht von der linken Seite des Kranken aus, nach seiner rechten hin, weil es so am bequemsten für den Operateur ist. Der Ein- und Ausstechungspunkt beider Nadeln ist im Durchschnitte einen Zoll von einander entfernt. Beginnt man die Anlegung der Nadeln, so werden vorher an jede Seite der Nase 2 1/3—1/2 Zoll breite und 1 1/2—2 Zoll lange Streifen von steifem Leder gelegt. Sie sind die zusammendrückenden Schienen der Nase. In ihnen befinden sich an jeder zwei feine Löcher, um bei der linken die Durchführung vor der Durchstechung, bei der rechten nach der Durchstechung der Wangenhaut zu gestalten. Der Krapfen der einen Seite verhindert das Durchgleiten durch das Leder, und auf der anderen Seite windet man die hervorragende Nadelspitze mit einer Kornzange spiralförmig auf, und nähert dadurch nicht allein die Wangenränder einander, sondern treibt auch die Nase so dünn heraus, wie es einem beliebt.

Den Beschluss macht man mit der nochmaligen Reinigung der Nase, besonders ihrer Höhle, in die man fleissig laues Wasser einspritzt, um das geronnene Blut herauszuschaffen, worauf man zwei, der Oeffnung der Nasenlöcher entsprechende Federkiele, die mit geölter Charpie umwickelt worden sind, in die Nasenlöcher schiebt.

Jetzt steht nun die Nase, wie ein aus den Trümmern eines alten neu aufgebautes Haus da; die Steine dazu sind zwar alt, aber fest."

D. verbreitet sich dann eingehend über die Nachbehandlung. Kalte Umschläge zu machen, hält es nicht für rathsam, weil sie ein Aufhören des Kreislaufes in den nur durch schmale Hautbrücken mit der Stirnhaut zusammenhängenden Nasenlappen zur Folge haben. „Die Nase ist nämlich in den ersten 6—8 Stunden nach der Operation bleich und viel kälter als die Nachbartheile. Gleich nach der Operation bedient man sich am besten eines Umschlages von lauem Wasser mit Wein, wenn später entzündliche Reacti eintritt des verdünnten Theden'schen Schusswassers; dann lässt man

wasser folgen, wenn an einzelnen Stellen Eiterung eintritt. Während der Nacht bedeckt man die Nase mit einem feinen in Mandelöl getauchten Läppchen. Die Entfernung der Nath darf nicht zu lange verschoben werden. Am 3. Tage zieht man eine Nadel um die andere aus, am 4. wieder und die letzten am 5. Auch legt man am 3. Tage neue Federkiele ein, von dem an täglich. Erst am 8. Tage darf man die langen durch die Wangenhaut geführten Nadeln ausziehen. Man führt aber wieder neue ein und lässt diese wieder 8 Tage lang liegen. Zur Verdichtung des Nasengewölbes bestreiche man, nach Aufhören der Entzündung von den Nasenlöchern aus täglich die innere Oberfläche mit Höllenstein und verstärke die Granulation durch rothen Präcipitat, den man mittelst eines feinen Malerpinsels aufträgt."

Durch folgende Krankengeschichten illustrirt dann D. seine Operationstechnik: *Ausbesserung einer durch Krankheit verstümmelten Nase, Ausbesserung einer durch Verwundung verstümmelten Nase und Oberlippe, Veränderung der Gestalt der Nase durch die Operation eines Nasenkrebses, Bildung einer ganzen Nase, Versuch zur Nasenbildung aus dem Arm, Ausbesserung einer verstümmelten Oberlippe und Heilung eines Ectropiums an demselben Subject.*

Der zweite Theil enthält folgende Abhandlungen: *Ueber den Wiederersatz der Nase, von der Spaltung der Nase zur Entfernung von Polypen oder anderen Aftergewächsen aus ihrer Höhle, von dem Wiederersatze des äusseren Ohres, über die Heilung der Thränensackfistel durch Hautüberpflanzung, über die Heilung des Ectropiums durch Verpflanzung der Conjunctiva an die äussere Haut, von der Ausfüllung der Augenhöhle nach der Exstirpation des Augapfels durch Hautüberpflanzung, von der Verpflanzung der Scrotalhaut zur Bedeckung entblösster Hoden, von der Heilung der Ulcera prominentia an den unteren Extremitäten nach dem Verluste der Zehen, Allgemeine Bemerkungen über die Verpflanzung thierischer Theile.*

In der ersten Abhandlung macht D. seine Methode bekannt, schwächere oder stärkere Eindrücke des knorpligen Theils des Nasenrückens in die Höhe zu heben.

„Diese, meines Wissens, sonst nicht aufgeführte Operationsmethode besteht in der Excision des eingesunkenen mittleren Nasenrückens, der entweder wie ein Keil mit zwei Querschnitten, welche gegen die Wangenhaut hin in einen spitzen Winkel zusammen treffen, entfernt wird. Oder es werden, statt der geraden Querschnitte zwei convexe gemacht, so dass der Substanzverlust des Nasenrückens viel schmäler als in der Mitte der Seiten der Nase ist.

Drittens, der eingesunkene Nasenrücken wird erhalten, und unter ihm ein ovales Stück aus beiden Seitenwandungen der Nase und der knorpligen Scheidewand weggenommen. Die eine Spitze des Ovals sieht nach unten gegen die Wangenhaut hin, die andere nach oben ist dem eingesunkenen Nasenrücken zugekehrt.

Jede dieser, unter sich etwas abweichenden Operationsmethoden passt für die verschiedenen Eindrücke des knorpeligen Nasenrückens. Immer muss

aber der übrige Theil der Nase vollkommen gut erhalten und weder das knöcherne Gerüste, noch die Nasenspitze eingesunken sein. Individuen dieser Art sieht man sehr häufig; von vorn angeblickt erscheinen sie nicht sehr entstellt, dagegen hat ihr Profil etwas Widerwärtiges, das Gesicht bekommt dadurch etwas Schnödes, Höhnendes, ohne dass es den Leuten oft je einfiel es zu sein.

Die Ursache dieser Entstellung ist häufig ein Nasengeschwür, welches den oberen Theil der knorpligen Scheidehaut weggefressen hat, worauf dieser entweder sogleich einsank oder später während des Heilungsprocesses der Ränder der Oeffnung des Septums, nach innen hineingezogen würde; so habe ich es wenigstens öfters beobachtet. Sehr häufig ist auch ein starker Fall oder Schlag auf die Nase die Ursache dieser Entstellung. Das keilförmige Ausschneiden des eingesunkenen Nasenrückens ist besonders bei sehr langen, vorn herabhängenden Nasen, die eigentlich für das Gesicht zu gross sind, und bei denen der Fehler daher um so greller hervortritt, anzuwenden.

Die Operation ist äusserst leicht auszuführen, und der Kranke sitzt dabei. Man drückt mit dem Daumen und Zeigefinger der linken Hand den knorpligen vorderen Theil der Nase fest zusammen, setzt dann die geradlinige Schneide des Messers unterhalb der Nasenbeine an den oberen Grenzen des Eindrucks der Quere nach auf, und durchschneidet in derselben Richtung, die Klinge etwas schräg gestellt, die ganze Nase bis zur Wangenhaut. Der zweite Schnitt, wobei das Messer unterhalb des Kniffs aufgesetzt wird, muss natürlich etwas schräg nach oben geführt werden, so dass sich beide wieder auf dem Grunde der Nase, zu Anfang der Wangenhaut, begegnen. Hierdurch wird der ganze, zwischen beiden Schnittlinien befindliche Theil der Nase ausser Verbindung gesetzt. Es wäre eigentlich des von oben herabfliessenden Blutes wegen natürlich, den unteren Querschnitt zuerst zu machen, doch wird dadurch der obere Schnitt erschwert, da man den auszuschneidenden Nasentheil dann nicht gut fixiren kann. Man sieht jetzt durch eine weite keilförmige Oeffnung in das Innere der Nase hinein, und nach unten zu durch die Naslöcher wieder heraus.

Die Blutung ist gewöhnlich sehr bedeutend und es bedarf einer geraumen Zeit zu ihrer Stillung. Erst, wenn eine lymphatische Absonderung auf der Wundoberfläche eingetreten ist, darf man die Vereinigung vornehmen. Man fängt damit an, die beiden, ziemlich weit von einander entfernten Ränder des Septums durch zwei feine Knopfnähte, die am besten mit einer runden Nähnadel angelegt werden, miteinander in genaue Berührung zu bringen; eins von den Fadenenden schneidet man dicht am Knoten ab und führt das andere zur Nase heraus. Durch die Vereinigung der Scheidewand wird schon zum Theil die starke Annäherung der Seitenwandungen und des Rückens der Nase bewirkt; zu ihrer völligen Vereinigung gehören sechs bis acht umschlungene Insectennadeln, deren Enden dicht am Faden abgeschnitten werden. Wollte man nicht ebenfalls ein gleiches Stück, wie aus den Seiten der Nase, auch aus der Scheidewand mit fortnehmen, so würden die Seitenränder zu stark nach oben gezogen und das Septum zu weit herausgedrängt werden.

Bei der zweiten Methode, den eingesunkenen Nasenrücken zu entfernen, werden zwei Ovalschnitte quer durch die Nase so geführt, dass die eine Spitze des Ovals dem Nasenrücken, die andere ihrer Basis zugekehrt ist. Bei der Operation verfährt man übrigens ganz so, wie bei der vorigen. Sie ist besonders bei kleinen Nasen mit gerader Spitze anwendbar, die durch das Ausschneiden eines Querkeils so stark aufgerichtet werden würden, dass man gerade in die Nasenlöcher hineinsehen könnte. Die Vereinigung dieser halbmondförmigen Seitenöffnungen der Nase geschieht, nachdem vorher das Septum durch zwei Knopfnähte verbunden worden, durch umwundene Suturen. Gleich nach der Operation erscheint an der Stelle, wo die Fortsätze des Nasenrückens, die durch das schräge Einschneiden in die Nase gebildet worden, zusammentreten, ein kleiner Höcker; indem nämlich die gebogenen

Wundränder der Seitenwandungen durch das Heften in gerade Linien verwandelt werden, treiben sie diesen Theil des Nasenrückens heraus. Dieser Buckel ist nothwendig, um dem Nasenrücken eine gute Form zu geben, denn indem er später einschrumpft, verschwindet die Hervorragung und der Nasenrücken bildet eine gerade Linie.

Bei der dritten Methode wird der eingesunkene Nasenrücken weder keil- noch bogenförmig ausgeschnitten, sondern es wird ein ovales Stück aus der ganzen Decke der Nase unter der eingesunkenen Stelle exstirpirt. Die eine Spitze des Ovals ist dem Nasenrücken, die andere der Wangenhaut zugekehrt, man kann quer durch die Nase hindurch sehen. Zuerst wird das Septum durch zwei Nadelstiche verbunden, und dann die Vereinigung der Seitenwände der Nase mittelst umschlungener Nähte bewirkt. Die Folge dieser Vereinigung ist, dass der Rücken der Nase hervorgedrängt und somit die Entstellung gehoben wird.

Die Nachbehandlung ist in allen diesen Fällen gleich. Bei einer allgemeinen antiphlogistischen Behandlung und der Anwendung der kalten Umschläge folgt die Vereinigung in wenigen Tagen, und schon am zweiten und dritten Tage werden die Nähte entfernt. Sollte an einzelnen Stellen keine Vereinigung zu Stande gekommen sein, so legt man hier schmale Heftpflasterstreifen an. Die Heilung erfolgt bei den beiden ersten Operationsmethoden gewöhnlich in sehr kurzer Zeit mit einer schmalen, quer über die Nase laufenden Narbe, welche die Folge eines scharfen Säbelhiebes zu sein scheint; hat man aber nach der zuletzt beschriebenen Methode operirt, so bleiben zwei unbedeutende Narben an beiden Seiten der Nase zurück."

D. exemplificirt dann seine Methoden durch mehrere Krankengeschichten.

Hatte er im Angeführten sein Verfahren, verstümmelte oder missgebildete Nasen ohne Hautüberpflanzung auszubessern angegeben, so handelt er jetzt die Beschreibung der Methoden ab, einzelne fehlerhafte oder mangelnde Theile der Nase aus den Nachbargebilden zu ersetzen.

Die hier abzuhandelnden Gegenstände sind:

1) Die Verlängerung und Bildung des verdrängten häutigen Septums beim doppelten Wolfs- oder Löwenrachen aus dem Rudimente der Oberlippe, welches das os intermaxillare an seiner vorderen und oberen Fläche bedeckt.

„Die Verlängerung des Septums aus diesem Lippenrudiment geschieht auf folgende Weise. Man trennt den Grund desselben von dem os intermaxillare, löst selbst die kurze häutige Scheidewand von der knorpligen und zieht es zur Seite, wenn die Durchschneidung desselben einer Falte wegen nöthig sein sollte. Hierauf entfernt man das os intermaxillare, faltet die Oberlippe und passt jetzt das Lippenrudiment dem knorpligen Septum an. Meistens ist es nöthig, von dem unteren und dem Seitenrande etwas abzutragen. Ist dies geschehen, so durchsticht man den Rand des knorpligen Septums mit einer runden Nähnadel und zieht einen Faden durch, dessen Faden in einen Knoten unter dem Lappen zusammengeknüpft werden. Auf diese Weise erhält der Lappen mit seiner unteren Wundfläche eine feste Anlegung gegen den blutigen Rand des knorpligen Septums. Ist das Subject schon erwachsen, so bedarf es eines zweiten Fadens, der auf die nämliche Weise über dem Lappen zusammengeknüpft wird. Das Ausziehen der Fäden darf erst nach 8 Tagen, auch den Umständen nach noch später geschehen."

2) Von der Bildung der Nasenscheidewand aus der normalen Oberlippe.

„Der Erfolg des Septums aus der Oberlippe kann eigentlich nur dann geschehen, wenn bei wohlerhaltener, aufrechtstehender Nasenspitze ganz allein die Scheidewand fehlt. Die Hauptregel, die man bei den meisten Transplantationen und besonders hier zu befolgen hat, ist, dass man das Septum nicht leicht zu breit und zu lang bilden kann. — In dem ersten Falle, wo

die Lippe fleischig und gehörig nachgiebig ist, mache ich die Operation auf folgende Weise: zuerst wird die ganze untere Fläche der Nasenspitze verwundet und dann durch zwei senkrechte, durch die ganze Dicke der Lippen geführte Schnitte ein Streifen von ¾ Zoll Breite ausgeschnitten, dann einer dieser Schnitte bis in die Nasenhöhle verlängert, der Lappen nach oben zu unweit vom Boden getrennt, dass er nur über dem unverlängerten Schnitt im Zusammenhange bleibt. Hierauf wird der Lappen, nach geschehener Drehung zur Seite, in die Höhe geschlagen, und versuchsweise so an die Nasenspitze angelegt, so dass das Stückchen rother Lippensubstanz am Ende des Lappens die Wundfläche der Nasenspitze berührt; darauf trägt man auch diese ab. Entsteht Spannung und Zerrung, so trennt man noch etwas vom Grunde. Fast nach völliger Blutstillung geschieht die Zusammenfügung der Lippen durch die umschlungene Naht mit feinen Insectennadeln. Ist dagegen die bewegliche Nasenscheidewand noch vorhanden, so sind die Aussichten für das Gelingen der Operation noch besser. In diesem Falle würde man ihren untern Rand abtragen und den Lappen auf ihm durch zwei durch die Knorpelwand geführte Faden, wie bei der Bildung des Septums beim Wolfsrachen, befestigen."

„Im zweiten Falle, wo das zu starke Gespanntsein der Oberlippe oder die ungewöhnliche Kleinheit des Mundes einen so bedeutenden nothwendigen Substanzverlust nicht ertrüge, kann man einen liegenden Streifen aus der Oberlippe und allenfalls noch ein angrenzendes Stück aus der Wange nehmen, und dies an die Nasenspitze legen, wenn sie bei dem Verluste des Septums mit gelitten haben sollte."

„Die Nachbehandlung besteht besonders in der Anwendung der kalten Umschläge. Die Nadeln aus der Lippe und der Nasenspitze werden am dritten Tage ausgezogen; doch lässt man einige wohl bis zum vierten liegen, zieht dagegen bei heftiger Entzündung die ersten schon 24 Stunden nach der Operation aus. Ist überall die prima intentio gelungen, so wartet man mit der Abschneidung des Lappens von seinem Lippenboden so lange, bis selbst die innere Oberfläche desselben überhäutet ist. Alsdann nimmt man dieselbe vor, legt aber die Brücke, die man halbkreisförmig mit dem Messer umschreibt, nach Umständen, ein, zwei bis drei Linien aus der Umgebung zu, trennt aber die untere Fläche des Lappens nicht völlig vom Boden, sondern zieht ihn seitwärts in die jetzt erst durch Excision eines entsprechenden Hautstückes aus der Oberlippe zu bildende Vertiefung hinein und befestigt ihn hier mit drei Nähten. Die Wunde, welche durch Wegnahme der Brücke entstanden ist, muss durch Eiterung heilen; wollte man auch sie durch Stituren schliessen, so würde dadurch ein für den Lappen nachtheiliger Druck hervorgebracht werden."

„Dieser ganze letzte Theil der Operation könnte dadurch sehr erleichtert werden, dass man zuerst eine Furche in der Mitte der Oberlippe zur Aufnahme des Septums bildete, dann dieses vollends vom Boden trennte und an seiner neuen Stelle befestigte; doch ist leicht einzusehen, dass die von der Nasenspitze aus dem Lappen zukommende Ernährung zu dürftig sein werde, um ihn seiner ganzen Länge nach zu erhalten. Meiner Meinung nach wäre das Absterben seines unteren Endes daher unvermeidlich, welches bei der angewandten Vorsicht, das Hautstück nicht vollends von seinem Boden zu trennen, nicht gefürchtet werden dürfte."

3) Von der Bildung der Nasenflügel aus der Wangenhaut.

4) Von der Bildung der Nasenflügel aus der Stirnhaut.

„Es kann immer nur vom Wiederersatze eines fehlenden Flügels die Rede sein. Die Operation wird auf folgende Weise gemacht: Zuerst werden die Ränder des Stumpfes abgetragen, darauf ein hinreichend grosser Lappen aus der Stirne getrennt, die Seite der Nase gespalten, der Lappen zur Seite umgedreht, herabgeschlagen und mit umwundenen Nähten befestigt. Der Hals

des Lappens wird einstweilen in die Spalte an der Seite der Nase eingeheilt, nach vollendeter Verwachsung wieder exstirpirt und die Kopfwunde durch umwundene Nähte vereinigt. Die Exstirpation der Brücke und die neue Vereinigung nahm ich erst sechs Wochen nach der ersten Operation vor."

5) Von der Bildung des Nasenrückens aus der Stirnhaut.

„Man sticht die Spitze eines kleinen Scalpells zwischen die Augenbrauen ein und zieht dasselbe in gerader Linie, die ganze Mitte der platten Nase und selbst ihren vordern erhabenen Theil durchschneidend, bis an die Nasenspitze herab. Darauf fasst man den einen Wundrand mit der Hakenpincette und trennt den Grund dieser Nasenhälfte von ihren natürlichen oder falschen Adhäsionen bis zur Wangenhaut. Das Nämliche geschieht dann auf der andern Seite. Nach oben zu löst man die Haut auf beiden Seiten bis unter die Augenbrauen ab. Dies alles geschieht, um Raum für den Lappen zu gewinnen, den man hier einsetzen will. Nach unten zu, gegen die Spitze der Nase hin, ist der freie Einblick in's Innere der ausgehöhlten Nase in der Mitte durch das knorplige Septum unterbrochen. Hierauf schreitet man zur Bildung des Lappens aus der Stirnhaut. Man legt ein ovales Stück Heftpflaster, das Modell des einzusetzenden Sattels, dessen Grösse und Form nach früheren Ausmessungen bestimmt worden, auf den unteren Theil der Stirn, sticht das Messer an seinem obern Rande ein, zieht es an der rechten Grenze des Modells abwärts, und mündet mit diesem Schnitt in die Längenincision der Nase. Der zweite Schnitt an der linken Seite der Stirn darf nur bis zum Anfang der linken Augenbrauen geführt werden, da dies der ernährende Punkt des Lappens ist.

Nachdem nun alle Theile vom Blute gereinigt sind, schlägt man den Lappen seitwärts um und versucht, ob er in die für ihn bestimmte Lücke hinein passe. Wo noch Spannung Statt findet, hebt man diese durch Lösung vom Grunde; ist der Lappen noch zu gross, so spaltet man die Nasenspitze noch etwas weiter, um dem Hautstücke die Aufnahme zu erleichtern. Verkleinern darf man ihn unter keinen Umständen; auf jeden Fall ist es gut, wenn das Hautstück fest und keilartig eingezwängt wird, weil dadurch die Seitenwände des Nasenrückens wieder aufgerichtet werden, und später der eingeschrumpfte Lappen das gehörige Verhältniss zu seinen Grenzen gewinnt.

Am zweckmässigsten nimmt man darauf zuerst die Heftung der Stirnwunde vor; hierauf vereinigt man auch den Nasenlappen mit so vielen umschlungenen Nähten, als zur Erreichung der prima intentio nöthig erscheinen."

D. erzählt dann zwei, nach dieser Methode verrichtete Operationsfälle. Das letzte Capitel dieser Abhandlung handelt von *„der Bildung vorderer Nasenpartien oder ganzer Nasen aus der Stirnhaut"*.

Die dritte Abtheilung enthält die beiden Abhandlungen *„über den Wiederersatz der Nase"* und *„von der Verwachsung oder Verschliessung des Mundes."*

Die vierte Abhandlung beschäftigt sich allein mit der *„Heilung der angeborenen oder durch Krankheiten veranlassten Spaltungen des Gaumens durch die Gaumennaht."*

Die erste Abhandlung der dritten Abtheilung hat desshalb eine hohe Bedeutung, weil Dieffenbach darin die allgemeinen Principien niederlegt, welche er sich in seiner ausgedehnten Praxis der organischen Plastik erworben hatte.

„Das Wesentliche seiner rhinoplastischen Operationen besteht," sagt er, „in Folgendem:

1) Ausschneidung eines bedeutend grösseren Hautstückes aus der Stirnhaut, als andere Wundärzte es zu thun pflegen.

2) Befestigung des Stirnlappens an den Stumpf durch die umschlungene Naht mittelst Insectennadeln.

3) Streng antiphlogistische Behandlung des transplantirten Lappens durch kalte Umschläge und Blutegel.

4) Nachträgliche Gestaltung der Nase durch wiederholte kleinere blutige Operationen."

„Als Grund für das neue Verfahren habe ich angegeben, dass ein selbst nach der edelsten griechischen Nase abgemessener Hautlappen, durch Zusammenschrumpfen sich in ein rundes Klümpchen verwandelt, wodurch so ein armer Mensch das Ansehen bekommt, als wäre ihm ein Sperlingsei angeklebt. Die Entsetzen erregende Physiognomie eines ohnnasigen Menschen wird durch eine solche Nase zur widrigsten Fratze. Also der Hautlappen muss wenigstens um ein Dritttheil grösser ausgeschnitten werden, als der Umfang der Nase beabsichtigt wird, denn besonders eine dünne Haut schrumpft unglaublich ein; der Lappen zu einer ganzen Nase muss nicht länglich-rund geformt sein, sondern sich mehr einem Dreieck nähern, weil die Nase sich sonst zu stark rundet und kugelt. Der Lappen muss nicht zu steil aufgestellt, sondern mehr flach niedergelegt werden, weil er sonst ebenfalls bei der Heilung sich zu rund gestaltet. Das Septum muss aus einem einen Zoll breiten, zusammengeschlagenen Hautstück bestehen, weil es sonst leicht abstirbt oder eine fadenförmige Dünne erhält.

Was nun die Anheftung des Lappens durch Insectennadeln betrifft, so hat diese desshalb den Vorzug vor der Knopfnaht und der sogenannten Ligaturschraubennaht, weil sie auf einem kleinern Raum leichter vereinigt und leichter durchschneidet, als dies mit meiner umschlungenen Naht der Fall ist. Nach der Entfernung der kurzen Nadelstifte, deren Kopf- und Spitzenden bei der Anlegung dicht an dem Faden abgeschnitten werden, findet man den Lappen in der Regel an allen Punkten durch die erste Vereinigung angeheilt.

Eine kalte Behandlung des Lappens und beträchtliche örtliche Blutentziehungen fand ich nöthig, weil ein verpflanztes Hautstück nicht wegen Blutarmuth, sondern wegen Ueberfüllung leicht abstirbt, mehr Blut in dasselbe hineinkommt, als es wieder los werden kann. Die Anwendung nothwendiger Steigerung der Lebensprocesse in ihm durch Reizmittel ist daher falsch und ebenso unrichtig, als wenn man den Stumpf eines gesunden frisch Amputirten wegen vermehrter Schwäche stärken wollte.

Endlich besteht nun der vierte Hauptgrundsatz meiner Art künstliche Nasen zu bilden darin, dass ich die bessere Gestaltung der Nase meistens durch blutige Nachhülfen, wie ich dies in der vorigen Abtheilung dieser Schrift ausdrücklich angegeben habe, zu bewirken suche. Künstliche Compressionen, deren sich Andere zu diesem Zwecke bedienen, sind theils unnütz, theils nachtheilig: unnütz, weil die organische Masse eine lebendige ist, welche sich nicht in Formen schlagen lässt; von Druck befreit, nimmt der Theil sogleich wieder seine alte Gestalt an; nachtheilig, weil anhaltender Druck ein Verkümmern der Nase bewirkt, indem er den Kreislauf vermindert und die bildende Thätigkeit in dem angesetzten Theile verringert.

Die Benennung Wiederherstellung der verstümmelten Nase, ist die allgemeine Bezeichnung, welche ich für jede Art der Nasenoperation, die sich auf Erneuerung der Gestalt bezieht, gewählt habe. Die Wiederherstellung der Nase begreift daher die Ausbesserung, Ergänzung, sowohl die partielle als totale, sie mag aus den Resten der zerstörten Nase oder durch Transplantation geschehen sein. Es giebt daher zwei Hauptarten der Wiederherstellung:

I. Wiederherstellung aus den zur Nase gehörigen Theilen.

II. Wiederherstellung aus anderen Theilen oder Neubildungen.

Jede dieser Operationen zerfällt wieder in verschiedene Unterarten.

Zur Wiederherstellung der Nase aus ihren eigenen Theilen gehört:

1) Die Ausbesserung. Die Nase hat geringe Defecte, welche sich aus der Nase ergänzen lassen, z. B. Löcher, Spalten; es werden die Ränder blutig gemacht und vereinigt.

2) Verbesserung der Form. Das schiefstehende knorplige Septum wird durchschnitten und gerade gerichtet; der Querkniff des Rückens wird keilförmig ausgeschnitten und die Ränder frisch geheftet.

3) Der Aufbau. Die Nase ist eingesunken, weil ihr Gerüste zerstört ist. Sie wird methodisch zerlegt, aus der Tiefe hervorgezogen und in prominirender Stellung zusammengeheilt.

III. Wiederherstellung, theilweise oder totale, der Nase, durch Verpflanzung anderer Hauttheile. Hier sind folgende vier Unterarten zu unterscheiden.

1) Anpflanzung. Es fehlt die ganze Nase oder ihr vorderer Theil, und es wird eine neue Nase aus der Stirn gebildet.

2) Einpflanzung. Die Nase ist so defect, dass ein Stück eingesetzt werden muss, ein Rücken, ein Flügel u. s. w.

Aufpflanzung. Die alte Nase ist verstümmelt, durch Narben zerrissen, die Trümmer sind unbrauchbar; sie wird durch die Stirnhaut neu überzogen.

Ueberpflanzung. Der fremde Hautlappen wird zuerst in der Art des Defects eingepflanzt, doch später durch Abtragen der Oberfläche und Anziehen der Seiten von der Oberfläche vertilgt, bis er zuletzt unter die Partien der alten Nase untergebracht wird, denen er als Unterlage dient."

An zahlreichen Beispielen zeigt D. seine Methoden. Jedes Operationsverfahren zeichnet sich durch strenges Individualisiren des Falles aus.

Aus der Abhandlung „*Ueber die Heilung der angeborenen oder durch Krankheiten veranlassten Spaltungen des Gaumens durch die Gaumennaht*" heben wir Folgendes hervor.

Zunächst bespricht D. die geringe Neigung der Schleimhaut zur adhäsiven Entzündung, dann den Einfluss des Speichels, den er einen wahren Balsam für Wunden der Mundhöhle nennt, den Einfluss der Wärme, das Lebensalter, in dem die Gaumennaht ausführbar ist, die Vorbereitung zur Operation, die Instrumente und alles, was man sonst für diese Operation gebraucht.

Die Haupteigenschaft aller Gaumeninstrumente muss Zartheit und bedeutende Länge sein. Er gebraucht:

1) Ein Häkchen mit kurzem achteckigen Griff und langer Stange, zum Anhaken des Raumes, um ihn abschneiden zu können,

2) eine recht lange, sehr schmale Hakenpincette; ihre Seitenflächen müssen recht tief gefurcht sein, recht rauh, damit sie nicht aus den Fingern fällt,

3) ein feines Skalpell, nicht gerade, nicht bauchig, dessen Spitze sich genau in der Mitte zwischen Schneide und Rücken befindet, von 1½ Zoll Länge in der Klinge,

4) Gaumennadelzange oder Nadelhalter. D.'s Zange hat Aehnlichkeit mit einer gewöhnlichen Kornzange, nur ist sie feiner, länger und an der Spitze schnabelförmig gebogen. Die Branchen sind sehr lang, auswendig rauh, um sie festhalten zu können, gerade und dicht aneinander liegend, um nicht zu vielen Raum einzunehmen. Dicht über den Fingerröhren hat der eine Arm inwendig einen kleinen Zapfen, welcher in die Vertiefung des anderen eingreift, damit sie nicht beim festen Schliessen von einander abweichen. Die Kreuzung befindet sich einen Zoll vor dem Ende. Jedes Blatt des Schnabels ist an seiner innern Fläche mit einer Furche zum Einlegen der Nadel versehen, die Furchen gehen schräg von vorn nach rückwärts, so dass der Schnabel mit der eingelegten Nadel zusammen einen flachen Haken bildet. An der äussern Seite des Schnabels und der Zange läuft, wo die Blätter zusammentreffen, eine tiefe Furche herab, in welche der Draht hineingelegt wird, wenn man die Sutur anbringt,

5) Gaumennadeln. Dieffenbach's Gaumennadeln sind einen halben Zoll lang, kaum merkbar gekrümmt, an der vorderen Hälfte dreischneidig, hinten rund und hohl und inwendig mit einem Schraubenmuttergewinde versehen, damit man die Nadeln auf Enden von Bleidraht aufschrauben kann, welcher die Stelle der Heftfäden vertritt,

6) den Bleidraht. Des Bleidrahts bedient sich D. zur Vereinigung der Gaumenspalte, wie andere Wundärzte sich der Zwirn- oder Seidenfäden bedienen. Es kommt sehr viel auf den Bleidraht an; derselbe muss aus dem reinsten und weichsten Blei bereitet sein. Das Blei darf keine Beimischung von Zinn, Wismuth und anderen Materien enthalten, welche es spröde machen. Das reinste und weichste findet man bei den Glasern, welche durchaus kein anderes gebrauchen können. Er muss der Weite des Schraubengewindes der Nadel entsprechen, ein wenig dicker soll er aber sein, als das Schraubengewinde weit, sonst haftet die Nadel nicht genug auf dem Draht. Es ist dringend nöthig, dass der Draht erst so eben gezogen sei, er muss durchaus zu jeder Operation frisch bereitet werden; der Draht oxydirt nämlich sehr bald an der Ober-

fläche, er verliert seine Glätte und wird weisslich aussehen, er ist dann so mürbe, dass er beim Zusammendrehen immer zerbricht,

7) eine gewöhnliche gerade Zange. Man gebraucht sie zum Hervorziehen der Gaumennadeln und des Drahtes, wenn die Nadel mittelst des Nadelhalters von hinten nach vorn durch das Gaumensegel durchgeführt wird,

8) eine etwas auf der Fläche gebogene Scheere zum Abschneiden der Enden des Drahtes,

9) ein geöhrter Haken zur Anlegung des Bleidrahts bei kleineren Gaumenöffnungen,

10) Schwämme, kaltes und warmes Wasser.

Die Operation, nachdem er zuvor geäussert: „ich müsste hier nun zuerst die Acte, in welche die Operation zerfällt, angeben. Aber ich habe einen eigenen Widerwillen gegen alle Acte in der Chirurgie. Sie zerreissen den Gegenstand und verwandeln einen lebendigen Körper in die einzelnen Knochen eines Skeletts", beschreibt D. dann auf folgende Weise:

„Man macht die Operation am besten in sitzender Stellung des Kranken: derselbe setzt sich auf einen etwas hohen Stuhl, welcher ganz in die Nähe eines Fensters, das einen hellen Lichteinfall gewährt, gestellt ist, lehnt sich mit dem Rücken an die Lehne des Stuhls, biegt den Kopf etwas hinten über und lässt sich denselben in dieser Stellung durch die Hände des Assistenten, welche zu beiden Seiten an den behaarten Hinterkopf gelegt werden, halten.

Der Kranke öffnet den Mund und beginnt ganz langsam einzuathmen, wobei er am besten die Zungenwurzel herbeiziehen kann. Diesen Augenblick benutzt der Wundarzt. Schnell geht er mit dem Häkchen ein und hakt die Mitte des rechten Randes der Spalte von hinten nach vorn fest, so dass die Spitze des Häkchens an der vorderen Fläche sichtbar wird. Jetzt spannt er den Rand, indem er ihn nach innen anzieht, und nun stösst er die Spitze des Messers neben dem Haken durch und schneidet in raschen, sägenden Messerzügen, die Schärfe nach oben gerichtet, bis zum oberen Spaltenwinkel hinauf, lässt aber den Streifen hier noch verbunden. Dann dreht er die Klinge um und vollführt den Schnitt nach unten bis zur Spitze des Zäpfchens. Bei der Wundmachung dieses Theils muss man gewöhnlich die Hakenpincette zur Hülfe nehmen, mit der man den gelösten Streifen, den man nun nicht gut mehr mit dem Haken fixiren kann, fasst. Ist das untere Streifenende frei, so schneidet man das obere ab; machte man es umgekehrt, so würde der lange, einen mässigen Strohhalm breite Hautfaden den Kehlkopf berühren und Kitzeln und Husten hervorbringen. Man könnte sagen, es sei wohl besser, zuerst den unteren Rand abzuhäuten, weil das von oben herabfliessende Blut hinderlich wäre; aber das gelingt schwerer, das Bluten aber ist ganz gering. Verfehlt der Wundarzt das regelmässige Abtragen des Randes, schneidet den Streifen an einer Stelle durch, so muss er mit der Hakenpincette den Punkt, wo er stehen blieb, wieder fassen und weiter schneiden, bis er eine gleichmässige Wundfläche gebildet hat.

Nun wird der Mund mit kaltem Wasser ausgespült, und dann der linke Rand ganz auf dieselbe Weise abgeschnitten. Ist auch dieses vollendet, so lässt man den Mund wieder ausspülen und rüstet sich zum Anlegen der

Nähte, deren man bei einer vollkommenen Spaltung des Gaumensegels vier bedarf. — Man geht dann mit dem Nadelhalter, in dessen Schnabel die Nadel liegt, durch die Spalte hindurch, wobei man sorgfältig die Berührung der Zunge vermeidet, um keine Vomiturition hervorzurufen und legt die oberste Naht an, indem man zuerst den Wundrand von hinten nach vorne mit der Nadel durchbohrt, rasch und behutsam die blanke hervorkommende Spitze der Nadel mit der Kornzange, welche die linke Hand regiert, fasst, nun die Nadelhalter öffnet und wegnimmt und die Nadel sammt dem Drahte hervorzieht. Dieser erste Stich wird drei Linien von dem oberen Wundwinkel und ebenso weit von dem Wundrande angelegt. Der Draht wird dann noch so weit durchgezogen, bis die Nadel der anderen Seite in der Mundhöhle angelangt ist, die sogleich mit dem Nadelhalter wieder gefasst und durch den entgegengesetzten linken Wundrand in gleicher Höhe und Breite durchgeführt wird. Hierbei nehme man sich immer in Acht, dass der Kranke nicht beim Schliessen des Mundes den Draht an- oder gar abbeisse. Man würde in diesem Falle mit einem kürzeren Ende sich begnügen müssen. Darauf wird der Draht gleich gezogen, so dass beide Nadeln aus dem Munde hervorhängen, worauf man die äussersten Enden des Bleidrahtes, woran die Nadeln befestigt sind, mit der Scheere abschneidet. Die Drahtenden drehe ich dann locker zusammen, so dass die Ränder der Spalte einander um ein Geringes genähert werden, ziehe das Doppelende leise an, biege es über die Oberlippe fort nach oben, und übergebe es dem Assistenten, welcher den Kopf unterstützt. Dann lege ich ungefähr drei Linien von der ersten Naht die zweite an, drehe die Enden nach Abschneiden der Nadeln ebenfalls etwas zusammen und gebe sie auch in die Hand des Assistenten. Ganz so werden dann auch die anderen Drahtnähte angelegt.

Fast noch ehe man mit der letzten Naht fertig ist, füllt sich der Mund mit zähem Schleim und Speichel, der durch das wenig ausfliessende Blut röthlich gefärbt ist. Er hängt sich an die Drähte wie Spinnegewebe, man haspelt und haspelt ihn ab, aber je mehr man fortnimmt, um so mehr kommt er wieder. Das Ausspülen des Mundes hilft jetzt gar nichts, es wird danach immer ärger. Man bringt ihn aber besser mit den Schwammstücken fort, die man in grosser Menge vorräthig haben muss. Man fasst so ein Stück mit der Pincette um ihre Achse und haspelt so den Schleim auf. Dies besponnene Schwammstück wirft man unrein fort und nimmt sogleich ein anderes, und immer so fort, bis der Schleim weggebracht ist. Die jedesmalige Reinigung des Schwammstückes wäre eine Arbeit, welche lange aufhalten würde, da sich der Schleim zu fest daran hängt."

Schliessung der Drähte.

„Wenn nun also der Mund vollkommen gereinigt ist, so schreitet man zur Vereinigung der Spalte. Man fängt mit der stärkeren Zusammendrehung des obersten doppelten Drahtendes an, und macht dies Manöver nun mit dem Daumen und Zeigefinger der rechten Hand. Die Linke hilft dabei immer etwas; bald richtet sie den Draht gerade, wenn er sich im Bogen windet, bald drücken die Fingerspitzen die Enden dicht am Gaumensegel zusammen, bald fixirt dieselbe ein Drahtende mit der Kornzange dicht am Wundrande, damit das Velum nicht beim Zusammendrehen der Nähte zu stark gezerrt und gereizt werde.

Bevor sich die oberste Sutur ganz schliesst, geht man zu der Drehung der übrigen Drähte über, indem man von oben nach abwärts steigt. Die letzte Naht ist die, welche im oberen Theile des Zäpfchens angelegt worden. Da hier das Gaumensegel bei nicht sehr grosser Spalte so ausserordentlich weich und nachgiebig ist, so schliesst man diesen Draht gleich vollends und zwar so fest, dass die Ränder eng zusammengepresst werden, auf jeden Fall etwas fester, als man dies bei Nähten an der äusseren Haut wagen

darf, wenn sie nicht ausreissen sollen. Bei der Torsion dieser untersten Naht ist die Fixirung des Drahtringes unmittelbar am Velum eine unerlässliche Bedingung; denn geschieht dies nicht, so macht das weiche, untere Gaumensegel, sammt dem doppelten Zäpfchen, alle Bewegungen des Drahtes um seine Achse mit, und es kann geschehen, dass die Wundflächen wohl gar nicht auf einander zu liegen kommen. Ist nun die Sutur vollkommen geschlossen, so dreht man von unten wieder nach oben in die Höhe, bis alle Drähte geschlossen sind, und die Wundflächen der Spaltenränder genau an einander liegen."

Abschneiden der Drähte.

„Die Drähte werden nur kurz vor dem Gaumensegel, anderthalb bis zwei Linien davon entfernt, mittelst einer auf der Fläche gebogenen Scheere, abgeschnitten. Mit einer geraden Scheere würde man die Drähte schräg durchschneiden, und dadurch ein Stachel gebildet werden, der den Gaumen fortwährend reizte. Mit einer im Blatte gebogenen Scheere ist man dagegen im Stande, die gerade Durchschneidung der Drähte zu bewirken. Zuerst schneidet man die untersten Suturenden ab, indem man den Draht mit der linken Hand untersticht, dann die der zweiten von unten an gerechnet eben so, dann die dritte, vierte, und wenn eine fünfte da ist, natürlich auch diese."

Reinigung der schon vereinigten Wundspalte.

„Noch immer ist man nicht ganz fertig. Wenn eine andere Wunde zusammengenäht ist, so folgt höchstens noch das Anlegen von Pflasterstreifen in die Zwischenräume der blutigen Hefte: hier aber ist es anders. Was nun kommt, darauf habe ich schon früher aufmerksam gemacht, mag Manchem als eine zu unbedeutende Kleinigkeit, als etwas zu Unwürdiges erscheinen, um daran zu denken oder davon zu reden; und doch hängt von dieser Kleinigkeit, von ein wenig Schleim, der da ist, wo er nicht sein soll, der Erfolg der ganzen Operation ab.

Wenn nun auch alle Nähte geschlossen sind und die Wunde genau vereinigt aussieht, so liegen die Ränder doch nur mässig fest aneinander. Dadurch geschieht es nun, dass zwischen den Wundflächen der Zwischenräume der Nähte, von der hinteren Wand des Gaumensegels aus, bei den erzwungenen Bewegungen, welche der vereinigte Theil beim Athmen u. s. w. machen muss, ein zäher Schleim durchgepresst wird. Er ist so zähe und schlüpfrig, dass man lange Stricke davon ziehen kann. Dieser nun ist ein Haupthinderniss der Vereinigung. Ausser dem Schleime findet auch fast immer eine kleine Blutaustretung in der Wundspalte statt, welche ebenso wie der Schleim als fremder Körper wirkt und die erste Vereinigung stört.

Die Entfernung des Schleimes und Blutes geschieht nun auf folgende Weise: Man nimmt eins von den erbsengrossen Stückchen Waschschwamm zwischen die Hakenpincette und geht damit in die freien Stellen der Spalte zwischen den Drähten ein und selbst durch sie hindurch, dreht jetzt die Pincette um die Achse, um die fremden Stoffe aufzuwinden und zieht dann die Zange heraus, nachdem man die Spalte gleichsam ausgekehrt hat. Wenn dies der Reihe nach bei allen Interstitien geschehen ist, so folgt die vollständige Schliessung der Spalte."

Die Zusammendrehung der Drahtstümpfe mittelst der Zange.

„Man fasst nun die kurzen Drahtenden mit der Kornzange und dreht dieselben noch ein- bis zweimal um ihre Achse, so dass die Ränder fest aneinander gepresst werden. Hierauf kneipt man die äussersten Ecken des Drahtes, welche durch das Abschneiden mit der Scheere scharf geworden sind, ein wenig, damit sie stumpf werden, und zuletzt biegt man die Enden nach vorn in die Höhe, damit sie die Zunge nicht berühren.

Jetzt wird der Mund abermals ausgespült, mit Schwämmchen gereinigt und Alles nochmals genau untersucht, ob es in Ordnung sei. Dann macht die Anlegung der Seitenöffnungen den Beschluss der Operation."

Die Seiteneinschnitte in das Gaumensegel.

„Der unglückliche Ausgang, den so viele, zum Theil sehr berühmte Wundärzte nach der Gaumennaht beobachteten, erregte eine Art von Wetteifer in Erfindung neuer Operationsmethoden, den zweifelhaften Erfolg zu sichern. Ich wurde dadurch zuerst zur Anwendung der Bleidrähte veranlasst, welche unbedingt den Vorzug vor den Fäden verdienen, weil man eine allmählige, gleichmässige und feste Schliessung der Spalte dadurch bewirken kann. Doch genügte mir diese Verbesserung nicht; sie reichte bei Spalten von mässiger Breite allenfalls aus, wenn aber Spannung da war, so konnten die Nähte dennoch ausreissen.

Bald nach der Operation schwillt der Gaumen heftig an, der Schleim bildet sich in grosser Menge, die Speicheldrüsen sondern ausserordentlich stark ab, der Kranke bekommt wohl Husten, Würgen, Neigung zum Erbrechen; das Gaumensegel wird hin und her, auf- und abgetrieben, der untere Rand des geschwollenen Gaumens stemmt sich gegen die Zungenwurzel, und die Luft wird gewaltsam durch die Zwischenräume der Nähte hindurchgetrieben und die Verbindung zerrissen; es dringt Schleim in die Spalte und legt sich als fremder Körper dazwischen. Der Kranke hat unsägliche Schmerzen, welche sich durch die Eustachische Röhre bis zum Innern des Ohres fortpflanzen. In diesem qualvollen Zustande bringt er Tage und Nächte, den Kopf auf die Hand oder den Rand eines Tisches gestützt zu; er ist vom Arzte verurtheilt, mehrere Tage lang weder zu essen noch zu trinken, ja es ist ihm sogar die kleine Erquickung verboten, seinen eignen Speichel hinabzuschlucken, er muss ihn wie einer in der Inunctionscur aus dem Munde herausfliessen lassen. Dies sind die Regeln, die man bei der Nachbehandlung der Gaumennath streng befohlen hat. Dennoch lehrte der Ausgang sehr oft, dass alle Mühe und Sorgfalt bei der Operation, alle Strenge, mit welcher man die Nachbehandlung handhabte, vergebens waren.

Die Durchschneidung des Gaumensegels zu beiden Seiten der Spalte unmittelbar nach ihrer Schliessung hebt nun mit einem Male die namenlosen Leiden, denen der Kranke preisgegeben ist, und giebt der unsichersten Operation ebenso viel Sicherheit für das Gelingen, als diese bei anderen Statt hat. Sowie der Gaumen durchschnitten ist, hört augenblicklich alle Spannung und daher aller Schmerz auf. Es ist keine Neigung zum Erbrechen da, das Athmen ist frei, denn der Kranke athmet durch seine künstlichen Athmungslöcher im Gaumen, er kann sich durch viele kalte Getränke erquicken, wenn ihm auch der Eingang in die Rachenhöhle zugeschwollen ist, denn die Getränke gehen durch die Seitenöffnungen den Schlund hinab."

D. vertheidigt nun Gräfe gegenüber die Anwendung des Bleidrahtes. Er giebt zu, dass derselbe hart und schwer sei, zerre und drücke, doch sei der Vorzug, den er rücksichtlich der leichteren Schliessung und allmähligen Vereinigung vor den Fäden voraus habe, überwiegend. Dagegen habe das Verfahren mit den Fäden viele Nachtheile. Wenn der zweite Knoten geschürzt werden solle, so lasse der erste nach und die Spalte klaffe neuerdings etwas; sei endlich die Naht vollendet, so ergebe sich, dass der eine Faden zu fest angezogen sei und die Ränder auf einander stehen. Mit einem Worte, über die fertig gewordene Knopfnaht hat der Chirurg keine Macht mehr, über die Bleinaht jeden Augenblick. Die Durchschneidung des Gaumens nimmt D. auf folgende Weise vor:

„Man stösst das kleine Skalpell, dessen man sich zum Abtragen des Spaltenrandes bedient, zuerst durch die Mitte der linken Seite des Velums, einen drittel Zoll von dessen unterem Rande entfernt, durch die Gaumenwand völlig hindurch und geht dann in sägenden Zügen schräg nach oben

und innen bis an den Rand der Gaumenknochen hinauf, ohne sich der Spalte zu sehr zu nähern, weil sonst die schmale Brücke durcheitern könnte. Von den Nähten hält man sich einige Linien entfernt. Ist der Schnitt vollführt, so stillt man die oft starke Blutung durch kaltes Wasser und nimmt dann ganz auf die nämliche Weise die Durchschneidung des Gaumens an der anderen Seite der Spalte vor. — Immer müssen die Wunden bedeutend klaffen und die Gestalt eines Ovals annehmen. Bei einem grossen Gaumensegel muss man die hintere Schlundwand deutlich durch sie wie durch ein Fenster sehen und zwei Finger durch sie hindurchführen können."

In Bezug auf die Nachbehandlung empfiehlt D. für die ersten Tage ein antiphlogistisches Verhalten, später lässt man den Mund mit lauem Wasser ausspülen, man entfernt täglich den Schleim aus dem Munde, und besorgt dies Alles selbst. Das Vornehmthun sei hier am allerübelsten angebracht, man müsse doch viel grösseren Schmutz anfassen. Später nehme man Wasser mit Rothwein. Die Drähte entferne man nur, wenn einer den Rand ganz durchschnitten hat; entfernt muss die Naht werden, wenn sie ganz locker liegt. Die Entfernung geschieht auf folgende Weise:

„Man fasst den kurzen Drahtstumpf mit der Pincette und zieht ihn auf die rechte Seite des Gaumens hinüber, wo dann der Ring, welcher bis dahin in dem Stichcanal der Nadel lag, eine Linie lang sichtbar wird. Diesen Theil des Ringes schneidet man mit der Spitze einer geraden, scharfen Scheere heraus. Das Stück fällt auf die Zungenwurzel und wird mit der Pincette weggenommen. Darauf fasst man abermals das gedrehte doppelte Drahtende und wendet es auf die linke Seite des Gaumensegels hinüber, so dass auf der andern der Ring wieder eine Linie lang sichtbar wird. Hierauf schneidet man den Draht nur einmal in der Mitte durch und entfernt das gedrehte Ende. Etwas mehr als der dritte Theil des Drahtringes ist nun entfernt und zwei Dritttheile stecken noch im Gaumen. Das auf der rechten Gaumenseite hervorragende wird nun wieder gefasst und im kleinern Halbkreise nach der linken Seite hinter dem entgegengesetzten Stichcanal zu bewegt und jetzt wieder ein 1 Linie grosses Stück herausgeschnitten. Dann zieht man das letzte krumme Endchen mit der Pincette hervor."

D. erzählt dann eine Menge von Krankengeschichten und je nach dem Falle modificirte Operationsmethoden.

Die im Jahre 1840 *„von Dr. Meier herausgegebenen Vorträge in der chirurgischen Klinik der königlichen Charité zu Berlin"* zeichnen sich vorzugsweise dadurch aus, dass sie Dieffenbach's Eigenthümlichkeit als Lehrer illustriren, sie zeigen auf's Frappanteste, wie meisterhaft er es verstand, die Sokratische Methode zu handhaben und seinen Schülern die schwierigsten chirurgischen Probleme klar zu machen.

Zu Dieffenbach's ferneren Hauptwerken gehört sein Buch: *„Die Durchschneidung der Sehnen und Muskeln"* mit 20 lithographirten Tafeln.

In diesem verbreitet sich Dieffenbach über folgende Themata: Ueber die Heilung des caput obstipum von Verkürzung des M. sterno-cleido-mastoïdeus mittelst Durchschneidung des Muskels unter der Haut, über die Heilung des Klumpfusses, des Pes equinus, des Pes varus und Talipes valgus mittelst Durchschneidung

der verkürzten Sehne unter der Haut, über die Heilung des Pes equinus mittelst Durschneidung der Achillessehne unter der Haut, über die Heilung des Pes varus mittelst Durchschneidung der Achillessehne unter der Haut, über die Heilung des Pes valgus mittelst Durchschneidung der Extensoren unter der Haut, über die Heilung der Ankylosen und Contracturen des Kniegelenks mittelst Durchschneidung der verkürzten Flectoren unter der Haut, über die Heilung der falschen Ankylosen und Contracturen des Hüftgelenkes mittelst Durchschneidung der verkürzten Muskeln unter der Haut, über die Heilung der Ankylosen und Contracturen des Ellbogengelenkes mittelst Durchschneidung der verkürzten Sehnen unter der Haut, über die Heilung der Hand, der Finger und der Zehen, über die Wiedervereinigung, über die Heilung der Contracturen der Finger, Verkrümmungen der Zehen, über die Heilung der Verkrümmungen mittelst Durchschneidung der Rückenmuskeln unter der Haut. Zahlreiche Operationsgeschichten dienen zur Erläuterung jedes einzelnen Capitels.

Das Werk legt in glänzender Weise Zeugniss ab von der operativen Virtuosität, der Bescheidenheit und dem kritischen Talente Dieffenbach's.

Wie vortheilhaft sticht das Benehmen desselben ab gegen das nörgelnde und aburtheilende des gewöhnlichen Handwerksgelehrten, indem D. dort erklärt:

„Wenn ich dagegen so wenig die Beobachtungen der Chirurgen, welche nach Stromeyer und mir die Tenotomie cultivirten, anführte, so geschah dies nicht etwa aus Geringschätzung, sondern weil ich meine Schrift nur als Beiträge zu einem vollständigen künftigen Werke betrachte, welches der geistvolle Stromeyer, als Einziger und Erstberechtigter der Welt liefern muss!

Selbstredend ist es unmöglich eine Analyse des vortrefflichen Buches zu geben, wir wollen nur einige allgemeine Bemerkungen und Betrachtungen Dieffenbach's citiren, welche für alle Zeiten Interesse haben werden.

„Die Durchschneidung verkürzter Sehnen und Muskeln unter der Haut bei angeborenen oder durch Krankheiten entstandenen Contracturen ist eine der grössten Bereicherungen der neueren Chirurgie. So wie noch vor Kurzem das Interesse aller Aerzte auf die neu entdeckte Zerstückelung des Blasensteins gerichtet war, eine Kunst, welche durch die vereinten Kräfte einiger ausgezeichneten Männer schnell die höchste Vollkommenheit erlangte, so ist es in diesem Augenblicke die subcutane Orthopädie, welche die Lithotritie ein wenig in den Hintergrund drängt. Positive Aehnlichkeit haben beide Operationen nicht miteinander, wohl aber eine relative umgekehrte Aehnlichkeit; der blutige Steinschnitt ist durch die Lithotritie

in eine unblutige Operation und die unblutige Orthopädie durch die Tenotomie in eine blutige Operation verwandelt worden.

Wir stehen noch am Anfange der subcutanen Orthopädie, dessen ungeachtet ist schon so viel durch sie geleistet, dass die Chirurgie oft in einem halben Jahrhundert weniger bereichert worden ist, als durch die Tenotomie und Myotomie innerhalb der letzten 5 Jahre. Den ganzen Charakter der Chirurgie sehen wir durch sie umgewandelt werden, Amputationen und Exarticulationen auf seltene Ausnahmen reducirt und das früher zum Verlust verurtheilte Glied durch die Durchschneidung seiner contrahirten Sehnen und Geraderichtung in ein brauchbares verwandelt werden.

Es beschränkt sich die subcutane Orthopädie nicht auf die engen Grenzen eines Organs oder eines Gliedes, vielmehr bewegt sie sich in dem weiten Gebiete der Muskeln und Sehnen. Manche widernatürliche Formveränderungen, theils angeborene, theils erworbene, welche früher durchaus unheilbar waren, heilt sie vollkommen; manche Gebrechen, deren Hebung eine jahrelange schmerzhafte Behandlung erforderte, heilt sie in eben so vielen Wochen, höchstens in eben so vielen Monaten. Durch sie verschwinden die grässlichsten krampfhaften Verzerrungen des Gesichts, die widerwärtige falsche Stellung und spastische Verdrehung der Augen, die Schiefheit des Kopfes und Halses. Veraltete Luxationen der äusseren Extremitäten werden durch sie zu wieder einzurenkenden, verkrümmte steife Arme und Beine, welche als schwere Bürde umhergeschleppt wurden, werden in brauchbare Glieder verwandelt, Körper, welche durch Contracturen aller Gelenke der unteren Gliedmaassen zur Erde herabgezogen waren, so dass die Unglücklichen gleich Reptilien umherkrochen, erheben sich wieder vom Boden und schreiten als Menschen umher; und Füsse, welche bald Stelzen, bald Hippopotamusfüssen glichen, sehen wir durch sie zu Terpsichorens Dienst geschickt werden. Ja was die ein Viertel-Jahrhundert fortgesetzte mühsame orthopädische Behandlung nicht vermochte, erringt bisweilen noch die subcutane Orthopädie und noch mehr, ein halbes Jahrhundert lang aus ihrer Lage gewichene Knochen und Sehnen bringt sie wieder in normale Stellung. Sie heilt noch den Greis von sechszig Jahren, welcher als Knabe nicht geheilt werden konnte.

Stromeyer gebührt die Ehre und das Verdienst, der Schöpfer und Gründer der subcutanen Orthopädie zu sein. Alle Chirurgen ernten von den Früchten, deren Samen er gesäet und mit geschäftiger Hand mähen die Schnitter. Wer getraut sich nicht eine Sehne zu durchschneiden? Es blutet ja nicht! wenigstens sieht man kein Blut, das dämonische Blut schreckt hier nicht. Es schafft die subcutane Orthopädie eine neue Classe von Wundärzten, welche zwischen den chirurgischen Aerzten und den allein innere Krankheiten behandelnden Aerzten in der Mitte stehen und sich auf diesen Zweig der Heilkunde beschränken. Hier findet sich wieder eine Art von Aehnlichkeit mit der Lithotrie, es giebt in Frankreich Blasensteinzerstückler, welche keine blutige chirurgische Operationen ausüben.

So gross die verdiente Anerkennung Stromeyer's auch ist, so fehlt es nicht an Aerzten, welche sich das grössere Verdienst, ja fast die ganze Erfindung der subcutanen Orthopädie aneignen möchten. Guérin gewinnt dadurch gewiss nicht einmal in den Augen seiner Landsleute, in Deutschland wenigstens hat er durch Stromeyer's Verkleinerung sehr an Achtung und Glaubwürdigkeit verloren. —

Ungeachtet Stromeyer die Sehnendurchschneidung beim Klumpfuss öfter mit Erfolg ausgeübt und die Resultate seiner glücklichen Heilungen in Zeitschriften bekannt gemacht hatte, so verstrichen noch Jahre, ehe dieselben gerechte Anerkennung und Nachahmung fanden. Aeltere und berühmte Wundärzte hätten diese neue Heilmethode leicht heben, ihrer in klinischen Vorträgen gedenken, sie prüfen und selbst ausführen können. Dennoch

blieben diese entweder ungläubig und fuhren fort verkrüppelte Füsse erfolglos mit Maschinen zu behandeln, ja selbst in einzelnen Fällen die Amputation anzuwenden, wie ich dies in Paris noch vor wenig Jahren sah; denn man glaubte, ein Stelzfuss diene dem Kranken besser zum Gehen als ein Klumpfuss. Manche Wundärzte wurden von tenotomischen Operationen durch die alte Erfahrung abgeschreckt, dass zufällige Zerreissungen oder Durchschneidung von Sehnen öfter eine Unbrauchbarkeit des Theiles herbeiführen, doch auch diese Besorgniss war übertrieben, da gewiss viele Chirurgen getrennte Sehnen wieder zusammenwachsen und das Glied wieder vollkommen brauchbar werden sahen. Konnten sie auch diese Beobachtungen an verwundeten gesunden Gliedern nicht in Abrede stellen, so meinten sie doch, dass wenigstens ein verkrüppeltes oder gar difform auf die Welt gekommenes noch weniger als ein normales Glied die Durchschneidung der contrahirten Sehnen ertrage, ohne nicht vollends unbrauchbar zu werden.

Andere Zweifler gab es, welche die Sehnendurchschneidung für höchst gefährlich hielten und sie deshalb verbannt wissen wollten; sie hingen fest an dem alten Glauben, dass die Verwundung einer Sehne Nervenzufälle mancher Art, ja selbst den Kinnbackenkrampf herbeiführen müsse, weil es Beobachtungen giebt, wo man nach der Durchschneidung von Sehnen dergleichen Zufälle eintreten sah. Andere wollten wieder die Verletzung von Nerven bei der Durchschneidung der Sehnen unter der Zeit für unvermeidlich halten und daraus jene muthmaasslichen Gefahren ableiten. Die grösste Zahl von Aerzten und Wundärzten fürchteten sich aber besonders deshalb vor diesen Operationen, weil sie besorgten, dass die durchschnittenen Sehnen nicht wieder zusammenwachsen möchten, sie wollten nur vom Einschneiden hören und die Kerbe dann ausdehnen, so, meinten sie, laufe der Patient wenigstens nicht Gefahr, durch die Operation eine Verschlimmerung seines Zustandes zu erfahren.

Die Durchschneidung vieler tausend verkürzten Sehnen und die glänzenden Erfolge darnach haben die Welt anders belehrt. Es hat sich die Sehnen- und Muskeldurchschneidung, besonders die des Schielens, mit der Schnelligkeit einer politischen Nachricht über den Erdball verbreitet, und was wenigstens die Operation des Klumpfusses anlangt, so haben viele meiner Zuhörer und jungen Freunde sie in alle Welt getragen und nicht bloss in europäische Länder, sondern in andere Welttheile. Briefe vom Missisippi und Orinoko, aus Egypten und der Türkei melden mir die günstigen Resultate, welche von jenen daselbst erlangt wurden.

Ohne Uebertreibung darf man sagen, dass die Sehnen- und Muskeldurchschneidung die erniedrigendste Stufe der Chirurgie gehoben habe, denn was kann Grausameres gedacht werden, als die Amputation, z. B. wegen Verkrümmung des Knies und was kann segensreicher sein als die Verwandlung dieser gekrümmten lästigen Extremität in ein brauchbares Glied?

Die Besorgniss ist unbegründet, dass die Widersacher der operativen Orthopädie das in grösster Geschwindigkeit aufgeführte Gebäude wieder umstossen werden. Was neu ist, erwirbt sich Freunde wie Feinde, das Neue erschüttert die alten Interessen. Hier wird das Neue bald als verderbliche Neuerung, bald als werthlose Spielerei betrachtet. Welche Angriffe hat die Steinzerstückelung nicht erfahren müssen. Hat man sie nicht auch als eine thörichte Neuerung betrachtet und giebt es nicht noch jetzt Chirurgen, welche sie dafür halten? Es gab hier einen alten Arzt in Berlin, welcher, ungeachtet er die Cholera in aller Heftigkeit gesehen hatte, doch nicht daran glauben wollte, dass sie je hier gewesen sei. Er ist in seinem Unglauben gestorben!

Eine irrige Ansicht wäre es, die Tenotomie für eine Operation zu nehmen, welche alle Verkrümmungen und Contracturen so ohne Weiteres hebt, wie der Bruchschnitt den eingeklemmten Bruch; wenn man glauben wollte, ein hoher Grad von Klumpfuss werde allein durch die Durchschnei-

dung der Achillessehne geheilt. Es ist nicht die Durchschneidung der contrahirten Sehne, welche die Verkrümmung des Gliedes hebt, sondern das Glied wird durch die Durchschneidung der Sehne nur für die leichte orthopädische Behandlung empfänglich gemacht. Bei manchen Contracturen ist dagegen auch die Sehnendurchschneidung die Hauptsache, die orthopädische Nachbehandlung ganz Nebensache, z. B. beim caput obstipum, bei dem die Wirbelsäule noch nicht aus der Lage gewichen ist oder bei dem einfachen pes equinus.

Die orthopädischen Operationen geben die glänzendsten Resultate, wenn durch die widernatürliche Contraction einzelner Muskelpartien andere von ursprünglich normaler Kräftigkeit überwältigt worden sind. Minder günstig ist das Resultat aber dann, wenn durch Lähmung einzelner Muskeln die gesunden dergestalt das Uebergewicht erhalten haben, dass sie sich permanent contrahiren. Hier ist die Durchschneidung der Sehnen der letzteren oft nur im Stande, eine Verbesserung des Zustandes herbeizuführen, oft wird jedoch der lähmungsartige Zustand der Muskeln wieder gehoben, dass sie durch das aufgehobene Uebergewicht der contrahirten und durchschnittenen Muskeln in Thätigkeit gesetzt werden. Bei dieser Form von Contracturen ist blosse mechanische Orthopädie nicht allein völlig unwirksam, sondern sie verschlimmert den lähmungsartigen Zustand noch mehr und das schwache Glied wird vollkommen unbrauchbar. Ebenso wenig Hülfe leistet die mechanische Behandlung bei den spasmodischen Contracturen, worauf besonders Stromeyer aufmerksam macht. Nur die Durchschneidung der contrahirten Sehnen und die dadurch herbeigeführte Bildung einer geringen Zwischensubstanz hebt hier den habituellen Krampf, so wie bei permanenten Contracturen durch Verlängerung der Sehne die normale Gestalt des Theiles bewirkt wird.

Delpech stellte zuerst den Grundsatz auf, dass man die Erzeugung einer reichlichen Zwischensubstanz zwischen den getrennten Sehnen nicht durch frühzeitige Ausdehnung stören müsse. Doch beruht diese Ansicht offenbar auf der falschen Voraussetzung, dass die Verlängerung des verkürzten Muskels allein durch Narbensubstanz geschehe, doch ist diese Narbensubstanz dazu zu gering. Sehr treffend bemerkt Stromeyer, dass beim hohen Grade von pes equinus oder caput obstipum den Muskeln oft mehrere Zolle an ihrer Länge fehlen (ich habe sie beim pes equinus wohl eine Hand breit zu kurz gesehen) und dass nach der durch die Durchschneidung bewirkten Heilung die Narbensubstanz nur wenige Linien breit sei. Die Verlängerung der stark verkürzten Muskeln muss daher auf Kosten ihres lebendigen Retractionsvermögens geschehen sein. Der Schnitt wirkt daher nicht bloss mechanisch, sondern auch dynamisch auf den Muskel, indem dadurch seine Wirkung temporär coupirt und das widernatürlich gesteigerte Contractionsvermögen in ihm vernichtet wird. Stromeyer rechtfertigt diese Ansicht durch die Erfahrung, dass nach zufälliger Trennung der Achillessehne, welche sich durch eine breite Linie Zwischensubstanz wieder vereinigte, dennoch gestörte Brauchbarkeit des Theiles eintrat, weil der Tonus der Wadenmuskeln gesunken war. Die von Boyer bei der spasmodischen Structur des anus unternommene Durchschneidung des sphincter ani liefert einen glänzenden Beweis der Richtigkeit der hier angegebenen Ansichten Stromeyer's, denn nach dieser Operation bemerkt man später gar keine Zwischensubstanz, durch welche der After weiter geworden wäre, sondern höchstens eine feine Linie."

Grosses Aufsehen erregte die in demselben Jahre von Dieffenbach herausgegebene Schrift *„Die Heilung des Stotterns durch eine neue chirurgische Operation, ein Sendschreiben an das Institut von Frankreich"*. Dieffenbach ist dieser Operation wegen ebenso

oft in den Himmel gehoben, als auf's Heftigste verleumdet und angegriffen worden. Sagt er doch selbst:

„Keine der neueren Operationen, durch welche das Gebiet der Chirurgie erweitert und die zum Heile der Menschen erfunden worden, hat so viele Anfeindungen und Verleumdungen erfahren, als die Stotteroperation. Dieselben haben sogar den Charakter der Persönlichkeit angenommen und von allen Seiten sind die bittersten Schmähungen gegen dieselbe vernommen worden. Man erinnere sich an die Auftritte in der Pariser Academie über diese Operation. Dann ist es wieder ganz still geworden, als hätte sie nie existirt."

Es lag durchaus kein Grund zu dieser extremen Auffassung vor. Dieffenbach war dadurch auf diese Operation gekommen, dass er einen Schielenden auch zugleich stotternd fand; er hoffte daher, dass die Durchschneidung des Zungenmuskels auch ein Heilmittel gegen das Stottern sein könne, indem durch diese Operation eine solche Umstimmung der Nerven herbeigeführt werde, dass in den an dem Krampfe besonders betheiligten Zungenmuskeln eine ähnliche Wirkung eintreten werde. Die erste Operation verrichtete D. am 7. Januar 1841 an dem 13jährigen Doenau, einem talentvollen Knaben, welcher so stark stotterte, dass er kaum noch der vielfachen Störungen wegen in seiner Schule geduldet werden konnte. Die Operation, welche D. an diesem Knaben verrichtete, heilte denselben vollständig, er ist niemals in seinen Fehler zurückgefallen und besuchte später das Joachimsthal'sche Gymnasium. Dieser Fall konnte wohl sanguinische Hoffnungen erwecken.

Die Operation, welcher Dieffenbach sich in den letzten Jahren seines Lebens bediente und die er selbst als die sichere und weniger eingreifende als seine frühere bezeichnet und aussagt, dass die Totaldurchschneidung, die subcutane Durchschneidung und die Excision eines Querkeils aus der Zunge nicht bloss keine Vorzüge, sondern vielmehr der zu beschreibenden theils wegen grösserer Verwundung, theils wegen starker Blutung nachstehe, wird auf folgende Weise verrichtet:

„Bei der Operation sitzt der Kranke. Der Kopf wird von einem hinter ihm stehenden Assistenten unterstützt. An jeder Seite zieht ein Assistent mit einem stumpfen Haken die Mundwinkel nach aussen. Hierauf fasst man die Spitze der Zunge mit der Muzeux'schen Hakenzange, indem man die Klauen an die Seiten der Zungenspitze anlegt, und zieht sie möglichst weit vor und nach abwärts bis gegen den oberen Theil des Kinns hin. Darauf giebt man die Zunge in die Hände eines sicheren Assistenten, welcher vor und an der rechten Seite des Patienten kniet.

Die Durchschneidung der Zungenwurzel geschieht nun auf folgende Weise. Indem die Zunge vermittelst der Zange etwas nach rechts hinunter gezogen wird, sticht man möglichst weit nach hinten ein spitziges sichelförmiges Pott'sches Bistouri unter ihrem hinteren Seitenrande ein, geht an

ihrer unteren Fläche hin, führt die Spitze des Messers etwas über die Mitte wieder heraus und durchschneidet den ganzen auf der Schärfe des Messers liegenden Theil der Zungenwurzel. Eine starke arterielle Blutung stellt sich sogleich ein. Ohne ein Gefäss zu unterbinden, schreitet man sogleich zur blutigen Haftung.

Die Anlegung der Suturen zur Schliessung der Wunde geschieht mittelst dicker, stark gekrümmter Nadeln, sehr dicker gewichster vier- bis sechsfacher seidener Fäden und einer kurzen starken Nadelzange. Man fasst die Nadel mit der Zange in der Gegend des Oehres und zwar im rechten Winkel, geht in die Mundhöhle ein und durchsticht die Mitte des hinteren Wundrandes drei bis vier Linien breit und kommt mit der Spitze auf dem Grunde der Wunde wieder zum Vorscheine. Hierauf fasst man die Spitze mit der Zange, zieht die Nadel ganz durch, ergreift sie von Neuem am Oehre, setzt die Spitze in den Grund der Wunde ein und durchsticht den vorderen Wundrand ebenso breit von innen nach aussen. Nadel und Faden werden nun bis zur Mitte des letzteren vorgezogen, erstere entfernt und der Faden durch einen Doppelknoten fest zusammengeknüpft. Jetzt wird die Hakenzange entfernt, die Zunge mittelst der Sutur allein vorgezogen und hierauf an jeder Seite wenigstens noch eine Sutur angelegt, welches sehr leicht mit gleichzeitiger Durchstechung beider Wundränder geschehen kann. Nur die mittelste Sutur lässt man etwas verkürzt aus dem Munde heraushängen, um im Falle einer Nachbehandlung die Zunge wieder vorziehen und noch eine Naht anlegen zu können, die anderen Fäden werden über den Knoten abgeschnitten. Die Nachbehandlung ist streng antiphlogistisch, der Mund wird öfters mit kaltem Wasser ausgespült und am vierten oder fünften Tage, wenn die feste Vereinigung erfolgt ist, eine der Seitensuturen entfernt."

Später äusserte Dieffenbach über die Anwendbarkeit der Operation folgendermassen:

„Leider sind die Resultate nicht von der Art gewesen, um die Operation zur allgemeinen Anwendung zu empfehlen. Was bei ihr besonders entmuthigend ist, ist weniger, dass sie oft unwirksam ist, als die Ungewissheit und Unbeständigkeit des Erfolges. Während unter 80 von mir Operirten eine Anzahl vollkommen geheilt wurden, fingen Andere, welche geheilt zu sein schienen, bald früher, bald später wieder zu stottern an. Andere, auf welche die Operation nur einen geringen günstigen Einfluss gehabt zu haben schien, besserten sich später. Andere Gebesserte aber verschlimmerten sich allmählich wieder, aber bei der am weiten grössten Anzahl war die Operation, sie mochte nach diesem oder jenem Verfahren ein oder mehrere Male gemacht worden sein, ohne allen Erfolg. Bei manchen dem Anschein nach vollkommen Geheilten trat ein plötzlicher Rückfall ein, mit dem einmaligen wieder eingetretenen Unvermögen der freien Sprache behält dies wieder die Oberhand. Die Operation möchte demnach nur bei den allerhöchsten Graden des Stotterns, wo alle orthopädisch-pädagogische Behandlung sich fruchtlos gezeigt hatte, verwendbar sein."

Im folgenden Jahre 1842 erschien das vierte grössere chirurgische Werk Dieffenbach's *„Ueber das Schielen und die Heilung desselben durch die Operation"*.

Wenn D. in demselben nach 1200 gemachten Operationen seine ursprüngliche Methode noch als die leichteste und zweckmässigste erklären konnte, so spricht diese eine Thatsache mehr als langathmige Kritiken.

Jenes Werk war nicht bloss ein Standard work zur Zeit seines Erscheinens, sondern wird es auch für alle Zeiten bleiben.

Die Franzosen, oft in dem eitlen Wahne befangen, dass die Bundeslade alles Schönen und Nützlichen nur im Besitze Frankreichs sich befinde, machten sofort nach der Stromeyer'schen Entdeckung und Dieffenbach's Ausführung den Versuch, sich dieselbe zuzuschreiben. Hierzu musste der bekannte Chirurg Lecat herhalten. In dessen Schriften findet sich eine Stelle, wo er sagt: *„en coupant un des filets nerveux qui se portaient à ce muscle très-puissant."* Hierdurch will er das Schielen geheilt haben. Ein angesehenes französisches Blatt, das diese Stelle veröffentlichte, machte folgende Bemerkung dazu:

„En 1743 les charlatans du moins gardaient l'anonyme; aujourd'hui c'est à qui criera plus haut et plus fort son nom, son adresse et son génie. Les journaux, les murs de la capitale et de la province, les affiches de spectacle, tout est rempli d'annonces, de prospectus et de réclames touchant l'efficacité, la superiorité, l'infaillibilité d'operations sans douleur et de spécifiques gratis le tout moyennant finances et voila le progrès qu'on fait nos charlatans du jour. Toujours est-il que la *strabotomie est d'origine française et que sauf les perfectionnemens introduits par la science, les strabotomistes modernes sont des plagioires.*"

Es ist überflüssig, diese Worte zu widerlegen.

Was D. auf diesem Gebiete leistete, ist archivalisch in jenem Werke niedergelegt. Schon die Reichhaltigkeit des Inhalts muss Jeden anziehen. Jenes enthält:

Allgemeine Bemerkungen über das Schielen, über das gestörte Sehvermögen beim Schielen, vom Doppeltsehen beim Schielen, über das Aufhören des Schielens bei der Schliessung des einen Auges, Verschiedenheit der Pupillenweite beim Schielen, von den Ursachen des Schielens, verschiedene Arten des Schielens, von der Wirkung der Augenmuskeln, Geschichte der Schieloperation, über die Behandlung des Schielens durch Augengymnastik, ohne Operation, über die Heilung des Schielens ohne Muskeldurchschneidung durch Aetzen der Bindehaut, von der Heilung der geringeren Grade des Schielens ohne Muskeltrennung, durch Ausschneiden eines Stückes der Bindehaut, über die Anzeigen und Gegenanzeigen der Operation des Schielens, Instrumenten-Apparat des Schielens, Beschrei-

[illegible] der Schieloperation im Allgemeinen. Durchschneidung des musculus rectus internus, des inneren geraden Augenmuskels. Fixirung und Bildung einer zu durchschneidenden Conjunctivafalte. Einführung des Muskelhakens. Lösung des Muskels von der Sklerotica. Durchschneidung des Muskels oder seiner Sehne, unmittelbare Folgen nach der Operation. Ueberblick der Operation eines gewöhnlichen Falls von Strabismus convergens, von den gewöhnlichen Folgen begleitet. Durchschneidung des Musculus rectus externus, des äusseren geraden Augenmuskels. Durchschneidung des Musculus obliquus superior s. trochlearis, des oberen schiefen Augen- oder Rollmuskels. Durchschneidung des Musculus rectus superior s. attollens oculi, des oberen geraden Augenmuskels. Durchschneidung des Musculus rectus inferior s. deprimens, des unteren geraden Augenmuskels. Durchschneidung des Musculus obliquus inferior, des unteren schiefen Augenmuskels. Über subcutane Durchschneidung der verkürzten Augenmuskeln beim Schielen, unmittelbarer Einfluss der Muskeldurchschneidung auf die Stellung des Auges, unmittelbare Einwirkung der Operation auf die Iris, unmittelbarer Einfluss auf das Sehvermögen, über den Thränenfluss während der Operation des Schielens. Einfluss der Operation des Schielens auf das Nervensystem, über Blutungen und Nachblutungen bei der Operation des Schielens, von der Entzündung nach der Operation des Schielens. Behandlung nach der Operation des Schielens, von den Wucherungen der Wunde nach der Operation des Schielens, von den späteren Merkmalen, welche nach der Operation des Schielens am Auge wahrgenommen werden, von der stärkeren Prominenz und beschränkten Beweglichkeit des Augapfels nach der Operation des Schielens, von dem Verhalten der durchschnittenen Augenmuskeln und dem Werthe der verschiedenen Operationsmethoden, von der Eigenthümlichkeit der Conjunctiva beim Schielen, abnormer Zustand der Augenmuskeln beim Schielen, mangelhafte Entwicklung des Augenmuskels und Mikrophthalmus, Bifurcation des Augenmuskels, abnormer Ansatz der Muskeln an den Augapfel, zu grosse Kürze und Länge der Augenmuskeln beim Schielen, Verschiedenheit der Augenmuskeln in Hinsicht auf ihre Stärke, widernatürliche Entwicklung der Augenmuskeln beim Schielen, Hypertrophie derselben beim Schielen, Veränderungen derselben durch Entzündungen, Zustand derselben

bei Krampf und Lähmung, über die Operation des Schielens im früheren Lebensalter, im späteren Lebensalter, über die Anzeigen, ob beim Schielen beider Augen die Operation zugleich oder zu verschiedenen Zeiten verrichtet werden soll, das Schielen nach innen, mit dem rechten Auge nach innen, mit dem linken Auge nach innen, mit beiden Augen nach innen, der Rückfall des Schielens nach der Operation, Beobachtungen vom Fortdauern des Schielens nach der Operation des Strabismus convergens, nach der Durchschneidung des Musculus rectus internus, von der Verbesserung der Stellung der Augen nach der anscheinend erfolglosen Durchschneidung des Muskels, von der Wiederholung der Operation wegen Recidiv des Schielens, vom Schielen nach aussen, Strabismus divergens und Ptosis des oberen Augenlides, über das Schielen nach der Operation auf die entgegengesetzte Seite, das Schielen nach innen und oben, nach oben, nach unten, nach unten und aussen, die Operation des Schielens bei grossen Centralleukomen, die Operation des Schielens bei grossen Leukomen der Hornhaut und früherer künstlicher Pupillenbildung, die Operation des Schielens beim Staphyloma pellucidum, das Schielen mit Verdunkelung der Linse, von den Pendelschwingungen des Augapfels (Nystagmus bulbi), höchster Grad von amaurotischer Amblyopie in Folge des Schielens, das Schielen in Folge von lähmungsartigen Zuständen der Netzhaut.

Folgende Stelle, die für alle Zeiten Interesse hat, heben wir aus diesem epochalen Buche hervor:

„Es sind eben zwei Jahre verflossen, als mir die Freude zu Theil wurde, die erste Operation an einem schielenden Auge mit Erfolg zu machen. Es war der 26. October 1839, Nachmittags 3 Uhr, als ich dieselbe von den Doctoren Böhm, Holthoff, Reiche, Graf Bylandt, Völker, Berend und Herrn Hildebrandt unterstützt, unternahm. Es war ein Knabe von 7 Jahren, welcher nach innen schielte (Vereinszeitung 1839).

Ich gestehe, dass das Gelingen dieser ersten Schieloperation die grösste wissenschaftliche Genugthuung war, welche mir jemals in meinem Leben zu Theil geworden ist, da mir die Wichtigkeit einer Operation zur Hebung eines der unangenehmsten Gebrechen deutlich in ihrem Umfange vor Augen schwebte. Mit einer in der Wissenschaft fast unerhörten Eile, mit der Geschwindigkeit einer politischen Nachricht entwickelte sich die Kunde von der Schieloperation über die ganze civilisirte Erde, und bald erschallten alle öffentlichen Blätter Deutschland's, Frankreich's, America's u. s. w. von den zu hunderten unternommenen Operationen. Waren es nicht öffentliche Blätter, so waren es meine klinischen Zuhörer, welche als Aerzte diese neue Operation über Länder und Meere trugen und wieder überall Nachahmer fanden.

War mir auf der einen Seite der Gedanke, eine neue, interessante, segensreiche, für tausende von entstellten Menschen beglückende Operation

in den Kreis der Chirurgie gezogen zu haben, eine innere Befriedigung und ein hoher Genuss, fühlte ich mich durch den Beifall und die Nachahmung ausgezeichneter Aerzte erfreut, erkannte ich mich durch ihre Theilnahme zu neuen Forschungen angefeuert, so hatte diese neue Operation doch bald das Schicksal von allem Neuen, dass sie bald für eine Täuschung, bald für etwas Verderbenbringendes gehalten wurde. Alles, was man indessen für und wider sie dachte und schrieb, diente nur zur genaueren Erforschung des Gegenstandes. War auf der einen Seite die Zahl derer, welche die Möglichkeit der Operation überhaupt bezweifelten, sehr gross, so war die Anzahl derer nicht geringer, welche theils das Auge nach der Durchschneidung des Muskels an seinem alten Orte verharren, und wieder andere, welche es nach der Operation plötzlich in den entgegengesetzten Winkel springen liessen.

Es lag indessen im Interesse der Wahrheit und der Wissenschaft, die Resultate meiner bei Schielenden unternommenen Operationen, von ihrem ersten Beginn bis in die späteren Zeiten, dem ehrwürdigen Institut de France, welches einer jeden neuen Entdeckung oder Erfindung seine Aufmerksamkeit widmet, von Zeit zu Zeit Bericht zu erstatten. Nicht selten war seitdem die gedachte Operation der Gegenstand langer wissenschaftlicher Unterhandlungen in den Sitzungen des Instituts, dem bald darauf von allen Seiten die Mittheilungen französischer Wundärzte zukamen, welche diese Operation nun auch auszuüben anfingen.

Nachdem die Schieloperation sich binnen Kurzem bahngebrochen, erhoben sich überall, besonders in Belgien und Frankreich Prioritäts-Prätendenten dieser Operation. Einige bedauerten, ihre Erfindungen unglücklicherweise nicht bekannt gemacht zu haben; andere hatten die Beschreibung ihrer Entdeckung zur öffentlichen Bekanntmachung abgesendet, jedoch ein Unfall hatte die Manuscripte verloren gehen lassen; noch andere schickten Gensoul auf Reisen nach Berlin, um mir das Geheimniss der Schieloperation mitzutheilen und dergleichen Abentheuer könnte ich viele anführen, wenn sie interessirten.

Die Ehre, die erste Idee der Operation des Schielens angegeben zu haben, verdanken wir Stromeyer, welcher in seiner Schrift (Beiträge zur operativen Orthopädie, Hannover 1838) sagt, dass er die Schieloperation, nach seinen an Leichen angestellten Versuchen, durch Muskeldurchschneidung für möglich halte und hierzu ein Verfahren beschreibt, welches ihm als das geeignetste erscheint. Pauli's erster Versuch konnte keinen Erfolg haben, da derselbe nicht vollendet und nur die Conjunctiva verwundet wurde.

So wie die Chirurgen aller Länder nach der immer mehr zunehmenden Anerkennung der Schieloperation in ihrer Ausübung miteinander wetteiferten, und selbst Nichtchirurgen sich herbeiliessen, es jenen gleich zu thun, dass es bald zum guten Ton zu gehören anfing, ein Schielauge gerade zu stellen: so beeiferten sich auf der anderen Seite viele Schriftsteller, in grösseren Monographien oder Journalaufsätzen die Operation des Schielens wissenschaftlich zu bearbeiten. Ich nenne hier nur die Schriften von v. Ammon, Verhaege und Philips; in ihnen findet man unseren Gegenstand mit Umsicht und Sachkenntniss abgehandelt. Philips' Werk ist eine Darstellung aller tenetomischen Operationen; auf eine geistvolle Weise finden wir darin auch den Strabismus abgehandelt und seine historischen Data über die Schicksale dieser und anderer orthopädischen Operationen, besonders in Frankreich, geben dem Werke nicht bloss einen wissenschaftlichen Werth, sondern machen es auch zu einer höchst interessanten Lectüre.

Wenn ich nun die Namen der Wundärzte, welche die Resultate ihrer Schieloperationen in Journalaufsätzen oder eigenen Schriften niederlegten, nicht angebe, so mögen dieselben diese mangelnde Vollständigkeit verzeihen; ihre Zahl ist zu gross, und da mir nicht alle Namen und Schriften bekannt geworden sind, so hätte ich doch beim besten Willen unvollständig bleiben

müssen. In England war Franz der erste, welcher vor allen anderen viele Schielende nach meiner Methode operirte; ihm folgte Lucas und beiden wieder die grosse Zahl der englischen Wundärzte."

Alle bisherigen schriftstellerischen Leistungen Dieffenbach's wurden aber übertroffen durch seine *„operative Chirurgie"*, von welcher der erste Band 1845, zwei Jahre vor, der zweite ein Jahr nach seinem Tode erschien. Wie er selbst in der Vorrede mittheilt, hat er dies Buch nicht für sich, sondern für Andere geschrieben, welche weniger gesehen haben. Zum Muster hatte er sich Richter's *„Abhandlung von den Brüchen"* genommen und citirt dessen bei dieser Gelegenheit gesprochene, von uns auch oben citirte Worte.

„So ein Buch", sagte er, „möchte ich, dass auch das Meinige wäre! Es ist mir keine saure Arbeit sondern eine freudige Beschäftigung gewesen und diesen Stempel wünschte ich ihm aufgedrückt zu haben. Dass ich dabei ohne alle Vorurtheile zu Werke gegangen bin, wird Jedermann, welcher die nöthige Gabe der Beurtheilung hat, auch, wenn er nicht praktischer Chirurg ist, wahrnehmen können. Dass ich Vieles gesehen habe, brauche ich wohl kaum zu sagen, denn ich habe das Meiste von dem gesehen, was bei kranken Menschen vorkommt; und von diesen ist das Buch abgeschrieben. Ich glaube auch mit eigenen Augen gesehen zu haben und niemals durch gefärbte oder fremde Gläser. Es sind dies keineswegs Ueberschauungen und Rückblicke in ein mühevolles und bewegtes Leben, keine schwermuthsvollen Betrachtungen am Abend des eigenen Daseins, sondern noch mit der Glut der Jugend und in der Gegenwart erfasste Begebenheiten, nicht blos von vorgestern, sondern noch von gestern und noch von heute.

Daraus folgt nun nicht, dass ich das Buch bin, oder dass ich mir einbildete, ich hätte das Alles ganz allein erlebt, was darin steht; so viel es auch ist, so ist doch das Meiste von Andern, womit ich die eigenen Erfahrungen verschmolzen habe. — Ich bin bei dem Aufschreiben so recht inne geworden, wie unendlich Vieles und Grosses die Wundärzte aller Länder geleistet haben, und dass eher zu viel als zu wenig Material vorhanden ist. Davon nun das Beste auszusuchen und das minder Wichtige, besonders das ganz Unbrauchbare fallen zu lassen, das war meine Aufgabe.

Manchen wird meine Arbeit nicht zusagen, sie werden sie ungelehrt und unvollständig nennen; ungelehrt, weil Jedermann, selbst der gewöhnlichste Chirurg sie verstehen kann, unvollständig, weil ich nicht Alles, was mir unbrauchbar schien, habe aufführen wollen. Allen aber zu gefallen, wäre ein Unglück und spräche gegen Schreiber und Leser. Ist auch Vieles daran zu tadeln, so wird auch, wie ich hoffe, einiges Nützliche darin sein, wenigstens haben mir die Geistvollsten und Besten, auf deren Urtheil ich besonders Viel gebe, Liebes und Schönes über das, was davon erschienen ist, gesagt und geschrieben, und desshalb bin ich schon im Voraus über die Verkleinerer beruhigt. Ich kann diesen nur zurufen: meine Herren, machen Sie erst ebenso viel und schreiben Sie dann besser! Ich sagte es so gut, als ich nur irgend gekonnt habe. Dass ich überall meine Meinung frei und offen geäussert, auch, wenn ich geirrt habe, halte ich für besser als das Mittendurchgehen zwischen ja und nein.

Auf die Begriffe meiner jungen Leser zu wirken, ihnen Lebensbilder zu zeigen, deren Contouren mit Blut gezeichnet sind, ist mein Streben gewesen, wogegen ich ihr Gedächtniss nicht mit unnützen Dingen habe beschweren

wollen, da der Verstand darunter leidet. Von anderen Operationslehren bin ich besonders darin abgewichen, dass ich die Operationen weniger zergliedernd und skelettirend, sondern mit dem Fleische beschrieben habe und mich zwischen Akiurgie und Chirurgie in die Mitte gestellt habe. Dadurch glaubte ich ein lebendigeres Bild der Krankheit und der Operation zu geben."

Den zweiten Theil des grossartigen Werkes leitet Dr. Julius Bühring mit folgenden Worten ein:

„Es erscheint dieser zweite Band der Operativen Chirurgie Dieffenbach's ein volles Jahr nach dem Tode des Verfassers, nach einem längeren Zeitraume, als er selbst für die Vollendung seines Werkes bestimmt hatte. In der letzten Zeit seines thatenreichen Lebens hatte er die Mussestunden, welche ihm sein rastloses Wirken als Arzt und Lehrer übrig liess, ausschliesslich der Ausarbeitung dieses Buches gewidmet, und wer ihn in dieser Zeit über seine „operative Chirurgie" sprechen, wer ihn das eine oder das andere Capitel selbst vorlesen hörte, der konnte an der Liebe und Begeisterung nicht zweifeln, womit er sich andauernd dieser grossen Arbeit hingegeben. Man lese nur den kleinsten Abschnitt über die einfachste Operation und man wird überzeugt sein, das, was Dieffenbach hier gegeben, wirklich „mit der Glut der Jugend und in der Gegenwart" erfasste Begebenheiten sind.

Sein Tod war ein Ereigniss. Die deutsche Chirurgie, an deren Spitze er in der jüngst verflossenen Zeit unbestritten stand, hat in ihm ihren rastlosesten Förderer verloren, die lernende Jugend ihr anregendes Vorbild, die leidende Menschheit den Arzt! Aber dass er uns, was sein Geist Eigenthümliches geschaffen, hier als ein organisches Ganzes hinterlassen hat, das lässt ihn unverändert in unserer Mitte fortleben.

Durch die letzten Monate des Lebens unseres Verfassers zieht sich eine merkwürdige Todes-Vorahnung, obgleich er, wie er selbst sagte, sich lange nicht so kräftig gefühlt habe, als gerade in dieser Zeit; — seine grösste Sorge in dieser häufig wiederkehrenden Gemüthsstimmung war sein Buch, und oft äusserte er dann zu den Seinigen: „ich erlebe es doch nicht, dass es fertig wird." Der 11. November dieses Jahres sollte diese Ahnung erfüllen. Mitten in seinem Berufe, von seinen Schülern umgeben, berührte ihn der Tod mit sanfter Hand, dass an ihm, was er oft ausgesprochen, in Erfüllung ging „nur nicht sterben — das ist ein qualvoller Kampf, aber der Tod ist schön!"

So tritt denn das Buch vollendet in die wissenschaftliche Welt; sein Platz in derselben ist ihm bereits angewiesen; es erscheint unter den mächtigen Stürmen einer kampfbewegten Zeit, welche manch klangvollen Namen mit ihren Wogen überfluthet hat; aber der Name Johann Friedrich Dieffenbach wird nicht untergehen, denn was, der ihn führte, geleistet, trägt das Gepräge des Genies: „Einfachheit und Wahrheit" und solche Thaten gehören der Zukunft an."

Wir geben hier den Inhalt des ersten Bandes:

Die Einleitung, den historischen Ueberblick der operativen Chirurgie, von den chirurgischen Instrumenten, das Herausziehen fremder Körper, von der chirurgischen Naht, das Brennen, das Ansetzen der Blutegel, Aderlass, die Arteriotomie, die Infusion, die Transfusion, die Unterbindung der Arterien, die Torsion der Arterien, die Operation des Aneurysma, die Operation der Blutaderknoten und erweiterten Venenstämme, Einimpfung der Kuhpocken,

das Schröpfen, das Scarificiren, die Fontanellbildung. das Einziehen des Haarseils, die Operation der Abscesse, die Operation der Lymphabscesse, die Acupunctur, die Erweiterung der Wunden, die Operation der Narben, Operation der Angiektasien. Operation der Geschwülste, Operation der Ganglien, Operation des Neuroms, Operation der Polypen, plastische Chirurgie im Allgemeinen, die Nasenbildung, die Erweiterung und Eröffnung der Nasenlöcher, die Ohrbildung, die Lippen- und Mundbildung im Allgemeinen, die Operation der Hasenscharte, Operation des Ectropiums der Lippen, die Mundbildung, die Wangenbildung, die Gaumennaht, plastische Operationen an den Augenlidern. die Operation des Coloboms, die Operation zur Verkleinerung der Augenlidspalte, Operation des Epicanthus, Operation des Lagophthalmus, die Operation der Blepharoptosis, des Ankyloblepharon und des Symblepharon, des Entropiums, des Ectropiums, die Augenlidbildung, die Verpflanzung der Wimpern, Heilung der Durchlöcherung des Thränensacks durch Transplantation, Verschliessungen von Oeffnungen der Luftröhre, Bildung des Hodensacks, Bildung der Vorhaut, plastische Operationen an der Eichel, plastische Operation an den Harnwegen, Operation der Blasenscheidenfistel, der Mastdarmscheidenfistel, des Dammrisses, des Gebär- und Scheidenvorfalls, der Eröffnung und Erweiterung der weiblichen Geschlechtstheile, der Verschliessung des Mastdarms, der Verengerung des Mastdarms, der Bildung eines künstlichen Afters, des widernatürlichen Afters, Hauttransplantation zur Heilung örtlicher und allgemeiner Krankheiten, die Operation der Verwachsung der Finger und Zehen, Heilung der ulcera prominentia an den unteren Extremitäten nach dem Verluste der Zehen, Durchschneidung der Sehnen, der Muskeln, der Nerven.

Inhalt des zweiten Bandes:

Operation der Kopfblutgeschwulst der Neugeborenen, des Wasserkopfs, des Hirnhautschwammes, des Gehirnbruches, des Schädels, der Stirnhöhlen, Anbohrung des Zitzenfortsatzes, die Eröffnung der Oberkieferhöhle, die Resection des Oberkiefers, die Resection und Exarticulation des Unterkiefers, die Eröffnung des verschlossenen äusseren Gehörganges, die Durchbohrung des Trommelfells, das Katheterisiren der Eustachischen Röhre, Durchbohrung des Ohrläppchens, die Exstirpation der Ohrspeicheldrüse, der Sub-

maxillardrüse, die Lösung des Zungenbändchens, die Operation der Verwachsung der Zunge, die Operation der Froschgeschwulst, die Exstirpation der Zunge, die Verkürzung des Zäpfchens, die Exstirpation der Mandeln, die Operation der Speichelfistel, der Epulis, das Ausziehen der Zähne, von der Verpflanzung der Zähne, die Operation der Geschwülste auf der äusseren Fläche der Augenlider, in den Augenlidern, in den Augenhöhlen, die Operation der Einwärtskehrung der Augenwimpern, die Operation der Thränengeschwulst des oberen Augenlides, die Operation der Thränendrüsenfistel, der Wasserblase der Thränendrüse, der Thränenkarunkel, der verschlossenen Thränenpunkte und Thränenröhrchen, des unwegsamen Nasencanals; des Schielens, die Scarification und Excision der Bindehaut, die Operation des Flügelfells, des Pannus und des Leukoms, die Paracentese der vorderen Augenkammer, Operation der Augenwassersucht, des Hornhautbruchs, des Staphyloms und Vorfalls der Iris, des undurchsichtigen Staphyloms der Hornhaut, des durchsichtigen Hornhautstaphyloms, die Pupillenbildung, Pupillenbildung in der Sklerotica, die Operation des grauen Staars, die Ueberpflanzung der Hornhaut, die Exstirpation des Auges, die Exstirpation des Auges und der Augenlider, die Operation der Geschwülste am Halse, des Kropfes, der Thymusdrüse, die Eröffnung der Luftwege, die Eröffnung der Speiseröhre, die Exstirpation der Brustdrüse, der Achseldrüsen, die Operation des Empyems, Operationen bei penetrirenden Brustwunden, die Trepanation des Brustbeins, die Paracentese des Herzbeutels, Resection der Rippen, die Bauchnaht, die Paracentese des Unterleibs, der Bauchschnitt, der Magenschnitt, die Enterotomie, die Darmnaht, die Eröffnung der Gallenblase, die Exstirpation der Milz, die Operation des eingeklemmten Bruches, Operation der Leistenbrüche ohne Bruchsack, die Operation des eingeklemmten Schenkelbruchs, Operation des Littre'schen Bruchs, des eingeklemmten Nabelbruchs, des eingeklemmten Bruches des eirunden Loches, des eingeklemmten Mittelfleischbruches, des eingeklemmten Hüftbeinbruches, des eingeklemmmten Scheidenbruches, des eingeklemmten Mastdarmbruches, des eingeklemmten Blasenbruches, des eingeklemmten Gebärmutterbruches, des Netzbruches, des Krebses des Netzbruches, die Operation des beweglichen Bruches oder die Radicalcur, die Operation der Mastdarmfistel, des Hämorrhoidalknoten, des Mast-

darmvorfalls, des Mastdarmkrebses, der Phimose, der Paraphimose, die Amputation des männlichen Gliedes, des Wasserbruchs, die Verkürzung und Exstirpation der Clitoris, die Abtragung der Schamlefzen, die Punction der Gebärmutter, des Eierstocks, der Kaiserschnitt, der Schamfugenschnitt, Amputation der einzelnen Glieder, Amputation in der Contiguität oder Exarticulation.

Selbstredend ist es unmöglich, eine Analyse des grossen Werkes zu geben oder im Einzelnen die Verdienste anzugeben, welche D. sich um die verschiedenen Gebiete der operativen Chirurgie erwarb.

Jeder Wundarzt sollte es ja als eine Pflicht betrachten, dieses Werk immer und immer wieder zu studiren und die hier im silbernen Kelche gereichten goldenen Früchte mit Dankbarkeit entgegen zu nehmen. Wir müssen uns darauf beschränken, einige Dieffenbach durch und durch charakterisirende, Stellen hier zu citiren:

„Die operative Chirurgie ist ein blutiger Kampf mit den Krankheiten des Lebens, ein Kampf auf Leben und Tod. Nicht Keckheit und Fühllosigkeit können hier den Sieg verschaffen, sondern Ruhe und Begeisterung, Kenntnisse und Gewandtheit. Ohne eine gewisse natürliche Anlage für dies Fach, ohne ein innerstes Durchdrungensein von demselben, ohne ein feuriges Hingeben an dasselbe, wird der, welcher sich ihr widmet, stets ein Anfänger bleiben. Mag er immerhin alle Zweige der Heilwissenschaft gründlich studirt haben, sämmtliche chirurgische Operationen nach allen Arten und Meistern kennen, sie am Cadaver und Leben ausführen können, er wird doch nur ein Untergeordneter in seinem Handeln sein. Das macht den wahren Chirurgen, dass er auch das weiss und kann, was nicht geschrieben steht, dass er immer neu und ewig ein erfindungsreicher Odysseus, nicht eine neue Bandage oder ein neues Messer — sich Neues zu schaffen und unter den schwierigsten Umständen ohne einen Kriegsrath die Schlacht zu gewinnen im Stande ist. Der Maler lernt gründlich zeichnen, die Farben mischen und auftragen, richtig copiren — dann malt er aus sich selber; er malt seine Gedanken, seine Phantasien. Man kann auch lernen Verse bauen, aber dichten kann man nicht lernen, es ist dem Dichter angeboren. Man kann auch schneiden lernen, aber oft muss anders geschnitten werden, als man es gelernt hat. Das ist operative Chirurgie."

„Nur an der Klarheit des Gedankens und an der Einfachheit der Darstellung erkennt man die besten Chirurgen."

„Die besten Chirurgen haben immer am besten geschrieben, an ihrem Stile sind sie zu erkennen, und die Schriften des alten Pott, unseres August Gottlieb Richter und A. Cooper könnten in Schulen als Stilmuster gelesen werden. Wenn auch nicht alle tüchtigen Chirurgen so schrieben, so finden wir doch in den meisten Schriften guter Chirurgen eine treffliche einfache klare Darstellung des Gegenstandes, und ihnen blieb in allen Zeiten das fruchtlose Anschmiegen der medicinischen Zeitgenossen an die gerade zu ihrer Zeit herrschenden philosophischen Systeme fremd, sie prunk-

ten nicht mit erborgter Weisheit und schmückten sich nicht mit fremden Federn, wie dies bei vielen medicinischen Schriftstellern früherer Zeit der Fall war.“

„So wie vor Allem eine geistige Befähigung zur Ausübung der Chirurgie erforderlich ist, so bedarf der Chirurg auch einer besonderen körperlichen Gewandtheit und eines mechanischen Geschickes, welches er sich weniger durch Operationen am Leichname allein, als durch alle Arten mechanischer Uebungen erwerben kann. Diese werden ihn erst befähigen, Operationen am Cadaver mit Geschicklichkeit auszuführen. Wie verschieden sind nicht die Eigenschaften, welche die Welt dem Chirurgen als nothwendige Persönlichkeit beimisst! Ein grosser athletischer Körper, eine herkulische Kraft, das scheint der rechte Mann, Knochen zu zerbrechen und Glieder wieder einzurenken. Ein anderer suchts in den Augen, in dem scharfen, durchdringenden Blicke, der das Feinste sehe, was anderer Menschen Augen verborgen bleibt. Die Meisten aber finden es in den Fingern, sie wähnen, ein ächter Chirurg müsse eine Art Bosco sein, ein halber Hexenmeister, der in so und so viel Secunden ein Glied abschneiden und das Messer so schnell regieren könne, dass das Auge des Zuschauers demselben auf seiner Bahn nicht folgen könne. Ja selbst die Aerzte lassen dem Chirurgen nur die Finger, nur die Fingerfertigkeit, der Kopf gehört ihnen, und doch ist es die Anzeige zu einer Operation, die Art, wie dieselbe gemacht wird und die Nachbehandlung das, worauf das Meiste ankommt. Von den geistigen Eigenschaften hat man seit dem „sit immisericors“ die Grausamkeit für eine der nothwendigsten Attribute des Chirurgen gehalten; Ruhe und Unerschütterlichkeit sind aber ganz Anderes als Grausamkeit und es bedarf für so schmerzliche Mittel, wie eine chirurgische Operation es ist, der Milde und Schonung.“

„Wenn wir nun als Erfahrene ein Urtheil über das ganze Armamentarium chirurgicum, die ganze chirurgische Rüstkammer abgeben sollen, so verhält es sich gerade damit, wie mit einer Sammlung von Waffen, von Kriegs- und Friedenswaffen, von Schutz- und Trutzwaffen, von Waffen zum Kriege und zur Jagd. Es sind historische Documente, wie man in verschiedenen Zeiten operirt oder gefochten hat, es sind köstliche metallene Urkunden ohne Text, deren Bedeutung man dennoch liest. Manche sind blosse Hieroglyphen, welche man nur noch mühsam entziffern kann.“

„Unter den chirurgischen Werkzeugen sind die einfachsten die besten; denn der Wundarzt soll operiren, nicht das Werkzeug.“

„Selbst das einfache Messer hat sichs gefallen lassen müssen, binnen ein paar Jahrtausenden von der Kleinheit eines Insectenpräparirmessers bis zur Grösse eines Hirschfängers hinauf zu wachsen, sich bald gerade zu strecken, bald demüthig vorn über, bald unbequem hinten über zu biegen und bald als flammender Türkensäbel, bald als friedliche Sichel zu formen.“

„Der Chirurg soll lernen mit wenig viel machen, dadurch wird er ein Freier und Unabhängiger.“

„Ein guter Fechter ficht mit jeder Waffe und ist immer dem ungeübten wohlbewaffneten Gegner überlegen.“

„Viele der complicirten oder der einfachen aber unzweckmässig geformten chirurgischen Werkzeuge datiren sich aus der Jugendzeit ihrer Erfinder her, aus einer Zeit, in der ihre regere Phantasie die Schwierigkeiten einer

Operation dadurch zu erleichtern glaubte und sie wandten sie später selbst gar nicht an, als sie dazu Gelegenheit hatten; eine Stelle in Richter's Lehre von den Brüchen giebt hierzu einen passenden Beleg: Richter sagt dort nämlich, wo er von der Bruchoperation und den dazu passenden Instrumenten spricht: „Morand's Instrument ist so unbrauchbar, dass es nicht der Mühe verlohnt es zu beurtheilen.“ Herr Morand selbst, als ich ihm sagte, dass dieses sein Instrument in verschiedenen deutschen Büchern abgebildet sei, erstaunte, dass man dieser jugendlichen ganz unnützen Erfindung in Deutschland so viel Ehre erzeigte.“

„Wenn nun auch die Vereinfachung des chirurgischen Apparats für den Chirurgen die höchste Aufgabe zur Erlangung der chirurgischen Freiheit ist, so hat natürlich auch diese wieder ihre Grenzen. Es wäre ein Hohn an der Menschheit oder an der Kunst, ein Bein mit einem Brodmesser abschneiden, den Kopf mit einem Holzbohrer anbohren oder ein Auge mit einem Federmesser operiren zu wollen, sondern es müssen die chirurgischen Instrumente bei aller Einfachheit von vorzüglicher Qualität und der vortrefflichsten Arbeit sein.“

„Lösen sich die Knochenpartikel mehr, durchbohren sie die Haut, oder stecken deutlich unter ihr, so macht man einen Einschnitt und zieht das abgestorbene Knochenstück mit einer Knochenzange heraus. Es sind gewiss mehr Menschen durch frühzeitige voreilige Versuche, abgestorbene oder auch noch nicht ganz abgestorbene Knochenstücke herauszuziehen, verloren gegangen oder ihrer Glieder beraubt worden, als dadurch gerettet worden.“

„Die erste Bedingung, dass die erste Vereinigung gelinge, die Fäden nicht einschneiden und keine Eiterung eintrete, ist völlige Ruhe des Theils. Compressen und Binden drücken und erhitzen und stören meistens ebenso sicher die Heilung als kalte Umschläge bei laxer Haut. Hier heisst es individualisiren, das ist Praxis.“

„Die von mir seit der frühesten Zeit meiner Praxis angewendeten Carlsbader Insectennadeln zur umschlungenen Naht haben mich als treue Gefährten auf meiner chirurgischen Lebensbahn begleitet, ich habe Hunderttausende von Nadeln verbraucht, ihren Werth mit jeder Operation mehr schätzen gelernt und ihnen die schönsten Resultate bei allen plastischen Operationen zu verdanken. Schon im Jahre 1824 schrieb ich in Hecker's Annalen, VIII. Band, einen kleinen Aufsatz: „Ueber die abgeänderte umschlungene Naht mit Insectennadeln, als schnelles Heilmittel bei Gesichtswunden“, und dieser kleinen ersten Mittheilung, so wie der in meinen klinischen Vorträgen und Operationen gelehrten und geübten Methode zu nähen, verdankt dieselbe ihre weite Verbreitung unter den Aerzten. Ich habe daher diese Methode als alleinige sichere bei den meisten Wunden, bei denen es auf schöne und schnelle Vereinigung ankommt, empfohlen. Man hat den Insectennadeln vorgeworfen, dass sie sich schwer durchführen lassen und sich leicht verbiegen; wenn man aber ächte Carlsbader Nadeln, welche sehr scharf und fast federhart sind, nimmt, diese bei der Operation statt auf einem Nadelkissen auf einem Talglicht aufgesteckt hat, so gleiten sie leicht durch, es bedarf dabei einer gewissen Uebung wie zu allen mechanischen Dingen. Schwer sind sie durch alte harte Narben hindurch zu bringen, hier nehme man dickere Nadeln, aber immer besteht einer ihrer grossen Vortheile darin, dass man die Faden abkneipen kann. Flecken in der Haut hinterlassen sie niemals, wie man gefürchtet hat.“

„Die Knopfnaht und die umschlungene Naht sind nicht Feindinnen, welche eine die andere sich zu stürzen bemühen, sondern ein treues Schwesterpaar, welche eine der andern hilft, dient, unterstützt und gewöhnlich Hand in Hand mit einander geht. In Nichts trennt sie blutiger Hass, denn in Allem sind sie eins im Streben nach Vereinigung. Dennoch ist ihre Wirkung ganz verschieden. Bei der Knopfnaht umgiebt ein Fadenring einen schmalen Theil der Haut, welchen er umfasst, einschnürt und, wenn er fest liegt, strangulirt, durchschneidet ganz wie bei einer durchbundenen Arterie, hier will man das Durchschneiden, dort fürchtet man es. Es ist dieses also eine Besorgniss bei der Knopfnaht, welche man nie sehr fest anlegen und nicht zu lange liegen lassen darf, auch wieder nicht zu lose, weil dann sich dazwischen lagerndes Coagulum, als fremder Körper wirkend, die Vereinigung stört. Die umschlungene Naht wirkt dagegen durch Druck und Gegendruck der Nadel und des Fadens gegen einander."

„Wenn ich die weiteste Bestimmung der Anwendung der einen oder der andern Naht angeben sollte, so würde ich sagen: am Kopfe überall, mit Ausnahme des behaarten Theils, welcher selten genäht werden darf, die umschlungene Naht, am Rumpf, bald Kopf, bald umschlungene Naht, je nach der Verwundung; an den Extremitäten nur die Knopfnaht. Am Gesicht ist es nicht bloss die Erreichung einer unsichtbaren Narbe, welche der umschlungenen Naht den Vorzug giebt, sondern die dadurch bewirkte Fixirung der spielenden Gesichtsmuskeln, wie z. B. des Mundes. Am Rumpfe ist die Narbe für das Auge eine untergeordnete Rücksicht, selbst die etwas spätere Heilung der Wunde, aber es ist die umschlungene Naht bei penetrirenden Brust- und Bauchwunden oft eine Lebensretterin, wo die Knopfnaht oder die ganze unblutige Vereinigung es nicht sein würde."

„Der Lapis infernalis oder das salpetersaure Silber ist das beliebteste und auf dem ganzen Erdboden gebräuchlichste Aetzmittel, man kann von ihm sagen, dass er häufiger angewendet werde, als alle anderen Aetzmittel zusammengenommen."

„Auch das letzte Stündlein des noch üblichen Glüheisens möchte fast geschlagen haben, denn schon seit Jahren hat man beim freiwilligen Hinken wenig mehr gebrannt. Meine Erfahrungen sind bei Gelenkkrankheiten ganz gegen das Brennen, weshalb ich es aufgegeben habe; denn entweder waren die Erfolge geringe oder es waren gar keine Erfolge oder endlich die Coxarthrocace oder Gonarthrocace wurde dadurch verschlimmert, das erste oder zweite Stadium in das der Gelenkzerstörung übergeführt. Rust selbst hat seine mit grosser Genialität aufgestellten Grundsätze am Ende seiner Tage geändert und wenig oder gar nicht mehr gebrannt."

„Pouteau's Epitaphium sind seine Brenncylinder und der Napoleonische Larrey sein Ersatzmann in neuester Zeit; denn Larrey war so freigebig mit Moxen und ich habe ihn oft mit einem Male so viele kleine Moxen z. B. auf den Unterleib setzen gesehen, wie Blutegel. Die Engländer sind dagegen dem Brennen mit Recht immer abhold gewesen, obgleich ihr Phlegma es am besten vertragen musste. Boyle und Wallace erklären sich nur für die Moxa. In Deutschland dagegen waren Rust und nach ihm Kern und Klein besonders Vertreter des Feuers. Durch diese drei berühmten Männer wurde es in neuerer Zeit fast ebenso allgemein als wie im Alterthume."

„Gewiss aber scheint es mir, dass der Aderlass nicht aus einer *abstracten Idee hervorging*, sondern aus einem eigenen Instinct, welcher unter

Umständen den Menschen in krankhaft gereiztem Zustande von Blutüberfluss zur Selbstverwundung treibt; nach der Blutung kehren Besonnenheit und Ruhe zurück. Etwas Aehnliches sehen wir bei den Thieren. Ich besass ein heftiges polnisches Pferd, bei grosser Sonnenhitze biss es sich die angeschwollenen Venen in der Seite auf, wenn es zu viel Blut führte und dann war es wieder ruhig. — Wo sollte ich anfangen, wenn ich alle Indicationen zum Aderlass hier angeben sollte und wo sollte ich enden, wenn ich auch die Contraindicationen hier alle aufzählen wollte."

„Meine Infusionsmethode halte ich für die allein richtige und gefahrlose, bei ihr ist alles auf das genaueste berechnet und sie ist trotz ihrer Einfachheit doch erst das Resultat hunderter meiner Operationen an Thieren und vieler an Menschen. — Graefe's Methode der Infusion ist eine der gefährlichsten. Die Infusion soll ohne Blosslegung, ohne vorherige Eröffnung der Vene geschehen, sondern ein kleiner leicht gebogener Troikar geradezu durch die Haut in die Vene gestochen werden, bisweilen will er vorher die Haut einschneiden."

„Die Bedeutung der Transfusion lässt sich weniger vom pathologischen als vom physiologischen Standpunkte aus beurtheilen; aus den bei Menschen gemachten Transfusionen resultirt, dass eine Anzahl derselben, welche fast bei sterbenden Menschen als ein seltenes Erweckungsmittel gemacht wurden, dies nicht vermochte und dass in anderen Fällen bei eigentlich gesunden geistig Verschrobenen die Operation keine Veränderungen hervorbrachte. Das ist Alles; das zweite Feld des Vermuthens, Glaubens, Hoffens thut sich in der Transfusion auf, ohne dass sie durch die Erfahrung gerechtfertigt worden wäre."

„Verblutete Säugethiere konnten sogleich durch transfundirtes Blut anderer Individuen ihres Geschlechts ins Leben zurückgerufen werden, wenn die Operation ohne Fehler gemacht, keine Luft und kein Coagulum mit übergeführt war."

„Die Transfusion berührt das innerste Leben und ist aus diesem Grunde so waglich. Blut von Vögeln zu einer Unze grössern Säugethieren eingespritzt, tödtet, aber ein Vogel, z. B. eine Taube, stirbt von wenig Tropfen Säugethierblut unter den Erscheinungen einer Blausäurevergiftung."

„Therapeutisch ist die Transfusion wohl nur bei Verblutungen zu empfehlen, wo auch Schönlein und Marcinkowsky sie anrathen."

„Was die Erfindung der Buchdruckerkunst für die Wissenschaft, war die Erfindung des Schiesspulvers für den Krieg, was die Erfindung der Eisenbahnen für den Verkehr der Völker untereinander, das ist die Erfindung der Arterienunterbindung für die Chirurgie. — Dionis, Fabriz von Hilden, Solingen und Heister waren in der späteren Zeit die Vertreter dieser Operation gegen das noch immer übliche Glüheisen."

„Als Amussat die Torsion erfand, da hatte sogleich Galen, Aëtius, Paul von Aegina torquirt. Als Stromeyer die Durchschneidung der Achillessehne beim Klumpfuss neu erfand, da hatten Hippokrates und viele Andere die Sache schon gemacht. Genug alt oder neu, neu oder alt, wenn es nur nützlich ist. Die Torsion der Arterien ist wirklich ein nützlicher Begleiter der Ligatur, kann aber die Unterbindung ihrer grössern Solidität wegen nur als untergeordnete Gehülfin begleiten."

„Bei der Beurtheilung des Werthes der drei Hauptmethoden der Operation des Aneurysmas: 1) der Unterbindung dicht oben und unten mit Eröffnung des Sackes; 2) der Unterbindung hoch oben und 3) der Unterbindung dicht unten, stellt sich heraus, dass nicht eine dieser Methoden überhaupt die beste sei, sondern dass jede derselben bei gewissen Aneurysmen die vorzüglichste genannt zu werden verdient."

„Durch ein Setaceum heilte ich ein Hygrom in der kleinen Beckenhöhle, welches diese ganz ausfüllte, Blase und Mastdarm flach zusammengedrückt erhielt und sich mit seinem Grunde in die Bauchhöhle hinein erstreckte. Am Damm und in der Incisura ischiadica major war eine flache Erhabenheit von der Grösse einer dicken Hinterbacke. Das Setaceum führte ich durch das Perinäum ein und kam damit an der rechten Seite des Kreuzbeins wieder heraus. Die Geschwulst enthielt drei Maass eines gelblichen Wassers. Binnen drei Monaten war die Heilung vollendet, indem die Absonderung allmählich geringer wurde und ohne dass eine Fistel zurückblieb."

„Bei wirklichen Ganglien erkenne ich nur eine Methode als die richtige an, durch welche ich viele hundert Ganglien geheilt habe, eine frühere Methode, deren Werth nicht gehörig erkannt worden, nämlich das subcutane Zersprengen des Sackes durch den Schlag mit einem Hammer, wie er von Heurteloup zum Zersprengen des Blasensteins gebraucht wird."

„Es wäre gewiss nicht uninteressant, wenn ich hier einige der merkwürdigsten Fälle aus den von mir fast zweihundert Mal vollzogenen Nasenrestaurationen mittheilte. —

Es sind vier Jahre, als, spät Abends, drei Freunde mich zu sprechen wünschten, ein Pole, eine Polin und eine Italienerin. Ich war im Begriff, am nächsten Morgen früh nach Wien zu reisen. Die Polin, tief verschleiert, befand sich im Hintergrunde; die Italienerin führte das Wort und sagte, die Unglückliche dort wünschte mich allein zu sehen. Darauf zogen sich die beiden anderen Personen zurück. Mir gegenüber stand nun lautlos die schwarz verschleierte Erscheinung; sich ängstlich umblickend schlug sie den Vorhang in die Höhe. Ich habe viel Schreckliches in meinem Leben gesehen, hier aber bebte ich wirklich zurück, denn ein Todtenkopf, wie ich noch keinen auf einem lebenden Rumpf erblickt, stand vor mir, wider Willen grinsend mit skeletirtem Gesicht. Eine dünne rothe Haut bedeckte nur dürftig die Gesichtsknochen, in ihrer Mitte befand sich ein Loch, durch welches man drei Finger einführen konnte und von hier aus fiel der Blick auf die Zunge und in den Schlund hinein, da Muscheln, Gaumenknochen und Gaumensegel sämmtlich zerstört war; und aus diesem scheusslichen Acheron reckte sie die Zunge heraus, wenn sie sprach. Die unteren Augenlider waren nach aussen umgekrempt und zeigten ihre rothe innere Oberfläche und vom Oberkieferrande war nur ein kleiner zahnloser Saum vorhanden. In einem Umkreise von drei Zoll um das Loch lagerten sich überall kettenförmige oder dünne, flache, gefrorenen Fensterscheiben ähnlich sehende feuerrothe Narben. Von diesem grossen Mittelloche aus stieg zwischen den Augenbrauen eine rothe Knochennarbe, sich über die Mitte der Stirn und zum Haarwuchs ausbreitend in die Höhe. Das ist das Bild einer 18jährigen Jungfrau, des Gliedes einer glücklichen, glänzenden Familie, deren einziges Unglück sie war und welches, ungeachtet der vieljährigen Dauer desselben, noch heute so gross erschien als damals, wo jene Entstellung durch Scropheln in der frühesten Kindheit herbeigeführt wurde.

Dieser Dame ohne Sprache und ohne Nase stand ich Mitternachts 12 Uhr allein gegenüber, denn statt einer menschlichen Stimme entströmten dem

Loche im Gesichte nur zischende, unarticulirte Töne, doch begriff ich, ohne zu verstehen, was sie wollte, sie führte den Finger nach meiner Nase.

Bei diesem Anliegen befand ich mich in einiger Verlegenheit, weit mehr aber beschämte mich das Gefühl der Unglückseligsten auch nicht die kleinste Verbesserung ihres Zustandes verschaffen zu können. Da ich ihr die Unmöglichkeit ihr zu helfen durch Pantomimen ausdrückte — sie verstand nur polnisch, ich nicht — folgte eine erschütternde Scene, und als ich dann die Ihrigen zu Hülfe rief, umgab sie sich eiligst mit ihrer schwarzen Umhüllung, denn nur in dieser liess sie sich vor ihrer eigenen Familie blicken. Ich theilte darauf dem Bruder und der treuen Gouvernante, welche französisch sprachen, die Unmöglichkeit einer Operation mit, empfahl eine Larve und schied in der Mitternachtsstunde aus dieser seltsamen Scene, welche noch jetzt in meinem Gedächtniss lebt. Am anderen Morgen reiste ich nach Wien; kaum dort angelangt, trat mir die Erscheinung wieder entgegen, sie folgte mir, wie ein Gespenst. Ich erlangte hier wenigstens, dass der grosse Künstler Carabelli ihr ein kunstvolles Gebiss und eine Gaumenplatte machte, wodurch das Essen erleichtert und die Sprache deutlicher wurde. Dann kehrte sie aber in ihr Vaterland zurück, um mich später abermals in Berlin aufzusuchen und von Neuem um eine Nase anzuflehen. Je sorgfältiger ich aber den Zustand erwog, um so mehr überzeugte ich mich von der Unmöglichkeit im Gesicht einen Stoff zu gewinnen, da die Mitte der Stirn aus einem nackten Knochen bestand und die dünne spärliche Seitenhaut nicht zur Hälfte zur flachen Deckung ausgereicht hätte. Aber auch wenn sie ausgereicht hätte, so wäre bei der Dürre des Bodens durchaus an keine Anheilung eines Stirnhautlappens zu denken gewesen.

Die Untersuchung des Armes ergab eine dünne Lagehaut, und während ich diese in einer Falte aufschob und zuerst eine Nasenbildung aus ihr in Erwägung zog, erfolgte bei der Armen ein Ausbruch der innersten Bewegung. Dabei bemächtigte sich meiner plötzlich der Gedanke, ihr zuerst eine Nase auf dem Arme fertig zu machen, diese dann später an einen entfernten, aber mit lebenskräftiger Haut bedeckten Theil des Gesichts aufzuheilen, und sie von hier aus allmählich in kurzen Etappen wie schwere Monumente reisen, welche sich ihre abgebrochene kurze Bahn vor sich ebnen lassen, am Ende an den rechten Ort hin zu transportiren.

Die Bildung der Nase nahm ich aus der Haut an der inneren Seite des linken Oberarms nach der vorhin beschriebenen Methode vor. Sie gelang ganz nach Wunsch, doch dauerte es fast 3 Monate bis die Armwunde vollständig vernarbte. Dann schritt ich zur Anheftung an der rechten Seite der Stirn und an den inneren Rand der rechten Augenbraue, welcher dick und wulstig war. Der andere Rand der neuen Nase wurde theilweise mit dem linken Augenbrauenrande vereinigt und der Arm durch den oben angegebenen Verband mit dem Kopfe verbunden.

Wider alles Erwarten erfolgte in wenigen Tagen die Verwachsung der Nase mit der Stirnhaut, so dass sämmtliche Nähte getrennt werden konnten. Die Kranke ertrug das Peinliche ihrer Lage mit wahrer Freude und war kaum nach 14 Tagen zu bewegen, die Losschneidung des Armes vornehmen zu lassen. Beide Wunden, die an der Nase und am Arme wurden mit Charpie und Pflaster verbunden. Die Wunden heilten sehr schnell und der untere Rand der Nase begann sich bald nach unten umzukrempen.

Nach 3 Wochen hatte sich die Nase durch Zusammenziehen ihrer Ränder und unteren Wundfläche wieder gewölbt und die Stirnhaut von beiden Seiten herangezogen. Ich löste nun das obere Drittheil der Nase und verlängerte die Seiteneinschnitte, welche weit auseinander gelegt werden mussten, um ein etwas dickeres Material zu finden, zog die Nase tiefer zwischen den Augenlidern zur Gesichtshaut herab, heftete sie zu beiden Seiten mit Knopfnähten an die dünne Haut und drängte sie zugleich von oben her durch Vereinigung der Stirnwände herab.

Nachdem die Anheilung wieder erfolgt war, wurde die eine Seite der Nase wieder getrennt, durch einen tiefer gelegenen Einschnitt dieselbe bis zum gehörigen Orte herabgerückt und dies auch einige Wochen später auf der anderen Seite vollführt, jetzt auch zugleich der überhäutete Rand des Septums abgetrennt und dasselbe mit der Oberlippe durch einen Querschnitt und Lösung der Lippe, mittelst starker Knopfnähte verbunden. Auch hier erfolgte überall schnelle Heilung.

Die Ectropien wurden durch Ausschneiden der Narben, durch blutiges Haften und Hinaufziehen vollständig geheilt.

Nach dieser Zeit beschäftigte ich mich ein halbes Jahr lang mit der Ausbesserung der Form der Nase durch wiederholte kleine Ausschnitte, Abschälungen, Einführung von Röhren, Durchstechen der Nase des Septums und der Flügeln mit Nadel und Anlegung von Schienen. Dann folgte eine ganze Reihe von Excisionen der degenerirten Gesichtshaut, welche ich durch unzählige Ausschneidungen und Heftungen der Ränder mit Insectennadeln dergestalt vertilgte, dass zuletzt die hinteren glatten Theile der Wange bis ringsum die Nase heranrückten. Aus der Stirnhaut wurden die noch übrigen mittleren flachen Narben durch wiederholte Ausschneidungen entfernt, und auch hier zuletzt die gesunden Hauträuder dergestalt aneinander gebracht, dass man nur eine bis zur Nase herablaufende feine Linie, eine durch erste Vereinigung geheilte Stirnwunde zu sehen glaubte.

Der Erfolg dieser Operation gab der Unglücklichsten wirklich neues Leben wieder, sie ging kühn unter die Menschen, besuchte unverschleiert mit Blumen im Haar das Theater und verliess Berlin mit frohem Herzen und dem Bewusstsein, durch ihre unerschütterliche Standhaftigkeit mir eine Operation abgedrungen zu haben, welche ich anfangs für unmöglich hielt und durch deren Erfolg ich mich gehoben und belohnt fühlte."

„Die Bildung der Nase aus der Stirnhaut und die aus Armhaut haben jede ihre Vorzüge und Mängel. Im Allgemeinen ist die erste Operationsmethode der letzten weit vorzuziehen und diese nur dann zu wählen, wenn erstere unausführbar ist.

Unter den rhinoplastischen Methoden aus der Stirnhaut ist die von mir angegebene die sicherste, da durch sie eine gänzlich fehlende Nase ersetzt werden kann, die Brücke von einem blutigen Spalt aufgenommen, mit diesem verbunden und dadurch eine sichere Ernährung des Lappens bewirkt wird. Nach der alten indischen Methode kann, wie oben bemerkt, nur der vordere Theil der Nase restituirt werden, und der Lappen wird auch der Gefahr des leichten Absterbens ausgesetzt, da seine Ernährungsbrücke über den nicht gespaltenen Nasenstumpf fortgeleitet wird und mit ihren Wundrändern frei oben aufliegt.

Die Vorzüge der Rhinoplastik aus der Stirnhaut sind nun besonders die folgenden:

1) Die Stirnhaut ist wegen ihrer Dicke und Derbheit ein besserer Stoff als die Armhaut, sie giebt eine festere und weniger einschrumpfende Nase als die Armhaut.

2) Die grössere Nase der Stirne sichert die Ernährung und das Anwachsen des Lappens, so wie das Gelingen der Operation.

3) Die Operation ist leichter zu machen.

4) Die Bequemlichkeit ist während der Heilung für den Kranken grösser.

5) Die kürzere Dauer der Heilung ist bedeutend in Anschlag zu bringen.

Dagegen hat diese Methode besonders folgende Nachtheile.

1) Eine entstellende Stirnnarbe und selbst nach Vertilgung dieser eine Veränderung der übrigen Gesichtszüge durch Annäherung beider Augenbrauen aneinander.

2) Die Gefahr der Entblössung der Stirn auf einer grossen Fläche bei der totalen Rhinoplastik.

Die Nasenbildung aus der Armhaut hat folgende Vorzüge.

1) Vermeidung der Stirnnarbe.

2) Unveränderte Erhaltung der Gesichtszüge.

3) Anwendbarkeit, wo die Bildung der Nase aus der Stirnhaut wegen vorangegangener oberflächlicher cariöser Zerstörung des Stirnbeins und der Stirnhaut nicht ausführbar ist.

Die Nachtheile dier Methode sind besonders folgende:

1) Grössere Schwierigkeit der Operation selbst.

2) Die qualvolle Lage des Kranken nach der Operation durch die Befestigung des Arms an das Gesicht.

3) Der besonders bei der Verpflegung eines frischen Armhautlappens vermehrte quälende Zustand, in dem hier der Kranke ausserdem noch durch den das Gesicht übergiessenden Eiter und seine Ausdünstungen zu leiden hat. Nicht selten entsteht nach dieser Operation eine gefährliche Rose des Gesichts und des Arms.

4) Beschränkung dieser Methode besonders nur auf den Ersatz des vorderen Theils der Nase.

5) Ungleichheit der Armhaut zur Gesichtshaut an Farbe und Dichtigkeit.

6) Oefteres Misslingen der Verwachsung mit dem Nasenstumpf.

7) Spätere Verkleinerung und Welkwerden der Nase durch Resorption ihres Fettlagers unter der Haut.

Aus dem hier Angeführten ergiebt sich, dass beide Methoden ihre Licht- und Schattenseiten haben, wie denn nichts in der Welt vollkommen ist. Lassen sich zwar allgemeine Regeln für die plastischen Operationen geben, so wird doch immer dem Talent und der Beurtheilung des Wundarztes überlassen bleiben, welche Methode er in dem einen oder dem anderen Falle mit grösserem Nutzen zu wählen habe. Den ersten Anfänger in der operativen Chirurgie möchte ich mehr warnen als rathen mit einer Operation dieser Art seine praktische Laufbahn zu beginnen. Er setzt im Fall des leicht möglichen Misslingens seine ganze Existenz auf das Spiel und schneidet sich den Weg für schöne künftige Leistungen ab, wie mir mehrere Beispiele der Art bekannt geworden sind. Erst wenn er durch viele andere Operationen die plastischen Processe der Natur, ihre Stärken, ihre Schwächen und ihren Eigensinn sich in gewissen Formen zu gestalten kennen gelernt hat, wird er in der organischen Plastik eine beglückendere Quelle der inneren Befriedigung finden, weit erhaben über den Neid und den Hohn der Zeitgenossen."

„Die Heilung der Blasen-Scheidenfistel gehört zu einer der grössten Aufgaben der Chirurgie. Mit Trauer blicken wir auf die Unvollkommenheit unserer Kunst und klagen bald diese, bald die sonst so hülfreiche Natur an, welche uns hier so wenig unterstützt. Seit Jahrhunderten sucht man nach neuen sicheren Methoden, da die alten nichts fruchteten und beschämt müssen wir gestehen, dass wir hier nur geringe Fortschritte gemacht haben, da die glückliche Heilung einer Blasenscheidenfistel noch immer zu den seltenen Ereignissen gehört, wenigstens seltener ist als das Misslingen einer Operation."

„Diese herrliche Naht (die umschlungene Naht), wenn sie eine Blasenscheidenfistel auch nicht so sicher heilt, wie eine Hasenscharte, ist dennoch auch hier von unschätzbarem Werthe. Ich möchte bei allen grösseren Blasenscheidenoperationen keine andere Naht als diese gebrauchen, ausser bei sondenknopfgrossen Fisteln nur das Zubinden der Fistel durch die Schnürnaht vornehmen."

„Die Chirurgie kann stolz sein auf die Thaten derer, welche zu ihrer Fahne geschworen haben, wann sie nur das überblickt, was die Wundärzte älterer und neuerer Zeit zur Heilung der Blasenscheidenfistel gethan haben. Es ist das schwerer als bloss Arzt zu sein. Von altem molkigem Urin täglich parfümirt zu werden, den man nicht durch Seife und Wohlgerüche los werden kann, das ist ärger als den Finger in den krebsigen mit Koth angefüllten Mastdarm zu bringen, denn den Geruch kann man abwaschen. Um Ruhm und Ehre und Geld und Gut giebt sich dazu Niemand her, es ist der göttliche Beruf, der den Menschen am meisten dazu treibt, was am unüberwindlichsten und unerreichbarsten. Oder ist es vielleicht Philanthropie, welche die Chirurgen angefeuert, so unermüdlich in der Zulöthung einer kleinen unerträglichen Oeffnung in der Blase zu sein, um die Elenden von ihrer Qual, von ihrer Verbannung, von ihrer Verzweifelung zu befreien? Gewiss nicht allein, es ist die Wissenschaft."

„Ich lege der Operation des Wasserkopfs geringen Werth bei. Ich habe sie in der sanguinischen Jugendzeit dreimal bei kleinen Kindern mit chronischem Hydrocephalus gemacht, den Kopf mit einer Staarnadel behutsam angestochen, dann Einwickelungen gemacht, aber binnen 8 Tagen erfolgte bei allen Dreien der Tod."

„Die Operation des Gehirnbruches ist fast noch unstatthafter, als die des Gehirnhautschwammes und von den Chirurgen noch allgemeiner verworfen; die Punction aber zur Entleerung des gleichzeitig in der Schädelhöhle enthaltenen Wassers von Mehreren, selbst von Walther empfohlen worden."

„Die Eröffnung der Schädelhöhle ist häufig eine schwerere Beschädigung, als die Verletzung, wesshalb jene vorgenommen werden soll."

„Die berühmtesten und erfahrensten Wundärzte der neueren Zeit stimmen in der Behandlung der Kopfverletzungen durch die strengste antiphlogistische Behandlung und der selten zu unternehmenden Trepanation mit einander überein, und A. Cooper ging so weit, dass er sich fürchtete, selbst in das Gehirn eingedrungene Knochensplitter herauszunehmen — einer der stärksten Beweise der Grösse dieses unvergleichlichen Chirurgen! Seit vielen Jahren habe ich daher die Trepanation mehr gescheuet als die Kopfverletzungen, welche mir vorkamen; sie ist mir in den meisten Fällen als ein sicheres Mittel erschienen, die Kranken umzubringen und unter den vielen Hunderten von Kopfverletzungen, bei welchen ich nicht trepanirte, wäre der Ausgang, während ich so nur verhältnissmässig wenige Kranke verlor, wahrscheinlich bei einer grösseren Zahl ungünstig gewesen, wenn ich in der Trepanation ein Heilmittel zu finden geglaubt hätte."

„Ein Chirurg, welcher den Kreuzschnitt unterlassen hätte, würde sich einer ebenso grossen Verantwortlichkeit ausgesetzt haben, wie derjenige, welcher bei einem in Kohlendampf Erstickten während der Rettungsversuche die Fenster nicht geöffnet hätte. Es war dies Verfahren so allgemein, dass die Frage jedes klugen Laien, wenn er von einer Kopfverletzung hörte, war: Ist auch ein Kreuzschnitt gemacht worden. Darin hat auch Rust sehr gefehlt."

„Die Geschichte der Trepanation ist sehr alt, darum hat sich in ihr auch ein unendlicher, elender Wust von Instrumenten, Methoden und verkehrten Indicationen aufgehäuft."

„Die schwächsten Chirurgen in der wahren Chirurgie sind allemal am stärksten in der Trepanation und Steinschnitt-Instrumenten."

„In neuerer Zeit trennten sich die berühmtesten Chirurgen in zwei Hauptparteien, von denen die eine für die öftere Trepanation eingenommen war, die andere sich entschieden dagegen erklärte. Beide stützten sich auf Thatsachen, aber diese Thatsachen sprachen weit mehr zu Gunsten der letzteren."

„Durch die Behandlung vieler Kopfverletzungen bin ich zu dem Resultate gelangt, dass ich bei Kopfverletzungen mit und ohne Sopor, Commotion, Extravasat:

1) Keinen Einschnitt mache.

2) Die etwaige Wunde in den äusseren Bedeckungen sorgfältig mit Pflasterstreifen, wie eine penetrirende Brustwunde vereinige. Zur Schliessung dieser Wunden ist man auch erst nach hunderten von Jahren und zwar durch Larrey gelangt, da man sie früher gerade so, wie die Kopfwunden durch Erweiterung und allerlei schädliche Eingriffe misshandelte und tödtlich machte.

3) Dass ich niemals beim frischen Extravasate trepanire.

4) Nur halb so viel Blut lasse als bei penetrirenden Brustwunden, wo man den Körper auf kürzere Zeit in minima vita erhalten muss, dagegen die kleinen Aderlässe noch über eine spätere Zeit ausdehne.

5) Eingedrungene Splitter, erst wenn sie sich lösen, durch Ausziehen aus möglichst kleinen Oeffnungen entferne.

6) Nur tief eingebrochene, in das Gehirn hineindrückende Knochenpartien durch Ansägen der umgebenden Ränder, aber mit der Säge, nicht mit dem Trepan wegnehme.

7) Bei mässigen Eindrücken, selbst beim Vorhandensein von Zufällen, durchaus nicht trepanire, auch nicht einmal einen Einschnitt mache.

8) Nur in späterer Zeit bei eingetretener Eiterung kleine, einfache Incisionen vornehme, den Eiter entleere und dann die freiwillig gelösten Knochenstücke ausziehe."

„Die Perforation der Highmor's Höhle nimmt in den Werken über Operationslehre einen grösseren Platz ein, als sie verdient, einen grösseren selbst, als die Resection des Oberkiefers."

„Die Resection des Oberkiefers ist besonders indicirt beim Osteosarkom und Osteosteatom des Oberkiefers, beim Fungus medullaris und bei unheilbarer Caries. Sie nimmt das ganze Talent des Chirurgen in Anspruch."

„Die Vortheile meiner obigen Operationsmethode der Resection des Oberkiefers in Bezug auf die Heilung sind noch grösser. Die Heilung der durch umschlungene Insectennadeln vereinigten Wunde der Nase, Oberlippe u. s. w. erfolgt in unglaublich kurzer Zeit, und ist oft schon am 5. Tage nach der Entfernung sämmtlicher Nähte vollendet, so, dass man oft nach 8 bis 14 Tagen kaum ein anderes Merkmal der grossen Operation wahrnimmt, als einen feinen, fadenförmigen Längenstreifen in der Mittellinie des Gesichts; und dennoch wird dieser Vortheil durch einen noch grösseren weit überboten, nämlich die Erhaltung der Physiognomie durch Vermeidung der Durchschneidung des Gesichtsnerven. Denn, wie bekannt, geht, wenn dieser Nerv durchschnitten worden, alle Mimik verloren, es hängt die der motorischen Innervation beraubte Seite des Gesichts für immer welk herab, während sich die Muskeln der gesunden Seite, ihrer Antagonisten beraubt, zusammen und die gelähmte Gesichtshälfte zu sich hinüberziehen. Der Mundwinkel ist geöffnet, die Unterlippe hängt herab, der Speichel fliesst aus, der Nasenflügel ist eingefallen, die Augenspalte weit geöffnet. Die Lähmung des orbicularis palpebrarum stellt nämlich das obere Augenlid ganz unter die Herrschaft des Levator palpebrae superioris, so dass das Auge nicht geschlossen

werden kann. Endlich sehen wir die Stirn an der paralysirten Seite alles Ausdruckes beraubt, und die stärkste Anstrengung des Willens vermag sie nicht zu runzeln.“

„Was die Lebensgefährlichkeit der Resection des Oberkiefers betrifft, so ist von den 32 Kranken, bei denen ich dieselbe bald in einem grösseren, bald in einem kleineren Umfange vornahm, kein einziger gestorben, d. h. an der Operation und ihren nächsten Folgen.“

„Die Resection des Unterkiefers, welche weit häufiger als die Exarticulation nöthig ist, da sich nur in höchst seltenen Fällen die Knochenkrankheit über das Gelenk erstreckt, ist häufiger wieder nur partiell, selten total. Die Operation giebt ungeachtet ihrer Grösse, meistens ein günstiges Resultat. Von 20 von mir Operirten ist nur einer bald nach der Operation gestorben.“

„Eine Mandel unterbinden zu wollen, heisst, eine Erstickungsgefahr, wie bei unterbundenen Polypen, herbeiführen, und es kann davor, selbst bei gestielten Mandeln nicht genug gewarnt werden.“

„Die Bildung einer künstlichen Pupille in der Sclerotica war ein schöner Gedanke Autenrieth's des Aelteren, um das an seiner ganzen vorderen Fläche zerstörte oder mit undurchsichtigen Narben bedeckte Auge wieder den Lichtstrahlen zu öffnen. Wahrlich eine herrliche künstlerische Aufgabe, deren Lösung ein grosser Schritt zur Beglückung des Menschengeschlechts wäre.“

„Nicht jeder Staarkranke darf operirt werden. Es müssen gewisse, allgemeine Bedingungen erfüllt sein, unter denen derselbe mit Hoffnung auf Erfolg sich der Operation unterziehen kann. Diese Bedingungen sind nun die folgenden:

1) Es muss die Ursache des Staars die Folge eines für sich bestehenden Leidens der verdunkelten Theile oder eines völlig abgelaufenen Krankheitsprocesses sein.

2) Alle übrigen Gebilde des Auges müssen in normalem Zustande sein.

3) Es muss noch ein gewisser Grad von Sehvermögen vorhanden sein, d. h. der Kranke muss hell und dunkel unterscheiden können und bei mässiger Beschattung des Auges die Umrisse grösserer Gegenstände zu erkennen im Stande sein.

4) Es dürfen nicht derartige Fehler am Auge vorhanden sein, welche eine nachträgliche Erkrankung der Retina zu veranlassen pflegen.

5) Es darf also überhaupt die Erblindung nur die Folge der rein mechanischen Verschliessung der Pupille durch die verdunkelte Linse und ihre Kapsel sein.“

„Indessen kommt weniger die Jahreszeit, als vielmehr die Witterungsconstitution für den Zeitpunkt, wo Staaroperationen zu vollziehen sind, in Betracht. In einer Zeit, welche sich durch vorherrschende, entzündliche oder katarrhalische oder rheumatische Kranke auszeichnet, muss man von jeder Operation, die den Augapfel selbst trifft, absehen, besonders bei Personen, deren Augen von Dyskrasien erblindeten.“

„Wenn wir nun Alles, was wir aus den Werken der Schriftsteller über die Operation grosser, gleichmässig harter oder selbst scirrhöser Kröpfe wissen, nochmals überblicken, so müssen wir mit Schaudern an diese tollkühnen Unternehmungen denken. Anders hat es sich auch nicht mit den Operationen, welche ich selbst in früheren Jahren im In- und Auslande gesehen habe, ver-

halten. Alle Empfehlungen der berühmten Chirurgen und die von ihnen unternommenen Operationen sind daher nicht im Stande gewesen, meine Meinung über die Verwerflichkeit der Exstirpation des scirrhösen Kropfes wankend zu machen.“

„Befremden muss es uns, wenn mehrere der neueren Chirurgen nach der Operation des Empyems so wenig glückliche Erfolge sahen; A. Cooper fand dieselbe immer tödtlich, Roux sah von allen seinen Operirten nur einen noch mehrere Jahre leben, Dupuytren heilte von 50 Operirten nur vier und Faure von sieben nur einen. Von 36 von mir Operirten genasen beinahe zwei Dritttheile und blieben gesund.“

„Manchen Wundärzten ist das Einfache zu einfach und desshalb ersinnen sie Zusammengesetztes und Schwieriges.“

„Der Magenschnitt zur Anlegung eines neuen Magenmundes ist vor Kurzem von Sedillot empfohlen. — Wenn der Kranke bei unheilbarer Schlundverengerung keine Speisen hinabbringen kann, auch keine Röhren, um ihn dadurch zu ernähren, durchgehen, so soll ein Schnitt durch die Bauchdecken gemacht, der Magen geöffnet und die Wundränder derselben an die äussere Haut angenäht werden, wo ihr Anwachsen zu erwarten ist. — Wenn nun der nämliche Mensch mit einer solchen Schlundverengerung, dass er nicht essen könnte, zugleich an einer Verengerung des Mastdarms litte, so dass der Koth nicht von hinten abginge und hier nach Amussat die Anlegung eines künstlichen Afters angezeigt wäre, so wären Mund und After so dicht zusammen, dass man wahrlich sagen könnte, das menschliche Leben ist nur eine Hand breit.“

„Gegen Folgerungen aus Thierexperimenten hat man sich bei Darmwunden heftig gesträubt und gesagt, das Thier sei kein Mensch. Dies kann man hinsichtlich vieler anderer Operationen, welche bei Thieren leicht, bei Menschen schwer gelingen, als richtig anerkennen, aber in Bezug auf bildende Processe bei serösen Flächen stehen beide ziemlich gleich, das Resultat der Verlegung einer Serosa ist dasselbe, nämlich schnelle Entzündung, der rasch Ausschwitzung und Verklebung folgen.“

„Es ist bekannt, dass die meisten gewöhnlichen Brüche an einem und demselben Individuum vorkommen können und dass es eine eigne Constitutio herniosa giebt. Grosse Fettleibigkeit und grosse Magerkeit disponiren am meisten dazu.“

„In keinem Falle, wo ich die Operation machte, liess sich der Schenkelbruch, auch wenn er noch so klein war, ohne Einschneiden der Bruchpforte zurückbringen.“

„Die grössten aller Wundärzte der eben verflossenen Zeit erklärten die Radicalcur der Brüche für eine gefährliche, nutzlose, aus der Chirurgie zu verbannende Operation; Andere wie A. Cooper und Scarpa erwähnen ihrer mit keinem Worte.“

„Die Zahl derer, welche sich gegen diese Operation erklären, ist nicht bloss grösser als die, welche sich für diese Operationen aussprechen, sondern es sind die Heroen der Kunst.“

„Es ist freilich überflüssig, noch etwas über den Werth der Radicalcur der Brüche zu sagen. Vom alten Glüheisen bis zur neuen Invagination können wir sämmtliche Methoden nur gefährlich und unsicher nennen und ich wiederhole nochmals das, was Keiner besser als Lawrence gegen die

Operation sagte: „Wenn Jemand einen eingeklemmten Bruch hat, so unterwirft er sich der Operation, um sein Leben zu retten. Derjenige aber, welcher einen nicht eingeklemmten Bruch hat, setzt sein Leben auf's Spiel, um einiger Beschwerden überhoben zu werden."

„Von dreissig Kranken beiderlei Geschlechts, welche ich an grösserem oder kleinerem Mastdarmkrebs operirte, starb keiner bald nach der Operation."

„Ich will noch einer Methode gedenken — welche ein für allemal aus der Chirurgie zu verbannen ist. Diese ist das Abbinden des Penis, eine scheussliche, furchtbare Operation, an welche man nicht ohne Entsetzen denken kann."

„Es ist ein ganz falsches Princip, wenn man irgend einer grossen chirurgischen Operation desshalb das Bürgerrecht in der Chirurgie verleihen will, weil irgend ein Mensch dieselbe einmal überlebt hat. Weil Sauter das Glück hatte, eine Kranke, welcher er den Uterus exstirpirte zu erhalten, alle anderen Patienten aber nichts als den Tod darnach ernteten, nachdem sie die furchtbarste aller Operationen nach der furchtbarsten Krankheit erduldet hatten, so sollte man nicht wieder solche Metzeleien unternehmen, wenn auch der Schwefeläther die Sache erleichtern könnte. Was einmal gelungen ist, gelingt desshalb nicht wieder. Wenn der englische Kutscher, dem eine Deichsel quer durch die Brust fuhr oder der amerikanische Matrose, dem ein Ankerhaken durch den Leib ging, geheilt wurden, so sind dies nur Zufälle, schwerer zu Stande zu bringen, als das grosse Loos in der Lotterie zu gewinnen."

„Das Streben der neuesten Chirurgie ist nicht mehr auf Grösse der Operationen, als vielmehr auf Lebenserhaltung durch auf Physiologie begründete mildere chirurgische Eingriffe gerichtet."

Doch nun genug der Proben des Geistes der Dieffenbach'schen Chirurgie; halten wir daher hier unsere Schritte an.

Das Mitgetheilte wird genügen, den Leser zu überzeugen, dass wir berechtigt sind, unser Urtheil folgendermassen zusammenzufassen.

Dieffenbach's operative Chirurgie ist ebenso wenig wie Lessing's Laokoon ein systematisches Buch.

Pedanten haben dies gebrandmarkt, und Andere werden es ferner tadeln.

Aber es ging Dieffenbach in diesem Punkte wie Lessing und andern genialen Naturen, welche ebenso wenig systematische Bücher schreiben können, als sie noch weniger Muster von Ordnung sind. Sie gehören nicht zu jener Kategorie von Menschen, welche alle Knöpfe, wie es sich gehört, zugeknöpft haben, welche niemals ihr Taschentuch verloren, denen niemals, wenn sie eine Reise antreten wollten, ihre Brieftasche mit Banknoten gestohlen wurde, welche stets ihre Taschenuhr zur selben Stunde und Minute aufziehen, immer ihre bestimmte Zahl von Cigarren rauchen, ihr

Weinmaass nicht um eine Linie überschreiten, auf die Minute zu Bette gehen und wieder aufstehen.

Zu jenen Menschen gehörte Dieffenbach nicht und so musste er auch als Chirurg als ein anderer erscheinen und dies namentlich in seiner operativen Chirurgie, der Frucht seines reifen Alters.

Seine operative Chirurgie unterscheidet sich von den landläufigen Büchern dieses Titels wie ein gewöhnlicher Chirurg von einem chirurgischen Classiker.

Man merkt nichts von dem steifen doctrinären Kathederton, noch von der gespreizten Kathederweisheit, man vermisst die trockne Aufzählung der bei jeder Operation nothwendigen Instrumente, Apparate und Attitüden; die interessantesten Krankengeschichten sind mit eingeflochten und, statt einer blossen Technik der üblichen Operationsmethoden, sind die Aetiologie, die Prognose und Therapie mit kurzen, aber markirten und glänzenden Pinselstrichen entweder berührt, skizzirt oder ausführlich und in höchst plastischer und anschaulicher Weise ausgeführt.

Ethische und humanistisch-philosophische eingestreute Bemerkungen tragen dazu bei, dem Ganzen einen eigenthümlichen und packenden Tenor zu geben.

Wie Dieffenbach, der Mensch und Chirurg sich ganz durchdringen und nicht trennen lassen, so findet man diese innige Durchdringung wie in seiner „operativen Chirurgie", auch in seinem ganzen Leben. Wenn er mit ganzem Herzen Chirurg, und zwar operativer Chirurg, war, so stand seine Ehre, nicht die äussere, welche die Welt Einem giebt, sondern die einzig berechtigte Ehre, die Achtung vor sich selbst, ihm höher und trieb ihn dazu, lieber auf chirurgische Triumphe verzichten zu wollen, als jene Preis zu geben. Als D. aufgefordert wurde, die Königin Elisabeth, damalige Kronprinzessin, zu operiren, wobei ihm Stosch und Rust, nicht, wie oben angegeben, Jüngken assistiren sollten, hatte er dem damaligen Kronprinzen, nachherigen König Friedrich Wilhelm IV, dies nur unter der Bedingung zugestanden, dass der Präsident Rust nicht das Messer ergriffe. Der ebenso geistreiche als schlaue König erledigte die Angelegenheit dadurch, dass er dem Präsidenten Rust eine Wasserschaale in die Hand zum Halten gab. Ehren-Rust aber sagte nach der, von D. vollzogenen Operation: „mein Schüler hat es vortrefflich gemacht."

Man ist sogar berechtigt zu sagen, der grösste Operateur, den Deutschland jemals hervorgebracht, sei an seinem Berufe gestorben. Denn es ist eine Thatsache, dass die oben erzählte, ihm angethane Kränkung in Russland, der Nagel zu seinem Sarge war. Er pflegte zu äussern: „Hunderttausende habe ich umsonst behandelt, operirt und geheilt. Dass ich aber einem Enkel des Kaisers Nikolaus umsonst 3 Monate meines Wirkens opfern sollte, für umsonst, ist doch entsetzlich". Mündlich hatte ihm nämlich jener Dr. Claude, der Erzieher bei dem jungen Grafen Schuwalow war, die Versicherung gegeben, der Kaiser habe bestimmt, D. solle 40,000 Rubel haben und nicht, wie er später schrieb, 1000 Dukaten.

Ja, noch ein anderes Mal sollte D. die Uneigennützigkeit und Gewissenhaftigkeit, mit der er seinen Beruf erfüllte, verhängnissvoll werden. Wir können es nicht unterlassen, authentisch hierüber zu berichten, da die Sache durch Berlinaden entstellt ist. Eines Sonntags war D. trotz des Verbotes bei der Neuen Kirche sehr rasch vorbeigefahren. Ein Gendarm griff in die Zügel und D., unwillig darüber, erhob seine Peitsche. Dieser Gendarm hatte es angezeigt und D. wurde verurtheilt, 4 Wochen zu sitzen. Da hörte es der König und liess Humboldt kommen und äusserte sich gegen diesen, er begreife nicht, dass D. so wenig Vertrauen zu ihm habe und nicht um Gnade bitte. Nun schrieb D. einen herrlichen Brief an den König, dass es ihm unmöglich sei, um Gnade zu bitten, da er im Rechte sei, weil er zu einem Patienten mit einem eingeklemmten Bruche gerufen sei. Er würde sitzen, aber Berlin verlassen und nach Schweden gehen. Der König hob den Process auf, konnte jedoch den freimüthigen, wenn auch berechtigten Stolz Dieffenbach's niemals verwinden und hat ihm diesen wohl nie verziehen.

Die „operative Chirurgie" aber könnte man ebenso gut als ein Lehrbuch der praktischen Humanität und als einen ethisch-chirurgischen Katechismus und Codex bezeichnen.

Sie hat nichts von der bimssteinenen Trockenheit der Lehrbücher der Zunft- und Handwerksgelehrten.

Wenn nicht derjenige der wahre Gelehrte ist, dessen Gelehrsamkeit als bloss decorativer Schmuck unter dem Text durch fortwährendes Citiren von Büchern und Autoren das Auge des Lesers

in beständiger vibrirender Bewegung erhält, sondern der, dessen Schriften bei dem lehrreichen und gediegensten Inhalte nicht das Geringste von der breitspurigen Buchstaben-Gelehrsamkeit verrathen, dann wird man Dieffenbach auch die Palme der Gelehrsamkeit nicht streitig machen, und macht auch in dieser Beziehung die *„operative Chirurgie"* eine rühmliche Ausnahmsstellung von den Hand- und Lehrbüchern der Handwerksgelehrten; sie ist ebenso einfach in ihrem Stil als die *„Anfangsgründe der Wundarzneikunst"* von Gottlieb August Richter.

Kurz, der Titel dieses Buches entspricht durchaus nicht seinem Inhalt; denn er giebt weit mehr als man danach erwarten sollte, im Gegensatz zu den meisten Büchertiteln, die, namentlich die ellenlangen, nicht halten, was sie versprechen.

Hier ist es dagegen umgekehrt. Das Werk ist nicht bloss eine operative Chirurgie, welche sich mit der Beschreibung der Methode und Aufzählung der Instrumente abgiebt, sondern auch, um es noch einmal hervorzuheben, fast eine vollständige Chirurgie, in der selbst die Diagnostik, topographische und pathologische Anatomie, ja sogar die chirurgische Hodegetik so weit als thunlich und nöthig berücksichtigt sind.

Mit einem Worte: es ist die Bibel der deutschen Chirurgie oder der Chirurgie Dieffenbach's. Denn Dieffenbach war vom Scheitel bis zur Zehe ein echter Deutscher.

Und weil die Religion der Chirurgie Dieffenbach's in Einfachheit, Humanität und Natürlichkeit bestand, so sichert ihm dies die Unsterblichkeit.

Augenheilkunde.

Dass D. sich auch um diese Disciplin vielfach verdient machte, darf uns nicht Wunder nehmen.

Ist die Erfindung der Keratektomie ihm auch nicht zuzuschreiben, so glückte es ihm doch, mit Erfolg sie zu vollziehen. Ein Mädchen mit Central-Leukom befreite er von diesem Leiden durch die Excision vollständig; eine kleine Trübung war nur an der Ligaturstelle, die Narbe selbst aber durchsichtig; das Sehvermögen wurde vollständig wiederhergestellt.

Die Versuche Dieffenbach's, die Hornhaut eines Thieres auf den Menschen zu übertragen, verdienen, wenn sie auch miss-

glückten, insofern einen Platz in den Annalen, als er der erste war, welcher diese Versuche an Menschen anstellte, während der Erfinder Reisinger seine Experimente nur an Thieren ausgeführt hatte.

Es wird vielleicht mal die Zeit kommen, wo Dieffenbach's Versuche wieder aufgenommen werden dürften. Dass Dieffenbach die von Stromeyer ersonnenen Schieloperationen zuerst ausführte, ist schon oben erwähnt worden und, wenn in bekannter Weise die Franzosen ihm die Priorität streitig machen, so hat die unparteiische Geschichte schon längst zu Gunsten Dieffenbach's ihr Urtheil abgegeben.

Sehr verdient machte sich D. um die Operation des Symblepharon. Er räth, die Operation des totalen Symblepharon nur dann zu unternehmen, wenn die Verwachsung leicht und oberflächlich, das zusammenkittende Zellgewebe membranös und durchsichtig und keine Verdunkelung der Hornhaut zu fürchten. Keiner hat so präcis die Indicationen zur Operation angegeben.

Sein Verfahren ist folgendes:

„Um die Wiederverwachsung zu verhindern, bildet man künstliche Entropien, welche man nach der Ueberhäutung des Bulbus wieder operirt. Man führt zuerst von den Augenwinkeln aus zwei herabsteigende Incisionen an den Grenzen des unteren Augenlides. Hierauf fasst man den Tarsalrand mit einer Hakenpincette, trennt seine Verwachsungen vom gegenüberliegenden Rande und präparirt hierauf das Augenlid vom Bulbus durch flach geführte Schnitte mit einem feinen Messerchen ab. Die Cilien werden mit demselben abrasirt. Das Augenlid wird nun so weit nach innen umgeklappt, dass der Tarsalrand auf der Infraorbitalwand zu liegen kommt. Hierauf durchnäht man mit einer runden geraden Nadel und einem gewichsten Faden das zusammengeschlagene Augenlid durch eine transverselle Durchstichsnaht. Oder man legt vier einzelne Suturen an, welche auswendig geknüpft werden. Querüber werden dann noch einige fingerlange Pflasterstreifen angeklebt und das Auge mit einer feinen, kalten nassen Compresse bedeckt. Wenn nach einigen Wochen der freigelegte Theil des Bulbus überhäutet ist, so wird das künstlich erzeugte Entropium dadurch wieder gehoben, dass die Verwachsung der inneren Fläche des Augenlides wieder getrennt, dasselbe entfaltet und durch neue seitliche Incisionen oder Ausschneiden der Narben wieder in seine Stelle eingerückt wird. Der überhäutete Bulbus kann nun nicht wieder mit der Wundfläche verwachsen, welche sich dann inwendig vernarbt und später wieder eine feuchte Oberfläche bekommt. Erst wenn dies geschehen, nimmt man die Operation am oberen Augenlide ganz auf die nämliche Weise vor, da die Operation an beiden Augenlidern wegen Grösse des Eingriffs und der grossen Entblössung des Augapfels nicht zu einer Zeit unternommen werden darf. — Alle anderen operativen Eingriffe, das blosse Lösen der Verwachsung mit Scheere oder Messer, das Durchbinden der Verwachsung mit Fäden habe ich dagegen gänzlich fruchtlos gefunden."

Das grösste Verdienst um die Augenheilkunde erwarb sich aber

D. durch seine Methode der Blepharoplastik. Durch Gräfe, wie wir gesehen, ward sie in die Chirurgie eingeführt. Er hatte zahlreiche Nachahmer gefunden, welche seine Methode verschieden modificirten und besondere Methoden ersannen. Dzondi, Fricke, Jüngken, Blondin, Boinet, Jobert ersannen jeder ein besonderes Verfahren. Dieffenbach glänzt dadurch nicht bloss, dass er diejenige Methode ersann, welche sich überhaupt als die beste bewährt hat und auch von den Franzosen als solche anerkannt wurde, sondern ebenso dadurch, dass er am klarsten über die allgemeinen Principien sich verbreitete, welche bei den plastischen Operationen der Augenlider überhaupt zu beobachten seien. Er bezeichnet sie als die schwierigsten und subtilsten der ganzen Chirurgie; sie begehren etwas Vollendetes, da die geringste Andersformung die Entstellung nicht hebt. Die Schwierigkeiten dieser Operationen beruhen auch nicht bloss auf dem Ersatze des verloren gegangenen Theils, sondern sie sind ebenso gross bei der nur veränderten Gestalt und Richtung der Augenlider. Die Zartheit der Theile, welche unter einem oft gestörten Nerveneinfluss stehen und ihre wichtigen Verhältnisse zum Augapfel und zu den Thränenorganen, begehren hier bei der Plastik weit mehr als beim difformen Munde oder der entstellten Nase der Fall ist. Bei diesen genügt schon einige Verbesserung des Zustandes; die neugebildete Nase ist eine gelungene zu nennen, wenn sie einer Nase ähnlich sieht, sie mag gross oder klein sein, es handelt sich nur um das leidliche Aussehen, der neue Mund ist ein gelungener, wenn die Lippen die Zähne decken und der Speichel nicht abfliesst. Das entstellte oder verlorene Augenlid aber muss durch die Operation ganz dem verloren gegangenen möglichst gleich gestellt, es muss bewegt werden können und die Augenlidspalte schliessen und den Bulbus bedecken, wenn die Operation einen Werth haben soll. Die Kleinheit und Zartheit der Theile bedingt ein besonders subtiles Verfahren und die Mannigfaltigkeit der Form eine grosse Verschiedenheit in den Operationsmethoden. Demnach genügt bei irgend einer bestimmten Form von organischer Augenlidkrankheit nicht immer die eine bestimmte und festgesetzte Operationsmethode, sonst fast jeder Fall begehrt seine eigene, wenigstens eine Modification irgend eines üblichen Verfahrens.

Doch hören wir Dieffenbach selbst:

„Den vor mir bekannten Methoden der Blepharoplastik war der Erfolg nicht immer ganz günstig, da das neue Augenlid sich nach dem organischen Gesetze kugelte und isolirte, statt dass es eine Fläche bilden sollte. Statt eines Augenlides erhielt man bisweilen wider Willen eine Nasenspitze, welche auf dem Bulbus afluag, da die concentrische Narbe die nachgiebige Umgebung um die Basis des Lappens zusammenzog. Diesem Kugelungsprocess durch Narbenprocess, denselben Process an einem anderen Orte bekämpfend gegenüber zu stellen, die Natur durch die Natur zu überwinden, das war mein Bestreben bei meiner Methode der Augenlidbildung. Ihre allgemeine Anwendung in verschiedenen Welttheilen durch die ersten Chirurgen ist durch unzählige glückliche Erfolge bereits gerechtfertigt worden.

Bildung des unteren Augenlides aus der Schläfenhaut.

1) Verwundung des Bodens. Man macht zuerst einen halbrunden Schnitt zwischen dem Defect und dem Augapfel durch die freiliegende Conjunctiva, fasst den Rand mit einer feinen Hakenpincette und löst ihn bis zur Falte. Dann sticht man ein kleines spitziges Scalpell an den inneren Augenwinkel ein und steigt schräg abwärts bis unter das Jochbein herab. Ein ganz ähnlicher Schnitt wird vom äusseren Augenwinkel bis zu dem nämlichen Punkt herabgeführt. Der dadurch isolirte Hautlappen hat die Gestalt einer umgekehrten Pyramide, deren Fuss sich unter dem Augapfel befindet. Der obere Rand dieses Hautstücks wird mit der Pincette gefasst und dasselbe von oben bis unten glatt abpräparirt, nachher gut angelegt. Ist der untere Theil des M. orbicularis nicht mit zerstört, wie beim Ectropium, so wird dieser sorgfältig geschont.

2) Lappenbildung aus der Schläfenhaut. Man durchschneidet die Gegend der äusseren Commissur und führt die Incision fast horizontal, aber zugleich etwas schräg abwärts nach der Schläfe hin, so dass der Lappen oben 1/4 breiter wird, als der obere Theil des Defects und steigt mit dem Messer schräg abwärts und weiter nach unten, sich etwas mehr dem Rande des Defects nähernd, herab. Der Schnitt endet unten, wo die Spitze der Pyramide gegenüber steht. Hierauf löst man den Lappen von oben bis unten, indem man ihn mit der Pincette spannt, durch flach geführte glatte Messerzüge, um keine Ungleichheiten zu machen. Erst nachdem die Blutung völlig gestillt ist, nimmt man

3) die seitliche Umlagerung und Einheftung des Ersatzstückes vor. Man schiebt dasselbe von seinem Sitze nach seinem neuen Ort und deckt dadurch die Pyramidalwunde vollständig. Der ganze vordere Rand des Lappens wird dann mit dem Wundrande der Gesichtshaut durch eine beträchtliche Anzahl von umschlungenen Insectennadeln von unten nach oben zu vereinigt, dabei der Lappen etwas angezogen, damit sein oberer Rand hervorragend werde; der oberste Winkel wird mit dem inneren Augenwinkel durch eine Knopfnaht genau vereinigt.

4) Anheftung der Conjunctiva. Der halbmondförmige ausgeschnittene Rand der Conjunctiva wird mit dem oberen Rande des Lappens durch eine Anzahl feiner Knopfnähte so vereinigt, dass die Knoten auf dem äusseren Hautrande zu liegen kommen.

Der Verband besteht zuerst in Ausfüllung der Seitenwände mit feiner krauser Charpie, worauf man eine Anzahl langer Pflasterstreifen über die ganze Seite des Gesichts, auch nach der anderen und dem Hinterkopfe hin fortführt, um den Lappen milde anzudrücken. Um den Druck auf die Nähte zu verhindern, legt man vorher zu beiden Seiten der vereinigten Wände zwei, einige Linien breite Longuetten von sechsfach zusammengelegter feiner Leinwand an. Die Nachbehandlung ist mässig antiphlogistisch. Es ist von grossem Vortheil, wenn man vom innern Augenlidrand an, wenn auch nur eine Linie breit erhalten kann, um hier die Knopfnähte durchzuführen und

dieses Partikelchen an das neue Augenlid treten zu lassen, weil es dadurch natürlich an Natürlichkeit gewinnt. Ist noch mehr zu schonen, so ist der Vortheil noch grösser, da ein unbedeutend scheinender Streifen des alten Lides später durch Ausdehnung eine bedeutende Breite erreicht. Die Pflasterstreifen dürfen nicht drücken, da der Lappen leicht, besonders nach oben absterben kann, weil das Blut in ihm von unten nach oben hinaufsteigen muss. Bei magern Personen bedecke man den ganzen Lappen vorher mit weicher Charpie und lege darüber die Pflaster, damit sie den Lappen nicht durch den Druck gegen die Knochen ertödten. Der Verband darf nicht früher als nach dem Eintritt einer wirklichen Eiterung in der Wunde ganz abgenommen werden. Man entfernt ihn anfangs theilweise, indem man einzelne Pflasterstreifen in der Nähe der Nase stückweise abschneidet und hier und da am dritten oder vierten Tage eine Nadel, welche drückt oder in deren Nähe starke Röthe oder etwas Eiterung sich zeigt oder wo völlige Einwachsung erfolgt ist, behutsam nach gehöriger Drehung um ihre Axe mit einer kleinen Kornzange auszieht. Ist dann in den nächsten Tagen alles Fremde entfernt, so legt man neue Streifen an, doch so, dass die eiternde Wunde für sich allein verbunden werden kann.

Oefter müssen die Conjunctivalnähte früher als die anderen entfernt werden, bisweilen ist es umgekehrt.

Im glücklichsten Falle ist die ganze Heilung in sechs bis acht Tagen vollendet bis auf die eiternde Wunde der Schläfe. Um diese Zeit fängt nun der Lappen an sich allmählich zu verschmälern und in der Mitte wulstig zu erheben. Diese Erscheinung zeigt sich täglich deutlicher. Mittlerweile hat sich die tiefe Wunde durch Granulation verflacht, worauf der Vernarbungsrand sich als ein feiner Saum um sie ansetzt. Bald fängt dieser an sich zusammen zu schnüren und die Wunde auf Kosten der Umgebung zu verkleinern. Von aussen her zieht er die Wangenhaut heran und von innen her den Lappen, welcher im Erheben begriffen war. Beide einander widerstrebende Anziehungskräfte ringen förmlich mit einander, doch in dem Kampfe erliegt der Lappen, da die Zugkraft der Vernarbung einer Wunde mit Substanzverlust grösser ist, als in einem durch erste Vereinigung angewachsenen Hautstück. Träte dies Anzeichen von aussen früher ein, bevor die Wunde an der innern Seite des Lappens vollständig geheilt ist, so könnte dadurch eine Abzerrung entstehen, doch ist diese in der Zeit schon verwachsen.

Mit der völligen Cicatrisation der äussern Wunde ist der Lappen völlig glatt und es bedarf hier keiner weiteren Nachhülfe, die äussere Wunde, welche nicht unbeträchtlich war, hinterlässt gewöhnlich nur eine unbedeutende Narbe, welche man leicht exstirpiren kann. Nur der Augenlidrand bedarf meistens nach einigen Wochen eines niederdrückenden Pflasterstreifens; er wird ganz natürlich erscheinen, wenn er mit der Conjunctiva an seiner inneren Fläche bekleidet werden könnte. Krämpt sich der Hautrand wegen Mangel der Bindehaut nach innen um, so sucht man die Wölbung durch eine 1/4 Zoll breite Longuette und Pflasterdruck niederzudrücken. War der Orbicularis noch vorhanden, so wird das neue Augenlid beweglich. Ich beobachtete selbst einige Beweglichkeit, wo er fehlte, weil die dem oberen Augenlide angehörige seitliche Partie auch einige Bewegungen in dem neuen Augenlide hervorbrachte.“

Populäre Medicin.

Schon Hippokrates machte in seinem ersten Aphorismus *„δεῖ δὲ οὐ μόνον ἑωυτὸν παρέχειν τὰ δέοντα ποιεῦντα, ἀλλὰ καὶ τὸν νοσέοντα καὶ τοὺς παρεόντας καὶ τὰ ἔξωθεν“*, auf

die fundamentale Bedeutung aufmerksam, die neben dem Arzte die Krankenpflege für den günstigen Ausgang der Krankheit habe. Diese Worte giebt Marinelli in seiner Prachtausgabe desselben vom Jahre 1575, die Blumenbach als *„editio classica sed immensae raritatis"* bezeichnet, sehr schön in lateinischer Uebersetzung folgendermassen: „oportet autem non solum se ipsum exhibere, sed etiam aegrotum et praesentes et quae externa sunt" wieder.

Alle grossen Heilkünstler haben dies erkannt und begnügten sich daher nicht bloss damit, vortreffliche ärztliche Rathschläge zu ertheilen, sondern in derselben Weise dafür Sorge zu tragen, dass durch eine rationelle Krankenpflege dieselben auch ausgeführt würden.

Bei der Chirurgie tritt die Nothwendigkeit hiervon noch greller zu Tage als bei der innern Medicin. Wenn nun eine gute Krankenpflege auch zunächst bedingt ist durch den guten Charakter und die Menschenfreundlichkeit des Krankenpflegers, so genügt dies doch nicht allein; um einigermassen vollkommen zu sein, müssen wirkliche Fach- und technische Kenntnisse hinzutreten.

Dem genialen Blicke Dieffenbach's entging dies nicht und wenn er als operativer Chirurg mit anderen Chirurgen verglichen, z. B. mit Langenbeck dem Vater, der ein ausgezeichneter, aber in seinen Resultaten und seiner Behandlung oft unglücklicher Operateur war, eines ungewöhnlichen Glückes, richtiger gesagt, Erfolges sich erfreute, so kommt dies in erster Linie davon her, dass er sich bestrebte, allen seinen Kranken eine möglichst vollkommene Krankenpflege zu Theil werden zu lassen.

Da die Literatur kein passendes Lehrbuch aufwies, so schrieb er seine *„Anleitung zur Krankenwartung"*. Diese Schrift ist seinem grossen Gönner Heim und seinem Gönner und Freunde Barez gewidmet. Culturhistorisch ist die Widmung insofern interessant, als sie zeigt, dass es damals noch wirklich Gönner unter den Aerzten gab. Heutzutage sind solche, damals gewöhnliche, Widmungen ausser Mode gekommen, und das uralte „medicus medicum odit", durch die, mit allen ihren hässlichen Leidenschaften entfesselte, freie Concurrenz hat wieder Oberwasser gewonnen.

Den Standpunkt, welchen Dieffenbach der Krankenpflege gegenüber einnimmt, geht am besten aus der Vorrede jenes Buches hervor. Dort heisst es:

„Schon seit einiger Zeit hatte ich die Absicht, ein kleines Buch über die Wartung und Pflege der Kranken herauszugeben; ich dachte mir ein solches Unternehmen nicht unter meiner Würde, da es nützlich und besonders den gegenwärtigen Zeitumständen angemessen ist. — Ich habe meine eigenen Gedanken niedergeschrieben und glaubte besser daran zu thun als aus der Menge von Büchern und Büchelchen über die Krankenpflege ein neues Büchelchen zusammenzuschreiben. — Es wäre mir lieb, wenn es von Gebildeten und Ungebildeten gelesen würde, aber nicht von ganz Ungebildeten, denn die wissen doch nicht, was sie lesen. Solche taugen auch nicht zu Krankenwärtern. — Manches, was ich über den gegenwärtigen Zustand des Wärterwesens gesagt habe, mag zu stark aufgetragen erscheinen; man thue aber nur einen Blick selbst in dies Unwesen hinein, besonders wie man es in Hospitälern kennen lernt und man wird es treu gezeichnet finden. Hätte ich geglaubt, dass eine von den vielen Schriften über diesen Gegenstand zu empfehlen wäre, so würde ich sie am ersten empfehlen und keine Zeile geschrieben haben, aber alle diese Bücher sind keine Lehrbücher über Krankenwartung, sondern eigentlich nur Anweisungen zur medicinischen Pfuscherei; hier soll der Wärter nach dem Puls fühlen, wie mag er dabei aussehen? Dort soll er beurtheilen lernen, wie viele Opiumtropfen er dem Kranken verordnen dürfe und viele andere Dinge mehr. Mit einem Worte der Wärter soll zu einer Art von medicinischem Gehülfen, Handlanger oder Pfuscher erzogen werden. Das braucht man aber nicht erst zu lehren, dazu haben die Wärter schon von selbst einen grossen Hang.“

Wie fast alle bedeutenden Gelehrten ja die Kunst verstehen, gemeinverständlich zu schreiben, so hat auch Dieffenbach es verstanden, eine glänzende Probe hiervon abzulegen. Das Buch schliesst sich unmittelbar an Leonhard Euler's „physikalische Briefe an eine deutsche Prinzessin“.

Von allen Büchern über Krankenpflege ist es bis auf diesen Augenblick das beste. Es ist als wenn Dieffenbach es am Krankenbette selbst geschrieben hätte.

Möchten diese Worte Jemanden veranlasen, dasselbe von Neuem wieder herauszugeben.

Es verdient dasselbe als Stieglitz' berühmte Schrift *„vom Zusammensein am Krankenbette“*, die auch total vergessen war, bis der erste Theil meiner *„Geschichte der deutschen Medicin“* die Veranlassung zu einer neuen Ausgabe gab.

Arzneimittellehre.

So einfach D. in seinem Verfahren am Krankenbette war, mochte es sich um Operationsmethoden, Instrumente, Verbände oder Arzneimittel handeln, so empfänglich zeigte er sich für jeden wahren Fortschritt auf diesem Gebiet.

Als daher die bedeutende Erfindung des amerikanischen Arztes Jakson, mittelst eingeathmeten Schwefeläthers Operationen schmerzlos vollziehen zu können, mit blitzartiger Geschwin-

digkeit sich nach Europa verbreitete, war Dieffenbach einer der ersten in Deutschland, welcher die Wichtigkeit dieser Methode für die Chirurgie sofort erkannte und Propaganda für sie machte.

Seine Schrift *„Der Aether gegen den Schmerz"* sollte sein Schwanengesang sein. Er vollendete sie eben vor seinem Tode. Er hatte den Ertrag für die Armen bestimmt und das Buch *„Den künftigen Besitzern in grösster Verehrung gewidmet"*.

Bei der Herausgabe beabsichtigte der Verf. zweierlei. Zuerst wollte er die neue, vielverheissende Entdeckung der Stillung des Schmerzes in ihrem wahren Werthe darstellen, zweitens durch sie zur Stillung der Schmerzen des Hungers der Armen mit beitragen, Beides hat D. erreicht. Die Schrift war schon bald nach ihrem Erscheinen vergriffen und gehört jetzt bereits zu den antiquarischen Seltenheiten. Wegen der Unparteilichkeit, mit welcher D. die Wirkung des Schwefeläthers geprüft, der Vielseitigkeit, welche er hierbei entwickelte, der vielen Operationsgeschichten, bei denen er denselben anwandte und die ausführlich mitgetheilt werden, wird dieses Buch in der Literatur der Anästhetica für alle Zeiten den ersten Platz behaupten.

Auch in dieser letzten Schrift zeigt sich D. als vollendeter Stilist. Wirklich plastisch beschreibt er die verschiedenen Arten des Aetherrausches.

„Der heitere Rausch", sagt er, „welchen wir häufig bei jugendlichen Personen, besonders beim weiblichen Geschlechte beobachten, drückt sich oft schon nach wenigen Athemzügen, wenn der erste Widerwille gegen den Zwang des Apparates und die neue Luft verschwunden ist, durch milde, freundliche Erheiterung der Gesichtszüge aus. Eine unbeschreibliche Zufriedenheit und Fröhlichkeit verbreitet sich über das Gesicht, die Wangen röthen sich bisweilen, das Auge wird glänzend und schliesst sich dann sanft, um sich von der Aussenwelt abzukehren. Es wankt der Boden unter den Füssen, der Geist streift ab, was Körper ist, die niederen Sinne und Begehrungen werden mit dem Körper abgelegt. Das Reich der Träume bekommt die Oberhand und es verkünden unzusammenhängende, einzelne Worte die unnennbare Seeligkeit. Die niederen Sinne, das Gefühl, der Geschmack und der Geruch schlummern und zeigen keine angenehme Täuschung irgend einer Art. Das innere Auge erblickt nun die glänzendste Farbenpracht und beim äusseren Schlafe des Ohres schwelgt der Sinn des Gehörs in den entzückendsten Tönen. Kein verworrenes Bild stört die Glücklichen im Gefühle des gänzlichen Entkörpertseins, eines bis dahin nie gekannten Zustandes, fehlt ihnen alles Zeitmaass. Es erscheint ihnen dieser ganze überirdische Genuss bald als ein einziger seelischer Augenblick, bald als eine himmlische Ewigkeit. Eben so wenig ist es deutlich, ob diese Phantasiebilder ausgeschmückte und verwandelte Recitationen von Erlebtem, oder neu geschaffene Wonnen sind. Zärtlichen Kindern erscheinen die liebenden Eltern als verklärte Gestalten, und liebende Mütter sehen das Gewand ihrer Kinder in unbeschreiblich blendender Weise

prangen. Wer nie in der Musik gelebt, wird im wonnigen Selbstgefühl zum Meyerbeer, das Mädchen ohne Stimme zur Jenny Lind, der trockenste Prosaiker zum Dante, der Furchtsame zum Helden, der die Schlacht gewonnen und im glänzenden Heereszuge unter Pauken- und Trompetenklang in Triumph in die schöngeschmückte Vaterstadt heimkehrt, der Diener zum grossen Herrn. Ueber die Stellung, welche Jeder im Leben hat, träumt sich Keiner hinab. Alle steigen auf Adlers Schwingen hinauf in eine glänzende, azurne Bläue oder zu einem gelben, schimmernden Goldmeere. Keiner tritt die harte Erde, die Füsse und die Schwere des Leibes sind abgelegt. Alle schweben gewichtlos und in einem weiten Raume. Sind es andere, irdische Erinnerungsbilder, welche vor die Seele treten, so nehmen Theater und Concerte wenigstens die erste Stelle ein. Sigmund beobachtete, dass ein junger Mann seine ganze orientalische Reise nochmals durchträumte. Kroser meint, schlechte Poeten könnten durch Aetherdämpfe gehoben und verbessert werden. Wenn das möglich wäre, so wäre es ein Glück, und vielleicht könnte auch die Prosa dadurch veredelt werden."

Alle seine Versuche und Beobachtungen fasst D. in folgenden Schlussfolgerungen zusammen:

„Die Aetherisation ist im Stande, den höchsten Schmerz bei den grössten chirurgischen Operationen vollständig aufzuheben.

Die Aetherisation ist daher für den Kranken die grösste Erleichterung. Dem Arzte (mit Ausnahme bei Verrenkungen) immer eine Erschwerung.

Die Aetherisation kann aber auch Steigerung des Schmerzgefühls und Tobsucht zur Folge haben.

Die Aetherisation ist lebensgefährlich bei Neigung zum Schlagfluss, Blutsturz und manchen anderen Zuständen.

Uebertreibung der Aetherisation kann augenblicklichen Tod herbeiführen.

Die Blutung ist stärker, als sonst bei Operationen, ebenso die Neigung zu Nachblutungen.

Wunden, welche unmittelbar vereinigt werden, heilen ebenso schnell.

Wunden mit Substanzverlust gewöhnlich langsamer.

Das Befinden der Aetherisirten nach chirurgischen Operationen ist im Allgemeinen minder günstig, als bei denen, welche ohne Aether operirt wurden.

Das Mittel ist ebenso sehr unterschätzt als verachtet worden. Rechnet man nur alle die kleinen, mit der Aetherisation verbundenen Nachtheile bei vielen Personen zusammen, so ergiebt sich daraus eine grössere Krankheitssumme, dass von tausend Aetherisirten und tausend Nichtätherisirten, auf jene einige Todesfälle mehr als auf diese kommen.

Danach ist der Werth des Mittels bei schmerzhaften Operationen ein grosser, von dem bei umsichtiger Anwendung für die leidende Menschheit ein bedeutender Gewinn erwachsen ist, besonders wenn es mit grosser Behutsamkeit und nur bei sehr schmerzhaften Operationen angewendet wird."

Und so nehmen wir denn Abschied von Dieffenbach, der für alle Zeiten der schöpferische Prometheus und erfindungsreiche Odysseus der Chirurgen bleiben wird.

IV.
Kritiken.

Allgemeine Medicin.

1. *Lachen und Weinen* von Anton Theobald Brück. Separatabdruck aus Paul Lindau's „Nord und Süd". Augustheft 1883.

* Obige physiologisch-ästhetische Abhandlung aus der Feder des Nestors der medicinischen Schriftsteller Deutschlands und langjährigen Brunnenarztes Driburg's können wir Allen als Muster einer populär-wissenschaftlichen Abhandlung auf's Wärmste empfehlen. Nur ein universell gebildeter Arzt vermag so etwas überhaupt zu schreiben, und deren giebt es bekanntlich heutzutage nur sehr wenige. Der verehrte Verf. aber möge mir gestatten, Folgendes darin richtig zu stellen. Charles Bell entdeckte nicht, wie B. angiebt, die Verschiedenheit der empfindenden von den bewegenden Nerven, sondern das nach ihm genannte Gesetz, dass die vorderen Spinalnervenwurzeln motorisch, die hinteren sensibel sind. Die Verschiedenheit der empfindenden und bewegenden Nerven hatte schon der alexandrinische Anatom Herophilus, welcher 300 vor Christi Geburt lebte, nachgewiesen, wie aus Marx'[1]) gelehrter Monographie über diesen hervorgeht. Wenn Verf. ferner sagt: „Tritt aber, z. B. durch Erkältung, ein Entzündungsreiz in jene Athmungswege, so erfolgt ebenfalls Husten, jedoch unzweckmässig, den Reiz steigernd und es ist die Aufgabe des Arztes, diese hier Unheil bringende Reflexbewegung zu dämpfen", so möchten wir diesen Passus, wenn er auch ganz den Intentionen, wir sagen absichtlich, nicht den Principien, der heutigen Schule entspricht, keinesfalls unbedingt unterschreiben. Nach unserer Erfahrung am Krankenbett ist vielmehr auch der Husten in den meisten Fällen eine heilsame Reflexbewegung, gegen die nicht ärztlich ohne Schaden des Kranken vorgegangen werden darf; findet ein solcher Husten bei starker Secretion statt, so müssen sogar

1) Herophilus. Ein Beitrag zur Geschichte der Medicin. Carlsruhe und Baden. 1838. S. 25.

hustenbefördernde Mittel gegeben werden, wenn die Secrete nicht expectorirt werden. Wir sind zu mehreren Pneumonikern gerufen, bei denen wir den, von einem jungen Arzt, nach der Schule, durch Opiate unterdrückten Husten, mittelst eines Brechmittels wieder hervorrufen mussten. Hunderte von Patienten werden jährlich durch Husten unterdrückende Mittel umgebracht!

2. *Italienische Findelanstalten,* Separatabdruck aus der „Prager Medicinischen Wochenschrift 1883, Nr. 27 von Dr. Raudnitz.

* Die Findelanstalten Italiens werden in obiger Abhandlung vom Verfasser den deutschen Lesern vorgeführt und alle Momente, welche bei diesen in Betracht kommen, eingehend erörtert.

3. *Was ist thierischer Magnetismus? Giebt es einen Heilmagnetismus?* Ein Versuch, beide zu erklären, von Dr. C. Sturm. Selbstverlag des Verf.

* In obiger Schrift macht Verfasser den Versuch, den sogenannten thierischen Magnetismus, dessen Identität mit Hypnotismus die meisten Forscher annehmen, von diesem zu trennen. Obgleich er zugiebt, dass Hypnotismus entsteht, wenn ein und derselbe Reiz längere Zeit einen Nerven trifft, letzterer allmählich ermüdet und nach und nach der ganze Körper eingeschläfert und desshalb Hypnotismus des Gehörnerven dadurch hervorgebracht wird, dass man immer ein und dieselbe Melodie spielen oder des Sehnerven, dass man den zu Magnetisirenden fortwährend auf einen glänzenden Punkt sehen lässt, so führt er die durch Streichen mit der Hand hervorgerufene Einschläferung, die er für den eigentlichen Magnetismus erklärt, doch nicht, wie Heidenhain thut, auf eine monotone Reizung der Hautnerven zurück. Vf. hält den Magnetismus für kein Fluidum, sondern für eine Wärme- und Dampfströmung, die wiederholt in einer bestimmten Richtung und innerhalb bestimmter Grenzen geführt, schliesslich eine solche Menge Reibungselektricität erzeugt, dass dadurch ein nicht unansehnliches Quantum Ozon entsteht, das der krankhaft oder auch nur träge arbeitenden Haut mancher Kranken sehr zu Statten kommt. Ozon kann als Gas direct in die verschiedenen Partien noch tiefer eindringen, und wenn es nur eine vermehrte Hautthätigkeit hervorzubringen vermöchte, so wäre dies für viele Fälle schon genug, bei vielen Anderen wirke es durch Umlagerung der Bestandtheile der Empfindungsnerven und beseitige dadurch oft Schmerzen, ja selbst Lähmungen.

4. *Social-medicinische Aufsätze für die Gebildeten aller Stände* von Dr. Eduard Reich. Grossenhain und Leipzig. Verlag von Baumert und Ronge. 1883.

* Angezeigtes Buch enthält folgende Capitel: *Gesittung und Heilwissenschaft, die Naturlehre des Menschen und die Pflege der*

Sicherheit im Gemeinwesen, die Klinik von heute und vormals, die Hygiene als Wissenschaft und Volkspanacee, Anthropologie und Erziehung, Anthropologie und Socialwissenschaft, die Wissenschaft und das Lohngesetz, Einfluss des Klimas, Einfluss von Haus und Wohnung, Miasmen und Sümpfe, Lebensbedürfnisse, Gesundheitspflege der Seele, Humanität und Forschung, Gesundheitspflege und Pocken, eine deutsche Akademie, Despotismus im Staate der Gelehrten, wie urtheilt das Volk über die Gelehrten, Universität, Akademie, Wissenschaft, Lamarck, eine Universität der Menschheit, an der Neustädter Bucht, ein Brief über Hygiene aus dem Jahre 1860, *Militair-Hygiene, judicium difficile, Constitution und Temperament, über die Ungleichheit, zur Geschichte der Bäder, das Naturgesetz im Staats- und Gesellschaftsleben, die nothwendige Altersverschiedenheit der Eheleute, Thierquälerei zu Gotha, über den Aberglauben und die Pest, der sogenannte Deutschenhass in der Schweiz, über das Welt- und Spiessbürgerthum, Selbsthülfe und Staatshülfe, Oesterreich und der Föderalismus.*" Das Buch führt den Titel mit vollem Rechte. Alle Gebildete, vorzüglich aber die Aerzte, finden in demselben sehr Vieles, das ihr Wissen vermehren und ihren Geist zum Nachdenken anregen wird.

Geschichte der Medicin.

5. *Die Italiener und die Entdeckung des Blutkreislaufs.* Von Lic. theol. H. Tollin, Prediger in Magdeburg. Separatabdruck aus Virchow's Archiv 1883.

* Zu den eigentlichen Trägern und Chorführern des jetzt niedergehenden Specialimus gehört der Verf. obiger Schrift. Zahlreich sind die historisch medicinischen Abhandlungen, mit denen er die Literatur bereicherte, alle aber haben zum Brennpunkt den Spanier Servet; Tollin ist nun einmal von der fixen Idee beherrscht, dass Servet und nicht Harvey der Entdecker des Kreislaufs ist. Trotz des Fiaskos, das er bei allen wirklichen Gelehrten mit dieser Ansicht gemacht, ist er nicht bekehrt und wie er in jeder seiner Schriften Servet mit einem Heiligenschein umgeben will, genirt er sich nicht, in blindem Eifer Harvey die wohlverdienten Lorbern entreissen zu wollen, ohne dass dies ihm bis jetzt auch nur im Entferntesten geglückt ist. Diesmal sollte der bekannte Historiker der italienischen Medicin herhalten. Von allen bisherigen Schriften Tollin's müssen wir, abgesehen von dessen berechtigten Eigenthümlichkeiten, vorliegende trotzdem für die beste erklären. Sie ist am objectivsten gehalten und weist unwiderleglich nach, dass Renzi in seiner geschichtlichen Darstellung des Kreislaufs keineswegs als objectiver Geschichtsforscher sich bewährte, indem er die Verdienste der Italiener um denselben zu hoch stellte.

Tollin hätte sich selbst aber untreu werden müssen, wenn nicht am Schlusse seine fixe Idee wieder zum Durchbruche ge-

kommen wäre. Und so schliesst er mit den Worten: „Der Entdecker ist Harvey nicht“. Zum Glücke für Harvey wird Keiner Tollin diese Idee rauben wollen!

Medicinische Geographie.

6. *Erdkunde und Medicin* von Dr. Moriz Wertner. Nr. 13. Die-Cursaison, Zeitschrift für Heilquellenbäder, Klima und Diätkunde. Internationales Organ herausgegeben von Dr. Heinrich Mangold. Budapest 1883.

* Obige Abhandlung setzt in bündiger Weise den Werth und die hohe Bedeutung der medicinischen Geographie auseinander. Viele Aerzte haben immer noch sehr unklare und verschwommene Begriffe von dieser Disciplin, die auf der Universität ja nicht gelehrt und über die im Staatsexamen nicht examinirt wird. Wie sehr dieselbe auch dem praktischen Arzt nützlich ist, hat Verf. in obiger Abhandlung treffend nachgewiesen.

Diagnostik.

7. *Abhandlung über Electro-Diagnostik bei Krankheiten des Nervensystems* von A. Hughes Bennet. M. D. (London), in's Deutsche übersetzt von Dr. W. Dietz, Badearzt in Kissingen. Halle a. S. Verlag von Wilhelm Knapp. 1883.

* Wie in neuerer Zeit die Electrotherapie über-, so wurde die Electro-Diagnostik unterschätzt. Dieser Ausspruch wird am besten durch die zahlreich vorhandenen Lehrbücher über erstere Disciplin bestätigt, während letztere bislang eines gänzlich entbehrte. Verf. hat sich daher kein unbedeutendes Verdienst erworben, durch angezeigtes Werk diesem Mangel abgeholfen zu haben. Nach vorausgeschickter Einleitung werden folgende Gegenstände abgehandelt: *die erforderlichen Apparate, die für diagnostische Untersuchung nöthige Anatomie, Methode der Electro-Diagnostik, elektrische Reactionen bei Gesunden, experimentelle Untersuchungen, elektrische Reactionen bei Krankheiten, elektrische Reactionen bei den verschiedenen Formen von Paralysen mit Krankengeschichten, der praktische Werth der Electro-Diagnostik, ausgewählte Krankheitsformen, die Grundzüge der Electro-Diagnostik bei Lähmungen.* Welcher praktische Arzt eine Lähmung nicht bloss empirisch behandeln, sondern durch eine bestimmte Differentialdiagnose feststellen will, ob dieselbe durch Störung im Muskel, peripheren Nerven, Rückenmark oder Gehirn bedingt ist, dem empfehlen wir das Studium dieses Buches auf's Angelegentlichste, da es seinen Gegenstand kurz, bündig und klar abhandelt. Wir hatten es schon oft bei modernen deutschen Lehrbüchern zu beklagen, dass in ihnen die ältere Medicin so verächtlich abgehandelt und die moderne in so überschwenglicher Weise in den Himmel erhoben wird. Wir bedauern, diesen Ton

auch von dem Verfasser in obigem Buche angeschlagen zu finden. Wundern müssen wir uns hierüber aber nicht, da die Unkenntniss der englischen medicinischen Schriftsteller in der Literatur und Geschichte ihres Faches noch weit grösser ist als die der deutschen. Solche Geringschätzung der Leistungen unserer Vorfahren und Ueberhebung derselben der Neuzeit entstehen bloss aus historischer Unwissenheit. Alles, was wir modernen Mediciner leisten, leisten wir nur deshalb, weil wir auf den Schultern unserer Vorväter stehen. Die Uebersetzung ist gut und verdient alles Lob!

Specielle Pathologie und Therapie.

8. *Des Effets comparés de divers traitements de la fièvre typhoide et de ceux produits en particulier par l'ergot de seigle de bonne qualité* par le Docteur Duboué (de Pau). Paris. G. Masson, Éditeur. 1883.

* Bekanntlich fand in der Pariser Akademie eine lange Discussion über die Therapie der typhoiden Fieber Statt. Verf. als correspondirendes Mitglied derselben theilte ihr seine Beobachtungen hinsichtlich der Behandlung des Typhus mit; von allen von ihm angewandten Medicamenten hatte das secale cornutum ihm die günstigsten Resultate gegeben. Die Pariser Akademie nahm die Abhandlung des Verfassers sehr kühl auf. Dies veranlasste denselben, dieselbe in obiger Form den unparteiischen übrigen Mitgliedern dieser gelehrten Körperschaft, sowie dem ärztlichen Publikum überhaupt, zu unterbreiten. Verf. ist der Ansicht, dass alle gegen den Typhus angewandte Mittel, wie das schwefelsaure Chinin, das kalte Wasser excito-motorisch in verschiedenen Graden wirken und die Indicationen beim Typhus erfüllen können, die darin bestehe, der musculären Contractilität diejenige Kraft wieder zu geben, welche ihr vom ersten Stadium der Krankheit an fehle und im weiteren Verlauf stetig zunehme. Das secale cornutum besitzt aber vorzugsweise diese Eigenschaft. Durch zahlreiche Krankengeschichten aus seiner und anderer Collegen Praxis belegt Verf. die günstigen Resultate, welche er mit dem secale cornutum erzielt hat. Genau giebt er die Cautelen und die Methode an, welcher er sich bei Darreichung dieses Medicaments bedient. Wenn wir auch der Ansicht sind, dass jeder Typhus, entsprechend der Constitution des Individuums, verschieden behandelt werden soll, und jede schablonenmässige Therapie, sei sie durch kalte Bäder oder durch Chinin, handwerksmässig und unwissenschaftlich genannt werden muss, so verdient die Methode des Verf., wenn man einmal den Typhus nach der Schablone curiren will, gewiss dieselbe Berücksichtigung als die übrigen Methoden, und ist auf keinen Fall so gefährlich als die in Bausch und Bogen geübte heroische Behandlung mit kalten Bädern, die sich wohl in der Hospitalpraxis, wo es dem Arzte freisteht, mit seinen Kranken zu experimentiren,

aber nicht in der Privatpraxis durchführen lässt und die desshalb von allen rationellen Aerzten von Anfang an verworfen wurde.

9. *Pathologie und Therapie des Diabetes mellitus* von Wolfg. Bernhardi. Berlin 1881.

* Alles Wissenswerthe, was die Neuzeit über diese, im Ganzen immer noch räthselhafte Krankheit gebracht hat, die verschiedenen zahlreichen Theorien über das Wesen derselben, die mannigfaltigen Behandlungsmethoden sind in dieser Monographie übersichtlich zusammengestellt: der Verf., welcher das Leiden für eine Krankheit des secretorischen Nervensystems, für ein nervös-gastrisches Leiden, mit dem Unterscheidungsmerkmale, dass nicht vasomotorische, sondern secretorische Nerven erkranken, hält, sah in fünf Fällen nur günstige Wirkung von einer systematischen Leberthrancur in Verbindung mit dem Hanekroth'schen Mittel (ferr. sulphur. mit Tinct. Chin. comp.). Durch diese Behandlungsweise will er fünf Patienten radical und sicher geheilt haben.

10. *The Symptoms and diagnosis of malaria in children* by L. Emmett Holt, M. D. New-York. Wood et Co. publishers. 1883.

* Des Verfassers Beobachtungen erstrecken sich auf 184 Fälle. Er ist der Ansicht, dass bei Kindern die Malaria weit öfters vorkommt als die Meisten glauben. Seine Schlüsse fasst er in folgenden Thesen zusammen. Malaria in frühem Lebensalter zeigt Symptome, welche dieser Periode eigenthümlich sind und unterscheidet sich von derselben Krankheit bei Erwachsenen. Man muss zwischen remittirenden und intermittirenden Fällen unterscheiden und die Eintheilung in ein kaltes, heisses und schwitzendes Stadium führt zu Missverständnissen hinsichtlich des Verlaufs der Krankheit und zur Verwirrung in der Diagnose. Bei jeder acuten fieberhaften Krankheit, welche einen ungewöhnlichen Verlauf zeigt, sollte die Heilung untersucht werden. Bei hartnäckigen Fällen von Diarrhöe oder Bronchitis, die auch gewöhnliche Mittel nicht weichen und in ihren Symptomen eine Tendenz zur Periodicität zeigen, sollte Malaria stets als eine mögliche Ursache angesehen werden.

11. *Aus der Universitätspoliklinik des Herrn Professor Joseph Meyer. Die syphilitischen Stenosen des Oesophagus.* Vortrag gehalten in der Berliner medicinischen Gesellschaft am 13. Juni 1883 von Dr. W. Lublinski, Assistenzarzt der Poliklinik. Separatabdruck aus der Berliner klinischen Wochenschrift, 1883, Nr. 33.

* Diese Abhandlung verdient in mehr denn einer Beziehung die Aufmerksamkeit der Aerzte. Wiederholt haben wir bei den meisten modernen Arbeiten, auf welchem Gebiete der Medicin sie auch erschienen, die grosse Unwissenheit hervorgehoben, welche

ihre Verfasser in Bezug auf ältere Literatur und Bibliographie verriethen. Eine höchst rühmliche Ausnahme macht obige Abhandlung. Verf. zeigt in derselben nicht nur eine genaue Kenntniss der älteren Literatur, wie es heutzutage fast nie vorkommt, sondern, was ebenso sehr anzuerkennen ist, er beweist den Alten auch die ihnen gebührende Pietät. Selbstredend hat er mit musterhafter Genauigkeit alle in der Neuzeit beobachteten syphilitischen Stenosen zusammengestellt und schildert uns in prägnanter, lobenswerthen Kürze die Pathologie, Semiotik, Diagnostik und Therapie dieser Krankheitsform. Möchten doch die jüngeren Aerzte an dem Beispiele des Herrn Lublinski sich ein Muster nehmen. Nur eine solche Handhabung der modernen Medicin kann beanspruchen, eine wissenschaftliche genannt zu werden!

12. *Veröffentlichungen der Gesellschaft für Heikunde in Berlin.* Oeffentliche Versammlung der pädiatrischen Section am 5. und 6. April 1880. Im Auftrage der Section herausgegeben von Dr. Max Salomon und Dr. A. Baginsky, Schriftführern. Berlin 1881. Druck und Verlag von G. Reimer.

* Auch diese Veröffentlichungen des Jahres 1881 enthalten höchst interessante Abhandlungen. Unter denselben heben wir hervor die von Max Salomon über das Verhältniss des Specialismus zur Gesammtmedicin, die von Beneke über die Länge des Darmkanals bei Kindern, sowie über die Capacität des Magens Neugeborener, die von C. Hennig über Entzündung der Unterzungendrüse bei Neugeborenen.

13. *Diphtheritis, Cholera und Blattern.* Ihre wahren Ursachen nebst Angabe von Schutz- und Heilmitteln. Zugleich eine Widerlegung der Bacillenlehre und Impftheorie. Von Julius Hensel, medicin. Chemiker. Zürich 1883. Im Selbstverlage des Verfassers.

* In Frankreich sind unter den Malern die *„Impressionisten“* en vogue. Diesen kommt es nicht darauf an, dem Genius der Kunst zu huldigen. Ihre Bilder sollen nur Eindruck, Effect, Sensation machen. Auch Hans Makart nähert sich den *„Impressionisten“*. Diese culturhistorische Strömung zeigt sich selbst in der Medicin; sie prägt sich aus in der fast fieberhaft zu nennenden Sucht und Hast, neue Entdeckungen zu machen, Altes, Bewährtes umzustürzen. Wer da aber glauben sollte, man habe wegen des vielversprechenden Titels, es hier mit dem Buche eines medicinischen Impressionisten zu thun, der irrt sich sehr. Julius Hensel, dessen Namen in der Wissenschaft einen guten Klang hat, ist es nur um die Wahrheit zu thun. Er hat sich losgerungen von der chemischen Schule und der Satzung und stellt ein neues System an die Stelle des bisherigen Schulsystems. Ob er Recht

hat, können allerdings nur Fachchemiker ausmachen. Wenn Einfachheit das Siegel der Wahrheit ist, so sollte man es glauben. Als Bekämpfer der Bacillentheorie steht er bekanntlich nicht allein. Sowohl in Frankreich wie in Oesterreich sind die ruhigsten, die besonnensten, die skeptischen Forscher gegen die Bacillentheorie. Einer der ersten Gelehrten Frankreichs that in der Sitzung vom 30. Oct. 1883 den Ausspruch: „Si je ne crois pas encore aux microbes de la morve ni à ceux du tubercule, c'est, que je les cherche depuis longtemps sans les trouver. Je ne pense pas que le génie soit necessairé pour voir une bactéridie ou bactérie.“ Auch Hensel bringt gewichtige Gründe gegen die Bacillentheorie hier vor. Ob dieselben gerechtfertigt, können nur Fachchemiker, Fachmikroskopen und Fachbotaniker entscheiden. Die Kliniker jedoch sind nicht berufen, diese brennende Tagesfrage allein zum Austrage zu bringen. Uns bleibt nur übrig, alle betheiligten Kreise dringend zur Lectüre jenes Buches aufzufordern und ohne Vorurtheil und unparteiisch die Ansichten des Verfassers zu prüfen. Es ist ja ein historisches Gesetz, dass nichts schwerer ist, als wissenschaftliche Dogmen abzuschaffen. Wie lange hielt sich die phlogistische Theorie von Stàhl, wie schwer wurde es Lavoisier, dieselbe zu stürzen!

Chirurgie.

14. *The bead Suture, a modification of the quilled suture for palatoplasty and for use in other situations in which the suture line requires to be supported for several days.* By David Prince, M. D. Brooklyn. N. Y. 1883.

* In obiger Abhandlung beschreibt Verf. sein Verfahren, das aus dem Titel derselben hinlänglich hervorgeht. Er bedient sich dazu gläserner polirter Knöpfe, welche er den bleiernen vorzieht. Gute Holzschnitte illustriren das Verfahren. Ob dasselbe, wie er behauptet, praktisch, darüber kann nur die Erfahrung entscheiden. Keinenfalls sollten sich die Chirurgen die Anwendung entgehen lassen.

15. *A rectal obturator* by David Prince. M. D. St. Louis Medical Journal publishing Company. 1883.

* Derselbe Verfasser beschreibt in angeführter Schrift einen Rectum-Obturator, dessen er sich zu verschiedenen Zwecken bedient: bei hartnäckiger Verstopfung und bei Einklemmungen, um zwei oder drei Gallonen Wasser einzuführen, ferner um rasch die Eingeweide zu reinigen, um den Körper zu ernähren, wo keine Nahrung durch den Mund demselben zugeführt werden kann, um bei Fiebern und Entzündungen durch eine rasche Entleerung die Temperatur herabzusetzen u. s. w. Mehrere Krankengeschichten zum Belege sind der Schrift eingefügt.

Geburtshülfe.

16. *Dystokie wegen Beckenenge und Uterusfibroma* von Dr. Kornfeld, Kreisphysikus in Grottkau. Separatabdruck aus dem Centralblatt für Gynäkologie 1883. Nr. 36.

* Eine höchst interessante Geburtsgeschichte, deren Verlauf und Ausgang hier geschildert wird.

Gerichtliche Medicin.

17. *Traumatisch-cerebrospinale Meningitis* von Dr. H. Kornfeld in Grottkau. Separatabdruck aus der Prager medicinischen Wochenschrift 1883. Nr. 34.

* Verf. erzählt in dieser Abhandlung die Geschichte einer cerebrospinalen Meningitis, die er, da diese Krankheit in Schlesien sonst nicht vorkommt, unmittelbar auf eine erlittene Contusion zurückführen zu müssen glaubte. Das vom Verf. abgegebene Gutachten ist höchst instructiv und kann als das Paradigma für ähnliche Fälle betrachtet werden; denn es bekundet in jeder Zeile eine solche universelle und gründliche Gelehrsamkeit, die jeder Gerichtsarzt zu seinem Eigenthum machen sollte.

Hygiene.

18. *Zur Abwehr des Scharlachfiebers und der Diphtheritis.* Ein Wort der Fürsprache für unsere Kinder an alle Eltern, insbesondere an die Landleute von Dr. Freyer in Massow, Königlichem Kreiswundarzte und stellvertretendem Kreisphysikus des Kreises Naugard. Medicinalbehörden, Gesundheitsvereinen, Aerzten u. s. w. zur Verbreitung unter der ländlichen und städtischen Bevölkerung empfohlen. Berlin 1883. Verlag von Eugen Grosser.

* Diese kleine Schrift entspricht durchaus ihrem Zwecke, der aus dem Titel selbst hinreichend ersichtlich ist, und es unterliegt keinem Zweifel, dass beide Krankheiten nicht so viele Opfer fordern werden, wenn die vom Verf. angegebenen Vorschläge sorgfältig ausgeführt würden. An die von ihm gegebenen möchten wir noch einen Rath anfügen, der uns wesentlich zu sein scheint. Diphtheritis und Scharlach, welche möglicher Weise identisch, sind unserer Ansicht nach Culturkrankheiten. Es lässt sich historisch nachweisen, dass sie dann immer am wenigsten gewüthet haben, wenn die antigastrische Methode vorherrschte. Bei allen Familien, in denen ich Hausarzt war und meine Vorschrift, die täglichen Stuhlentleerungen der Kinder sorgfältig zu überwachen, penibel ausgeführt wurde, habe ich niemals Diphtheritis beobachtet. Vor 30 Jahren, als es noch Sitte war, den Kindern wenigstens alle vier Wochen Wurm- und Abführmittel zu geben, war Diphtheritis eine unbekannte Krankheit. Es ist aber eine notorische That-

sache, dass jetzt durch die Ueberbürdung in den Schulen und die sitzende Lebensweise weit mehr Kinder an Verstopfung leiden als früher, ohne dass hiergegen etwas geschieht. Bei fast jedem von Diphtheritis Befallenen beobachtete ich stets eine vorhergehende habituelle Verstopfung. Wie wir es selbst in unserer Praxis erfahren haben, so sind wir überzeugt, dass Diphtheritis weit weniger vorkommen würde, wenn diesem Punkte mehr Aufmerksamkeit geschenkt würde. In obstreichen Jahren, in denen die Kinder mehr Obst essen und deshalb regelmässigen und genügenden Stuhlgang haben, ist die Diphtheritis von uns seltner beobachtet worden als in obstarmen Jahren.

19. *Das Gesundheitswesen.* Erstes Hauptgebiet, zweiter Theil der inneren Verwaltungslehre. Zweite Auflage. Gänzlich neu bearbeitet und bis auf die neueste Zeit verfolgt. Anhang: Das Kaiserlich Deutsche Gesundheitsamt. Von Dr. Lorenz von Stein. Stuttgart 1882. Verlag der G. Cotta'schen Buchhandlung.

* Der bekannte Verfasser hat in der Wissenschaft einen so guten Ruf, dass man von vornherein oben angezeigtes Buch mit den besten Erwartungen in die Hand nimmt. In der That entspricht es auch diesen. Trotzdem steht es nicht auf der Höhe der Zeit. Wenn auch der Verfasser eine Ahnung davon hat, dass eine totale Reformation der Hygiene in Deutschland eine Nothwendigkeit ist, auch einsieht, dass, wie es früher die Hauptsache war, durch die staatswissenschaftliche Verwaltungslehre das Gesundheitswesen zu reformiren, jetzt das Umgekehrte Statt finden, dass, statt das Gesundheitswesen aus der Staatswissenschaft, jetzt die Staatswissenschaft aus dem Gesundheitswesen begriffen werden müsse, so vermisst man doch bei ihm gänzlich die positiven Vorschläge, durch welche eine Reform der Hygiene herbeigeführt werden soll. Was in dieser Beziehung Verf. empfiehlt, zeigt eben nur, dass er die Bedeutung und Tragweite des Gegenstandes gar nicht erkannt hat. Denn die von ihm gemachten Vorschläge möchten durchaus keine Verbesserungen, sondern im Gegentheil Verballhornisirungen sein. Wenn er z. B. neben den hygienischen Laboratorien eigene Lehrkanzeln für das Gesundheitswesen in höherem, öffentlichem, rechtlichem Sinne wünscht, so würde das gewiss keinen Fortschritt involviren. Wir wünschen auch neben den Laboratorien, welche ja nur einer Seite der Hygiene gerecht werden, eine besondere Lehrkanzel für Hygiene, aber nicht durch einen juridisch gebildeten Lehrer, sondern durch einen philosophisch, historisch, nationalökonomisch gebildeten. Noch um so weniger können wir dem Verfasser beipflichten, wenn er diesen Lehrstuhl an die Stelle der „gänzlich veralteten“ und „wesenlos“ gewordenen sog. Disciplin der „Gerichtlichen Medicin“ setzen will. Diese Bezeichnung

verdient jene Disciplin nicht; im Gegentheil, sie ist keinenfalls veraltet und wesenlos, sondern ihre Bedeutung tritt, seitdem sie angefangen hat, sich von der Jurisprudenz zu emancipiren, immer mehr zu Tage. Es würde in der That kein Fortschritt sein, die Hygiene wieder mit der Jurisprudenz in ein Joch zu spannen und die so hoch stehende gerichtliche Medicin von den Universitäten verweisen zu wollen. Seit circa 20 Jahren haben wir die Principien der Reform der Hygiene in unsern hierauf bezüglichen Schriften festgestellt. Diese sind: 1) Scheidung der Privat-, Gemeinde- und Staatshygiene; 2) Selbstständige Administration der beiden letzten, nicht durch Juristen oder Laien, sondern durch Aerzte; 3) Berufung eines ärztlichen Parlaments; 4) Trennung des Cultusministeriums von den Medicinalangelegenheiten und Ernennung eines besondern Medicinalministers. Für eine etwaige dritte Auflage empfehlen wir dem Verf. eingehende historisch-medicinische Studien, wenn auch nur nach secundären Quellen zu machen. Dann wird er zur Einsicht kommen, dass die Fortschritte der Medicin seit ihrer wissenschaftlichen Begründung durch Hippokrates stets dadurch aufgehalten wurden, dass die Theologie, die Philosophie und die Jurisprudenz sich Uebergriffe in's Gebiet der Medicin erlaubten, ja Versuche machten, sie gänzlich zu annectiren. Was wir bei den meisten medicinischen Lehrbüchern auszusetzen haben, blosse Kenntniss der neuesten, und auch von dieser nur der, in Journalen zerstreuten, Literatur und Unkenntniss der älteren Literatur, das haben wir auch bei angezeigtem Lehrbuche zu moniren. Wenn Verf. z. B. denjenigen medicinischen Schriftstellern, welche in der neuesten Zeit Schriften über die englische Sanitätsgesetzgebung veröffentlichten, es als ein Verdienst anrechnet, dieselben auf deutschen Boden verpflanzt zu haben, so halten wir uns verpflichtet, ihn darauf aufmerksam zu machen, dass die Priorität hierfür uns ohne Zweifel gebührt, indem wir bereits vor 16 Jahren in den *„medicinischen Reisebriefen"* aus England eine historische Entwickelung des englischen Sanitätswesens gaben und eine vergleichende Parallele der englischen und deutschen Hygiene zogen. Dieses auf genauen, an Ort und Stelle gemachten, Quellenstudien beruhende Buch ist nachher sehr oft, ohne unsern Namen anzugeben, von Andern geplündert worden. Hätte Verf. meine Schrift gelesen, dann würde ihm der Luther der englischen modernen Hygiene, Southwood Smith, dessen Namen man vergeblich bei ihm sucht, nicht unbekannt geblieben sein. Auch über Peter Frank würde Verf. sich ein umfassenderes Urtheil gebildet haben, wenn er sich der Mühe unterzogen hätte, den zweiten Band meiner *„Geschichte der deutschen Medicin"* zu studiren. Der Verfasser des Werkes über die deutschen Hochschulen hiess nicht „Meinert", sondern Meiners und nicht „Seibold", sondern Siebold verfasste

ein Lehrbuch der gerichtlichen Medicin. Ebenso verweisen wir ihn auf die Lectüre unserer Abhandlung (im Archiv abgedruckt) über das Verhältniss der Hygiene zur Nationalökonomie. Auch die Schiffshygiene müsste einer Untersuchung unterworfen werden und machen wir in dieser Beziehung ihn auf unsere Abhandlung in der deutschen Klinik vom Jahre 1868 aufmerksam.

Balneologie.

20. *Der Kurgast am Taunus.* Schöngeistiges, naturwissenschaftliches, geschichtliches und volkswirthschaftliches Unterhaltungsblatt für das Kurleben in Soden, Hofheim, Lorsbach, Eppstein, Königstein, Falkenstein, Cronberg, Oberursel und dem ganzen südlichen Taunus. Herausgegeben von einem dankbaren Kurgast. Soden. Eigenthümer und verantwortlicher Leiter Dr. Otto Volger in Frankfurt a. M. 1882.

* Wem es bedenklich erscheinen möchte, dass die Zahl der vorhandenen Badejournale noch durch eins vermehrt werde, dem erwiedern wir, dass obige Zeitschrift, wie schon aus ihrem Titel zu ersehen ist, nicht im Entferntesten mit den bisherigen periodischen balneologischen Blättern verglichen werden kann. Letztere verfolgen insgesammt nur medicinische und speciell balneologische Zwecke, obiges Blatt dagegen, ausser diesen, culturhistorische. Es muss als ein sehr glücklicher Gedanke des universell gebildeten Gelehrten und Herausgebers angesehen werden, die Culturgeschichte, welche immer mehr auf allen Gebieten des Lebens in den Vordergrund tritt, auch mit der Balneologie in Fühlung gebracht zu haben.

Die uns vorliegenden Nummern halten nicht bloss in jeder Beziehung das, was der Titel verspricht, sondern bringen weit mehr. Wir sind daher der Ansicht, Dr. Volger habe mit der Gründung dieses Blattes einen sehr glücklichen Wurf gethan. Speciell der Südtaunus, dessen Heilfactoren und Naturschönheiten verhältnissmässig wenig bekannt sind, kann sich gratuliren, einen so warmen Fürsprecher gefunden zu haben. Alle Curgäste und Badeärzte werden das Blatt mit ebenso grossem Nutzen als Interesse lesen. Jede Curverwaltung sollte es daher als eine Pflicht betrachten, obiges Blatt in ihren Journalcirkel aufzunehmen.

21. *Bericht über die Verwaltung des Bades Reinerz in den drei Jahren* 1880, 1881 *und* 1882. Erstattet von P. Dengler, Bürgermeister. Dritte Folge. Selbstverlag der Badeverwaltung zu Reinerz. 1883.

* Nach einem geschichtlichen Rückblicke auf die letzten drei verflossenen Jahre bespricht der Verf. die Baulichkeiten und Verbesserungen von Reinerz, die Veränderungen und Neueinrichtungen in der Verwaltung, die Personalveränderungen, die Witterung, Klimatologie von Reinerz, Literatur, Quellenbeobachtungen, Besuch

des Bades, Sterblichkeit, Curmittelverbrauch, Mängel, nothwendige Verbesserungen und sonstige Angelegenheiten. Sicherlich wird dieser Bericht dazu beitragen, dem bekannten Bade neue Freunde und Patienten zuzuführen.

22. *Der elfte schlesische Bädertag und seine Verhandlungen am* 9. *Dec.* 1882 *nebst dem statistischen Verwaltungsberichte und dem medicinischen Generalberichte über die schlesischen Bäder für die Saison* 1882. Bearbeitet und herausgegeben von dem Vorsitzenden P. Dengler, Bürgermeister in Reinerz. Reinerz 1883. Selbstverlag des schlesischen Bädertages.

* Obiges Buch schliesst sich seinen Vorgängern würdigst an und giebt Kunde davon, wie die Delegirten der vereinigten Bäder Schlesiens vom ernsten Streben beseelt sind, ihre Curorte stets zu verbessern und auf der Höhe der Zeit zu erhalten.

Pathologische Anatomie.

23. *Ueber das Versehen und mechanische Einwirkungen auf Schwangere und über deren Einfluss auf die normale Ausbildung des Embryos.* Von Dr. Theodor Roth, Physikus emer. zu Eutin. Separatabdruck aus Virchow's Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie und für klinische Medicin. Einundzwanzigster Band. 1883.

* Die sogenannten Koryphäen glauben bekanntlich nicht mehr an das Versehen der Schwangeren. Nun, man weiss ja seit Wichmann, dass auch die Wissenschaft und speciell die Medicin unter dem Einfluss der Mode steht. Verf. obiger, höchst beachtungswerthen Abhandlung hält an der alten historischen Auffassung fest, jedoch mit der Beschränkung, dass kein Versehen nach vollendetem dritten Monate Statt finden kann. Verf. nimmt an, dass dem Embryo im zweiten und dritten Monate, wo derselbe keine Nerven, kein Gehirn, kein Rückenmark besitzt, eine gewisse Irritabilität innewohne. Dieselbe scheint ihm bei dem Versehen eine Hauptrolle zu spielen, indem der Choc Zusammenziehungen der vielleicht an einander gelegten oder kaum verklebten Platten und somit plötzliche Trennung derselben (Spaltbildungen) bedingt. Nach Ablauf des dritten Monats seien solche Trennungen nicht mehr möglich, weil die embryonischen Platten dann schon fester an einander haften. Zweimal hat der Verf., was bis jetzt von Keinem geschehen, die Beobachtung gemacht, dass solche bei dem Embryo entstandene Spaltbildungen im späteren Verlaufe der Schwangerschaft durch lebhaften Bildungsprocess wieder an einander klebten und fest verwuchsen. Am Schlusse der Abhandlung theilt der Verf. die verschiedenen, von ihm beobachteten Fälle von Versehen und deren Wirkungen, welche sich theils als spina bifida, Hasenscharten, Wolfsrachen, theils als Ecchymosen, Teleangiektasie u. s. w. äusserten, mit, darunter die beiden selbstgeheilten Hasenscharten.

V.
Miscellen.

a) Die „Collectio Stephaniana".

*Choulant, ohne Frage einer der bedeutendsten und gelehrtesten Bibliographen und Literatoren hat in seinem bekannten *„Handbuche der Bücherkunde der älteren Medicin"* 2. Auflage S. 405 in Bezug auf obige Sammlung sich mehrere Unrichtigkeiten zu Schulden kommen lassen, die wir hiermit richtig stellen wollen. Zu seiner Entschuldigung gereicht, dass dieselbe, wie er sehr wahr bemerkt, selten vollständig vorhanden. Wahrscheinlich ist sie ihm daher nie zu Händen gekommen und hat er aus zweiter Hand nach Haller, welcher auch falsche Notizen hinterliess, seine Beschreibung gegeben. Choulant, wie auch Blumenbach, irren beide darin, dass sie die Ausgabe in Paris erscheinen lassen. Auf dem Titelblatt ist vielmehr kein Druckort angegeben, sondern nur die Jahreszahl 1567. Daneben befinden sich die Worte: *„excudebat Henricus Stephanus illustris viri Huldrichi Fuggeri typographus"*. Da Fugger nun in Augsburg lebte, so darf man wohl annehmen, dass diese Ausgabe dort und nicht in Paris erschien. Haller, Blumenbach wie Choulant lassen die Ausgabe aus zwei Bänden bestehen und die meisten haben dies nachgeschrieben und so findet man es fast überall. Eine Ausnahme macht der Bücherkatalog Nr. 682 von Kirchhoff und Wigand in Leipzig. Dort ist sowohl die Bändezahl wie der Druckort richtig angegeben. Die Ausgabe besteht nämlich nicht aus zwei, sondern aus fünf Bänden, von denen jeder mit neuer Seitenzahl beginnt. Auch hat der erste Band nicht 4 Blatt Vorstücke, wie Choulant angiebt, sondern nur drei. Obgleich Choulant im Anfange seiner Beschreibung behauptet, dass die Ausgabe aus 2 Bänden besteht, sagt er später „im Ganzen 4 Blatt." Hier liegt offenbar ein Druckfehler vor, und Ch. hat sich verbessern wollen und 5 Bände sagen. Denn gleich darauf führt er die Seitenzahl der einzelnen 5 Bände an. Die vollständige Sammlung ist schwer zugänglich; in den wenigen Exemplaren, die wir untersucht haben, war die Reihenfolge der Bände stets eine verschiedene. Dies liegt offenbar an dem Buchbinder, da sämmtliche Bände nur einen Titel haben, die Reihenfolge derselben also beliebig angeordnet werden konnte. Erst kürzlich ist es mir geglückt, in den Besitz der vollständigen Sammlung zu gelangen.

b) Eines Bremer Gelehrten Urtheil über die Deutschen Wanderprofessoren.

Der „Bremer Courier", das bekannte politische Organ der freien Hansestadt Bremen bringt in seiner Nummer vom 14. Sept.

1883 aus der Feder eines Bremer Gelehrten folgendes Urtheil über die deutschen Wanderprofessoren:

„Etwas anders dagegen steht es mit den Wanderprofessoren. Die Sehnsucht des Herrn N. N. nach diesen kann ich wenigstens nach den Proben der letzten Winter nur in sehr beschränktem Masse theilen. Alle Vorträge habe ich nicht gehört, was ich aber gehört habe, war eigentlich recht mässig, und wenn ich mich bei Bekannten nach dem Ausfall anderer, denen beizuwohnen ich verhindert war, erkundigte, erhielt ich auch meist eine sehr abfällige Kritik. Dem deutschen Professor geht's wie dem Papst in Rom: Man darf ihn nicht zu sehr in der Nähe sehen. Abgesehen von der, vielleicht durch das Collegienlesen hervorgerufenen gehackten und stockenden Sprechweise dieser Herren, wissen sie auch nur selten dem Inhalt nach etwas Besonderes zu bieten. Es sind Leute dabei, die mit einem einzigen in den Sommerferien vorbereiteten Vortrag nachher im Winter ganz Deutschland abstrafen. Da sie nun den Bildungsgrad der verschiedenen Kreise, in die sie gelangen, nicht kennen, so setzen sie, um sicher zu gehen, bei allen möglichst wenig voraus, und so besteht denn die ganze Rede manchmal aus einer Kette von Trivialitäten, die man sich hier von hiesigen Rednern nicht bieten lassen würde. In der ersten Zeit half der berühmte Name über Vieles hinweg. Es war geradezu das — wie soll ich sagen? zoologische Interesse an der Vorführung eines „grossen Thiers", was wach hielt. Aber dies Interesse hört bald auf und der Mensch wird unvergnügsam."

---

e) Ein Brief Loder's an Hufeland.

St. Petersburg, 27. März/8. April. 1807.

„Ich habe Ihnen, mein geliebtester Freund, in meinem vorigen Briefe versprochen, Ihnen von demjenigen, was mir Egloffstein von Weimar und Jena erzählt und was meine Frau mir unterm 16. Januar gemeldet hat, das Wichtigste mitzutheilen, ich entledige mich also meines Versprechens.

Die Franzosen haben in Weimar übel gehauset, sehr viele Häuser geplündert, einige Häuser ausgebrannt und andere mit brennbaren Sachen angefüllt, alte Weiber und Kinder geschändet. Wieland's und Voigt's Haus rettete der Zufall vor der Plünderung am ersten Tage und am zweiten bat sich ein jeder eine sauve-garde aus. Es ist nicht wahr, dass Wieland und Goethe aus Achtung gegen ihren berühmten Namen eine Wache bekommen haben. Goethe ward allerdings geplündert und ein paar brutale Kerle drangen mit ihren Degen auf ihn ein und hätten ihn vielleicht umgebracht oder wenigstens verwundet, wenn die Vulpius sich nicht auf ihn geworfen und ihn theils dadurch, theils durch einige silberne Leuchter, die sie sogleich hergab, gerettet hätte. Dafür hat er sie geheirathet und der Herzog hat nachher seine Einwilligung dazu gegeben, auch haben die weimarischen Damen — Egloffstein's Frau mit zuerst — die neue Geheime Räthin in ihre Gesellschaft gebeten und sie dadurch gefirmelt. Das Goethe sich unter dem Donner der Kanonen hat copuliren lassen, wie in der Hamburger Zeitung stand, ist ein platter Spass oder vielmehr eine dumme Lüge.

Am Tage nach der Schlacht hatten die Franzosen die Altenburg bei

Weimar besetzt und schossen über die Stadt weg auf die hinter derselben stehenden Prenssen; zum Glück flogen fast alle Kugeln über die Häuser weg, ohne sie zu beschädigen. Die Herzogin war im Schloss, wohin sich fast alle Damen und Weiber von Weimar retirirt hatten, und mussten so mehrere Stunden in der Todesangst zubringen. Die Franzosen drangen in die Stadt und plünderten nach Belieben. Gegen Abend kam Bonaparte, welcher schon von Murat und Anderen angekündigt worden war. Die Herzogin kam ihm entgegen, bewillkommnete ihn und sagte ihm ein paar Worte über den heissen Tag und über die ausgestandenen Fatiguen; er antwortete ihr kurz: ce sont les suites de la guerre, nahm von ihr weiter keine Notiz und liess sich in seine Zimmer, die nämlichen, welche der vortreffliche Alexander bewohnt hat, führen. Alle Köche und Domestiken der Herzogin waren zur Bewirthung der Gäste bereit; Bonaparte's Köche aber trieben sie weg, bemächtigten sich alles Geräthes und aller Lebensmittel, und die arme Herzogin mit allen Damen mussten 24 Stunden ohne auch nur einen Bissen Brods zubringen, bis endlich ein Page ein Brödchen erwischt hatte. Die Herzogin liess sich nun förmlich bei Bonaparte melden und er nahm ihren Besuch an, liess sie aber beständig stehen und sprach so mit ihr über eine Stunde. Er machte ihr darüber bittere und sehr unhöfliche Vorwürfe, dass ihr Gemahl in unserem Dienste stehe und seine Soldaten selbst gegen ihn hingegeben, und sogleich mit ihm Krieg geführt habe. Die edle Herzogin liess ihn erst ganz aussprechen, erbat sich dann das Wort und bewies ihm, dass ihr Gemahl kein „schlechter Fürst" sey, dass das Land ihn liebe und unter ihm glücklich gewesen sey; dass er, als Herzog von Sachsen, dem habe beytreten müssen, was Kursachsen gethan, dass er schon lange Militär gewesen sey, weil er dazu einen Trieb gehabt habe und endlich fragte sie ihn: was er wohl von einem so nahen seiner Verwandten, als der Herzog vom König sei, geurtheilt haben würde, wenn derselbe bey dem Anfange des Krieges die Demission hätte nehmen wollen? ob er den nicht für einen Trägen und Ehrlosen erklärt haben würde? u. s. w. Diese Argumente der edlen Frau haben den stolzen Mann frappirt; er hat einen höflicheren Ton angenommen und endlich der Herzogin gesagt, um ihretwillen wolle er das Land verschonen, der Herzog aber müsse sogleich den Dienst verlassen u. s. w.

Am folgenden Morgen liess die Herzogin durch einen Kammerherrn fragen, wie Bonaparte geschlafen habe? Er liess durch einen seiner Kammerherrn darauf sich zum Gegenbesuch melden, stand aber wieder und liess auch die Herzogin stehen.

Man hatte für ihn und sein Gefolge ein kleines Silber-Tafelservice ausgethan. Als die Herren von Weimar abzogen, so war dieses Service weg, vermuthlich hatte die Suite es zu weiterem Gebrauche mitgenommen. Ein Glasschrank im Zimmer des Herzogs, worin einige uralte silberne und goldene Taschenuhren als Rarität hingen, war zerschlagen und die Uhren waren ebenfalls mitgenommen worden. Sonst ist das Schloss ungeplündert geblieben, weil einige Officiere die Kerle, welche sich zum Plündern einfanden, zurückgetrieben hatten. Das Landschaftshaus, worin eben ein grosser Theil von dem trousseau der Grossfürstin war, entging der Plünderung durch den glücklichen Zufall, dass unten im Hause lauter altes Gerümpel lag, welches die schon eingedrungenen Plünderer glauben machte, dass dort nichts zu holen sey. Der arme Kraus, welcher alles hergab, musste Hühner rupfen und ward gemisshandelt, weil er keinen Wein mehr herzugeben hatte; er starb bey Bertuch am folgenden Tage. Bertuch's Haus entging durch Zufall und seine Klugheit der Plünderung; er wusste sich hernach einen General zur Einquartierung zu verschaffen und ward so gesichert.

Als die Franzosen in die Stadt drangen und die preussische Wache vor dem Schloss angriffen, ergab sich der Officier sogleich, ward aber mit der ganzen Mannschaft unter den Fenstern der Herzogin niedergehauen. Den Pastor Putsche zu Wenigen-Jena, den ehemaligen Hofmeister meines Sohnes,

plünderten die Franzosen rein aus, zwangen ihn, sie in der Nacht durch's Rauthal auf den weimarischen Weg zu führen und stiessen ihn hernach vom Apoldaischen Steiger hinab.

Mehrere Güter sind ganz ausgeplündert worden. Auf Egloffstein's Gute haben sie 2000 Stück Schafe von veredelter Art getödtet. Manchem Schaf haben sie nur ein Bein abgehauen und es so auf dreien laufen lassen u. s. w.

Schütz hat wohl am meisten gelitten. Sein Factor liess einen Unterofficier mit etwa 30—40 Mann von unseres Königs Soldaten durch die Vorderthür in's Haus. Kurz darauf kamen französische Soldaten durch die Vorderthür in's Haus, machten die Preussen gefangen, liessen nichts, was Werth hatte und transportabel war, im Hause zurück, brachen alle Schränke auf, hieben alle Tische, Stühle, Thüren u. s. w. entzwey und verfuhren ganz nach bekannter Manier. Den alten Schütz rissen sie mit sich fort, behandelten ihn als einen Verräther, schimpften schrecklich, misshandelten ihn körperlich, schleppten ihn vor das äussere Gelythor und wollten ihn da erschiessen. Am äusseren Thor gelang es ihm endlich, zu entkommen. Madame Schütz lief unterdessen im tiefsten Negligé durch die Strassen auf's Rathhaus, schrie alle Menschen um Hülfe an und Schütz jun. flüchtete auf den Boden, wollte durch ein eingeschlagenes Fach in des Nachbars Haus, ward aber herausgezogen. Seine Frau nahm ihre Kinder auf die Arme und stürzte so den Soldaten entgegen, die sich dadurch bewegen liessen, zurückzuweichen. Jetzt scheint die Familie sich erholt zu haben, und der alte Schütz erzählte schon nach einigen Tagen die Geschichte mit Witz und Lachen. Der Papierfabrikant Keferstein ist ganz an den Bettelstab gebracht. Du wirst es Dir denken können, wenn ich Dir sage, dass ein Theil des Treffens in Cröllwitz (bei Giebichenstein), wo Keferstein's Gebäude liegen, vorfiel, und vorzüglich in seinem Hause, wo die Todten in allen Stuben umherlagen, die Mühlräder durch Leichname im Gange gehindert waren u. s. w. Alles war zerschlagen und zerstört. Auch sein Bruder, der Rathsmeister Keferstein zu Halle, hat viel gelitten, weil er nicht von seinem Posten wich und lieber drei Tage und Nächte sein Haus Preis gab. Bey Reichardt's in Giebichenstein sieht es auch sehr wüst aus, doch so, dass sie nach einiger Zeit da wieder werden wohnen können. Sie waren bis jetzt in Berlin, wollen aber wieder hierher kommen und in das Logis von Steffens ziehen; letzterer ist nach Kopenhagen gegangen, weil er hier nicht mehr leben kann. Schleiermacher hat alle Wäsche, Silber u. s. w. verloren, hat auch kein Geld, ist aber heiter und macht sich gute Hoffnung für die Zukunft. Reil reist viel herum auf Praxis, war in Berlin, hat seine Besoldung bekommen, aber seine mehrsten Domestiken abgeschafft, welches Viele gethan haben. Froriep's leben still und klein; er ist jetzt in Weimar. Der arme Bernstein leidet Mangel; ich helfe ihm aus, so gut ich es irgend kann, und thue eben dies an unsern alten Bekannten und an unsern ehemaligen Domestiken in Jena" u. s. w.

Den Schluss des Berichts bildet die Bitte des Schreibers, den Brief sofort zu verbrennen. Diese Bitte ist begründet in der Unsicherheit jener Zeiten und in der Gefahr, welcher Schreiber und Empfänger bei einer etwaigen Entdeckung des Briefs durch die Franzosen liefen; doch wurde sie von Hufeland nicht erfüllt, denn eben das Original, nicht etwa nur eine Abschrift hat sich erhalten. Dass aber Loder wohl geeignet war, für die Wahrheit des von ihm Erzählten einzustehen, lehrt die Aufforderung, die er an jene Bitte knüpft, der Adressat möge das von ihm Mitgetheilte dem preussischen Cabinetsrath Beyma, dem damals vielleicht noch einflussreichsten Beamten am Hofe Friedrich Wilhelms III., erzählen. Und aus diesem Grunde ist es gewiss kein Unrecht, wenn der Bericht nun mehr als zwei Menschenalter nach seiner Abfassung und fast ein halbes Jahrhundert nach dem Tode des Adressanten und Adressaten, aus der Vergessenheit, in der er schlummerte, hervorgezogen wird. *(Aus dem Froriep'schen Archive in Weimar.)*

VI.

Kritisches und Historisches über die Geburtszange

von

Professor Dr. **Ludwig Kleinwächter.**

Wohl jedem, dem die Geschichte der Medicin nicht eine vollständige terra incognita ist, dürfte es bekannt sein, dass die Geschichte der Erfindung der unschädlichen Geburtszange und damit die Geschichte der mit dieser Erfindung verquickten Familie Chamberlen zu den dunklen, bis jetzt noch immer nicht aufgehellten Capiteln der Geschichte der Geburtshülfe zählt.

Bisher nahm man immer an, dass Peter Chamberlen, geb. 1601, gest. 1683, der Erfinder dieses segensreichen Instrumentes gewesen sei. Bezüglich der einzelnen Glieder dieser ärztlichen Familie vermochte man sich aber immer nicht zu orientiren, da es mehrere Generationen hindurch mehrere Chamberlen's gab, die alle in London als Geburtshelfer wirkten, von denen, um die Verwirrung noch mehr zu steigern, mehrere den gleichen Vornamen führten.

Ueberall, mögen wir die historisch-medicinischen Werke zur Hand nehmen oder uns mit den historischen Notizen in den verschiedenen geburtshülflichen Hand- und Lehrbüchern begnügen, finden wir über die Zange und die Familie Chamberlen folgendes angeführt. Peter habe 14 Söhne besessen, von denen Hugo und Paul ebenfalls gesuchte Geburtshelfer waren. Paul habe als Quacksalber gegolten, während Hugh das väterliche Erbe, das Geheimniss der Zange, möglichst hoch zu verwerthen gewusst habe. Des Weiteren wird die bekannte Begegnung zwischen Hugh und Mauriceau in Paris, im Jahre 1670 mitgetheilt, die dadurch veranlasst wurde, dass Hugh, der mit der französischen Regierung

in Unterhandlung, ihr sein Geheimniss für 10,000 Thaler zu verkaufen, stand und sich zu dem Zwecke in Paris aufhielt, sich erbot, sein Geheimniss an einer Kreissenden zu erproben, die nicht gebären konnte und an der schon Mauriceau vergeblich seine Kunst versucht hatte. Die Verkaufsunterhandlungen, betreffend sein Geheimniss, seien aber zu Wasser geworden, da ihn sein Geheimniss in dem Falle im Stiche gelassen habe und er nicht im Stande gewesen sei, die Frau, die danach unentbunden starb, zu entbinden. Daraufhin sei er nach England zurückgekehrt und habe Mauriceau's z. Z. berühmtes Werk „Traité des maladies des femmes grosses etc." ins Englische übersetzt und sich weiterhin durch seine Londoner Praxis eine Rente von 30,000 Livres erworben. Späterhin, im Jahre 1688, sei er als Anhänger Jakob II. gezwungen gewesen, nach Holland zu fliehen, wo er sein Geheimniss an Roger van Roonhuysen verkauft habe u. s. w. Hugh Chamberlen wird als ein Genie angeführt und als Beweis davon hervorgehoben, er habe auf eine ganze Reihe der verschiedensten Erfindungen Patente genommen.

Vor zwei Jahren veröffentlichte Aveling[1]), Arzt am Weiber-Hospitale zu Chelsea, ein Buch, in dem er dieses dunkle Capitel bis in die kleinsten Details beleuchtet. Die Mühe, die es ihn kostete, sich die historischen Quellen zu verschaffen, mag keine geringe gewesen sein, denn er musste die Archive des Englischen sowie des nicht mehr bestehenden Schottischen Parlamentes, die Archive des College of Physicians sowie der ehemaligen Barber's Company in London, die Kirchenbücher in London, Southampton und anderen Orten durchsuchen, die damalige Tagesliteratur, die verschiedenen ephemeren Pamphlete durchforschen, um das nothwendige Material zu erhalten. Seine Mühen sind aber dafür auch belohnt worden, denn er liefert ein werthvolles historisches Werk.

Wir entnehmen seinem Werke, dass der erste Chamberlen, der in England genannt wird, Namens William, ein Pariser Huguenottischer Arzt war, der 1569, um den religiösen Bedrückungen in seinem Vaterlande zu entgehen, nach England floh. Er

1) The Chamberlen's and the midwifery forceps. Memorials of the family and an essay of the invention of the instrument by J. Aveling. M. D., F. S. A London. J & A Churchill 1882. Klein 8, XVII u. 231 Seiten, mit 10 Holzschnitten und einer Stammbaumtafel.

kam nach Southampton mit seiner Gattin Genevieve de Vignon und 3 Kindern, Peter, Simon und Johanna. In Southampton, wo er sich auch niederliess und wahrscheinlich seinen ärztlichen Beruf ausübte, wurden ihm noch zwei Söhne geboren, von denen er einen Peter und den anderen James taufen liess. Er hatte demnach zwei Söhne Namens Peter und dieser auffallende, bisher unbekannte Umstand war es namentlich, der die Forscher in Verwirrung brachte, da man unter diesen zwei Peter immer zwei Generationen verstand, während sie nicht Vater und Sohn, sondern Brüder waren. William starb zu Southampton vor 1596.

Zur Verwirrung trug noch der Umstand bei, dass beide Brüder Peter praktische Geburtshelfer waren und sich als solche eines grossen Rufes erfreuten.

Peter der Aeltere, noch in Paris geboren, lebte von 1596 an in London, wo wir ihn 1598 als Mitglied der Barber Surgeon's Company finden. Da er sich nicht mit der chirurgischen Praxis, die ihm allein nur gestattet war, begnügte, sondern auch interne Praxis trieb, so gerieth er in fortwährende Conflicte mit dem College of Physicians. Er wurde zu mehrfachen Geldstrafen verurtheilt, ja selbst zu einer Gefängnissbusse, deren Erlass er nur seinen Gönnern dankte. Diese Gönner waren hohen Ranges und verdankte er sie seiner Stellung als Arzt der Königin Henriette, der Gemahlin König Karl I., der er auch als Geburtshelfer beistand. Er starb 1631 mit Hinterlassung nur einer Tochter.

Peter der Jüngere, geb. 1572 zu Southampton, ebenfalls Mitglied der Barber Surgeon's Company, scheint seinem älteren Bruder, was die Ueberschreitung seiner Befugniss anbelangte, ähnlich gewesen zu sein, denn auch er befand sich in fortwährenden Conflicten mit dem Collegium der Aerzte. Seinen Ruf als Geburtshelfer wollte er dadurch noch erhöhen und praktisch verwerthen, dass er ansuchte, die Hebammen in eine Corporation vereinigen zu können und sich als Master an deren Spitze zu stellen, was ihm jedoch nicht gelang. Seine Zeitgenossen machten ihm den Vorwurf, er sei geldgierig und lasse sich das Honorar immer anticipando zahlen. Er starb 1626 zu London. Er war mit Sarah de Laune, der Tochter eines französischen Emigranten vermählt, die ihm acht Nachkommen schenkte, Peter, Sarah, Wilhelm, Anna, Henry, Robert, Nathalie und Margarethe.

Das älteste seiner Kinder hiess wieder Peter, so dass dies bereits der dritte gleichen Namens ist und es daher nicht Wunder nimmt, wenn diese drei Träger gleichen Namens untereinander verwechselt wurden. Er wurde 1601 in London geboren, ist daher jener, der bisher immer als Erfinder der Zange angeführt wird, wenn er dies auch nicht war. Nachdem er in London, Cambridge, Heidelberg und Padua studirt, wurde er an letztgenannter Universität 1619 zum Doctor der Medicin promovirt, 1620 nostrificirte er sich in Oxford, 1621 in Cambridge. Gleich seinem Oheim und Vater galt er in London als berühmter Geburtshelfer. Er nahm den Plan, der Incorporation der Hebammen, den schon sein Vater gefasst, wieder auf, aber auch vergeblich, denn das Parlament gab ihm, auf das Gutachten des College of Physicians hin, nicht die Bewilligung dazu. Diese seine Bestrebungen, sowie seine Geldgier und die Bedrückung armer Kranken, Eigenschaften, nach denen hin er auch seinem Vater glich, bewirkten es, dass sich die allgemeine Stimme gegen ihn erhob. Dies veranlasste ihn, eine Vertheidigungsschrift zu veröffentlichen „A voice in Rhama etc.“, erschienen 1647, in der er sich gegen die öffentlichen Anschuldigungen vertheidigte, allerdings in einer eigenthümlichen Weise, indem er sich auf den Standpunkt des Tuchhändlers und Gewürzkrämers stellt, die sich gleichfalls nicht bemüssigt sehen, ihre Waare dem Nackten und Hungernden gratis herzugeben. Vom Jahre 1649 an fängt er Regierung und Parlament mit seinen Petitionen zu belästigen an, um bald darauf der reine Projectenmacher zu werden. 1649 bittet er um das Privilegium, in England öffentliche Badestuben zu errichten, was ihm aus sittlichen Gründen nicht gestattet wird. 1649 erscheint sein „The poor Mans Advocat or Englands Samaritan“, 1659 sein „Legislativ Power in Problems“, utopische, weltverbessernde Projecte, 1666 erwirbt er ein Patent für sein Project „Proposal for propelling ships and carriages by Wind“ und 1672 ein solches für ein weiteres Project „Phonetic Writing“ auf 14 Jahre, in dem er eine verbesserte Schrift und einen verbesserten Druck des Englischen vorschlägt. Eine Zeit (1652) befasst er sich nur mit Theologie, veranstaltet theologische Disputationen, veröffentlicht Briefe an die Häupter der Staatskirche u. d. m., so dass ihn die Zeitgenossen nahezu für verrückt erklären. Dass auch er, gleich seinem Oheim

und Vater, als Geburtshelfer berühmt war, erhellt daraus, dass er der Geburtshelfer dreier Königinnen war, der Königinnen Anna, Maria und Katharina. Er war gleichzeitig Leibarzt dreier Könige, der Gatten der drei Königinnen, der Könige Jakob I., Karl I., Karl II. Er starb 1683 zu Woodham Mortimer Hall bei Maldon in Essex, einer Besitzung, die er sich gekauft und die bis zum Jahre 1715 im Besitze der Familie blieb, als sie sein Sohn Hope an die Weinküpergesellschaft verkaufte. Peter hatte wohl 14 Kinder, aber nicht, wie bisher gemeint wurde, 14 Söhne. Von seiner ersten Frau Jane Myddelton hatte er 9 Kinder, nämlich Hugh, Paul, John, Elizabeth, Thomas, Richard, Peter, Philipp, Abraham, von seiner zweiten Frau Anne Harrison drei Söhne, darunter den erwähnten Hope und zwei Töchter.

Sein ältester Sohn Hugh war gleichfalls Geburtshelfer in London, doch stimmt das wahre Bild, welches Aveling von ihm entwirft, nicht ganz mit dem bisher angenommenen überein. Ueber seine Jugend ist nichts bekannt. Er wird wohl Doctor genannt, doch ist es unbekannt, an welcher Hochschule er sich diese Würde erworben. Im Jahre 1662 wird anlässlich des Verkaufes eines Grundstückes sein Name zum ersten Male genannt. 1666 macht er einen schriftlichen Vorschlag, wie die Pest in London zu bekämpfen sei. Das, was Mauriceau über ihn berichtet, ist historisch richtig. Er ist der Erste aus der Familie Chamberlen, der (in der Vorrede seiner Englischen Uebersetzung des Mauriceau'schen Werkes) öffentlich mittheilt, dass er sich im Besitze eines Geheimnisses befinde, mittels welchem er im Stande sei, schwierige Geburten rasch und ohne Gefahr für Mutter und Kind zu beenden. Entschuldigend fügt er bei, er könne dieses Geheimniss nicht mittheilen, weil er nicht der einzige Besitzer desselben sei, denn auch sein Vater sowie zwei seiner Brüder seien Mitbesitzer desselben u. s. w. Auf das Ansuchen seines Vaters ernennt ihn der König zu seinem Leibarzte (1672) und 1681 verleiht er ihm die Ritterwürde. Er war ein bekannter Wigh und in Folge dessen politischen Verfolgungen ausgesetzt. Als Geburtshelfer war er in London rühmlichst bekannt, als interner Arzt jedoch nicht, denn seine Behandlungsmethode bestand nur im Aderlassen, Purgiren, Schwitzen und Vomiren, die er auch in seiner im Jahre 1685 veröffentlichten Schrift

„Manuale Medicum: or a small Treatise of the Art of Physik in general and of Vomits and the Jesuits Powder in particular etc.“ des Ausführlichen auseinander setzt. Dieses Buch hatte aber eine für ihn unerwartete Folge, denn das College of Physicians wendet sich gegen ihn mit der Frage, woher er denn eigentlich das Recht hernehme, in London zu practiciren. Er erwidert, er sei Leibarzt des Königs gewesen, worauf ihm das College zu wissen kundgibt, nach dem Tode des Königs sei sein Recht, als Arzt zu practiciren, erloschen und wenn er letzteres weiterhin thun wolle, so habe er sich den gesetzlichen Prüfungen zu unterziehen. Seine therapeutischen Ansichten brachten ihm aber ausserdem noch einen Process an den Hals, denn ein gewisser John Willmer verklagte ihn, er habe seine Gattin Phoebe Willmer durch seine Behandlungsmethode in das Grab gebracht. Hugh wurde auch verurtheilt und musste eine Geldbusse erlegen. Er war Geburtsarzt mehrerer weiblicher Mitglieder des Königshauses und als solcher gab er späterhin die Zeugenschaft ab, dass der Praetendent kein unterschobenes Kind gewesen sei. Als der Exkönig sich in St. Germains befand, schrieb er um Hugh, er möge zur Entbindung der Königin kommen, doch erhielt Hugh keinen Pass zu dieser Reise (1692) und konnte daher nicht dem Rufe folgen. 1689 legte er dem Parlamente eine Schrift vor, in der er die Mittel angibt, wie der hohe Sterbesatz in London zu vermindern sei. Von 1690 an geht er unter die Schwindler, aber nicht etwa unter die medicinischen, sondern unter die ganz gemeinen Geldschwindler. Er legt dem Schottischen Parlamente das Project zur Gründung einer „Land-Bank“ vor, deren Leitung er selbstverständlich für sich in Anspruch nimmt, ein Project, von dem Lord Macauley sagt, es sei würdig jener Akademie in Lagado, die Gulliver in seinen Reisen beschreibe. Die Bank kam zwar trotz der Parlamentsbewilligung nicht zu Stande, aber dennoch kamen Viele, die subscribirt hatten, um ihr Vermögen. Ob Hugh, wie Francis in seiner „History of the Bank of England“ meint, sofort nach Zusammenbruch seiner Bank England verliess (1699) und nach Holland ging oder inzwischen noch 1702 sein auffallender Weise vernünftiges Project „Union of England and Scottland“ veröffentlichte, in dem er die Vortheile einer administrativen und parlamentarischen Union beider Königreiche beleuchtet, die bald darnach auch

thatsächlich erfolgte, ist nicht ganz sicher erwiesen. So viel nur erscheint nach Aveling's Forschungen sicher, dass Hugh England nicht, wie man bisher meinte, als politischer Flüchtling, sondern als flüchtiger verschuldeter Geldschwindler verliess, „Hugh Chamberlen senior did not leave the business with clean hands nor the country with honour.“ Er begab sich nach Amsterdam, wo er sein famoses Kaufgeschäft mit Roger van Roonhuysen abschloss und auch diesen betrog, da er ihm bekanntlich nicht die Zange, sondern nur den werthlosen Hebel verkaufte. Von da an verschwindet seine Spur. Wo und wann er in Holland starb, ist unbekannt. Seine Gattin, Dorothea Brett, schenkte ihm vier Kinder: Hugo, Peter, Dorothea und Midleton. Die historischen Forschungen Aveling's entkleiden daher Hugh Chamberlen des Glorienscheines eines Genies und politischen Märtyrers und stellen ihn als einen Schwindler und würdigen Sohn seines Vaters hin.

Seine beiden jüngeren Brüder Paul (geb. 1635, gest. 1717) und John (gest. 1686) waren gleichfalls Mitwisser des Familiengeheimnisses und Geburtshelfer in London. Sie werden beide als Doctoren angeführt, doch weiss man nichts von ihrem Studiengange und ebenso wenig, welcher Universität sie ihren Titel verdankten. Paul war ein Schwindler im wahrsten Sinne des Wortes, der in der Tagespresse Reklame für sein von ihm erfundenes Kinderhalsband „Celebrated Anodyne Necklace“ machte, welches nicht nur das Zahnen der Kinder erleichtern, sondern auch sehr wirksam bei Kreissenden sein sollte. Beide waren verheirathet, ersterer hinterliess einen Sohn, Namens Paul.

Hugh Chamberlen junior, der älteste Sohn Hugh's senior, sticht vortheilhaft von seinem Grossvater, Vater und seinen Onkeln ab. Geboren 1664 in London, genoss er eine ausgezeichnete Erziehung im Trinity-College zu Cambridge. 1684 begab er sich nach Leyden, um dort seine medicinische Ausbildung zu vervollständigen, 1693 wurde er in Cambridge zum Doctor der Medicin promovirt. Er war ein tüchtiger Arzt und Geburtshelfer, geachtet und geliebt vom Publikum und seinen Collegen. Das College of Physicians zu London wählte ihn 1707, 1719 und 1721 zu seinem Censor. Er hatte eine ausgebreitete Praxis, namentlich in den höchsten Gesellschaftskreisen. Mit der Familie des Herzogs

von Buckingham, in dessen Hause er auch 1728 starb, war er innig befreundet. Der Sohn seines Freundes, der junge Herzog von Buckingham, liess ihm in der Westminster-Abtei ein Kenotaphium setzen. Er war dreimal vermählt. Seine erste Gattin, Mary Bacon, schenkte ihm eine Tochter Mary, seine zweite zwei Töchter, Anna Maria (vermählt mit Edward Hopkins) und Charlotte (vermählt mit Richard Luther), seine dritte Gattin war Mary, geborene Lady Crew. Mit ihm klingt in versöhnender Weise die berühmte Englische Geburtshelfer-Familie der Chamberlen's aus.

Auch bezüglich Hugh Chamberlen rectificirt Aveling einige eingeschlichene unrichtige Angaben. Das in der Westminster-Abtei errichtete Monument ist Hugh dem Sohne und nicht Hugh dem Vater gesetzt.

Die zweite kleinere Hälfte des Buches enthält die genaue Mittheilung des bekannten im Jahre 1813 gemachten Fundes Chamberlen'scher Instrumente und ein kurzes Essay über den Erfinder der Zange. Es wurden nämlich in dem genannten Jahre zu Woodham Mortimer Hall bei Maldon in der Grafschaft Essex, dem ehemaligen Besitze Peter III. Chamberlen, in einem gemauerten Verstecke 4 Zangen, 3 Hebel, 3 Haken, 3 Fillets (Kopfnetze) nebst mehreren Schriften, Handschuhen, einem Bilde Peter Chamberlen's (des Sohnes Peter's des Jüngeren) gefunden. Die beiliegenden Schriften machen es unzweifelhaft, dass die Instrumente Eigenthum Peter Chamberlen's (des Sohnes Peter Chamberlen's) waren, den man bisher, auf diesen Fund hin, für den Erfinder der Zange hielt. Aveling, der diese Instrumente genau untersuchte, fand, dass die Zangen einander nicht gleichen, namentlich die eine viel roher construirt sei als die anderen, diese demnach höheren Alters sein müsse als die drei übrigen. Hugh Chamberlen senior sagt in der erwähnten Vorrede seiner Uebersetzung des Mauriceau'schen Traité: „My father, brothers and myself, have attained to and long practised a way do deliver women". Er sagt nicht „invented", sondern „attained". Wäre sein Vater der Erfinder gewesen, so hätte er gewiss das ersterwähnte Wort gebraucht und nicht „attained". Sein Vater war daher keinesfalls der Erfinder. Der Ruhm der Erfindung fällt daher auf einen der Brüder Peter, der beiden Söhne des

Stammvaters William. Für diese [illegible] der Umstand, dass Peter III. in seiner „[illegible]" ausdrücklich sagt: „fames begot me [illegible] which [illegible] increased when my father [illegible] deliveries" und es in den Annalen des College of Physicians of London speciell hervorgehoben wird, dass Peter II. [illegible] (die beiden Brüder Peter, Söhne V. [illegible] ein ganz auffallendes und [illegible] Geburtsfälle glücklich zu Ende zu führen. [illegible] eigentlich in England noch Fremde, daher gewiss nicht sehr beliebt waren, genossen sie doch [illegible] und Peter der Aeltere war selbst [illegible] der Königin. Welcher dieser beiden Brüder war der Erfinder? [illegible] entscheidet sich für Peter den Aelteren [illegible] Smellie, der in seiner Geburtshülfe Peter den [illegible] den ältesten Sohn William's, direct als den Erfinder der Zange [illegible]. Diese wichtige Notiz Smellie's wurde merkwürdiger Weise bisher vollständig übersehen, bis sie Aveling entdeckte und damit den Schlüssel des Geheimnisses fand, welches der Mitglieder der Familie Chamberlen der Erfinder der Zange war. Am Schlusse der Biographie Hugh Chamberlen's des Aelteren wünscht Aveling, es möge sich in Holland ein Arzt finden, der den weiteren Schicksalen Hugh senior's nachforsche, damit auch über die Schicksale dieses Mitgliedes der Familie Chamberlen vollkommene Klarheit gewonnen werde.

Wenn wir dem Aveling'schen Buche einen hohen historischen Werth beimessen, so wird uns, nach dessen Inhalt zu schliessen, den wir oben in kurzen Zügen skizzirten, gewiss jeder Unbefangene beistimmen. Das wichtige Capitel der Geschichte der Zange und damit der Familie Chamberlen hat in Aveling einen so ausgezeichneten Bearbeiter gefunden, dass in Zukunft über dasselbe nicht mehr viel Neues zu erforschen sein dürfte.

Das Buch enthält zehn sauber ausgeführte Holzschnitte, die Abbildung des Schlosses Woodham Mortimer Hall, des einstigen Besitzes Peter Chamberlen III., das Wappen der Familie Chamberlen, das Portrait Peter Chamberlen III., die Abbildung seines Grabmales, das Portrait Hugh Chamberlen's junior, die Abbildung seines Kenotaphiums in der Westminster-

Abtei und endlich die Abbildungen der vier in Woodham Mortimer Hall gefundenen alten Zangen. Ein beigefügtes alphabetisch geordnetes Sachregister erhöht die Brauchbarkeit des Buches ganz wesentlich.

Wenn dieses werthvolle Buch so spät erst besprochen wird, so möge dies damit entschuldigt sein, dass Ref. von der Existenz desselben — erst auf dem Umwege über Amerika Kunde erhielt.

VII.

Michael Servet, der Mann des Experiments.

Von

H. Tollin, Lic. theol., Pastor in Magdeburg.

1) Einen grossen Fortschritt in der unparteiischen Beurtheilung der Frage, wer den kleinen, wer den grossen Blutkreislauf entdeckt hat, bezeichnet das berühmte Buch von Robert Willis. William Harvey, London, C. Kegan Paul & Co. 1878. Während es früher in England Mode war, den kleinen und den grossen Kreislauf ohne Weiteres von Harvey entdecken zu lassen, wird Willis jetzt auch Harvey's Vorgängern gerecht. Er erkennt Galen's, Servet's, Colombo's, Cesalpin's und der Anderen Verdienste an, ohne damit zu fürchten, dass er dem Harvey Schaden bringt. Und insbesondere liebt er es, den Michael Servet als den Entdecker des kleinen Kreislaufs mit William Harvey, dem „Entdecker" des grossen Kreislaufs, in Parallele zu stellen [1]). Den Unterschied zwischen dem kleinen und dem grossen Kreislauf festgehalten, ist es nur zweierlei besonders, worin, nach Willis Urtheil, der Spanier dem Engländer nachsteht: das eine, Servet's Buch habe so gut wie keine Verbreitung gefunden; das andere, Servet sei kein Mann des Experiments.

Dass die 1000 Exemplare der Restitutio, in welcher Servet vom Lungenkreislauf spricht, eine ausserordentliche Verbreitung, besonders in Italien, am meisten in Venedig und Padua gefunden, dass nachweisbar nur 2 Exemplare verbrannt worden sind, habe ich anderswo [2]) gezeigt. Dass Servet ein Mann des Experiments war,

1) Pag. 85, 75—86. Cf. Servetus and Calvin. London 1877, p. 213.

2) Preyer's Sammlung physiologischer Abhandlungen. 1876. S. 34—38. 69. Vgl. Biologisches Centralblatt 1883 Bd. III. Nr. 15 S. 470 f.

können nur die leugnen, welche seine Schriften nicht gründlich kennen. Das will ich hier zu zeigen suchen.

2) Darauf lege ich kein Gewicht, aber ich halte es doch auch nicht für zufällig, dass Servet so gern mit Männern des Experiments umging, mit den berühmten Pariser Professoren Günther von Andernach, Jacob Sylvius, Johann Fernel, der Lyoner Celebrität, Symphorien Champier, mit seinen Studienkameraden dem berühmten Vesal und dem Leibarzt des Vienner Erzbischofs, dem Johann Perellus, mit dem geschickten Pest-Doctor und königlichen Leibarzt Joh. Thibault[1]), mit dem Bekämpfer des Hexenspuks Johann Wier; des de la Vau, Sebastian Montuus u. A. zu geschweigen. Er muss doch die Experimente zu würdigen wissen, wenn er zum Umgang so oft die Praktiker den Theoretikern vorzieht.

3) Freilich kann das ja Zufall sein. Indess er bekennt sich ausdrücklich zu den Experimenten gegen die abstracte Speculation.

So 1535 fol. 148[a] in seinem Ptolemäus, wo es sich um die Erdmessung handelt, giebt er verschiedene Weisen an und fährt dann fort: Haec adnotavimus, ne speculationi relinqueremus, sed ut experientia certa veritatem indagare possimus. Bei der Uebersetzung der Städtenamen, sagt er im Ptolemäus, scriptorum auctoritate, propria experientia, certissimis conjecturis sumus connixi (Praefatio). Was kann das anders heissen, als dass er in den Städten den Bericht der alten Schriftsteller mit den heutigen Lokalitäten und ihren Umgebungen verglichen hat, und wo alles stimmte, danach den heutigen Namen im Ptolemäus als Erläuterung hinzufügte. An einer anderen Stelle des Ptolemäus nennt er, neben der sapientia, experientiam als matrem rerum (fol. 7[b]).

Und gerade so nennt er experientiam matrem in der *materia medica*, wo er zwischen Aristoteles und Galen betreffs der Lehre von der Verdauung zu entscheiden hat (Syruporum universa ratio fol. 3[a]). Nicht die Autoritäten lässt er entscheiden, sondern die Natur. Natura enim non satis provida esset, si hanc (extenuandi) functionem illis (partibus) denegasset. Experientia quoque eam non deesse testatur: nam — und hier geht er von der Empfehlung der Erfahrung zur selbstgemachten eigenen Erfahrung über — crassa excrementa per halitum et sudores aliquando — vorsichtig genug,

1) Vgl. Rohlfs' Archiv, III. Bd. p. 332 f.

da es nicht immer zutraf — digerit natura. Ergo extenuat . . . Quod totius naturae providentia optime factum est, ut, quum partibus concessa est functio aliqua, concessum etiam sit praevium ad eam ministerium. Gewiss eine feine, physiologische Bemerkung! Quam sanctionem omnia jura — er war auch Jurist — confirmant etc. (fol. 27 b). Expultrice ergo peccante, quis tam stupidus medicus admovebit concoctrici remedia? Quis ita est hebes, ut videns summum naturae in pellendo studium — der da mit eignen Augen die Tendenz der Natur, etwas auszustossen, sieht — non eam adjuvet (fol. 12 a)? Gewiss ein verständiger Grundsatz, der auf vielen Gebieten erst neuerdings zu seinem Recht gekommen ist. Naturae hostis mehercle censendus est, qui talibus naeniis purgationes remoratur: et cogere naturam vult, ut eum humorem iterum concoctura amplectatur, quem ipsa velut exosum tantopere nititur a se pellere (fol. 16 a)?

Und da ihm die Natur überall ein Ganzes ist, so geht er auch von der materia medica auf die Alchymie, Chemie und Botanik über mit seiner Argumentation aus der Erfahrung.

Von dem Satze: naturae concoctionem aliquando incipere ab extenuatione, demum tamen semper incrassare, bringt Servet einen doppelten eigenen Experimentalbeweis, der eine vom Schmelzofen, der andere von den Früchten entnommen. Quod in igne, sagt er, fieri videmus. Nam post mixtam argenti spumam cum oleo vel aqua, ignis primo totam materiam exaequat, ut extenuato crassiore fiat homogeneum quiddam: et deinde totum incrassetur. Idem in fructuum maturatione, ut terrea primo sit acerbitas, quae deinceps aquea humiditate diluitur: ac demum inspissatio sequitur (fol. 28 a).

Und auch in der Restitutio Christianismi stellt er, der gläubige Bibeltheologe, als Quelle der gesammten Wahrheitserkenntniss den evangelicus sermo und ipsa mundi genesis hin (p. 357). Beide Quellen sind ihm selbstständig, so dass sie bald zusammenfliessen, bald sich ergänzen, bald sich limitiren. Wo er von der alttestamentlichen Beschneidung oder der neutestamentlichen Oelung oder von der Zeit zwischen der Empfängniss Christi und seiner Geburt spricht, da zieht er immer die Medicin, Therapeutik, Physiologie heran, um zu erklären, zu ergründen, zu beleuchten. Die eigene Erfahrung erscheint ihm bei der religiösen Bibel-Ueberzeugung gerade so unentbehrlich als beim exacten Wissen.

4) Doch Servet bekennt sich nicht nur auf allen Gebieten, die er bebaut hat, zur wissenschaftlichen Unentbehrlichkeit des Experiments; nein, er beruft sich auch immer wieder auf die eigenen Erfahrungen.

Von seinen chemischen Versuchen sagt er: Probat ipsa experientia, quia nunquam visum est — ich und meine Bekannten haben nie gesehen — terram in aquam verti nec aquam in terram, quoquo modo illas misceas. *Semper enim unumquodque revertitur ad originem suam* (p. 160). Es ist zu constatiren, dass dieser allgemeine Erfahrungssatz von der Rückkehr zum Ursprunge sich in derselben Schrift findet, die den Blutkreislauf beschreibt.

Dann wieder bestätigt er die Erfahrung Anderer durch die eigene. Wo er von den Pubertätserscheinungen redet, sagt er hoc naturae experimentum monere nos debet (p. 411). Wo er von den Krankheiten der Steine und der Pflanzen spricht, sagt er: Quin et lapides et alia in re medica motricem vim habentia affirmant aliqui non solum vivere, sed et senectutem, morbos et mortem pati: quod et vino accidere quotidie experimur (p. 257).

Oder er tritt, was noch häufiger geschieht, mit der eigenen Erfahrung den Erfahrungen Anderer entgegen. Die Sage geht, die französischen Könige könnten die Kröpfe heilen. Vidi ipse, sagt er im Ptolemäus, Regem (Gallorum) plurimos hoc languore (strumis) corruptos tangentem. An sanati fuerint, non vidi. Die Sage geht: das Papstthum sei ein guter Bundesgenosse für die Fürsten. Hisce oculis, warnt er sie, nos vidimus — 1530 zu Bologna — eum (Papam) super principum cervices cum pompa gestari etc. (Restit. Christian.). Die Sage geht, die Excommunication werde nur zur Besserung der Menschen angewandt: Nos a Papistis locustas agri solennitate magna excommunicari vidimus. Berufen sich die Philosophen auf die Handlungen abstracter Begriffe, so hält er ihnen entgegen: omnis actio fit per contactum, passio e contrariis. Beruft sich Oecolampad zu Basel auf die Einigkeit aller Evangelischen in der Glaubens-Gerechtigkeit, so hält er ihm entgegen: Propriis auribus (fidem) aliter a Te declarari audivi et aliter a Doctore Paulo — dem Paul Phrygio, Oecolampad's Doppel-Collegen — et aliter a Luthero et aliter a Melanchthone. Meinen die Frommen alles anbeten zu können, auch das, von dem

sie nicht im Stande sind, sich irgend eine Vorstellung zu machen, so ruft ihnen der Spanier in's Gedächtniss: Omnis adoratio visionem praesupponit. Behaupten die Theologen, dass das Wort Gottes geboren sei und ein Sohn, so erinnert er sie: nasci passio carnis est; tragen die Trinitarier solche scholastische Subtilitäten in die Bibel hinein, so fordert er von ihnen den Ocularbeweis: Si unum iota mihi ostendas, quo verbum illud filius vocetur, aut de verbi generatione fiat mentio, fatebor me devictum. Denjenigen, welche auf die Worte der Apostel schwören, statt auf die Worte des einigen Meisters, führt er zu Gemüth die Erfahrung: et maximi apostolorum fuerunt aliquando in errore.

Solcher Appell an die eigene Erfahrung ist bisweilen recht harmlos und durchaus objectiv, wie im Ptolemäus, nachdem er von Spanien, Italien, Frankreich, Deutschland Beschreibungen gegeben: Quorum omnium regiones vidimus et linguas utcunque novimus (Ptolemäus). Bald mehr subjectiv gefärbt und sarkastisch, wie in jener Anmerkung zu den Antithesen, die Calvin ihm in den Kerker schickte. Servet, der da weiss, dass Calvin ihn bald hinrichten wird, ruft ihm das tragisch grosse Wort zu: Nega te homicidam: et actis probabo. Ein furchtbarer Experimentalbeweis aus dem eigenen Scheiterhaufen!

5) Auch in der berühmten Stelle über den Lungenkreislauf tritt er bewusst und fest der ganzen bisherigen wissenschaftlichen Tradition mit seiner eigensten Erfahrung entgegen: Dexter ventriculus cordis sinistro communicat. Fit autem communicatio haec, non per parietem cordis medium, ut vulgo creditur. Sed magno artificio a dextro cordis ventriculo, longo per pulmones ductu, agitatur sanguis subtilis etc. Ergo ad alium usum effunditur sanguis a corde in pulmones hora ipsa nativitatis ... Demum paries ille medius, cum sit vasorum et facultatum expers, non est aptus ad communicationem et elaborationem illam etc. Si quis haec conferat cum iis quae scribit Galenus lib. VI et VII de usu partium, veritatem penitus intelliget, ab ipso Galeno non animadversam. Und von dieser ganzen Stelle sagt er zum Leser: facile intelliges, si in anatome fueris exercitatus (Restit. Christ. p. 169 sq.).

Dass er selber in anatome exercitatus war, bezeugt ihm sein Pariser Lehrer Günther von Andernach, bezeugt ihm sein Widersacher, der Pariser Dekan Joh. Tagault: praesentibus scolasticis

plurimis in area nostrae scolae, post dissectum corpus humanum, quod illemet Villanovanus cum aliquo chirurgo dissecuerat[1]).

Und in der Fortsetzung jener Stelle wird Servet nicht müde, sich auf die eigenen Erfahrungen zu berufen: Plura sunt ibi vasa circa conarium, plures arteriarum pulsus, potentior ibi mentis et ignei spiritus actio. Nos quoque potentius ibi juxta tempora pulsare laborantem intellectum exterius et *interius* — wie ist das möglich, ohne Vivisectionen? — deprehendimus, ut hoc solo experimento ad ipsum mentis locum manu ducamur.

Auch in der allgemein verloren geglaubten und von mir wieder neu entdeckten Schrift Servet's Apologetica disceptatio pro astrologia in quendam medicum (Berlin 1880 bei H. B. Mecklenburg) beruft sich der Spanier auf seine Pariser Experimente in der Astronomie wie in der Meteorologie. Nam similem cum quibusdam amicis observavi die duodecima hujus mensis februarii labentem anno a Christo nato tricesimo octavo supra sesquimillesimum. Fuit nocte sequente *mars* eclipsatus a *luna* juxta stellam quae dicitur rex, sive cor leonis (p. 23). Eine sehr merkwürdige Beobachtung, die von seiner Akribie zeugt. Und p. 28: Exemplum in publica lectione dedi, cum, aliis judicantibus pluvias, ego ex supervenienti contrario syderum motu, dixerim fore ventos, qui nubes propellerent. Item cum illi passim frigus, ego ex aliis signis, quae ephemeridarii non norunt, fore hyemem hanc totam sine frigore saepius praedixi, idque publice. Quod stupendum multis videbatur. Res tamen ipsa me vera dixisse indicat (p. 29).

Man sieht, Michael Servet ist Mann des Experiments in der Meteorologie, Astronomie, Alchymie, Botanik, Philosophie, Bibelkunde, Psychologie, Pathologie, Anatomie und Physiologie. Nichts zu thun aber will er mit denen haben, die aller Weisheit baar sind, cum negent ea quae sunt sensui manifesta (p. 35). In seiner Zeit hielt das schwer: denn Alles strotzte von Vorurtheilen, Fabeln und Dogmen. Sciebam enim cum tot monstris mihi esse dimicandum. Sed postquam in arenam descendi, stabo viriliter (p. 39).

1) Rohlfs' Archiv III. Bd. p. 205.

VIII.

Zur Geschichte der Gastrotomie.

Von

Dr. **Richard Hilbert** in Königsberg i. Pr.

Unter obigem Titel veröffentlichte Hagens[1]) die bekannte und historisch so interessante Geschichte des zu Königsberg i. Pr. im Jahre 1635 von Schwabe mit gutem Erfolg gastrotomirten Bauern Andreas Grünheide. Weniger bekannt dürfte es sein, dass 85 Jahre später in dem kleinen ostpreussischen Städtchen Rastenburg dieselbe Operation und zwar aus demselben Grunde (nämlich wegen eines verschluckten Messers) zum zweiten Male vorgenommen worden ist. Der Fall betraf eine 47jährige Bäuerin Namens Anna Lembke; Operateur war Dr. Heinrich Bernhard Hübner, praktischer Arzt und zugleich Bürgermeister der alten Ordensstadt Rastenburg. Ich lasse die Chronik[2]) selbst folgen: „In diesem eintausend sieben hundert und zwantzigsten Jahre stellet sich wieder eine Messerschluckerin in dem benachbarten Bischthum Ermeland dar: Allwo ein Weib, Nahmens Anna, verehelichte Lembkin, ihres Alters von 47 Jahren im Dorffe Torninen, eine halbe Meile jenseit der Stadt Rössel und drittehalb Meilen von Rastenburg gelegen, den 1sten Juli aus Unfürsichtigkeit ein Messer heruntergeschlucket, nachgehends in Rastenburg allhie den 11ten Tag gedachten Monaths durch einen Schnitt davon befreyet worden.

Damit nun einige Umbstände von dieser neuen Messerschluckerin und der mit ihr vorgehabten Cur bekandt werden, muss ich berichten, dass selbige, ihrer Aussage nach, in vorbesagtem Dorffe

1) Berliner klinische Wochenschrift 1883. Nr. 7.

2) Beckherrn, Rastenburg historisch-topographisch dargestellt. Rastenburg 1880.

gebohren und erzogen sey. Während dem Ehestande, worinnen sie 18 Jahre mit ihrem Mann bisher gelebet, hat selbige 8 Kinder gezeuget.

Diese Anna Lembkin versuchet auf gleiche Art, als Andreas Grünheide vor Jahren gethan, am ersten Tage des Monaths Julii 1720, weil sie sich im Magen etwas übel befand und gern brechen wollte, durch Beyhülffe des Messers das Vomiren zu befördern; stecket deshalb den Schafft der Schale des Messers in den Hals, und da das Brechen nicht gleich erfolget, stosset sie das Messer noch tiefer hinein. Der Schlund, wodurch ich allhie Pharyngem oder das obere Theil des Oesophagi verstehe, fasset die Schale oder den Schafft des Messers, indessen die Spitze desselben dem Weibe aus den Fingern glitschet und oben am Gaumen stecken bleibet. Hierauf trachtet die unglückselige Messerschluckerin das Messer wieder heraus zu ziehen; aber vergebens, es sinket selbiges vielmehr tieffer herunter und gehet, so wie sie es erzählet, gantz gelinde ohne sonderliche Schmertzen nach dem Magen hin, worinnen das Messer 3 Tage ohne grosse Beschwerde und besonderer Empfindlichkeit verharret hat. Nach dreyen Tagen fühlet allererst die Patientin in der Gegend des Nabels einige Schmertzen, kurtz darauf setzet sich die Spitze vom Messer in die linke Seite. Die Schmertzen nehmen von Tage zu Tage zu, das Messer bleibt an gedachtem Orte fest stecken, dass dannenhero selbige genöthigt wird, in ihrem so elenden Zustande Hülffe zu suchen, umb diese ungesunde und unverdauliche Speise aus dem Magen los zu werden.

Zu welchem Ende dann ihr Ehemann anhero nach Rastenburg kam und die miserable Beschaffenheit seines Weibes dem Herrn Johann Horchen, Stadt-Cämmerer und Chirurgo hieselbst, als welchen er einer gewissen Cur wegen schon kandte und besonderes Vertrauen zu ihm hatte, eröffnete. Herr Horch sahe diese Sache von gewisserer Importantz an und wollte die Patientin, wiewol er in der Chirurgie ein erfahrener und geschickter Mann ist, nicht bloss eintzig und allein auf sich nehmen, sondern offenbahrte mir den Casum, umb meine Gedanken darüber zu vernehmen. Worauf wir beyde schlüssig wurden, weil keiner von uns die Patientin selbst gesehen hatte, selbige in Augenschein zu nehmen und nachgehends mit einander zu conferiren, auf was Art der nothleydenden Messerschluckerin am bequemsten zu helffen

wäre. Mit dieser Antwort wurde der abgeschickte Ehemann der Patientin abgefertigt, welcher denn bald darauff, nemlich den 10 ten Julii sein wimmerndes und ächzendes Weib anhero nach Rastenburg brachte. Wir besahen beyde dieses Mensch und funden das Messer in der linken Seite vier Finger breit vom Nabel und zwei Finger breit über dem Nabel, so, dass die Spitze des Messers im Anfühlen fast deutlich bemerkt wurde; weshalb ich gleich den Herrn Horchen versicherte, die Operation würde mit Göttlicher Hülffe gut von statten gehen, angesehen der Ort den Schnitt zu vollführen mir recht bequem vorkam. Und weil an selbigem Orte ein erhobener Puckel mit einiger Röthe sich zeigete, beschlossen wir, ein Cataplasma oder Umbschlag aus erweichenden Kräutern mit Leinsamen und Foenum graec. überzuschlagen, womit selbigen Tages auch immer warm continuiret worden. Indessen bat das Weib sehnlich, sie von dem Messer zu befreien, versprach mithin festiglich, alles geduldig zu leyden, was wir mit ihr fürnehmen würden, allermassen sie die Schmertzen nicht länger ertragen könne.

Tages darauf besahen wir die linke Seite der Patientin wieder und verspüreten beim Anfühlen, dass unter dem rothen Puckel, allwo die Spitze zu fühlen war, einige Materie oder Eyter stecke. Worauf resolviret wurde, in der Gegend eine Incision zu machen, und das Messer, weil sozusagen die Natur ihr daselbsten den Weg bahnen und den Ausgang suchen wollte, heraus zu nehmen. Zu welchem Ende dann vorhero vom Oleo Hyperici compos. ℥β in einer warmen Brühe der Patientin des Morgens umb 7 Uhr gereichet und auf den Ort ein Emplastrum Magneticum aus dem Empl. Diachyl. c. gumm. und Lap. Magnet ℥ sat. gefertigt, aufgelegt wurde, dass, wenn der zu Pulver gestossene Magnet nichts effectuiren sollte, doch das Empl. Diachyl. c. gummis das seine thäte. Man hielte auch, ehe das Pflaster aufgelegt wurde, den rechten Magnetstein nahe an den rothen erhabenen Puckel; da denn von den Anwesenden deutlich observiret worden, dass die Haut über der Spitze des Messers weit strammer wurde und selbige Spitze sich gleichsam nach dem Magnet sehnete, darnächst mehrere Schmertzen der Patientin verursachte. Gegen 10 Uhr desselben Tages ward diesem Frauen-Mensch ein hertzstärkendes Pulver e ℥ re Bezoard. Sennerti de chel. 69 Anglic. in glob. et Marchion. epilept. in einer Perlen-Milch, worunter einige Mandeln

mit angestossen waren, gereichet, auch alle Nothwendigkeit den Schnitt zu verrichten angeschaffet.

Nachdem nun alles bey der Hand war und die Patientin so sehnlich, sie vom Messer abzuhelffen bat, ward selbige an ein schräge an der Wand stehendes Brett mit einem Handtuch stehend angebunden, doch so, dass sie sich an das Bett lehnen konnte, theils umb dieser Patientin das stehen nicht zu beschwerlich zu machen, theils desto besser und freyer den Schnitt zu verrichten; wozu sie auch noch von zweien Feldscherern hiesiger Guarnison vom Hochlöbl. Räderischen Regiment, von beyden Seiten an den Armen gehalten wurde. Herr Horch nahm das Magnet-Pflaster, dessen Wirkung man nicht sonderlich spüren konnte, ab, ich aber setzte mich auf einen niedrigen Stuhl, den Ort, wo der Schnitt und wie lang selbiger geschehen sollte, zu determiniren. Als ich nun den Ort anfühlete und die inwendig steckende Spitze des Messers deutlich bemerkete, nahm ich selbsten eins von meinen Anatomie-Messerchen und that, wiewol behutsam in Gottes Nahmen eine kleine Incision durch die Haut und Musculen; und als ich die Spitze vom Messer noch deutlicher wahrnahm, prosequirte ich selbigen Schnitt noch einmal, schnitt das Peritonaeum durch: Worauf sich gleich die Spitze vom Messer, welches den Magen fast gänzlich durchbohrt hatte, zeigete. Nach verrichtetem zweiten Schnitt kam etwas Blut mit Eyter untermischet, welchen die durchbohrende Messerspitze an selbigem Orte des Magens causiret hatte, etwa einen Löffel voll heraus; Herr Horch fassete mit einer dazu bequemen Zange die Spitze des Messers und zog ganz sachte: Ich hingegen räumete mit meinem Messerchen die Incision etwas weiter auf, bis das ganze Messer in Praesentz unterschiedener Zuschauer, worunter auch zwey Gerichts-Verwandte hiesiger Stadt aus Curiosität zugegen waren, glücklich herausgebracht wurde. Wozu auch ein vieles contribuirte, dass dieses Weib gar nicht corpulenter, sondern hagerer Constitution war, andern Falls man nicht so leicht an das Messer hätte kommen können.

Die Wunde wurde von Herrn Horchen mit einem Schwamm, der in warmen Wein mit Myrrhen getunket und wieder ausgedrücket war, foviret und gesäubert, nachgehends von oben geheftet, nach unten zu mit einer Wicke zum Ausgange des übrigen und künf[illegible] erwartenden Eyters versehen; ein Pflaster über-

geleget, ein Unbeschlag mit warmem Wein im Munde [illegible] ein zusammengebogen Tuch applicirt, wie auch [illegible] die Patientin, welche während der Operation im Schnupfen [illegible] etwas vom Salz und [illegible] unterdessen warme in Acht genommen. Es ist zwar wahr, dass der Patientin beym Herausnehmen des Messers und Heftung der Wunde [illegible] [illegible] man mit Wahrheit sagen, dass sie mehr ein [illegible] [illegible] beschwiemet oder in Ohnmacht gefallen sey.

Diesemnach betrachtete man das im Magen gewesene Messer, welches ich auch noch in meiner Verwahrung habe, und in der Länge sieben Zoll ausmachet, auch allen Seiten an der Klinge ist nicht die geringste Veränderung, oder dass sie angefressen sein sollte, zu spühren: bloss, dass sie gantz schwartz anlaufen: welches eines Theils daher kommet, weil das Messer, als es heruntergeschlucket worden, [illegible] gewesen; andern Theils auch von dem im Magen befindlichen Fermento, welches zwar dieses Eisen angegriffen, aber nicht ein so scharfes und dem Scheidewasser gleichendes Menstruum ist, in so kurtzer Zeit von 10 Tagen das Eisen völlig aufzulösen oder zu verdauen. Was den Schafft an diesem Messer, welcher aus Hirschhorn gefertigt ist, betrifft, ist selbiger ziemlich abgezehret, dahero die Patientin ihrer Aussage nach beim öfteren Aufstossen aus dem Magen einen verdrüsslichen Geschmack vom Hirschhorn im Munde empfunden hat.

Nachdem nun dieses Messer auf vorbesagte Art herausgenommen und die Patientin ins Bett gebracht worden, ist ihr des Nachmittags ausser der Perlen-Milch vom Decocto Vulnerario gereichet nebst zwei Messerspitzen vom Balsamischen Zucker. Die Recepte waren folgende: R. Rad. Enul ʒ iii Symphit. major. ℥ β Herb. Veronic. Betonic. Sanicul. Heder. terr. a Mij. Flor. Hyperic. p. j. Ficuum no. jv. incis. coqu. in △ fontanae Mensur. 2 solatur. R. ℔ iij adde Syrup. de Hyssopo ℥ ij S Wund-Trank. R. Sacch. siniss. ℥ β Bals. Peruvian. de Copaib. a gtt vj M. d. S. Balsamischer Zucker 2 Messerspitzen im Wund-Trank zu geben. Gegen Abend wurde die Patientin frisch verbunden und ihr noch etwas vom Wund-Trank gegeben.

Den 12ten Julii hatte dieses Weibchen eine Tafelbiersuppe etc., ehe der Verband geschahe, in ziemlicher Menge gegessen, auch in-

geheim ihr ein wenig Wein reichen lassen; da denn beim Verbinden eine dem Tafelbier gleichende Feuchtigkeit aus der Wunde lief. Darauf der Wärterin nochmals unter harter Bedrohung verboten wurde, der Patientin nicht das geringste ohne unser Vorbewusst zu reichen. Hingegen wurde mit Balsamischem Zucker und Decocto vulnerario continuiret, eine dünne und durchgeschlagene Habergrütze aber bey wenigem, der Nahrung wegen gereichet.

Den 13. Julii befand sich die Patientin nicht so gut als Tages zuvor. Der Puls war etwas matter, dahero ihr selbigen Tages keine Grütze gegeben wurde, sondern bloss der Balsamische Zucker mit ein wenig vom gelben eines weichgesottenen Eyes, und weil Nachmittage die Mattigkeit zunahm, auch ein Zittern derer Glieder gleich einem Wundfieber sich eräugnete, reichete man ihr ein Pulver aus praeparirten Krebs-Steinen, Perlemutter, Nuc. Moschat. und ℥ re Bezoard. Sennerti in warm Tafelbier. Die Wunde wurde demnächst mit dem Unguent. Digestiv. und Balsam. Peruvian. verbunden. Die Nacht durch hatte die Patientin etwas unruhig, gegen den Morgen aber gantz gut geschlaffen.

Den 14. Julii trunk selbige, ehe sie verbunden wurde vom Decoct. und befand sich etwas besser, gegen Mittag genoss sie eine gute Kraftsuppe mit Muscaten gewürzet, und gegen Abend wurde eine andere Fleischbrühe worinnen folgende Species, Rad. Tormentill. Symphit. maj. Herb. Sanic. Betonic. und Flor. Hyperic. abgekocht waren, mit ein wenig Semmelbrod zu essen gereichet, worauf sich die Patientin recht gut befand, auch über keine Mattigkeit klagete. Der Urin war fast dem gesunden gleich, die Wunde reinigete man beym Verbinden mit etwas Wein worinnen Myrrhen und Aloë untermischet waren.

Den 15ten Julii nahm die Patientin frühe morgens wiederumb von der Fleischbrühe mit vorerwehnten Kräutern abgekochet und beym Verbinden, welches bloss mit dem Unguent. Digestivo geschahe, wurde die zwiefache Heffte, weil selbige loss war, weggenommen. Die Patientin befand sich recht munter und sahe man bey genauer Beobachtung der Wunde, dass selbige sich recht schön von inwendig zu schlüssen angefangen, da die fibrae gleich denen columnis carneis in corde, die sonsten auch Lacertuli genandt werden, doch viel feiner, wie starke Spinnenwebe oder feine Zwirnsfäden unter einander verworken waren. Indessen wurde die Wunde

mit Pflastern geheftet, und das untere Theil derselben noch immerhin durch Beyhülffe der Wicke offen gehalten. wiewol gar wenig Materie oder Eyter mehr flüssen wollte. Gegen Abend reichte man dem Weibe eine Dosin von Elix. vitae Overk. in warm Trinken. Welches Elixier den 16ten Julii mit der Ess. Rhabarb. versetzet. wiederholet wurde, umb den Leib. der sonsten die Zeit durch sich ganz willig erzeigete, Tages vorhero aber seine Pflicht nicht wahrgenommen hatte, ferner offen zu behalten, darauf sie denn auch zwei Sedes gehabt. Die Verbindung geschahe wie vor. Morgens und Abends mit Digestiv.

Den 17ten und 18ten Julii continuirete man mit dem Elixier vitae Overk. doch ohne den Ess. Rhabarb. und verband man die Wunde mit dem Bals. Peruv. worunter

den 19ten Julii umb die Wunde nicht allzugeil zuwachsen zu lassen, etwas von Unguento Aegyptico untermischet wurde. Innerlich wechselte man vom 19ten bis den 24ten mit Eingebung des Elix. vitae Overk. und des vorhin beschriebenen Balsamischen Zuckers. Und weil die Wunde binnen der Zeit gantz zuging, die Patientin auch keine Schmertzen fühlete, sich wohl befand, der Artzeneyen, die sie ohnedem eckelhafft aus Ungewohntheit einnahm, überdrüssig wurde, und nach Hause verlangete, ist selbige in Gottes Nahmen, mit der Warnung sich in Diaet in acht zu nehmen, und den Magen weder mit Essen noch mit Trincken zu überladen, den 24ten Julii dimittiret worden.

Dies ist nun, geneigter Leser, die Historische Beschreibung des im Julio dieses Jahres heruntergeschluckten und in selbigem Monath wieder herausgenommenen Messers mit beygefügten Umbständen der gantzen Cur, wozu der grosse Gott als der beste Arzt in so weit seinen Segen gnädiglich verliehen, dass die Patientin nicht allein frisch und gesund den 24ten desselben Monaths von Rastenburg abgereiset, sondern sich auch itzo in ihrer Behausung gantz wohl befindet.“

IX.

Zur Kenntniss der hygienischen Anschauungen.

Eine historische Skizze

von

Dr. **Moriz Wertner** in Wartberg (Ungarn).

Trotzdem wir in den auf uns überkommenen ältesten schriftlichen Denkmälern auf solche Verordnungen, Sitten und Gebräuche stossen, die — wenn auch unbewusst — mit der öffentlichen Gesundheitspflege im Zusammenhange gestanden, ist die Erkenntniss der Nothwendigkeit der Hygiene sowie ihre Einreihung in den Rahmen der selbstständigen Wissenschaften doch erst eine Errungenschaft unseres Jahrhunderts, während wir Alles auf diesem Gebiete in verflossenen Jahrhunderten Geschehene als blossen Versuch und bescheidenen Anfang betrachten können.

In medicinisch-geschichtlichen Büchern wird gewöhnlich das 18. Jahrhundert als dasjenige bezeichnet, in welchem der Beginn der Hygiene als Einzeldisciplin der Medicin nachzuweisen wäre; in Wirklichkeit können wir dies aber auch für nichts Anderes betrachten als einen Ausfluss jener Aufklärungsversuche und Bestrebungen des 18. Jahrhunderts, denen zu Folge viele damalige Aerzte in dem Aufstellen der sogenannten populären Medicin das richtige Mittel suchten, einen, wenn auch verschwindend kleinen Theil, rationeller medicinisch-naturwissenschaftlicher Anschauungen zum Eigenthume der Massen zu machen, auf dessen Grundlage sich dann der Beginn der Hygiene im Bewusstsein der Gesammtheit entwickeln konnte.

Jede wissenschaftliche Forschung und Errungenschaft feiert dort ihren höchsten Triumph, wo sie, aus dem beschränkten Kreise der Fachmänner hervortretend, in ihren Grundwahrheiten zum bleibenden

Eigenthum der Gesammtheit wird; demzufolge muss es für uns von hohem Interesse sein zu wissen, was und wie viel zu verschiedenen Zeiten aus der Fülle der medicinisch-naturwissenschaftlichen Kenntnisse ins Eigenthum des Volkes übergegangen ist und somit erlaube ich mir aus den Vorhallen der pragmatischen Hygiene, aus jenen Zeiten, wo diese Wissenschaft noch nicht selbstständig gewesen, Etwas mitzutheilen, was um so interessanter ist, als es den obigen Standpunkt vertritt, indem es nämlich die seinerzeit zur allgemeinen, auch von Laien adoptirten Kenntniss gelangten Anschauungen wiedergibt.

Zwei Autoren sind es namentlich, die uns auf diesen Wegen leiten sollen.

Von 1705—1708 erschien in Amsterdam ein in französischer Sprache unter dem Titel *„Atlas historique"* geschriebenes Werk, in dessen zweitem Theile auch die Beschreibung Ungarns Platz gefunden. Verfasser des Werkes ist ein Mr. C***, während die historisch-geographischen Commentare der Feder eines sicheren Gueudeville entstammen. Zur Kenntniss der damaligen geographischen Anschauungen ist dieses Werk schon deshalb von nicht zu unterschätzendem Werthe, weil seine sämmtlichen technischen Beilagen mit besonderem Fleisse und nennenswerther Eleganz bearbeitet sind, namentlich dürfen die in dem Buche zahlreich aufgenommenen Stammtafeln, Landkarten u. s. w. sich kühn mit ähnlichen Erzeugnissen aus der Gegenwart messen; gleiches Lob kann aber nicht dem Texte gespendet werden, aus welchem einerseits die Einseitigkeit des Autors, andererseits die Unerfahrenheit der Franzosen in fremdländischer Geographie und Geschichte zur Genüge erhellt.

Aber eine gute Seite hat dieser Text doch!

Wo es nur passend scheint, ergreift der Verf. jede Gelegenheit, um sich über die mannigfachsten wissenschaftlichen und socialen Fragen seiner Zeit im Geiste seiner Periode auszusprechen und so geschieht es, dass er bei Ungarns historisch-geographischer Beschreibung uns viele hygienische Anschauungen kennen lernen lässt.

Verf. betont den enormen Fischreichthum Ungarns, wobei ich schon jetzt seine über die Ursache dieses Reichthums ausgesprochene

Ansicht ihres hohen Interesses halber hervorheben muss. Man schrieb nämlich zu Verf. Zeiten den enormen Fischreichthum Ungarns jener Communication zu, die zwischen Ungarns Flüssen und unterirdischen Salzminen besteht und welch' letztere den ersteren ein gewisses Princip ausserordentlicher Fruchtbarkeit verleihen.

Auf solche Art, meint Verf., wäre Ungarn der passendste Aufenthaltsort für alle Jene, die aus Rücksicht für die durch die Religion gebotenen Fastenzeiten nur von Fischfleisch sich nähren. Verfassers Ansichten über den Nährwerth des Fischfleisches sind folgende: Nach einigen Naturforschern bietet das Fischfleisch einen Genuss, den man durch kein anderes Fleisch erhalten kann. Ein geistreicher Naturforscher sagte zu Verf. Zeiten, dass Fische das rechte Nahrungsmittel seien für isolirt lebende contemplative Menschen, die in schwerfälligem, undankbarem Alleinsein ergrauen und die Beweise für seine paradoxe Behauptung sucht er darin, dass das durch Fischgenuss bereitete Blut viel weniger Dichte und Consistenz besitze als das aus anderem Fleisch erzeugte; in Folge dessen sind die Geisteskräfte solcher Leute mehr zartfühlend, „delikat", und in Folge dessen für die zur Erweckung der Gedanken nothwendige geistige Thätigkeit empfänglicher. — Verf. findet diesen gewandten Panegyriker des Fisches ein wenig verdächtig, denn er ist ein unter dem Namen „Vigneul Marville" verkappter Karthäuser. (Es ist dies Noël Argonne — Natalis Argonensis — auch Bonaventura genannt, der, in Paris um 1634 geboren, erst Jurist, dann Karthäuser wurde und 1704 starb.)

Auf Ungarns Luft übergehend sagt Verf. Folgendes: Wenn die Natur irgend ein Land mit ihren Wohlthaten überhäuft, wenn sie ihm Alles bietet, was irgendwie den Sinnen, der Habsucht und der Ambition der Menschen abundant schmeichelt und sie nicht gleichzeitig gute Luft bietet: so hat sie diesem Lande das Hauptgut versagt!

Hier bietet sich unserem Autor wieder Gelegenheit, sich in physiologisch-hygienische Auseinandersetzungen einzulassen.

Wo gute Luft fehlt, können uns alle anderen Güter sehr schädlich werden, die wir von der gemeinsamen Mutter Natur, oder — um christlich zu sprechen — von Gott erhalten haben, der sie geschaffen und sie dirigirt. Alle sinnlichen Objecte, wenn

[illegible] Pferden, durch die er [illegible] — Verf. mit nm. [illegible] die Liebe [illegible] ursache [illegible] Heftigkeit. [illegible] nur zu sehr [illegible] Lebens [illegible] ursachen sollen [illegible] entspringenden [illegible] — [illegible] — [illegible] getroffen [illegible] [illegible] [illegible]

ist zur Conservirung der animalen Maschine; die Luft ist in einem continuirlichen Verkehre mit mir und die Seele, diese geistige Substanz, an die ich glaube, ohne sie zu begreifen, und die mir ein Bild meines Schöpfers bietet, steht nicht in intimerem Verkehre mit meinem Körper, als mein Körper einen solchen hat mit dieser subtilen, unsichtbaren Materie, die zu meiner Respiration dient; wenn meine Seele mir Ideen bietet und mich dadurch combiniren lässt, so geschieht es durch Vermittelung der Luft, dass ich wahrnehme, urtheile und raisonnire, schliesse. Die Luft tritt unaufhörlich in mein Inneres, sie durchdringt mich; sie tritt in alle meine körperlichen Functionen, sie ist die Nahrung jener Flamme, die das Princip des Lebens ist und die man natürliche Wärme nennt; sie ist das mobile und gewissermassen die Seele meiner mechanischen Structur, mit einem Worte: sie bewirkt in mir Bewegung und Empfindung. Wenn aber die Luft inficirt ist mit dichten Dünsten, bösartigen Exhalationen, endlich von kleinen Fremdkörpern, die fähig sind, die Bestandtheile der Maschine anzuhalten, dann hat man durchaus keine Ursache, mit dem Landstriche, den man bewohnt, zufrieden zu sein, und man muss von sehr robuster Beschaffenheit sein, um lange und gesund in so schlechtem Klima verharren zu können. Ich bemitleide diese Städte und Provinzen derjenigen Staaten, wo es scheint, dass die Natur nur Menschen producirt, um sie eine Beute von Krankheiten und Tod werden zu lassen. Wo aber gute Luft ist, können sich die dieselbe athmenden Menschen dessen rühmen, dass sie das kostbarste Gut der Natur erhalten, denn ohne Gesundheit hört Alles im Leben auf ein Gut zu sein, soweit es leibliche Güter betrifft.

„Fraget nur den, der in eine habituelle Schwäche verfallen, ob er wohl sein hohes und reiches Loos nicht vertauschen wollte mit der gesunden Constitution eines armen Handwerkers, und wenn unser Kranker aufrichtig sein will, wird er hierzu herzlich gern seine Bereitwilligkeit aussprechen, wenn die Sache nur möglich wäre. Fraget hingegen den armen Handwerker, ob er seine niedrige, jeder äusseren Ehre und jedem Vergnügen fernstehende Stellung gegen die eines reichen Hinfälligen vertauschen wolle, und ich bin sicher, dass er in solchem Falle den Tausch verwerfen werde; denn Nichts berührt das Herz so sehr als dasjenige, worunter der Körper leidet oder hinsiecht.“

Michael de Montaigne [illegible] ist der Antheil, den wir den Thieren an den Gaben der Natur überlassen, für die Thiere [illegible] imaginäre und phantastische Güter an, [illegible] handene, von denen sich die [illegible] Rechnung legen kann; oder [illegible] unserer Meinung nach einen [illegible] Vernunft, Wissenschaft, Ehre: [illegible] gegen die essentiellen, [illegible] Ruhe, die Unschuld und die [illegible] Geschenk der Natur, von der die Stoa sagt, dass Heraklit und Pherekydes gerne ihre Weisheit gegen die Gesundheit vertauscht hätten, um sich dadurch — wie der erste — von Hydrops oder — wie der zweite — von der Phthisis zu befreien."

Die Gesundheit ist nach unserem Autor in dieser Jammerwelt das höchste Gut; sie ist gleichsam ein Generalwerkzeug, durch dessen hervorragende Hülfe wir die Poesie, die Herrlichkeit und die Annehmlichkeiten aller anderen Güter zu üben wissen und da die gute Luft eine der Hauptbedingungen, ja das „Veinkel" der Gesundheit ist, so folgt daraus, dass man die gesunde Luft nicht genug schätzen kann.

Zum Wasser übergehend fährt Verl. folgendermassen fort: „Nachdem ich nun lange über die Gaben der Natur gesprochen, bitte ich um die Geduld, mich sagen zu lassen, dass nach dem Zeugnisse der Geographen, Reisenden und Historiker, dreier Sorten von Leuten, die manchmal alle zusammen Muhe haben, eine einzige Wahrheit zu constatiren, dass die Ungarn mit einer schlechten Luft versehen sind; dass es gefährlich ist für Fremde, sich in Ungarn niederzulassen und dass daselbst die Sonne eine Menge Ungeziefer erzeugt. — Nur ist der Ausdruck „Fremde" nicht in seiner ganzen Ausdehnung zu nehmen; es kann auch eine solche Nation geben, der die Luft Ungarns eben nicht schadet, und ich glaube, dass Ungarn in Wirklichkeit eine solche Nation beherbergt, die sich dort sehr wohl fühlt, obwohl sie von genügender Ferne dahingekommen und die sich nicht eher daraus wieder entfernen wird, als zu frühe für ihren Vortheil; errathet sie!"

Das Wasser ist nicht um Vieles besser in Ungarn als die Luft. Man sagt, dass blos das Donauwasser einiges Gute an sich hat.

Ursache des schlechten Wassers ist nicht etwa die geringe Anzahl der Quellen Ungarns; aber ihre Bewohner — resp. ihr Inhalt — sind schlecht, wenn es wahr ist, was ein Autor — resp. ein anonymer Plagiator — sagt, dass diese Wässer alle Arten von Geschmack und Qualität besitzen, mit Ausnahme der trinkbaren Eigenschaften. Moreri (gest. 1680) und einer seiner Abschreiber führen eine dieser Quellen an, die von ausserordentlicher Natur ist; ihr Wasser ist tödtlich, sie fällt und steigt mit dem Monde und sie versiegt gänzlich beim Vollmonde.

Verf. tritt dieser Angabe entgegen. So weit er sich in der Sache einige Kenntniss zumuthet, drückt sich Moreri entweder schlecht aus oder er verfällt in einen absurden und lächerlichen Widerspruch. Er findet es widersprechend, dass diese Quelle — wenn sie im natürlichen Sinne genommen das Wachsen und Abnehmen des Mondes befolgt — gerade damals versiegen soll, wenn diese Fackel der Nacht den höchsten Grad von Helle erhalten, dessen sie auf unserer Hemisphäre fähig ist; diese Quelle sollte sich also gewissermassen aus Achtung zurückziehen, sobald der schöne Begleiter unserer Erde in seinem vollsten Glanze erscheint, wo sie doch seit dem zunehmenden bis zum Vollmonde gestiegen? und wieder, wenn der Mond seinen Weg umkehrt, auf dem er zu unseren Antipoden gelangt, sollte unsere Quelle wieder plötzlich so steigen und trotzdem sich consequent bleiben nach dem Steigen und Fallen des Mondes? Verf. gesteht, dass diese Interpretation das Phänomen jedenfalls merkwürdiger und unbegreiflicher gestaltet, aber er zweifelt, dass dies mit Moreri's Anschauungen conform sei.

Wie dem auch übrigens immer sei, so viel steht nach unserem Autor fest, dass der Mond von der Physik als eine Art Gottheit betrachtet wird, der nicht nur Laien, sondern auch Philosophen eine gewisse Macht zuschreiben. Die Vertreter der „corpusculären" Lehre — ein Volk von Zweiflern — lachen diese Theorie zwar aus und halten alle Naturgeheimnisse, die man durch den geheimen und undefinirbaren Einfluss des Mondes erklärt, für eitel Hirngespinnste. Verf., weit entfernt davon, dem Monde seine souterraine Macht zu rauben, lässt ihm gerne zu die Herrschaft über die Winde, den Frost, die Schalthiere und Hirschgeweihe und stellt nur die Bedingung, dass er kein Machtrecht über seine eigene

Person ausübe. — Nachdem man also die Ursachen des sanitätswidrigen Wassers in Ungarn nicht ausfindig machen kann, wendet man sich zur Allmacht des Schöpfers, deshalb [illegible] man zu Verf. Zeiten diese Wässer zu den Weltwundern und wie der Prophet einst gesagt, dass Gott zu bewundern sei in der Menge der Gewässer — mirabilis Deus in aquis multis — sagte man „*mirabilis Deus in aquis Hungariae.*“ Verf. will aber noch glauben, dass Gott diese wunderbaren Wässer Ungarns — in der [illegible] einige auch von todtbringender Wirkung sind — ausschliesslich als Zeichen seiner Allmacht geschaffen habe, um [illegible] anzunehmen, dass diese Wässer, nachdem sie die Gesetze der Bewegung befolgen, solche Bestandtheile enthalten und mit solcher natürlichen Kraft ausgestattet sind, deren Ursachen man nur dann erklären könnte, wenn man es verstünde, diese Wässer zu analysiren.

Schliesslich erwähnt Verf. noch einer sanitätswidrigen Merkwürdigkeit Ungarns. Im Sohler Komitate nämlich ist ein Abgrund, der einen so hochgradigen und tödtlichen Dunst verbreitet, dass die über ihn dahinfliegenden Vögel davon sterben.

Nachdem Verf. diesen Anlass benutzt, um mehrere solcher Beispiele aus vergangenen Zeiten, namentlich aus dem Alterthume, anzuführen und zu commentiren, schliesst er seine hygienischen Anschauungen.

Als Anhang zu Gueudeville's Ansichten will ich hier noch jene hygienischen Anschauungen mittheilen, welche ein Deutscher, Elias Beynon junior, in seinem 1670 zu Constanz erschienenen „der barmherzige Samariter“ betitelten volksmedicinischen Werke entwickelt.

Von der Luft sagt er, dass sie sowohl durch das Einathmen als durch die Bewegung der Pulsader geschöpft wird, dass sie die vorzüglichsten Theile des Körpers, nämlich die lebenden und natürlichen Geister erhält, die luftiger und feuriger Substanz sind.

Die Luft ist viel wichtiger als jeder andere nicht natürliche Gegenstand und kann dem Leibe auch mehr schaden, weil wir in ihr immer leben, sie nicht meiden können, ohne sie nicht existiren

UofM

könnten, von ihr immer umgeben sind, weil sie in Folge der Feinheit ihrer Substanz in die Tiefe unseres Leibes dringt, endlich, weil sie ein Nahrungsmittel ist und die Lebensgeister ohne sie nicht bestehen könnten.

Die Luft ändert sich oft, und die Folge dessen ist, dass die gute Luft dem menschlichen Leib mehr nutzen kann, während die verdorbene und unreine das schädlichste unter Allem ist. Wir sehen also, dass Beynon auf diesen Umstand ebensolches Gewicht legt wie der spätere Gueudeville. — Jene Luft ist die beste, die nicht durch Ausdünstungen stehenden Wassers oder eines Sumpfes inficirt wird, die nicht mit Metallen vermengt ist und mit keinem unreinen Orte in Berührung kommt. Daher kommt es, dass Fürsten und grosse Herren überhaupt sehr wohl daran thun, dass sie ihre Schlösser auf freien Plätzen erbauen, besonders an den Enden des Ortes (Dorf, Stadt u. s. w.) gegen Sonnenaufgang, Norden oder Westen, damit sie, fern von jeder Ausdünstung, immer reine Luft einathmen können.

Es gibt einen Unterschied auch in der Qualität der Luft; die besttemperirte Luft ist diejenige, von deren Kälte der Leib nicht friert und von deren Hitze er nicht schwitzt u. s. w.

Die vom Norden kommende Luft sowie die Nordwinde sind die gesündesten, weil sie keine Dünste mitbringen, sondern solche sogar zerstören, deshalb ist es zu Zeiten einer Epidemie gut, das gegen Norden liegende Fenster zu öffnen, weil der Nordwind die verpestete Luft und die Sonnenstrahlen reinigt. Die Ostwinde sind warm und trocken, die Westwinde kalt und feucht, daher ungesund. Die Südwinde sind die schädlichsten, weil sie warm und feucht sind und weil durch sie Alles leicht in Verwesung übergeht, deshalb soll man, bei inficirter Luft, die Südwinde meiden.

Unter den Jahreszeiten ist der Frühling die gesündeste, besonders zur Zeit einer Epidemie, wo er die Luft von allen in ihr befindlichen Dünsten reinigt. Die Herbstluft kann schwere Krankheiten verursachen. Die kalte Jahreszeit kann phlegmatischen Leib, Fallsucht, Schlagfluss u. a. ähnliche Krankheiten erzeugen, warme Jahreszeit hingegen kann bei gallenkranken Menschen hitziges Fieber u. dgl. hervorrufen, besonders wenn das ganze Jahr feucht und warm ist.

Bezüglich des Essens und Trinkens empfiehlt Beynon, dass man sich nach dem Essen mit Etwas beschäftigen und spazieren gehen soll.

Die dicke Speise wird schwer verdaut und macht einen zähen Saft, der die natürliche Wärme ganz zum Verlöschen bringen könne. Die subtile und dünne Speise bietet wenig Nahrung und durch sie wird der Körper dünn, mager und subtil. am besten ist's also, zwischen beiden die richtige Mitte zu halten.

Was Beynon vom Brode sagt, gilt noch heute als unumstößliche Wahrheit. Jenes Brod ist das Beste, welches mit Salz und Sauerteig aus solchem Mehle bereitet wird, das mit keinem inficirten Orte in Berührung war und noch nicht zu alt ist.

Unter den Vögeln ist fast jeder Waldvogel der Gesundheit zuträglich.

Unter den Fischen sind jene gut, welche im reinen sandigen Wasser geboren und aus solchen herausgefangen werden; hingegen sind jene schädlich, welche in stehenden stinkenden Gewässern leben und nicht gut schwimmen können.

Das Fleisch der wilden Thiere — wenn sie in Folge des schnellen Laufens ermüdet sind und sich mehr in trockener Luft aufhalten — ist heilsamer als das Fleisch der Hausthiere, jedoch das Kalbfleisch ist nicht zu verwerfen.

Milch und Käse soll man, wenn sie dick und schleimig sind, meiden. — Die Ziegenmilch hingegen ist, wenn man sie in nüchternem Zustande ohne andere Speise geniesst, gesund.

Weich gesottene Eier geben gute Nahrung und sind leicht verdaulich.

Unter allen Umständen schädlich sind: Zwiebel, Knoblauch, Rettich, Senf und alle Obstgattungen, die man nicht dörren und aufbewahren kann.

Der von Natur aus kalte Magen verlangt mehr als er verzehren kann; der heisse Magen verzehrt mehr als er verlangt, deshalb taugt ihm besser die dicke Speise als die subtile und deshalb soll der Arzt die Temperatur des Magens erforschen.

Die Verdauung hängt auch von der Menge der Speisen ab. Wenn in einem grossen Magen wenig Speise ist und diese daher im ganzen Magen nicht vertheilt wird, dann wird die Speise nicht

vollständig verdaut, aber durch einen Ueberfluss an Speise wird der Magen noch mehr verdorben u. s. w.

Das Trinken muss man derart veranstalten, dass das Getrunkene nicht im Magen obenauf schwimme; wenn aber die Speise schon ein wenig verdaut ist, dann ist es gut Etwas zu trinken, weil dadurch die Speise im ganzen Körper rasch vertheilt wird.

Eine gute Diät ist daher der beste Arzt, das beste Heilmittel und die beste Apotheke.

X.

Georg Friedrich Louis Stromeyer.

Literatur.

Diss. inaug. de hydroceles cura per injectionem. q. def. d. 6. April. Berolini, typis academicis. 1826. gr. 8. Rec.: Hecker's lit. Annalen der Heilk. Bd. 6. 1826. S. 255: Pierer allg. medic. Annal. 1827. Feb. S. 280. — ***Skizzen und Bemerkungen von einer Reise nach Danzig und dessen Umgegend im Aug. u. Sept. 1831 im Auftrage der Kgl. Hannov. Immediat-Commission gegen die Cholera unternommen.*** Hannover bei Hahn. 1832. 8. Rec.: Kleinert Extrablatt. Cholera orientalis. 1832. Nr. 58. S. 925—928; Hufeland, Bibl. der Heilk. Bd. 68. 1832. H. 3. Sept. S. 175 u. S. 190—192; Medicin.-chirurg. Zeit. 1832. Bd. 4. Nr. 82. S. 49. S. 50—64. Nr. 83. S. 64—74; Leips. Litt. Zeit. 1832. Nr. 259—260; Casp. krit. Repert. der Heilk. Bd. 32; 1833. H. 3. 334—336; Bluff, Leistungen der Med. im J. 1832. S. 206. — ***Ueber die Cholera in der Umgegend Danzigs:*** aus einem Briefe an Dr. Gerson, in Gerson's und Julius' Magazin der ausl. Heilk. Bd. 22. 1831. Nov. u. Dec. S. 472—480. Rec.: Kleinert Extrablatt. Cholera orientalis. H. 2. 1832. Nr. 40, d. 13. Apr. S. 629—631: Summ. d. Med. Bd. 7. 1832. H. 4. art. 174. S. 198—201. — ***Die Durchschneidung der Achillessehne als Heilmethode des Klumpfusses***, durch zwei Fälle erläutert, in Rust's Magazin für Heilkunde. Bd. 39. 1833, H. 2. art. 6. S. 195—218, nebst Abb. Rec.: Summ. der Medicin. Bd. 6. 1833. H. 3. art. 131, S. 170—179. — ***Einrichtung einer doppelten Verrenkung des Unterkiefers*** am 35. Tage, ebd. art. 7. S. 219—222. Rec.: Summ. der Med. Bd. 5. 1833. H. 8. art. 267. S. 489—497. — ***Heilanstalt für Verkrümmte des Hofchirurgus Dr. Stromeyer zu Hannover.*** Hannover 1835. (Als Manuscript gedruckt.) — ***Ueber die Paralyse der Inspirationsmuskeln.*** Hannover. Helwing'sche Hofbuchhandlung. 1836. gr. 8. Rec.: Bluff, Leistungen der Medicin. Bd. 5. 1836. S. 226; Gersdorf, Repertorium der deutschen Literatur. Bd. 8. 1836. Nr. 10, d. 15. Mai; Hall. Lit. Zeitung. 1837. Nr. 71; Schmidt, Jahrbücher d. Medicin. Bd. 14. 1837, Apr. art. 84, S. 102—106; Sachs, med. Alm. f. 1838, Abth. 2. S. 44; Holscher, Annalen der Heilk. Bd. 3. 1838. H. 1, S. 81—100; Brit. med. Rev. Vol. 5. 1838, Nr. 9. Jan. p. 1, art. 8. p. 133—146; Jen. Lit. Zeit. 1838, Mai. S. 86; Kleinert, Repert. d. med. Journalistik. 1836, Mai. S. 176, Note 28. — ***Orthopädische Erfahrungen und Operationen.*** Ebend. 1838. gr. 8, nebst 8 Steindrucken von J. Giere. Rec.: Holscher, Annalen d. Heilk. Bd. 3. 1838, H. 2. S. 389. — ***Beiträge zur operativen Orthopädik oder Erfahrungen über die subcutane Durchschneidung verkürzter Muskeln und derer Sehnen.*** Ebd. 1838. gr. 8, nebst 8 Steind. del. H. Schulz, lith. J. Giere. Rec.: Sachs, Jahrbuch der Leistungen der Heilk. 1838. Th. 1. S. 234—235 u. S. 238—240; Holscher, Annalen d. Heilk. Bd. 3. 1838, H. 3. S. 601—613 u. H. 4. S. 765—785; Froriep;

N. Notizen, Bd. 9. 1839, Jan. Nr. 128, S. 76—78, Nr. 1282, S. 93—95 und März Nr. 1295, S. 303—304; Chir. Kpftaf. H. 80. 1839. Tab. 407 u. 1 Bl.; Berl, med. Centralz. 1839. St. 5; Berl. liter. Zeitung 1839. St. 6; Casper, Wochenschrift f. Heilk. Bd. 8. 1839. Nr. 5, d. 3. Feb. S. 79—80; Medicin.-chir. Zeit. 1839. Bd. 3. Nr. 67. S. 251—253; Gersdorf, Repertorium der deutschen Liter. Bd. 20. 1839, St. 1 d. 1. Apr.; Britisch med. Rev. Vol. 8. 1839, Nr. 16. Oct. p. 1. art. 5, p. 384—405; von Ammon's Monatschrift f. Medicin, Augenheilk. u. Chir. Bd. 1. 1839, H. 6. S. 662 ff.; Schmidt, Jahrb. der Med. Bd. 24, 1839. Dec. art. 219. S. 347—353; Sachs med. Alm. f. 1840. Abth. 2. S. 186—187 u. S. 191—193. — *De combinatione actionis nervorum motorium et sensoriorum, sive de sensuum impressionibus musculorum actione effectis.* Erlangae, ap. Ferd. Enke. 1839. gr. 8. Rec.: Schmidt, Jahrb. d. Med. Bd. 31. 1841. Juli, art. 125. S. 120—122. — Ueber Combination motorischer und sensorieller Nerventhätigkeit oder über die Erweckung von Empfindungen durch Bewegungen, als Ergänzung der Lehre des *Marshall Hall* von der Reflexion der Bewegungen nach Empfindungen, im Gött. Gel. Anzeig. 1836. Nr. 70—72. Rec.: Kleinert, Repertorium der med. Journalist. 1836. Mai. S. 163—164, Note 6. — Mit. J. M. Leupoldt: Amtlicher Bericht über die 18. Versammlung d. Gesellsch. deutscher Naturforscher u. Aerzte zu Erlangen, im Sept. 1840. Erl. gr. 4. — *Das Korektom, ein neues Instrument für die künstliche Pupillenbildung und für die Extraction des angewachsenen Staares.* Augsb. bei Geiger jr. 1842. gr. 8, nebst 3 Steindrucken. Rec.: Haeser's Repertorium f. Medicin. Bd. 5. 1842, H. 4. S. 191—192; Casper, Wochenschrift f. Heilk. Bd. 11. 1842, Nr. 47, d. 19. Nov. S. 768. — *Handbuch der Chirurgie.* I. Theil. Freiburg im Breisgau 1844. II. Theil ebend. 1864—1868. — *Ueber Sinus pericranii.* Deutsche Klinik. II. Jahrgang. 1850. S. 180. — *Maximen der Kriegsheilkunst.* Hannover bei Hahn. 1855 u. 1862. — *Ueber den Verlauf des Typhus unter dem Einflusse einer methodischen Ventilation.* Hannover bei Hahn. 1855. — *Ueber das Parietalblatt der Arachnoidea cerebri, präparirt durch subseröse Entzündung der dura mater.* Deutsche Klinik. 1861. S. 1 u. f. — *Das General-Militär-Hospital in Hannover.* Zeitschrift des hannoverschen Vereins für Architekten und Ingenieure von 1857. — *Ueber granulöse Augenkrankheit.* Göschen's Deutsche Klinik. 1857 im Juni. — Erfahrungen über Schusswunden im Jahre 1866, als Nachtrag zu den Maximen der Kriegsheilkunst. Hannover bei Hahn. 1867. *Notizen und Bemerkungen eines Ambulanz-Chirurgen* von William Mac Cormac. Hannover bei Hahn. 1871. — *Erfahrungen über Local-Neurosen.* Hannover bei Rümpler. 1873. — *Erinnerungen eines deutschen Arztes* von Dr. Stromeyer. 1. Band: Leben und Lernen. 1875, 2. Band: Leben und Lehren. 1875. Hannover, Karl Rümpler. — Rec.: Wiener medic. Wochenschrift. 25. Jahrg. 1875. Nr. 3. 4. 20. 21 u. 22. — Augsburger Allgem. Zeitung 1875. Nr. 320, wissenschaftliche Beilage. — Breslauer Zeitung 1875. — Europa 1875. — Norddeutsche Allgemeine Zeitung 1875. — Schlesische Zeitung 1875. Ueber Stromeyer: Unsere Zeit 1877 von Dr. P. Niemeyer (nicht erschöpfend und oberflächlich). — Wiener medicinische Wochenschrift Nr. 43: 1876, Worte der Erinnerung an M. J. Chelius, L. Stromeyer und O. Simon von Ph. Billroth. (Unkritisch und unhistorisch, blosse decorative Phrasen.)

Auf die vielen Aehnlichkeiten, welche zwischen den Classikern der schönwissenschaftlichen Literatur und denen der Medicin existiren, haben wir bereits in der *„Allgemeinen Charakteristik der Classiker"* aufmerksam gemacht und gezeigt, wie die culturhistorische Strömung, unter denen Beide stehen, hier ihren Einfluss geltend macht. Im Einzelnen zeigt sich dieses nirgends mehr als

bei Dieffenbach und Stromeyer, dessen Leben und Wirken uns jetzt beschäftigen wird.

Keine Literatur irgend eines Culturvolkes hat zwei Dichterheroen aufzuweisen, die, wie Goethe und Schiller, zugleich Zeitgenossen und sich ähnlich in ihrer Unähnlichkeit und unähnlich in ihrer Aehnlichkeit, Beide gottbegnadete Dichter waren, dasselbe Ziel erstrebten und doch auf verschiedenen Wegen hierzu gelangten. Ebenso hat auch kein zweites Volk das Glück gehabt, zwei Chirurgenheroen aufzuweisen, die, ebenso verschieden wie Goethe und Schiller, dem Charakter und dem Geiste nach, in ihren künstlerischen und wissenschaftlichen Aspirationen dasselbe Ziel verfolgten, den höchsten Gipfel der Classicität der Chirurgie erklommen und die deutsche Chirurgie zur ersten der Welt erhoben.

Goethe war zehn Jahre älter als Schiller und ihre freundschaftliche Annäherung fand nicht in der Jugend, sondern im reiferen Alter statt. Ebenso war es mit Dieffenbach und Stromeyer; dieselbe Altersdifferenz trennte sie, um sie später einander zu nähern.

Man hat Goethe als Träger des Realismus, Schiller als den des Idealismus hingestellt. Das ist in gewisser Beziehung wahr, aber nicht in jeder.

Denn auch Goethe war Idealist, wie auch Schiller Realist.

Der Unterschied zwischen Beiden besteht nur darin, dass Goethe vom Realen ausging, um von da zum Ideellen überzugehen, während umgekehrt Schiller seine ersten Sporen sich als Lyriker verdiente, indem die Liebe es war, welche ihn zum Dichten begeisterte. Er versuchte sich dann ganz objectiv als Historiker, um realistisch als historischer Dramatiker seine höchsten Lorbern zu ernten. Ein ähnliches Verhältniss findet zwischen Dieffenbach und Stromeyer Statt.

Dieffenbach begann seine chirurgische Laufbahn auf inductivem Wege; seine Transplantationsversuche liessen ahnen, was und in welcher Weise er in der deutschen Chirurgie leisten würde. Der Realismus Goethe's leitet ihn in der Chirurgie. Anatomische und physiologische Studien und Experimente zogen ihn in seiner Jugend an.

Anders Stromeyer. Historische Studien, kritisch-deductive Aspirationen beschäftigen ihn in frühester Jugend und bringen

ihn auf eine Idee, auf einen wichtigen Gedanken, dessen Realisirung, dessen Umsetzen in die That aber Dieffenbach gelingt. Die Physiologie treibt Dieffenbach zu neuen Operationsmethoden, während sie Stromeyer veranlasst, sie in ihre Schranken zurückzuweisen oder sie in Congruenz mit der Physiologie zu bringen.

Wenn daher Stromeyer der Repräsentant der Idee, Dieffenbach der der That ist, so bezieht sich auch dies nur auf den Ausgangspunkt ihrer Bestrebungen. In gewisser Hinsicht ist Dieffenbach noch ideeller als Stromeyer, wie Goethe ideeller als Schiller ist. Und in dieser Beziehung konnte Dieffenbach in seiner *„Geschichte der Transfusion"* den anscheinend paradoxen Ausspruch thun: *„Die Geschichte der Transfusion und Infusion ist älter als die Operation selbst. Denn was der Mensch ahnt und denkt, das hat er schon vollbracht. Was ohne Gedanken vollführt worden, das ist noch nicht da; nur das, was der schaffende Geist ersonnen, auch ohne dass die Hand es vollführt, existirt."*

Wie aber Goethe und Schiller darin sich gleich sind, dass sie Beide das höchste Ziel der Dichtkunst erreichen und als Dramatiker die Palme sich errangen, nachdem Lessing ihnen die Wege dazu geebnet, so sind Dieffenbach und Stromeyer sich darin ähnlich, dass sie das vollendeten, wozu Richter den Grund gelegt, die Principien der classischen Chirurgie weiter ausführten und ihrer höchsten Ausbildung entgegenbrachten, die Krönung der conservativen und plastischen Chirurgie durch Hinzufügung der verschönernden Chirurgie vollzogen und somit die deutsche Wundarzneikunst zur Avantgarde der Chirurgie der Culturvölker machten. Ihnen ist es zu danken, dass man das Evangelium der conservativen und plastischen Chirurgie fast als ein Monopol der Deutschen bezeichnen kann.

Sollen wir noch eine Aehnlichkeit hervorheben, so besteht dieselbe in der innigen Freundschaft, die, wie zwischen Goethe und Schiller, so auch zwischen Dieffenbach und Stromeyer bestand.

Es war dieses in erster Linie keine Herzensfreundschaft, sondern eine Freundschaft, welche vorzugsweise auf Sympathie ihrer gegenseitigen geistigen Bestrebungen beruht, trotzdem sie nicht weniger ihr Herz gegen einander ausschütteten. Was ihr an Innig-

keit, Herzlichkeit und Feuer abgeht, wird ersetzt durch das höhere Ziel und die Harmonie der geistigen Wahlverwandtschaft.

Dies erzeugt dann einen festeren Kitt und eine längere Dauer, als die sogenannten Jugendfreundschaften, die in mancher Beziehung einer Rakete oder einem blossen Strohfeuer gleichen, während die im reiferen Leben geschlossenen Freundschaften dem elektrischen Licht ähnlich sind, das strahlt und erleuchtet wie die Sonne, aber keine Wärme erzeugt.

Wenn die Geistesähnlichkeit zweier Männer in erster Linie dadurch bedingt ist, dass sich somatische und psychische angeborene Aehnlichkeiten vorfinden, so ist doch der Einfluss der Zeitperiode von nicht minderer Bedeutung.

Goethe und Schiller, obgleich zehn Jahre im Alter auseinander, standen unter dem Genius ihres Jahrhunderts. Derselbe concentrirte sich bei ihnen wie in einem Focus und man könnte sagen: alle edlen, schönen und erhabenen Seiten dieser Aera würden durch Goethe und Schiller repräsentirt, sie hätten, den Genius derselben in sich aufnehmend, denselben wieder zurückgestrahlt. Dasselbe kann man von Dieffenbach und Stromeyer behaupten.

Auch sie wurden unter dem Sterne dieses Genius ihres Jahrhunderts geboren, erblühten und reiften unter ihm; wie Goethe und Schiller nahmen sie denselben ganz in sich auf und reichten ihn ihren Zeitgenossen als goldene Früchte in silbernen Schalen zurück.

Ja! es war eine grosse Zeit. War es Stromeyer nicht vergönnt, an der hehren Befreiungsperiode selbst activ Theil zu nehmen, so nahm er doch die Eindrücke derselben in sein jugendliches Gemüth auf und hatte das Glück, das Jahr 1848 mit durchzumachen und die Wiederaufrichtung des deutschen Reichs zu sehen.

Schiller sah nie die Blüthe der deutschen Poesie, es blieb ihm erspart, das gespreizte Auftreten der „romantischen Schule“ zu erleben, Goethe musste es dagegen erfahren, seinen eigenen Ruhm erblassen zu sehen im künstlichen Feuer dieser, freilich nur kurze Zeit herrschenden, Schule.

Umgekehrt erlebte der von Geburt ältere Dieffenbach nur die Blüthezeit der classischen Chirurgie; es blieb ihm erspart, den

Verfall derselben, wie Strömeyer, zu erleben, und abgethane, wieder aufstehende Vieilletäten zu bekämpfen; es blieb ihm erspart, unmittelbar unter seinen Augen in der Hauptstadt des neuen Reiches einen Verein sich bilden zu sehen, welcher sich als „Deutsche Reformpartei der Nichtärzte“ bezeichnet und es sich zur Aufgabe gestellt hat, *„Medicinvergiftung, wie sie jetzt an der Tagesordnung, Missbrauch der Chirurgie, Vivisection, Geheimmittel und Sympathieschwindel zu bekämpfen“* und jedenfalls Zeugniss davon ablegt, dass bei der, auf den Universitäten im Namen und unter dem Schutze des Staats gelehrten, Medicin ebenso etwas faul sein müsse als im Staate Dänemark.

Schiller und Dieffenbach hatten das Glück, Beide abgerufen zu werden, als sie den Zenith ihres Ruhms erklommen hatten.

Wie Goethe und Schiller sich gegenseitig ergänzen, befruchtend auf einander einwirkten, literarisch nothwendig waren und ohne einander gar nicht gedacht werden können, ebenso nothwendig waren der deutschen Chirurgie Dieffenbach und Stromeyer. Auch sie bilden eine gegenseitige Ergänzung und lernen gegenseitig von einander. Dieffenbach unterrichtete Stromeyer in der Technik der Transfusion und Infusion, und Stromeyer, durch den von ihm geheilten englischen Arzt Dr. Little, Dieffenbach in der subcutanen Tenotomie.

Charakteristisch für die deutsche Medicin aber ist, dass die conservative, plastische und Verschönerungs-Chirurgie in Deutschland ihren Culminationspunkt erreichte, und nicht in Frankreich und England.

Dem normalen Lauf der Dinge nach hätten letztere beiden Länder die Initiative hierzu ergreifen müssen. Denn erst kommt das Nothwendige, dann das Schöne.

An Reichthum übertreffen sie aber beide Deutschland.

Wenn trotzdem das Schöne und Gute der Chirurgie das *καλόν κἀγαδόν* in Deutschland früher als dort seinen Blüthepunkt erreichte, so liegt dies einmal, wie wir bereits in der *„Allgemeinen und differtiellen Charakteristik der chirurgischen Classiker“* hervorhoben, in dem Nationalcharakter der Deutschen, anderntheils wollen wir es als ein gutes Omen betrachten, dass Deutschland auch in socialer und nationalökonomischer Beziehung seine alte Stellung,

die es im 16. Jahrhundert hatte, zurückerobern und auch hierin ebenso dominirend werden möge, wie es in politischer Beziehung schon der Fall ist. Die Bezeichnung das „arme Deutschland“ dürfte denn nur der Vergangenheit angehören.

Doch nun zu Stromeyer selbst.

Stromeyer wurde am 6. März 1804 in Hannover geboren. Sein Vater war der bekannte Hofchirurgus, welcher sich in Verbindung mit Ballhorn durch die Einführung der Vaccination in Deutschland verdient machte.

Seine Mutter, eine geborne Louis, stammte von der in den Religionskriegen aus Frankreich vertriebenen Familie gleichen Namens, welche damals, um ihrer Religion willen, ihr Vaterland verliessen und nach Deutschland auswanderten.

Zu seiner Geburt macht er, als er 70 Jahre später seine Autobiographie schrieb, die Bemerkung, dass es doch tröstlich sei, zu wissen, dass man seinem Vater einmal wenigstens im Leben eine grosse Freude gemacht habe, wie er an seinem Geburtstage. Am 28. März fand die Taufe Statt und wurde St. nach seinem Grossvater Georg Friedrich Louis genannt.

Er hat sich desshalb immer Louis genannt und nicht Ludwig, weil es sich um einen Familiennamen handelt, den man nicht zu übersetzen pflege.

In seiner frühesten Jugend war er sehr schwach und kränklich und wurde durch eine Amme ernährt. Ausser seiner ältesten Schwester, welche 1802 geboren wurde, hatte er sieben Geschwister; sein jüngster Bruder machte 1815 den Beschluss. Von den fünf Schwestern starben zwei in der Zahnperiode.

Stromeyer's früheste Erinnerungen reichen bis in sein fünftes Jahr. Vorübergehend litt er am Nachtwandeln. Die Masern wurden leicht überstanden. Des grossen Kometen von 1811 erinnerte er sich noch sehr deutlich, ebenso, dass er zu einem Kinderfeste in einer äusserlich mit Goldleisten verzierten und inwendig mit rothem Plüsch ausgeschlagenen Portechaise getragen wurde.

Sein Vater beherzigte und befolgte den weisen Rath des Hippokrates, die zukünftigen Jünger der edelsten aller Künste möglichst frühzeitig in das Allerheiligste einzuführen.

Als er einen Bäckergesellen, welcher eine schwere Schädelverletzung davon getragen, ohne Trepanation geheilt hatte, liess

er den Sohn die Finger in die ausgeheilte Rinne legen, damit er den Knocheneindruck fühle.

Sicher hat diese Erinnerung später, als er sich damit beschäftigte, die Principien der classischen Chirurgie näher zu begründen, grossen Eindruck gemacht.

Frühzeitig wurde er auch in den Leibesübungen geübt. Der Tod des Eleven seines Vaters, des Bruders des bekannten späteren Professor Spitta, in den Fluthen der Leine war die Veranlassung, seinen Eifer in der Erlernung des Schwimmens anzuspornen.

Nach damaliger Sitte erhielt er den ersten Unterricht in einer Mädchenschule. „Wenn es der Zweck der Schule sein soll", sagte er, „einen offenen Kopf zu bekommen, so wurde dies nur allzuschnell erreicht." Eines Tages wurde er seinem Vater mit einer grossen Wunde heimgebracht, die er sich beim Voltigiren über Tisch und Bänke zugezogen hatte.

Als aus der ersten Classe des Thierbach'schen Instituts, in dem St. seine Ausbildung erhielt, mehrere Schüler der ersten Classe 1813 in die deutsche Legion traten, da hatte er noch mehrere Jahre nachher das Gefühl, wie traurig es für ihn war, nicht einige Jahre früher geboren zu sein, um auch an den grosssen Ereignissen des Jahrhunderts Theil nehmen zu können.

Im Thierbach'schen Institute war der Unterricht in alten und neuen Sprachen sehr gut, dagegen der in der Mathematik ungenügend.

Der Inspector liebte es, seine mangelhaften Kenntnisse durch habituelle Strafpredigten zu ersetzen. Aber die Schüler gewöhnten sich bald daran, so dass dieselben wenig Eindruck machten.

Dass er fleissig gewesen und mit Eifer dem Studium obgelegen, geht aus der Aeusserung des Inspectors hervor, welcher einmal zwei Knaben, die sich in die Haare gerathen, mit den Worten abkanzelte: „Macht es doch wie Stromeyer, bei dem verpufft sich die angeborene Heftigkeit im Eifer für seine Studien."

Als ein, an Alter und Grösse überlegener, geckenhafter Schotte ihn neckte, flog er ihm an den Kopf und zapfte durch einen Schlag auf die Nase ihm Rothwein ab.

Der Goliath lachte ihn aus und sie wurden gute Freunde. Bei dem Lehrer der griechischen und lateinischen Sprache lernten die Zöglinge die alten Sprachen nicht bloss grammatikalisch, son-

dern auch die Classiker lesen; dadurch gewann er diesen Studien nur ihre guten Seiten ab und fand die Klagen später lächerlich, die man jetzt oft darüber hört, besonders von Leuten, die sich einbilden, dass man durch Naturgeschichte alle classischen Studien entbehrlich machen könne.

Der Zeichnenunterricht in dem Institute war sehr schlecht und er konnte desshalb in dieser Kunst keine grossen Fortschritte machen.

Weil er ein wilder Bursche war, wurde beschlossen, dass er den Confirmationsunterricht zweimal besuchen sollte.

Das erste Mal geschah dies bei dem Oberconsistorialrath Sextro. Seine Hauptlehre, die St. sich gut merkte, war die, dass Thun die Hauptsache sei. St. begriff durch seinen Unterricht, dass Alles auf das werkthätige Christenthum ankomme und dass die Anforderungen in Betreff des Glaubens nicht so genau zu nehmen seien.

Der zweite Prediger, bei dem er schliessich confirmirt wurde, war ein sehr beliebter Kanzelredner, der die ecclesiastische Trommel sehr gut zu rühren verstand, „das Instrument, welches einen Schwall von Worten mit dem Curse von Gedanken hervorbringt, wie die Trommel Geräusche mit dem Werthe von Tönen.“ Dieser war mehr für die Rechtfertigung durch den Glauben, deren er selbst sehr bedürftig war, denn seine Thaten liessen viel zu wünschen übrig.

Stromeyer war diese frühe Erkenntniss von grosser Bedeutung für sein Leben. Unwillkürlich musste sich ihm der Gedanke aufdrängen, dass nicht bloss bei den Priestern, sondern bei Jedem die religiöse Anschauung des Einzelnen in innigster Beziehung zu seinem ethischen Thun und Lassen steht.

Denn wenn das Sprüchwort wahr ist: „Sage mir, mit wem du umgehst, ich will dir sagen, wer du bist“, so könnte man mit noch grösserer Wahrheit sagen: „Sage mir, was du glaubst, ich will dir sagen, wie du handelst.“

Unvergleichlich schön hat daher Goethe über das Verhältniss der Religion zur Wissenschaft sich in folgenden Worten geäussert:

„Wer Wissenschaft und Kunst besitzt
Hat auch Religion,
Wer jene beiden nicht besitzt,
Der habe Religion.“

Diese Maximen leiteten auch St. für sein ganzes Leben.

Im Jahre 1819 wurde St. in die Prima des Lyceum aufgenommen. Der Unterricht hier war aber im Ganzen nicht so gut als im Thierbach'schen Institute. Namentlich wurde das Studium der deutschen Sprache und Literatur ganz vernachlässigt. Angenehme Erinnerungen hat er nur von den Singstunden bei Crucius behalten. Zeichnenunterricht erhielt er jetzt bei dem Maler Winkelmann, der ein wirklicher Künstler war und machte gute Fortschritte darin, so dass er selbst glaubte, es sei ihm für seinen künftigen Beruf sehr gut gewesen, weil es seine Beobachtungsgabe geschärft habe.

Der Mutter, welche er als einen schönen Geist, ein heiteres und lebenslustiges Wesen bezeichnet, lag der grösste Theil der häuslichen Erziehung ob, da der Vater, wegen überhäufter Berufsgeschäfte, sich wenig um dieselbe bekümmern konnte. Im Ganzen wurde ein stilles eingezogenes Leben geführt.

Eine grosse Rolle in seiner Jugend spielte das kleine, in der Nähe Hannovers gelegene, Schwefelbad Limmer, an dem Stromeyer's Vater als Badearzt fungirte und das durch dessen Bemühungen zu grosser Blüthe gelangt war und Bennemühlen, wo seine Tante Dorette ein kleines Gut besass und St. meistens die Ferien zubrachte.

Mit dem Jahre 1821 endigte der schöne Traum der Jugend. Von Ostern bis Michaelis 1821 besuchte St. die derzeit in hohem Rufe stehende chirurgische Schule. Es war eine schöne damalige Sitte, dass junge Leute, welche ihre Gymnasialstudien absolvirt hatten, erst ein paar Jahre die chirurgische Schule in Hannover besuchten, bevor sie ihre Universitätsstudien anfingen.

Auch Stromeyer folgte dieser Sitte, nachdem er schon in der letzten Zeit des Primanerthums die Vorträge des berühmten Krause über Knochenlehre frequentirt hatte. Seine Lehrer waren dort Spangenberg, Holscher, Heine, Wedemeyer. Ausserdem empfing er den privaten Unterricht seines Vaters, der ihn zu Patienten schickte und bei dem er Verbände und leichte Operationen besorgte.

Wie sehr sein Vater auf ihn einwirkte, geht daraus hervor, dass er die Lehren desselben gewissermassen zur Richtschnur seines

ärztlichen Lebens machte, weil sie am meisten Eindruck auf ihn übten:

„Man muss immer fortstudiren, aber nicht alle Dummheiten mitmachen". Er wollte damit ohne Zweifel sagen, dass man einigen damit doch nicht entgehen werde.

„Man muss mit kranken oder verletzten Theilen umgehen als ob sie von Glas und nicht als ob sie von Holz wären."

„Mit den Collegen muss man in gutem Vernehmen stehen, dies erfordert nicht bloss der Anstand, sondern auch unserer eigener Vortheil, denn bei Operationen kann man ihrer Hülfe nicht immer entbehren."

Die Freistunden verwendete St. zur Erlernung des Reitens und Tanzens.

So bezog er, wohlvorbereitet und in der Medicin bessere Kenntnisse besitzend als mancher Student der Medicin, am Ende seiner Universitätsstudien, Michaelis 1823 die Universität Göttingen. Er blieb dort zwei Jahre.

Göttingen hatte gerade seine zweite Blütheperiode hinter sich. Die erste qualitative fällt bekanntlich in den Ausgang, die quantitative, welche sich auf die Frequenz der Universität bezieht, war eben abgelaufen. Denn in dem vorhergehenden Semester betrug die Zahl der Studenten 1547, welche Höhe sie nie wieder erreichte.

Heine war es gelungen, durch seine malitiöse „Harzreise" die Universität mit dem Fluche der Lächerlichkeit zu beladen, und dieser führte zu dem Ruin der einst so blühenden Hochschule, von dem sie sich bis auf diesen Augenblick nicht hatte erholen können.

Er machte in Göttingen die Bekanntschaft des Vetters seines Vaters, des Professor Stromeyer, der damals den Göttingern als „alter Heine" galt und trat in den Club der Hannoveraner. Der realistische Einfluss seines Vaters verleugnete sich nicht bei der Wahl der Collegien; denn er konnte sich nicht entschliessen, ein philosophisches Colleg zu hören.

Seine Lehrer waren Blumenbach, Stromeyer, der Chemiker, Schrader, Langenbeck, Conradi, Himly u. Hempel.

Sein vertrauter Freund wurde Eduard Gnuschke aus Danzig, welcher auch Medicin studirte, sehr musikalisch war und ausgezeichnet Clavier spielte.

Die Zeit wurde auf's Sorgfältigste benutzt. Ostern 1824 besuchte er seine Eltern, Pfingsten wurde eine Harzreise gemacht und Michaelis mit seinem Freunde gemeinschaftlich eine Reise nach dem Rhein und Süddeutschland. Er lernte in Wiesbaden die berühmte Schriftstellerin Schopenhauer kennen, die Tante seines Freundes.

Die Reise war in höchstem Grade anregend und belehrend für Stromeyer, dessen Horizont durch die vielfach empfangenen Reiseeindrücke sehr erweitert wurde.

Wie es aber fast nichts Angenehmes im Leben giebt, das nicht oft hinterdrein sofort durch irgend ein Unglück getrübt wird, das sollte auch er an sich erfahren.

Denn bei seiner Ankunft in Göttingen erhielt er die traurige Nachricht, dass sein Vater inzwischen gestorben sei. Damit hatte er auch seinen treuesten Mentor, der ihm stets mit gutem Rath zur Seite gestanden, verloren.

Weihnachten besuchte er mit seinem Freunde Gnuschke seine Mutter und Ostern 1825 ebenfalls mit ihm Frau Schopenhauer in Weimar. Durch sie traten Beide zu Goethe in Beziehung und hatten das Glück, oft bei ihm zuzubringen. Frau Ottilie, Goethe's Schwiegertochter, machte auf's Liebenswürdigste die Honneurs.

Die hier empfangenen Eindrücke begleiteten ihn sein ganzes Leben.

Nachdem in den Pfingstferien noch eine Reise nach Thüringen und der Wartburg gemacht war, verliess er Michaelis Göttingen, um sich in Berlin vorzugsweise in der Geburtshilfe auszubilden. Er hatte kein Verlangen, hierüber in Göttingen ein Colleg zu hören, da der damalige Professor dieses Faches in Göttingen kein Ansehen genoss und tief unter seinem berühmten Vorgänger Röderer und Osiander stand. Er wollte einmal einen Kaiserschnitt machen und hatte Langenbeck und alle Klinicisten versammelt. Während der Vorbereitungen zur Operation genass die Frau eines lebenden Kindes.

Zu seinen dortigen Commilitonen, denen er sich näher anschloss, gehörten der noch lebende Professor der Zoologie, Carl von Siebold, der verstorbene spätere Professor Eduard von Siebold und Friedrich Pauli aus Landau. Von Berlin macht er die Bemerkung, dass es um so schöner erscheint, je weniger man

davon sieht. Er hörte dort die Vorlesungen und Kliniken von Elias von Siebold, Horn, Gräfe, [illegible] und [illegible]land, Behrends und Neumann. Letztere drei waren damals zusammen schon 200 Jahre alt. Ferner [illegible] und [illegible]. Bei Letzterem nahm er einen Privatcursus in Bandagiren und Augenoperationen.

Als derselbe eines schönen Tages vom [illegible] redete, den St. leidenschaftlich verehrte, hatte er sein [illegible] Ansehen bei ihm verloren. St. hätte es ihm eher verzeihen können, wenn er sich an Hippokrates und dessen Mitra vergriffen hätte. Und so konnte er sich nie entschliessen, dessen Schriften zu lesen.

Als die Göttinger Facultät sich weigerte, ihm seine 2½jährigen medicinisch-chirurgischen Studien in Hannover anzurechnen und auf den Nachweis eines triennium academicum bestand, schrieb er deswegen an Stieglitz. Derselbe, damals allmächtig in Hannover wie seiner Zeit Werlhof, betrachtete dies als einen Schlag der dortigen Facultät gegen die chirurgische Schule in Hannover und trug kein Bedenken, die Erlaubniss dazu zu geben. Wer sich erinnert, wie die medicinische Facultät Hensler gegenüber sich benahm, welcher schon nach zweijährigen medicinischen Studien zum Doctor promovirt wurde, kann sich der Einsicht nicht verschliessen, dass schon damals die Bureaukratie und das Polizeiregiment, welche in den zwanziger Jahren sich breit machten und das ganze politische Leben beherrschten, auch auf den Geist der Universitäten einen sehr nachtheiligen Einfluss ausübten.

Genug, Stromeyer legte jetzt sein Doctorexamen gegen seine ursprüngliche Absicht, in Berlin ab und war somit der erste Hannoveraner, der im Auslande promovirt wurde.

Stromeyer lässt sich über diese Periode folgendermassen aus: „Drei Jahre muss ein Doctor auf Universitäten studirt haben, keine Stunde weniger, was er sonst wo gelernt, kommt nicht in Betracht. Erst dann verdient er es, dass man ihm zu Ehren einen Esel schlachtet und seinen Namen, sowie den des derzeitigen Procurators, auf das Fell drücken lässt, mit grossen Buchstaben, so dass es schön aussieht und am schwarzen Brette weithin leuchtet und dass es die Welt erfährt: Jetzt ist ein Esel weniger und ein Doctor mehr in der Welt.“

Er erhielt nur den zweiten Grad, weil er Behrends, der ihn über die symptomatische Behandlung des Erbrechens examinirt hatte, die Antwort: „Clysterum donamus“ schuldig geblieben war.

Wilhelm Horn aus Berlin, Ferdinand Becker aus Offenburg und August Krohn aus Petersburg waren bei der Disputation seine Opponenten.

Uebrigens beschränkte St. sich in Berlin nicht bloss auf seine medicinischen Studien. Sein grosser Kunstsinn fand dort reichlich Nahrung. Sein Hauptumgang war im Hause Mendelssohn-Bartholdy's. Felix erschien ihm, wenn man Goethe als Zeus darstellen wollte, als Ganymed, er war in der That ein Sonntagskind.

Uebrigens hatte die am 6. April 1826 unter Böckh's Rectorat vollzogene Doctorpromotion wenig Eindruck auf St. gemacht, weil sein Vater, den er höher achtete als alle anderen Aerzte, nicht Doctor gewesen war.

Am 8. April trat er dann seine Wanderjahre an. Sein Weg führte ihn nach Halle, Weimar, Leipzig, Dresden, Pirna, Teplitz, Prag, Karlsbad, Marienbad, Eger, Regensburg, Wien, Steiermark, Salzkammergut, Salzburg, München, Würzburg und Bamberg.

Am 1. Nov. kehrte er, durchaus befriedigt durch die Eindrücke, die er als Mensch und Arzt empfangen, nach Berlin zurück. Dort traf er wieder mit seinem Freunde Gnuschke zusammen und besuchte wieder die klinischen Anstalten wie im Winter zuvor im trauten Umgange mit seinem Freunde, seinem späteren Collegen in Kiel, Emil Götz und dem Dichter und Maler Robert Reinick.

Nachdem er dann in Hannover sein Staatsexamen absolvirt hatte, reiste er am 18. Mai 1827 über Bonn nach England, unterwegs mit Dr. Goldschmidt aus Oldenburg, den er in Göttingen kennen gelernt hatte, zusammentreffend und in Elberfeld Adele Schopenhauer besuchend, deren Verlobter ihr untreu geworden war. In Bonn hielt er sich längere Zeit auf, um die Kliniken von v. Walther und Nasse zu frequentiren.

Ausserdem lernte er den Physiologen Mayer, den Anatomen Weber und den Chemiker Carl Gustav Bischoff kennen. Robert Froriep war sein Führer in der schönen Umgegend von Bonn.

Der Aufenthalt in London, wo er die ersten Hospitäler besuchte und die berühmtesten und gefeiertesten Aerzte und Lehrer

kennen lernte, hatte den grössten Einfluss auf Stromeyer's medicinische und chirurgische Entwickelung.

Ein Aufenthalt in dem reizenden Seebade Hastings heilte ihn von Zahnschmerzen, Lumbago und Dyspepsie, die er sich in London zugezogen.

Die Eindrücke der englischen Heilkunst und ihrer Vertreter hat er in seiner Selbstbiographie auf's Anschaulichste wiedergegeben und geschildert.

Nachdem St. viele Excursionen in der weiteren Umgegend Londons gemacht, Richmond, Windsor, Oxford u. s. w. besucht hatte, reiste er am 1. April 1828 von dort ab, um über Dover nach Paris sich zu begeben, wo er vom 3. April bis zum 4. Juli 1828 verweilte und die Kliniken und Vorlesungen der damaligen Koryphäen besuchte.

Dupuytren machte den grössten Eindruck auf ihn. „Es war der erste, den ich in Paris kennen lernte und wird der letzte sein, den ich je vergesse."

Ueberdies machte er die Bekanntschaft von Gall und Koreff. In Paris besuchte ihn seine Mutter mit ihren drei Töchtern und ihrem ältesten Sohne August, der eben in Göttingen seine chemischen Studien beendigt hatte. Er zog zu seiner Mutter und Schwestern, während sein Freund Eduard seine Wohnung bezog und führten sie ein trautes Familienleben. Durch eine gemeinschaftliche Schweizreise schloss dann Stromeyer seine Wanderjahre.

In den ersten Tagen des Octobers langte er mit seiner Mutter und Schwestern wieder in Hannover an, „reich an schönen Erinnerungen, arm an Enttäuschungen." „Sie kommen erst, wenn man von der Welt etwas mehr verlangt, als sie schön zu finden. So lange man sich damit begnügt, findet man überall sympathische Seelen; erst, wenn man in der Welt etwas erringen will, kommen die Widersacher."

Obgleich St. nie sehr für seine Vaterstadt geschwärmt hatte, so hatte er es doch auf seinen Wanderjahren und zwar schon in Göttingen schätzen gelernt, in einer Stadt geboren zu sein, wo ein reines Deutsch gesprochen wird.

Seit dem Tode seines Vaters hatte er sich daher auch mit dem Gedanken vertraut gemacht, seinen Wohnsitz in seiner Vaterstadt zu nehmen.

Als er sich dort niederliess, fing Hannover an, sich Bahn zu brechen; 1830 wurde die polytechnische Schule gegründet, welche bald zu einer Weltberühmtheit gelangte. Deren Einfluss verdankt die Stadt ihren Stil; das polytechnische Institut an der Georgstrasse und das städtische Krankenhaus in Linden waren die ersten Gebäude im Rundbogenstil.

Uebrigens schienen die Aussichten nichts weniger als glänzend. Es war noch die Zeit, wo mit Recht die Coursactien der jungen, von der Universität heimkehrenden, Aerzte, wenn sie auf's Publicum losgelassen wurden, ebenso niedrig standen als sie jetzt mit Unrecht hoch stehen. Hannover war reichlich mit Aerzten versehen und nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge konnte St. hoffen, erst in zehn Jahren so viel verdienen zu können, als zum Heirathen nothwendig ist.

Auf dem Jennerfeste sah er zum ersten Male alle Aerzte Hannovers vereinigt.

Dasselbe brachte ihn auf den Gedanken, in Hannover einen ärztlichen Verein zu gründen. Mit grosser Leichtigkeit kam derselbe zu Stande. Discussionen über Statuten erhob man nicht; der erste Paragraph lautete: der Zweck des Vereins wird als bekannt vorausgesetzt. Alle 14 Tage fand eine Zusammenkunft Statt; das Protokoll der vorhergehenden Sitzung wurde von dem Secretair verlesen, Bemerkungen über Epidemien und den herrschenden Krankheitscharakter gemacht, wichtige Fälle mitgetheilt und ärztliche Novitäten besprochen. Mit einem einfachen Abendessen wurde um 9 Uhr der Beschluss gemacht.

Wie es gewöhnlich in grösseren Städten mit jüngeren Aerzten der Fall ist, begann St. seine Carriere mit der Uebernahme eines Armendistricts. Heute wird ein solches Amt bezahlt, damals war es ein blosses Ehrenamt, welches unentgeltlich versehen wurde. Diesen District behielt St. bis zu seinem Abgange aus Hannover während ganzer 10 Jahre.

In der Privatpraxis ging es langsam vorwärts; im ersten Jahre verdiente er gar nichts, im zweiten noch etwas weniger; er hatte sich für die Hausmiethe bei der Wittwe eines verstorbenen Patienten verbürgt und musste schliesslich die Summe bezahlen. Im dritten Jahre ging es ihm besser.

Im Jahre 1829 bot ihm Stieglitz die Stelle eines Lehrers

an der chirurgischen Schule an. Auch dies war ein Ehrenamt. Die Lehrer erhielten kein Honorar und die Schüler hatten die Vorlesungen umsonst. Ostern 1829 fing St. seine Vorlesungen an; er las die Chirurgie in zwei Semestern, täglich eine Stunde, ausserdem übte er die jungen Leute im Sommersemester zweimal im Bandagiren.

Die mehrsten der Schüler waren aufgeweckte junge Leute, mit denen sich weit mehr anfangen liess, als mit den Studenten der Medicin, welche er später als Professor in München kennen lernte.

Er sah ein, dass es besser sei, freie Vorträge zu halten, als Hefte zu dictiren. Er legte denselben das Handbuch von Chelius zu Grunde.

Eine Stunde in der Woche verwendete er zum Examiniren und Repetiren. Für jede Vorlesung bereitete er sich vor und es gelang ihm nie, es so weit zu bringen, als ein späterer College von ihm in Freiburg, welcher ihm sagte: „Wenn ich auf dem Katheder sitze, drücke ich auf einen Knopf in meiner Seite und dann schnurrt das Räderwerk ab bis zum Ende der Stunde.“

In demselben Jahre gründete er eine orthopädische Anstalt. Sein erster Patient war ein hübscher junger Mann, der gern Officier werden wollte, wegen einer hohen Hüfte aber befürchtete, nicht angenommen zu werden. Ein erhöhter Stiefelabsatz machte der Difformität ein Ende. „Mein lieber Sohn“, sagte seine Mutter, „wenn du alle deine Patienten so schnell herstellst, verspricht das Geschäft nicht sehr einträglich zu werden.“ Leider konnte er sie darüber beruhigen.

Im Sommer 1829 erfand er seine Extensionsmaschine. Auf Stieglitz' Zureden wurde er auch Mitarbeiter an kritischen Journalen und schrieb einige Kritiken für die Göttinger Gelehrten Anzeigen und die Schmidt'schen Jahrbücher.

Er gab es aber bald auf, weil man von den schlechten Büchern, die man anzeigt, weder Nutzen noch Freude hat und sich viele Feinde macht, wenn man die Wahrheit sagt.

Das folgende Jahr 1830 sollte von entscheidendem Einfluss für sein ganzes Leben werden. Auf der Naturforscherversammlung in Hamburg, der er beiwohnte, machte er die Bekanntschaft der Tochter des ersten Bürgermeisters Bartels und verlobte sich mit ihr. Er lernte ausserdem eine Menge von berühmten Aerzten

und Naturforschern kennen und schloss Freundschaft mit Dieffenbach.

Bei einem jungen Mädchen, das einen Klumpfuss hatte und amputirt werden sollte, schlug er die Tenotomie vor. Fricke ging aber nicht hierauf ein. Das junge Mädchen wurde amputirt.

Am 11. Mai 1831 fand die Trauung Statt und er wurde von der Hannover'schen Liedertafel, zu deren Stifter St. gehörte, bei seiner Heimkehr nach Hannover feierlichst des Abends mit den schönsten Liedern begrüsst.

Doch das neue häusliche Glück sollte nicht lange dauern. Am 27. Mai 1831 brach in Danzig die Cholera aus. Dr. Schneemann, Holscher und er wurden ausgewählt, nach Danzig geschickt zu werden, um die Krankheit an Ort und Stelle zu studiren.

St. zögerte nicht den Auftrag anzunehmen. Seine arme Frau hatte der Familie gegenüber einen harten Stand; man beschuldigte sie der Lieblosigkeit, als sie nicht versuchte, ihrem Mann die Idee, nach Danzig zu reisen, auszutreiben.

Man muss sich in die damalige Zeit versetzen. Der Name Cholera war ungefähr gleichbedeutend mit einem sicheren Tode, dem man sich aussetzte.

In Berlin schloss er auf der Durchreise engere Freundschaft mit Dieffenbach, der ihn in der Technik der Infusion und Transfusion unterrichtete.

In Danzig machte er die Bekanntschaft von Baum, welcher eben seinen ersten Steinschnitt gemacht hatte.

Er beobachtete dann die Epidemie in Subkau.

Auf der Rückreise wurden sie fünf Tage lang auf der Contumazanstalt Herrenkrug bei Magdeburg eingesperrt. St. benutzte diese Gelegenheit, um sich über den Contumazschwindel lustig zu machen.

Am 9. October langten sie wieder glücklich in Hannover an.

Kurz darauf erging an ihn die Aufforderung zu einer zweiten Reise; obgleich sie alle drei darüber einig waren, dass eine wirksame Sperre unausführbar sei und St. selbst Gelegenheit gehabt hatte, zu sehen, wie durch die, den Cordon bildenden, Soldaten die Krankheit weiter verbreitet wurde, und nachdem die Cholera in Hamburg ausgebrochen war, es mit der Sperre des Königreichs Hannover ein Ende hatte, so hielt die daselbst niedergesetzte

Immediat-Commission es doch für nothwendig, einen Arzt an die Elbe zu senden, dessen ostensibler Auftrag war, die Anstalten zu inspiciren, der geheime jedoch, den Leuten Muth zu machen.

An allen Orten besah St. die Cholerahospitäler und besuchte die angesehensten Aerzte.

Die schönen Barackenhospitäler auf dem Hamburger Berge hatte er noch nicht vergessen, als er 1866 in Langensalza Baracken baute.

Der gute Humor, den St. sich in allen Lagen des Lebens zu erhalten wusste, verliess ihn auch auf seiner zweiten Cholerareise nicht. In einer kleinen Stadt war eine Frau von der Cholera befallen; der Physicus liess sie in den isolirt liegenden Stall des Stadtbullen bringen. Hier genas die Frau. Man hielt jetzt den Stadtbullen für inficirt und fragte St. ganz ernsthaft, was mit demselben anzufangen wäre. Ebenso ernsthaft erwiderte er, der Bulle muss geräuchert werden. „Und so wurde er geräuchert, aber lebendig und durfte dann seine Functionen wieder übernehmen. Man fand dieses Alles ganz in der Ordnung und verzog keine Miene dabei."

Nach Hannover zurückgekehrt gab er 1832 die Resultate seiner beiden Reisen in der Schrift heraus: „Skizzen und Bemerkungen von einer Reise nach Danzig und dessen Umgegend." Zuvor jedoch hatte er am 28. Februar 1831 seine erste Durchschneidung der Achillessehne bei einem 19jährigen Jünglinge vollzogen; zwei Monate nach der Operation konnte der junge Mann schon weite Wege machen; noch in seinem 61. Jahre sah ihn St. jeden Sonntag zur Kirche gehen.

Am 12. Juni 1832 verrichtete St. die zweite Operation. Beide Fälle veröffentlichte er 1833 in Rust's Magazin. Diese Mittheilungen machten in Deutschland gar keinen Eindruck, wurden aber von französischen Journalen sehr freundlich aufgenommen.

Dr. Cazenave in Bordeaux war der erste in Frankreich, welcher Stromeyer's Beispiele folgte, Dr. Leonhard in Bremen der erste in Deutschland.

1835 aber wurden in einer deutschen Klinik noch Klumpfüsse amputirt und der Dirigent sprach den Satz aus: „Wahre Klumpfüsse werden nicht geheilt und müssen amputirt werden."

St. suchte ihn in Casper's Wochenschrift zu widerlegen; doch es wäre unnöthig gewesen, denn Dieffenbach's zahlreiche

Operationen kamen wie ein Platzregen über ihn. Um dies zu bewirken musste sich aber erst ein junger englischer Arzt von St. operiren lassen und die dabei erlernte Kunst nach Berlin verpflanzen.

William John Little sollte diese Mission übernehmen. Derselbe, in London geboren, wo er seit 1832 als Arzt und Wundarzt practicirt, hatte in seinem zweiten Lebensjahre pes equinovarus bekommen, welcher allen mechanischen Heilversuchen trotzte. In französischen Blättern hatte er zuerst von Stromeyer's tenotomischen Erfolgen gelesen. Im März 1836 ging er nach Berlin zu Dieffenbach. Dieser schickte ihn mit einem Empfehlungsschreiben an Stromeyer, welcher am 6. Juni 1836 seine Achillesferse durchschnitt. Am Ende der siebenten Woche kehrte er geheilt nach Berlin zurück, blieb den ganzen Winter in Berlin, assistirte Dieffenbach bei 35 Operationen und unterrichtete ihn in der Nachbehandlung; er promovirte dann und schrieb eine Dissertation über Fussverkrümmungen (Symbolae ad talipedem varum cognoscendam. Berol. 1837). Nach Stromeyer's Ansicht ist diese Abhandlung bis auf den heutigen Tag unübertroffen.

Als Dr. Little nach London zurückkehrte, machte er seine Landsleute mit der neuen Kunst bekannt und legte eine öffentliche Heilanstalt für Verkrümmte an.

Mit Dr. Little blieb Stromeyer sein ganzes Leben in Verbindung. Bei dessen drittem Sohne stand er Gevatter, gemäss englischer Sitte wurde sein Pathe Louis Stromeyer Little genannt.

Nach der zweiten Cholerareise wurde Stromeyer's häusliches Glück nicht wieder gestört.

St. hatte von Jugend auf ein zurückgezogenes Leben geliebt; auch seine Frau fand Vergnügen daran; sie hatte in Hamburg die grosse Welt kennen gelernt und sehnte sich nicht danach zurück. St. hatte so das Glück, der Gesellschaft keine Zeitopfer zu bringen und konnte seinen schriftstellerischen Arbeiten die Sorgfalt widmen, welche die Achtung vor dem Publikum zur Ehrensache machen sollte.

Für den Verkehr mit der Welt wäre es besser gewesen, wenn St. seiner angeborenen Neigung zur Einsamkeit weniger nachgegeben hätte.

Aus seiner Ehe gingen drei Töchter hervor: Anna, geboren 1832, Helene 1834, Ottilie 1836.

Kurz vor der Geburt seines ersten Kindes verlor St. seine Mutter in der Reconvalescenz von Typhus an einer hinzugetretenen Diphtheritis.

1832 wurde er zum königlichen Hofchirurgus ernannt mit einer Renumeration von 400 Thalern. Ein grosser Zuwachs von Arbeit fand übrigens nicht Statt, da die Zahl der Hofärzte in Hannover sehr gross war: zwei Leibmedici, vier Hofmedici, ein Leibchirurg, zwei Hofchirurgen.

Durch die Architekten Ebeling und Oberhofbaurath Molthan liess er sich an der Adolfstrasse ein Haus bauen, dass sie im Jahre 1835 bezogen.

1837 besuchte Dieffenbach Stromeyer. Wie Letzterer versichert, war D. sehr liebenswürdig und glücklich; seine zweite Frau erschien ihm als ein wahrer Engel. Seit dieser Zeit hat er bis zu Dieffenbach's Tode in steter Correspondenz mit ihm gestanden. Dieffenbach gab St. fortwährend Nachrichten über seine neuesten chirurgischen Versuche und Errungenschaften. „Man würde seine Briefe nicht ohne Interesse lesen, aber sie sind nicht immer schmeichelhaft für die Zeitgenossen. Er war leicht beleidigt, aber auch leicht wieder versöhnt. Er versuchte es lange, mich als Mitarbeiter einer Zeitschrift für Chirurgie zu gewinnen, ich hatte aber gar keine Neigung; zum Journalisten war ich viel zu schwerfällig. Dieffenbach's Briefe waren auch nicht dazu angethan, mir Lust zu machen. Er ärgerte sich über Vieles, was mich kalt liess, weil ich nicht daran dachte, es beantworten zu müssen. Ich suchte ihn immer friedlich zu stimmen, desshalb waren ihm meine Briefe angenehm; er mahnte immer, wenn ich lange nicht geschrieben hatte. Ein theures Andenken an ihn ist mir ein ganz kurzer Brief vom 23. März 1846. Er fühlt sich so krank, dass er seinen baldigen Tod erwartet, dankt mir für meine unendliche und unermüdliche Freundschaft und bittet mich, als seinen wahrscheinlichen Nachfolger, mich seiner Frau und Kinder anzunehmen.“

Als durch Jäger's Tod die chirurgische Lehrkanzel in Erlangen erledigt wurde, beschloss St., sich darum zu bewerben. Er besuchte den Königlich bayerischen Minister-Präsidenten von Hormayr und trug ihm seine Wünsche vor.

Der Minister von Abel forderte nun St. auf, ihm die Be-

dingungen zu nennen, unter denen er bereit sei, die Professur in Erlangen zu übernehmen. Als Stromeyer antwortete, dass er kein höheres Gehalt beanspruche als Jäger, welcher 1500 Gulden Besoldung gehabt, wurde die Sache perfect. Einem jungen Arzte, welcher das orthopädische Institut übernehmen wollte, rieth er ab, sein Haus verkaufte er an den Grafen Kielmannseg.

In Erlangen musste er eine öffentliche lateinische Rede halten und zwei lateinische Programme drucken lassen, das eine für den Eintritt in den Senat, das andere für den in die Facultät.

Das erste handelte von den Ursachen des coxalgischen Kniesschmerzes, das andere von der Combination motorischer und sensitiver Nervenaction.

Zu seiner Rede wählte er als Thema die Parallele der deutschen, englischen und französischen Chirurgie.

Wenn auch der erste Eindruck Erlangens nicht günstig war, so sagte es ihm doch sehr bei längerem Aufenthalt zu.

Die Professoren gefielen ihm sehr. Jede Facultät hatte berühmte Namen, achtungsvolle und liebenswürdige Männer. In der philosophischen Facultät glänzten der Dichter Rückert; der achtzigjährige Philosoph Mehmel betheiligte sich noch an Treibjagden; Köppen war sehr musikalisch, sprach aber nie von Philosophie. In der juristischen Facultät waren Bucher, Feuerbach, von Scheurl und Schmidtlein die bedeutendsten, in der theologischen Olshausen, Harless, Engelhardt und Hofmann. Schmidtlein, der mit einer Tochter Professor Göschen's verheirathet war, verdankte St. es am meisten, dass es ihm in Erlangen so gut gefiel.

Der Senior der medicinischen Facultät war der Botaniker Koch, weitere Collegen Fleischmann, Leupoldt, Rosshirt, Henke.

In Erlangen cultivirte St. die Operation der Resectionen und Klumpfüsse; hierbei assistirte ihm Dr. Herz.

Die Osterferien 1839 reiste St. nach München, um die dortigen Professoren kennen zu lernen, Pfingsten ging er nach Streitberg, in den Herbstferien nach Wien. Hier machte er die persönliche Bekanntschaft von Schuch.

Schon im Herbste desselben Jahres wollte Professor Baumgärtner in Freiburg ihn nach dort ziehen, im Sommersemester 1840 machte man den zweiten Versuch.

Diesmal benutzte St. ihre dringenden Bitten, um einige Verbesserungen der chirurgischen Klinik Erlangens durchzuführen.

1840 im Herbste wurde die Naturforscherversammlung in Erlangen abgehalten; Leupoldt fungirte als erster, Stromeyer als zweiter Geschäftsführer.

Als im December 1840 Professor Wilhelm in München eines plötzlichen Todes starb, wurde St. auf den directen Wunsch des Königs Ludwig ohne Weiteres nach München versetzt. Als die Facultät ihn wegen eines Nachfolgers consultirte, empfahl er Bernhard Langenbeck, welcher denn auch einstimmig in Vorschlag gebracht wurde.

Am 31. Januar langte er ohne Familie in München an und freute sich, dass er ein passendes Quartier fand, indem die Auswahl nicht gross war, weil er Equipage halten musste.

Er wurde beauftragt, mit Langenbeck direct zu verhandeln. Letzterer war mit allen Bedingungen zufrieden; als die Anstellung nicht erfolgte, schrieb Langenbeck direct an den König. Als dieser den Brief an den Minister Abel schickte, warum Langenbeck die Stelle nicht erhalten habe, antwortete dieser, „weil Ew. Majestät die Stelle inzwischen einem Andern verliehen haben."

Dieser war Heyfelder, Leibarzt des Fürsten Sigmaringen. Beide hatten sich überworfen; hätte der Fürst seinen Arzt seines Amtes entsetzt, so hätte er ihm eine Pension von 1000 Gulden zahlen müssen. Dazu verspürte er keine Neigung; sein Schwiegersohn, der Herzog von Altenburg, war der Bruder der regierenden Königin von Bayern. Durch diese Vermittelung wurde Heyfelder in Erlangen untergebracht.

Langenbeck wurde kurz darauf nach Kiel berufen, Stromeyer aber fühlte sich durch die, ihm und Langenbeck widerfahrene Behandlung arg gekränkt und der Aufenthalt in Bayern war ihm verleidet. Es gab für ihn keine andere Satisfaction, als München zu verlassen. Mit dem ewig nagenden Groll im Herzen gefiel ihm nichts in der Stadt.

Der Minister, welcher ein böses Gewissen hatte, wollte ihn freilich versöhnen. Eine Bonne seiner Kinder musste den Kopf hergeben, um sich von ihren Atheromen befreien zu lassen; der Minister und seine Frau waren bei der Operation zugegen, er reichte ihm das Waschbecken und sie das Handtuch. Aber es half nichts.

Auch die Klinik gefiel St. nicht; denn es bestand keine ambulatorische.

Zum Glück übte das gefährliche Klima Münchens keinen nachtheiligen Einfluss auf seine Familie aus; es war eine sehr ungesunde Zeit. Nicht weniger als 18 barmherzige Schwestern starben 1841 am Typhus.

St. führte in München ein sehr eingezogenes Leben, eine Geselligkeit wie im Norden von Deutschland oder Erlangen existirte dort nicht. Doch verlebte er manchen angenehmen Abend im „Stubenvoll", wo die Künstler zusammenkamen. Zu einem herzlichen Verkehr gelangte er mit Kaulbach, dessen Tochter er glücklich von Eclampsie heilte; auch fing er an, mit Pistolen zu schiessen und auf die Jagd zu gehen.

Am 4. Sept. 1842, gerade als er mit einigen Freunden auf der Hühnerjagd war, erhielt er zwei chargirte Briefe, die seine Frau ihm nachgeschickt hatte. Der eine enthielt eine Vocation nach Freiburg im Breisgau, der andere nach Tübingen.

Am 10. Sept. reiste er nach Tübingen. Am andern Morgen besuchte er die Professoren der medicinischen Facultät und traf auf giftgeschwollene Seelen, die ihm alles Ueble von Collegen sagten, die er eben besucht hatte oder besuchen wollte. Das wirkte wie ein Sturzbad.

Am folgenden Tag reiste er ab. In Freiburg war es anders. Die Collegen wetteiferten miteinander, ihm Alles in rosigem Lichte zu zeigen, die schöne Klinik, die reizende Stadt mit ihren herrlichen Umgebungen. Sein Entschluss war rasch gefasst; er erklärte sich zufrieden mit den ihm gestellten Bedingungen und miethete sich sofort eine passende Wohnung.

Auf der Rückreise nach München besuchte er in Stuttgart den Kanzler von Wächter, welchen er in Tübingen nicht getroffen hatte. Er bedauerte seinen Entschluss und sagte, dass man ihm in Tübingen gern 3000 Gulden Gehalt gegeben hätte.

Mirza Schaffy würde darauf erwiedert haben: „was soll man mit dem Gelde anfangen, wenn um 10 Uhr Polizeistunde ist" (wie in Tübingen).

Die Entlassung aus dem bayrischen Staatsdienste wurde ihm am 2. Oct. 1842 ausgefertigt. Am 1. November traf er mit seiner Familie in Freiburg ein. Hier sollte er sechs Jahre des reinsten

ungetrübten Glückes geniessen. In München lernte er nur die Professoren der medicinischen Facultät, hier lernte er sie alle kennen. Alle Professoren ersterer waren fleissige und beliebte Lehrer. Die theologische Facultät war glänzend besetzt. Der berühmteste von ihnen war Hug, ein eingefleischter Voltairianer, sehr witzig und vielseitig. Der Verkehr mit allen sehr angenehm und anregend.

Von den vier chirurgischen Kliniken, welche Stromeyer zu dirigiren hatte, war die in Freiburg die reichhaltigste an Zahl und Mannigfaltigkeit der Fälle. Die erste Stunde verging mit Besorgung der Ambulanten, die zweite mit der Visite.

In sechs Jahren hatte er 47 grosse Amputationen zu machen, 20 am Oberschenkel mit 7 Todten oder 35 Proc. Mortalität, am Unterschenkel 16 mit 5 Todten, 31 Proc. Mortalität; am Oberarm 7 Fälle ohne Todte, am Vorderarm 4 ohne Todte.

Von 9 Steinschnitten und einer Steinzertrümmerung, die er in Freiburg machte, verlief ein Steinschnitt tödtlich. Häufig wandte er das von ihm erfundene Instrument Korectom zur Operation angewachsener Staare an.

Seine Schüler waren meistens Inländer und Schweizer. Da sie sich beim Operationscursus fleissig und anstellig zeigten, so konnte er sie in der Klinik operiren lassen, was in München nicht möglich war.

Auch Praxis in der Stadt bekam St. in allen Ständen; nur der eingeborene katholische Adel fürchtete sich vor einem protestantischen Doctor, während die katholischen Geistlichen kein Bedenken trugen, ihn zu Rathe zu ziehen; seine auswärtigen Consultationen erstreckten sich bis Baden-Baden, Basel und Mühlhausen.

Sein Honorar bestand meistens in einer Flasche Kirschwasser, mit dem seine Frau die Fenster putzen liess.

Die dankbarste Erinnerung bewahrte er der Wittwe seines Vorgängers Beck. Dessen Sohn war ein wilder Student, der sich gerade 50mal duellirt hatte, als St. ihn kennen lernte. Er war ein geborener Operateur und machte seine ersten Amputationen unter Stromeyer's Augen wie ein Meister. Seine Mittheilungen aus dem grossen Kriege 1870—1871 hält St. für die besten.

Im März 1844 wurde St. von einem hitzigen Fieber befallen. Während seines Krankenlagers erhielt er von Paris die Nachricht,

dass die Académie des Sciences ihm für die Erfindung der Schieloperation 3000 Franken votirt habe.

Die Studenten feierten seine Genesung durch einen Fackelzug. 1844 besuchte er Dr. Little in London und auf der Rückreise über Hamburg Dieffenbach in Berlin.

Seine Freunde Felix Mendelssohn und Dieffenbach wurden ihm im Nov. 1847 durch den Tod entrissen.

Wie viel er von Dieffenbach hielt, davon hatte er öffentlich Zeugniss abgelegt durch die, dem „Handbuch der Chirurgie" vorgesetzte Widmung: „Dem edlen Menschenfreunde und genialen Künstler J. F. Dieffenbach als ein Zeichen seiner unwandelbaren Freundschaft und Verehrung gewidmet vom Verfasser" und dem schönen Gedichte, das auch von Stromeyer's dichterischer Begabung einen treffenden Beweis liefert und abermals bestätigt, dass Apollo zugleich der Gott der Dichter und Aerzte ist:

„Nicht wie die alten Genossen der blutig wirkenden Heilkunst
Hast du die Bahn dir bezeichnet durch nützlicher Glieder Verstümmlung;
Mann, dem Prometheus gleich, aus den Trümmern zerstörter Organe
Bautest die Formen du wieder, die göttergleichen, des Menschen!
Schwirrend umkreist auch dich die Schaar der gefrässigen Geier,
Möchte mit Krallen und Schnabel dir gierig das Innre zerfleischen;
Darum mit dreifachem Erz umgürte die tapfere Brust dir,
Dass nur der Ruhm sie durchdringt und erwärmen die Strahlen der Freundschaft."

Ein Trost in seinem Schmerze war für ihn ein Brief Baum's aus Greifswald, welcher folgendermassen lautet:

„Dieffenbach war ein entschiedenes Genie, voll der edelsten, grossartigsten Züge; er hatte eine gewaltige göttliche Liebe zu seiner Wissenschaft. Andere neben sich liess er nicht gern aufkommen, weil er dann nicht so viel sehen, so viel operiren konnte. Geldinteresse hatte er gar nicht, er kannte den Werth des Geldes nicht. Unter den Berliner Schlemmern lebte er auf das Mässigste; er trank fast nichts, ass auffallend wenig; er schlief fast nie mehr als 6 Stunden, denn Abends arbeitete er regelmässig von 11 bis 2 Uhr in der Nacht, oft noch später. Und Felix! Ich denke, der hat lange schon halb im Himmel gelebt und ist mit Freuden zu seines Vaters Haus gegangen. Die Verherrlichung Gottes und die Sehnsucht nach ihm sind ja die Hauptzüge seiner göttlichen Muse. Mit ihm wird die Musik wohl zu Grabe getragen sein."

Beide Todesfälle erschütterten St. auf's Tiefste. Mit Felix Mendelssohn's Tode war auch für Stromeyer die Musik zu Grabe getragen.

Das Revolutionsjahr 1848 äusserte seine Wirkungen auch auf Freiburg; hier wie überall wurden Volksversammlungen abgehalten.

St. hielt eine Rede gegen die Republik, wurde aber Abends dafür durch eine Katzenmusik ausgezeichnet. Später brach dann die Revolution aus, an der Hecker und Herwegh sich betheiligten.

Auch in Freiburg kam es zum Strassenkampfe, und die Klinik füllte sich mit Verwundeten. Nassauische, badische und hessische Militärärzte besuchten seine Klinik täglich. Während er sich anschickte, den Professorencongress in Jena zu besuchen, zu dem der Freiburger Senat ihn deputirt hatte, erhielt er einen Brief von Langenbeck aus Kiel, der ihn bat, sein Nachfolger und Generalstabsarzt der schleswig-holsteinischen Armee zu werden.

Da man ihn in Baden zum Hofrath gemacht und seine Besoldung auf 2500 Gulden erhöht hatte, er überdies zum Referenten des Freiburger Hofgerichts mit einem Gehalte von 300 Gulden ernannt war, wurde es ihm sehr schwer, von Freiburg sich zu trennen. In das süddeutsche Wesen hatte er sich gänzlich eingelebt. Hier handelte es sich aber um mehr als blosse persönliche Verhältnisse. Der Patriotismus fiel in die Wagschale. Gern hätte er, seinen eigenen Trieben folgend, ausgeschlagen. Aber er konnte es nicht über sich gewinnen. Er schrieb daher an Langenbeck, er wolle nach Kiel kommen, um das Weitere zu besprechen.

Auf der Hinreise nach dort erlebte er die Revolution in Frankfurt mit, bei der der Fürst Lichnowsky und der General von Auerswald ermordet wurden.

Der Professorencongress in Jena verlief ohne Resultate. Als die Juristen lebhaft für Beibehaltung des Latein im Examen plaidirten, machte St. den Vorschlag, die Herren, welche dafür seien, möchten doch lateinisch sprechen.

Vangerow und Andere wurden darüber sehr zornig. Im Uebrigen wetteiferte er mit dem anwesenden Professor v. Walther im Schweigen.

Auf der Durchreise in Hannover wurde ihm die Lehrkanzel der Chirurgie in Göttingen, an C. J. M. Langenbeck's des Vaters Stelle, angeboten. Die Unterhandlungen zerschlugen sich aber.

Trotzdem ihm bei seiner Ankunft in Kiel die Stadt gar nicht gefiel, noch weniger die chirurgische Klinik, und er anfänglich abreiste, ohne auf die, ihm von Olshausen gestellten Bedingungen mit 1500 Thalern als Professor und 1000 Thalern als General-

stabsarzt angestellt zu werden, eingegangen zu sein, bestimmte ihn doch ein Brief Olshausen's, der an seinen Patriotismus appellirte und ihn in Hamburg ereilte, zuzusagen. Der Abschied in Karlsruhe wurde St. in huldvollen Worten gewährt. Aber die Trennung von Freiburg wurde ihm sehr schwer, im Gegensatz zu München, wo er fröhlichen Herzens abzog. „In Freiburg nahm ich Abschied von der Poesie des Lebens, was nachfolgte, war tiefer Ernst und Heimweh nach einer besseren, vergangenen Zeit.“

Auch die schriftstellerische Thätigkeit war in Freiburg eine fruchtbare gewesen. Er vollendete dort den ersten Band seiner Chirurgie. Die Correcturbogen des 4. Heftes verfolgten ihn freilich noch bis nach Jütland; 1851 musste für die erste Hälfte eine neue Auflage veranstaltet werden. Professor Donders übersetzte das Werk in's Holländische.

Am 10. Nov. 1848 langte St. in Kiel an, wo er zuerst in Brandt's Hôtel wohnte und nach Schleswig reiste, um sich den Mitgliedern der gemeinsamen Regierung vorzustellen. Der Kriegsminister General von Krohn, der ihn barsch mit den Worten angefahren: ein Professor sei wohl kein wünschenswerther Generalstabsarzt, wurde ganz höflich, als er zur Antwort erhielt, das würde sich finden. Auch die fünf Männer der Regierung gefielen St. nicht; Moltke frug ihn, ob er in Freiburg auch auf den Barrikaden gekämpft habe. Bonin, der commandirende General, war dagegen eine gewinnende Persönlichkeit.

B. Langenbeck hatte die tüchtigsten seiner Schüler zu Militärärzten angestellt. St. liess es sich zunächst angelegen sein, die Eigenschaften der in der Armee dienenden Militär- und Civilärzte kennen zu lernen. Dr. Kirchner und Dr. Esmarch waren ihm hierbei von grossem Nutzen.

Die Wohnung, welche von ihm in Kiel gemiethet wurde, war nicht sehr reizend; aber es fehlte damals an passenden Häusern, weil die Professoren, der sogenannten Hausfreiheit wegen, auf die Stadt selbst angewiesen waren. Ein Professor, welcher in einem Bürgerhause wohnt, macht dasselbe abgabenfrei, es werden ihm dafür 200 Mark an der Miethe abgesetzt. Daher gab es in Kiel keine angenehme Wohnungen für Professoren ausserhalb der Stadt.

Seine Facultätscollegen waren fast alle alte Leute.

Der Feldzug 1849 wurde glücklich von ihm überstanden.

Er brachte durch die zahlreichen Gefechte, welche die schleswig-holsteinische Armee mit Ehren, wenn auch bei Friedericia mit grossem Unglück, überstand, ihm viele Arbeit, aber auch vielen Ruhm.

Am 19. August 1849 kehrte er zu den Seinigen zurück und erfreute sich an dem lange entbehrten Zusammensein mit seiner Familie und an dem befriedigenden Gefühle, durch den Feldzug Land und Leute kennen und lieben gelernt zu haben.

Getrübt wurde das gemüthliche Familienleben durch den, am 1. Februar 1850 erfolgten, Tod seines Schwiegervaters im 89. Jahre und das im nächsten Jahre eingetretene Ableben seines theuren Schwagers, des Syndicus Baehr, der seinem Schwiegervater eine treue Stütze gewesen war.

Kurz nach dem Tode desselben erkrankte Stromeyer selbst sehr schwer. Griesinger behandelte ihn. Die vielen Untersuchungen und täglichen Percussionen der Leber machten St. misstrauisch gegen die Diagnose und die Behandlung. Er nahm daher nur wenig Arznei. Als er zum ersten Male das Bett verliess, fand er beinahe sämmtliche Medicinflaschen unberührt auf einem Fensterbrett hinter dem herabgelassenen Rouleau.

Als Griesinger bald darauf nach Kairo ging, erfuhr St., dass er die Diagnose auf Leberkrebs gestellt hatte. Zu seiner Reconvalescenz ging er dann nach Bennemühlen und machte dort eine Milchkur durch.

Am 22. Juni kehrte er sehr gekräftigt nach Kiel zurück. Der in Aussicht stehende Krieg brachte ihm sofort viel Arbeit. Alle jungen Aerzte, welche schon 1849 gedient hatten, wurden ohne Weiteres wieder angestellt, alle übrigen aber mussten sich bei ihm einem Colloquium unterwerfen.

Willisen hatte unterdessen das Obercommando der Armee übernommen und den unfähigen, ehemaligen hannoverschen Lieutenant Wyneken als Souschef engagirt.

Nach der unglücklichen, durch die Schuld des letzten, verloren gegangener Schlacht von Idstedt, nachdem sie bereits gewonnen war, konnte St. sich nicht entschliessen, die vielen Schwerverwundeten in Schleswig zu verlassen. Von den 1200 verwundeten Schleswig-Holsteinern blieben 400 in Schleswig. Nachdem alle dort nöthigen Operationen vorgenommen, bot St. seine Hülfe den Dänen für die

in Flensburg liegenden Verwundeten an, welches Anerbieten aber nicht angenommen wurde. Als der dänische Corpsstabsarzt Dr. Bendz sich darüber beschwerte, dass die deutschen, die Hospitäler besuchenden Damen, den Deutschen mehr Süssigkeiten brächten als den Dänen, beruhigte St. ihn damit, dass dies für seine Landsleute nur von Nutzen sein könne.

Am 9. August erhielt er die Erlaubniss mit Dr. Esmarch abzureisen; sie mussten ihren Weg über Flensburg und Nyborg nehmen und erst 8 Tage in letzterer Stadt bleiben. Am 20. Aug. langten sie beide in Kiel an. Esmarch war nicht bloss der Adjutant Stromeyer's, sondern, da er sich bereits mit dessen Tochter verlobt hatte, auch sein Schwiegersohn in spe.

Inzwischen war auch in Rendsburg die Cholera ausgebrochen; dies hatte auf die Stimmung der Officiere daselbst einen ungünstigen Einfluss.

Die Schlachten von Missunde und Friedrichstadt brachten neue Arbeit. Unter den, beim Sturm auf letztere Stadt, Schwerverwundeten befanden sich die beiden Aerzte Dr. Henke und Dr. Ritter, beide mit bedeutenden Schädeldepressionen; sie wurden ohne Elevation und Trepanation geheilt.

Die eigentlichen Tage der Trübsale kamen aber erst, als am 2. Jan. 1851 die Bundescommissarien eintrafen, welche dem Kriege ein Ende machen sollten. Es war dies die Wirkung von Ollmütz. Am 10. Jan. 1851 nahm die Landesversammlung die Bedingungen der Bundescommissarien an und St. kehrte am 15. Januar nach Kiel zurück; seine Entlassung aus dem Militärdienste erfolgte am 15. Februar.

Man bemühte sich jetzt in Freiburg, St. zurückzugewinnen. Viele Gründe bestimmten ihn aber in Kiel zu bleiben, namentlich der, um das deutsche Element dort zu verstärken; aber er wollte sich auch nicht von Esmarch trennen. Derselbe würde ihm zwar auch nach Freiburg gefolgt sein; St. hielt es aber für bedenklich, diesen jungen Eichbaum zu verpflanzen, er musste seinen Landsleuten erhalten bleiben.

Am 24. April 1852 wurde St. zum Director des holsteinischen Sanitäts-Collegiums ernannt. Olshausen's Wirksamkeit als Curator hörte leider auf. Nach dem Abgange des Etatsraths Meyer rückte Frerichs in dessen Stelle. Esmarch übernahm die erste

Assistenzarztstelle an der chirurgischen Klinik und habilitirte sich als Privatdocent. Statt Frerichs kam bald Professor Götz. Um den Bau einer neuen Klinik durchzusetzen, reiste St. im Sommer 1853 nach Kopenhagen, das ihm sehr gefiel. Er hatte eine Audienz bei dem König Friedrich VII. Das Anerbieten, in hannoversche Dienste als Generalstabsarzt zu treten, schlug er aus, da der Gehalt von 2400 Thalern seinen Verhältnissen in Kiel nicht entsprach.

Als ihm nun zum zweiten Male die Stelle mit 3000 Thaler Gehalt angeboten wurde, und es mit der Bewilligung des Neubaus der chirurgischen Klinik nicht vorwärts kam, verliess er Kiel und kehrte am 1. April 1854 nach 16jähriger Abwesenheit wieder nach Hannover zurück.

Er bedauerte es sehr, die akademische Laufbahn zu verlassen; ihn leitete auch der Gedanke, Esmarch Platz zu machen. Er hütete sich aber, denselben zu empfehlen; dessen Schicksal liess er in den Händen übelwollender Collegen.

Seine Bemühungen um die Kieler Kliniken wurden 1862 wieder aufgenommen und dieselben im Wesentlichen nach seinen Plänen vollendet.

Die Hochzeit Esmarch's mit Stromeyer's Tochter Anna bildete einen Glanzpunkt seines glücklichen Familienlebens.

In Kiel hatten von den Aerzten nur der Etatsrath Hegewisch und Dr. Steindorff ihm näher gestanden.

So ungnädig sich der verstorbene König Ernst August gegen St. gezeigt, so gnädig erwies sich König Georg.

Da er sich bemühte, Hannover in jeder Beziehung zu einem Musterstaate zu machen, so ging er bereitwillig auf alle Vorschläge, welche St. zur Reform des Medicinal-Militärwesens machte, ein.

Stromeyer's erste Arbeit war die Redaction einer neuen Ausgabe der Instruction für die Recrutenaushebung; er musste dann seine Entscheidung abgeben über eine, den Sanitätssoldaten in die Hände zu gebende, Instruction. Es lagen zwei Arbeiten vor: eine von Dr. Oelker, eine von Dr. Backmeister.

St. entschied sich für erstere, weil sie besser war.

Grosse Sorge verwandte er dann auf das Sanitätsmaterial der Armee und den Bau des neuen Generalhospitals.

Im Herbst 1854 machte er eine Reise durch alle Garnisonen, welche fast vier Wochen dauerte, lernte dabei die Commandeur

die Militärärzte kennen, inspicirte die Casernen, Hospitäler, Gefängnisse und Wachen.

Im Generalhospital, dessen Direction in seinen Händen lag, wechselte der Dienst alle zwei Monate unter den in der Residenz befindlichen Militärärzten; der diensthabende Arzt musste die Patienten dreimal besuchen, zweimal allein, um 11 Uhr Morgens aber in Stromeyer's Gegenwart. Er beschäftigte sich vorzugsweise mit den schweren Fällen; Consultationen fanden täglich Statt. Unter 18,406 Kranken von 1853—1864 hatte St. nur 141 Todesfälle. Als er vom Kriegsministerium den Auftrag erhielt, eine homöopathische Heilanstalt für Soldaten in der Residenz zu errichten, machte St. den Gegenvorschlag, die Patienten, welche homöopathisch behandelt zu werden wünschten, nach Hildesheim in die Heilanstalt der barmherzigen Schwestern zu schicken, welche unter der Direction eines Homöopathen stand. Zwei Patienten wurden auch hingeschickt; der mit einem Schnupfen Behaftete wurde glücklich geheilt, der von einem Eczem Befallene kehrte ungeheilt zurück und musste erst im Generalhospital curirt werden. „Damit hatte der Schwindel ein Ende."

Seine Dienstangelegenheiten brachten ihn in nahe Beziehungen zu dem Generallieutenant Tschirnitz, der später den Untergang des Königreichs verschuldet haben sollte. St. spricht ihn von jeder Schuld frei und meint, dass die hannoversche Armee bei Langensalza sich seiner würdig gezeigt habe.

Seine schriftstellerische Thätigkeit nahm St. mit erneuter Kraft wieder in Hannover auf, da ihm in Kiel nicht viel Zeit dazu geblieben war. Doch kostete es ihm viele Mühe zu produciren und seine fertigen Sachen gefielen ihm nicht, und machten ihm immer neue Feinde, vielleicht auch Freunde, sie pflegten sich aber nicht zu melden. Wie er selbst gesteht, verstand er die Kunst nicht, welche Bardeleben einst von Billroth rühmte, er habe seine chirurgische Pathologie und Therapie fertig gebracht, ohne einem seiner Zeitgenossen wehe zu thun; er war immer so naiv zu glauben, es käme mehr darauf an, den Patienten nicht wehe zu thun, wenn man den Collegen auch einmal durch den Sinn fährt.

Nachdem er ein Jahr in Hannover gelebt hatte, kaufte er sich daselbst ein Haus, um darin sein Leben zu beschliessen. Grosse Freude und Trauer sollte er darin noch erleben; seine

jüngste Tochter Ottilie starb bereits in Kiel an arterieller Hämoptoë am 18. April 1851. Seine zweite Tochter Helene wurde durch den Todesfall so erschüttert, dass sie „der Welt entsagte“ und sich der Landschaftsmalerei widmete. Sie fühlt sich glücklich in ihrem neuen Beruf und hat als Künstlerin einen ehrenvollen Namen erworben; am 31. Mai 1870 starb Esmarch's Gattin und wurde in Hannover begraben, während ihr Mann krank danieder lag.

Das, für Hannover so verhängnissvolle, Jahr 1866 wurde es ebenso für Stromeyer. An der Schlacht von Langensalza nahm er activen Antheil, vielleicht einen grösseren, als Mancher vermuthete.

Wenn die Hannoveraner, nachdem sie die Preussen gänzlich besiegt, und die alte hannoversche Tapferkeit sich auch bei Langensalza auf's Glänzendste bewährt hatte, am folgenden Tage capitulirten, anstatt die Preussen zum zweiten Male auf's Haupt zu schlagen, so hat die Unterredung, welche Stromeyer mit dem König Georg führte, indem er ihm die Ueberfüllung aller Locale mit Verwundeten und seine Besorgnisse für den kommenden Tag, falls die Feindseligkeiten sich erneuern sollten, hervorhob, sicherlich viel dazu beigetragen, den König zu der, durch nichts motivirten, Capitulation zu bewegen.

Der Kriegsminister war mit der Stromeyer'schen Mission durchaus nicht zufrieden und äusserte: „Schon manche Armee hat am zweiten Tage gesiegt, nachdem sie am ersten geschlagen war und wir haben ja gestern gesiegt.“

Die Thätigkeit, welche St. jetzt entfaltete, war eine unglaubliche, da er mit den vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, welche im Gefolge der Capitulation der Armee sich geltend machten.

Seine Tochter Helene nahm während dieser Zeit einen vierwöchentlichen Aufenthalt in Langensalza. Baum und Wilms besuchten Stromeyer. Wilms fand die Zustände in Langensalza idealisch; in Böhmen hatte er für 800 Verwundete nur 50 Bettstellen in acht Wochen auftreiben können. Wilms kehrte sehr ernüchtert über den Nutzen der Gypsverbände aus Böhmen zurück.

Die von Esmarch erfundene neue Schiene für Ellbogen-Resecirte that St. gute Dienste.

Georg Hirth, welcher, auf preussischer Seite kämpfend,

eine Schussfraction des Oberschenkels erlitt und schliesslich gut geheilt wurde, sorgte in der „Gartenlaube“ dafür, die Schädlichkeit der Gypsverbände dem grossen Publikum klar zu machen.

Geholfen hat es aber doch wenig; der orthodoxe Jünger Aeskulap's gypst vor wie nach, weil in Berlin, der Hauptstadt, nicht bloss des neuen deutschen Reiches, sondern der Intelligenz, vorgegypst wird.

Am 18. März 1867 betheiligte, in Folge einer Einladung St. sich an den Conferenzen in Berlin zur Verbesserung des Kriegssanitätswesens. St. wäre bereit gewesen, in der preussischen Armee weiter zu dienen, wenn man ihn in Hannover gelassen und zum Generalarzt des X. Armeecorps gemacht hätte. Statt dessen ernannte man ihn zum Generalarzt des IV. Armeecorps in Magdeburg. Er antwortete hierauf mit seiner Bitte um Pensionirung; er erhielt dieselbe, unter Ertheilung eines Ordens, zur Dispositionsstellung.

Trotzdem stellte er aber seine Betheiligung an den Conferenzen, die 38, meist vierstündige Sitzungen in Anspruch nahmen, nicht ein. Die Resultate derselben waren die darüber ausgearbeitete Instruction. Sie kam nicht in den Buchhandel, bewährte sich aber im Kriege von 1870—1871; ihre Principien fanden die Anerkennung der Engländer, Franzosen und Italiener.

Trotz des, Stromeyer widerfahrenen Unrechts versöhnte er sich sofort mit der neuen Ordnung und unterdrückte seine persönliche Neigung für den unglücklichen König Georg, er scheute sich auch nicht, sein politisches Glaubensbekenntniss auszusprechen, weil er nichts zu hoffen und nichts zu fürchten hatte.

Sein Patriotismus war so gross, dass er das geflügelte Wort sprach: „wenn die Franzosen nicht schon wären, so müsste man sie erfinden, um die Deutschen einig zu machen.“

Als 1870 dann der heilige Krieg ausbrach, wurde St. zum consultirenden Chirurgen der dritten Armee ernannt. Als solcher machte er den ganzen Feldzug mit.

Am 9. März 1871 langte er glücklich wieder in Hannover an.

Mac Cormac hatte er in Sedan versprochen, ihn in seiner Heimath aufzusuchen. Dieses Versprechen wurde im folgenden Jahre gehalten. 1872 reist St. über Ostende nach London, wo ihn Mac Cormac und Little am Bahnhofe abholten. Das neue St. Thomashospital nahm sein ganzes Interesse in Anspruch.

Seine in Netley und im Thomashospital vor einem grossen Auditorium gehaltenen Reden wurden sehr beifällig aufgenommen.

St. reiste per See nach Altona und von da nach Kiel, um Esmarch zu besuchen, welcher sich im Februar desselben Jahres mit der Prinzessin Henriette von Schleswig-Holstein wieder vermählt hatte.

Eine grosse Freude hatte Stromeyer an Esmarch's neuester Erfindung, von der er aussagt, dass dadurch der Chirurgie eine neue Provinz erobert worden sei, deren reiche Früchte allen Völkern zu Gute kommen. „Ohne Blutvergiessen gewonnen trägt sie das Wort „blutlos" in ihrer Fahne. Was mich dabei besonders freute, war, dass dies Panier von einem Deutschen vorgetragen wurde und andere Völker uns einmal wieder folgen müssen."

Auf dem Chirurgencongresse am 18. April 1873 machte die Erfindung keinen Eindruck; warme Anhänger wurden sofort Dr. Iversen, Leisrink in Hamburg, Dr. Brandis in Aachen. In England fand dieselbe dagegen eine enthusiastische Aufnahme. Mac Cormac's Versuche im Thomashospitale fielen durchaus günstig aus.

St. meint, die Engländer seien doch wohl befähigt, fremde Verdienste anzuerkennen, während Virchow sie auf dem Naturforscherverein in Wiesbaden 1873 mit den Juden verglichen hatte, die sich für das auserwählte Volk hielten; er führt Virchow's Ansicht darauf zurück, dass man auf der medicinischen Association in London in dessen Gegenwart gewagt hätte, einen Satz seiner Cellularpathologie anzuzweifeln.

Wenn es oft schwer ist, sich über den Charakter eines Mannes ein richtiges Urtheil zu bilden, so hat Stromeyer durch seine Autobiographie es den Kritikern sehr leicht gemacht. Namenlose Eitelkeit wurde ihm von seinen Feinden als Hauptfehler vorgeworfen.

Es war leicht, die Belege dafür in seiner Selbstbiographie zu finden.

Es liegt uns fern, diese Eitelkeit vertheidigen oder beschönigen zu wollen.

Wenn man aber so viele andere berühmte Männer näher untersucht und bei genauer Betrachtung findet, dass sie oft der Reihe der Verbrecher zugezählt werden müssen, wenn man erwägt, wie durch wirkliche habituelle Laster ihr Charakter befleckt wird,

wenn die schönfärberische Geschichte sich auch bemüht, sie mit Stillschweigen zu übergehen — ich will hier nur an den von den Kurz- und Kleinsichtigen vergötterten Alexander von Humboldt erinnern — dann liegt wirklich kein Grund vor, Stromeyer's, welcher mit vollem Rechte von sich hätte sagen können: „homo sum nihil humani a me alienum puto", Eitelkeit als schweres Verbrechen ihm aufmutzen zu wollen.

Es ist wahr, Stromeyer war eitel, körperlich wie geistig. Aber es giebt eine Menge von Leuten, welche eitel sind, ohne dass sie Grund dazu hätten; bei ihnen beruht also die Eitelkeit nicht auf wirklich vorhandenen Vorzügen ihres Körpers wie Geistes. Wie mancher Bucklige hält sich für einen Adonis und wie viele Börsen- oder Familienärzte wollen wegen einer, nicht von ihnen verfassten, Inauguraldissertation für wissenschaftliche Koryphäen angesehen werden! Bei Stromeyer lässt sich dagegen die Eitelkeit entschuldigen, weil sie nicht auf einem wesenlosen Scheine beruhte.

Stromeyer war in der That einer der schönsten Männer, die mir je im Leben begegnet sind.

Wenn der Spiegel es ihm nicht verrathen, so hätte dies sicherlich das schöne Geschlecht besorgt. Stromeyer hatte nicht bloss regelmässige, edle, durchaus aristokratische Gesichtszüge, ein mildes, sanftes und doch so kluges Auge, dessen Blick Jedem sympathisch entgegenstrahlte, sondern war von einer imposanten Statur, die jeden Kaiser gekleidet hätte.

Nur einmal hatte ich das Vergnügen, persönlich ihm näher zu treten.

Es war zwei Tage vor der Schlacht bei Idstedt. Auf einer wissenschaftlichen Reise nach Paris begriffen ereilte mich unterwegs die Nachricht des, zwischen Dänemark und Schleswig-Holstein, abgelaufenen Waffenstillstandes und wieder ausgebrochenen Krieges, sowie der Aufruf von Stromeyer an Aerzte zum Eintritt in die Schleswig-Holsteinische Armee.

Da ich die ersten beiden Kriege mitgemacht, so war mein Entschluss rasch gefasst. Ich eilte dem Norden zu.

Jeder anzustellende Arzt hatte sich einem Colloquium zu unterwerfen, das von Stromeyer abgenommen wurde. In grosser Generalsuniform empfing er mich, vom Scheitel bis zur Zehe ein Fürst, ein Fürst des Wissens und Könnens.

Bei allem Imponirenden seines ganzen Auftretens flösste er mir doch Vertrauen ein, weil der Grundzug seines Charakters reines Wohlwollen und ungeheuchelte Humanität war. Sein Colloquium bestand bloss in der an mich gerichteten Frage, in welcher Weise Langenbeck der Vater und Dieffenbach als Chirurg verschieden wären.

Da ich die Schriften Beider genau kannte, und Beide meine Lehrer gewesen, so gab ich ein freimüthiges Urtheil ab.

Dies musste ihm sehr gefallen. Denn als ich glaubte, das Colloquium sollte nun eigentlich erst beginnen, fragte er mich, bei welchem Truppentheil ich angestellt zu werden wünschte. Auf meinen Wunsch, beim ersten Jägercorps, weil es die Elitetruppe der Schleswig-Holsteinischen Armee war, antwortete er, mein Wunsch sollte erfüllt werden. Am andern Tage erhielt ich mein von ihm und Willisen unterzeichnetes, Patent und machte noch im Civilanzuge die Schlacht von Idstedt mit.

Später bin ich nicht oft zu ihm in Beziehung getreten. Da es in Bremen in meiner Praxis nur selten vorkam, dass meine Patienten eine Consultation mit einer auswärtigen Koryphäe wünschten, so war unsere sogenannte Geschäftsverbindung keine sehr rege.

Eines Falles erinnere ich mich aber deutlich. Die Tochter eines reichen Kaufmanns litt an einer chronischen Periostitis der Tibia, die in Eiterung übergegangen, oft geheilt, aber immer wieder Recidiven machte. Solche Fälle waren mehrere Male von mir bei einer allgemein tonsirenden Behandlung, wenn Skrophulose zu Grunde lag, durch eine in der Nähe gelegte Fontanelle geheilt worden. Ich schlug schliesslich eine solche vor. Der Vater des Kindes hatte meinen Vorschlag seinen sogenannten guten Freunden auf der Börse, dem Centralklatschpunkt Bremens erzählt, diese die Sache ihren Hausärzten. Die verehrten Collegen hatten dann mein Verfahren als ein antediluvianisches bezeichnet. Der Vater des Kindes erzählte mir die Sache wieder; ich konnte nur herzlich darüber lachen und ihn in seinem Vorhaben, eine auswärtige Koryphäe zu consultiren, bestärken. Ich schlug ihm zu diesem Zwecke Stromeyer vor und gab dem Vater einen Brief mit. Das Kind blieb ein Jahr lang in Stromeyer's Behandlung, welcher dieselbe Diät, wie ich, verordnete, daneben aber auch Jodkalium.

Da die Recidiven aber trotzdem immer wiederkehrten, kam

eines Tages der Vater zu mir, um mich zu bitten, die Behandlung des inzwischen sehr abgemagerten Kindes zu übernehmen.

Dies geschah denn auch. Die antediluvianische Fontanelle wurde jetzt in Anwendung gebracht, und dies Kind nach drei Monaten dauernd geheilt, ohne dass eine Recidive eingetreten wäre.

Nicht lange darauf legte ich meine Praxis nieder. Da es mir oft vorgekommen, dass Patienten ihnen mitgegebene Briefe unterschlagen hatten, so dass ich in den letzten Jahren meiner Praxis Brunnenbriefe meistens direct dem behandelnden Arzte zuschickte, die Nichtbeantwortung meines Briefes von Stromeyer, weil es ihm gar nicht ähnlich sah, mir aufgefallen war, so richtete ich von Göttingen aus eine Interpellation an ihn.

Diese beantwortete er sofort, und es war die Veranlassung, dass ich bis zu seinem Tode in Briefwechsel mit ihm blieb. Da ein paar dieser Briefe ein allgemeines Interesse haben und Stromeyer von rein menschlicher Seite, in seiner ganzen persönlichen Liebenswürdigkeit zeigen, so lasse ich sie hier folgen.

Hannover, 2. Nov. 1875.

„Verehrtester Herr College!

Der Name Montocardt ist mir noch erinnerlich, einen Brief habe ich nicht erhalten.

Mit Ihren „Classikern“ bin ich seit einigen Wochen schon beschäftigt. Ich hatte mir das Buch gleich angeschafft. Ich lerne viel daraus und missfallen hat mir nur, dass Sie Laennec nicht nach Gebühr behandeln*). Sie können das wohl noch wieder gut machen. Meine Dieffenbach'schen Briefe enthalten nichts von bleibendem Werthe und sind mehr augenblickliche Herzensergiessungen vertraulichster Art.

Es war mir sehr interessant zu erfahren, dass Sie der Verfasser der Recension meiner „*Erinnerungen*“ in der Wiener medicinischen Wochenschrift sind.

Es ist mir bis jetzt nur der erste Theil zu Gesicht gekommen, den ich sehr schön und anerkennend fand. Meinen Fehler in Hinsicht auf Krukenberg habe ich gleich verbessert. Meinen Scherz über Jüngken haben Sie erst recht publik gemacht. Die Ironie des Zufalls wollte es, dass Jüngken hier unter meinen Händen starb. Ich sah ihn schon bewusstlos, wir konnten uns über Mozart nicht mehr verständigen.

Sie haben sich schon grosse Gewandtheit erworben, einen Schriftsteller zu analysiren. Ich bin neugierig, was Sie mit mir anfangen, da ich selbst es nicht sonderlich verstanden habe, einen Schattenriss meiner grösseren Werke meinen Erinnerungen einzuverleiben.

Ich könnte, bei dem besten Willen, keine Geschichte der Chirurgie oder Medicin schreiben.

Es gehört mehr Aufopferung dazu, als ich in dieser Beziehung besitze, vielleicht auch mehr Kaltblütigkeit.

---

*) Lag gar nicht in meiner Absicht, da ich eine Geschichte der deutschen und nicht der französischen Classiker schrieb. Der Verf.

Ueber Ihre grosse Productivität bin ich natürlich um so mehr erstaunt, da ich selbst so langsam producirt habe. Meine Gesundheit litt darunter, hoffentlich geht es Ihnen besser.

Billroth schrieb nämlich sehr melancholisch und beneidete meine olympische Ruhe in den „Erinnerungen", die sich auch dem Leser mittheile. Ich schrieb ihm wieder, meine Ruhe käme nicht vom hohen Olymp, sondern vom Rhabarberpillen, von denen ich in zehn Jahren (von 1856—1866) 24,000 Stück genommen habe.

Bitte, grüssen Sie Ihren alten Freund Marx, der einst auch der meinige war. Soeben erhalte ich durch M. R. Müller den Rest Ihrer Recension.

Gehorsamst und ergebenst
Dr. Stromeyer, Marienstrasse 8.

Hannover, 26. März 1876.

Verehrter Herr College!

Wenn Professor Billroth für eingehende Kritik empfänglich wäre, so müsste ihm die Ihrige von grossem Nutzen sein. Aber ich fürchte sehr, es ist ihm nicht zu helfen. Er ist so eilig im Produciren, so flüchtig im Lesen, dass ich so ziemlich alle Lust verloren habe, seine Schriften zu lesen. Ausser seinen geschickten Händen hat er, nach meiner Ansicht, gar keinen Beruf für die Chirurgie. Die Natur hatte ihn wohl zum musikalischen Virtuosen bestimmt, sein Clavierspiel soll bewunderungswürdig sein.

Es heisst, er wolle zu meinem Jubiläum kommen, aber ich zweifle daran. Mit dem hiesigen Banquier Emil Meyer stand er 1875 in Karlsbad auf dem freundschaftlichsten Fusse, er wollte hier bei ihm wohnen. Emil Meyer ist aber ein Jude!

Ueber Ihre Definition des Berlinerthums habe ich mich sehr gefreut. Sie haben aber einen Zug dabei vergessen, das ist die Kunst des Todtschweigens. Billroth versteht sie auch und dankt Ihnen vielleicht für Ihre Kritik, die ja lange nicht so gefährlich ist als das tödtliche Schweigen.

Mit herzlichem Danke Ihr ergebenster
Dr. Stromeyer.

Möge man über Stromeyer's Eitelkeit noch so streng urtheilen, auf jeden Fall hatte sie, wie bei so vielen Anderen, welche sich dadurch der Lächerlichkeit Preis geben, nichts Verletzendes. Denn sie war durchaus kindlicher Art, der Grundton seines Charakters wird nie durch sie verdeckt, sie selbst gemildert durch die vornehme Reservirtheit, welche dem ganzen Wesen Stromeyer's aufgedrückt ist. Ueberall blickt der edle, humane Mensch, und der, mit ihm zu einem Gusse verschmolzene einfache und dem höchsten Ideale der Kunst zugewandte, chirurgische Künstler durch.

Und was das Schönste und Herrlichste ist, überall, wo uns Stromeyer als Mensch wie als Chirurg entgegentritt, empfangen wir den Eindruck, dass er stets bemüht ist, den Künstler in den Vordergrund, den Virtuosen, der nur sich selbst verherrlicht, in den Hintergrund zu stellen.

Noch eins müssen wir als charakteristisch für Stromeyer hervorheben. Er gehörte zu den wenigen Männern und Aerzten,

welche nicht an ihrem Jahrhundert litten. Nur wenige haben die Kraft und die Standhaftigkeit, den schlechten Einflüssen der Zeit, welche selbst in der Periode der höchsten Culturentwickelung Statt finden, zu widerstehen, gegen sie anzukämpfen. Die Meisten werden von ihnen angesteckt, wie auch die Meisten der Einwirkung einer contagiösen Krankheit nicht widerstehen können.

Stromeyer machte eine Ausnahme. Alle Tugenden und Vorzüge seiner Aera in sich aufnehmend und widerspiegelnd, hatte er sich gegen die Fehler derselben abwehrend verhalten. Und dies gilt von ihm sowohl als Menschen wie als Arzte. Ein solcher Mann hat allerdings kein Recht, darauf eitel zu sein, aber gern wird man ihm die Eitelkeit verzeihen.

Und so kommt es, dass man von der ihm imputirten Eitelkeit selten etwas merkt. Noch auf einen Zug möchten wir aufmerksam machen. Stromeyer zeichnet sich durch einen liebenswürdigen Humor aus. Derselbe verlässt ihn in keiner Lage seines Lebens und hat ihm über Vieles hinweggeholfen.

Nirgends zeigt sich derselbe aber in so ansprechender und und dazu naiver Natur als in seinen „Erinnerungen". Ueber den letzten Rest des Lebens von Stromeyer ist wenig zu berichten.

Am 6. April 1876 feierte er unter Betheiligung der hervorragendsten Chirurgen Deutschlands und vieler des Auslandes sein fünfzigjähriges Doctorexamen.

Seit Blumenbach's selbigem Feste ist wohl kein deutscher Gelehrter so gefeiert worden.

Kurz vorher hatte ich noch meinem Freunde Marx die Besorgniss mitgetheilt, Stromeyer möchte es wie so vielen Anderen gehen, er würde an den Folgen des Festes sterben. Leider sollte meine Ahnung eintreffen.

Mitte Juni erhielt ich von Stromeyer's Gattin einen schwarzumrandeten Brief, der mir den am 15. Juni 1876 erfolgten Tod ihres Gatten anzeigte.

Wie Dieffenbach hatte er das beneidenswerthe Schicksal, während der Ausübung seines Berufes zu sterben. Gerade im Begriff eine Consultation abzuhalten, wurde er von einem Schlagflusse dahin gerafft. Sein Tod wirkte versöhnend. Der Hass seiner Gegner schwieg. So nehmen wir denn Abschied von ihm mit den Worten des Dichters:

„Wo ist der Mann, wann wird er kommen,
Den alle Tugendzierden adeln?
Steht er dir nah, noch so vollkommen,
Doch weisst du dies und das zu tadeln;
Erst wenn er schied und nimmer kehrt,
Erglänzen hell dir seine Gaben,
Und eines Menschen ganzen Werth
Zu kennen, müsst ihr ihn begraben."

Allgemeine Medicin.

Von allen chirurgischen Classikern hatte keiner eine solche universelle, man kann sagen philosophische Bildung als Stromeyer.

Verfasste er kein Lehrbuch der allgemeinen Medicin, was überhaupt bis jetzt nicht in der Literatur existirt, oder keine Monographie über ein zu ihr gehörendes Thema, wie Stieglitz es that mit seiner Schrift „Ueber das Zusammensein der Aerzte am Krankenbette", so verstand er es, auf eine packende Art und Weise seinen Schriften bei passenden Gelegenheiten kurze aphoristische oder in Form von Aphorismen gebrachte Bemerkungen beizufügen.

Da sie nicht bloss zur Charakterisirung der Persönlichkeit Stromeyer's oft sehr bezeichnend, sondern auch von hohem Werthe sind, so wollen wir einige hier zusammenstellen:

„Wenn man den Inhalt älterer Collegienhefte vergleicht mit dem neuerer, so fällt es auf, dass dieselben mit grösserer Büchergelehrsamkeit ausgestattet sind; jedes Capitel enthält Citate aus der Geschichte und Literatur des Gegenstandes, mit denen sich in unserer Zeit die mündlichen Vorträge nicht mehr befassen. Die neuere Darstellungsweise ist mehr objectiv, die ältere mehr subjectiv, die pathologische Anatomie spielt darin eine untergeordnete Rolle. Da sich jedoch aus der Schilderung der Krankheit, mit pathologisch-anatomischer Basis, eine Heilmethode mit Nothwendigkeit nicht ergiebt, so muss die subjective Ansicht des Docenten zu Hülfe kommen, um das anzustrebende Ziel zu bezeichnen. Die Andeutungen über Therapie sind in der neueren Lehre oft sehr mangelhaft, ja fast mit absichtlicher Geringschätzung gegeben, die älteren Docenten legen auf ihre therapeutischen Grundsätze den grössten Werth und verfehlen nie, die abweichenden Anderer zu beleuchten. Einen etwas niederschlagenden Eindruck macht es, dass bei allen Fortschritten der neueren Wissenschaft die Therapie sich noch in denselben Extremen bewegt, wie vor beinahe 100 Jahren."

„Medicinische Reisen, mit einem längeren Aufenthalte unter gebildeten Völkern haben desshalb ihren entschiedenen Nutzen, man lernt die soliden Leute von den Windbeuteln besser unterscheiden. Ein Sprüchwort wie bei uns, er lügt wie gedruckt, ist in England unbekannt."

„Es ist wirklich ein Verdienst von Berthold Auerbach, dass er in seinem Roman „Auf der Höhe" mit so viel Liebe und Verständniss das höhere Ammenwesen geschildert hat, dessen Vortheile und Nachtheile er gleich unparteiisch schildert."

Das bischen Naturgeschichte, was unsere jungen Leute jetzt lernen, hat sie schon so übermüthig gemacht, wie würden sie es erst werden, wenn sie nichts mehr davon erführen, dass es schon in alten Zeiten Männer gegeben hat, welche der Jugend als unerreichbare Muster der Tugend, des Genius und der Thatkraft hingestellt werden können. Was würde aus Shakespeare, Goethe oder Schiller geworden sein, selbst, wenn sie gelernt hätten, den Kosmos von Humboldt zu erklären, wenn nicht der ganze Himmel des classischen Alterthums sich über ihnen gewölbt hätte? Es sind die idealen Güter des Menschen, welche in dem Studium der Classiker zur Geltung kommen, diese gipfeln freilich in der Religion, aber die Lehren derselben müssen dem jugendlichen Gemüthe durch Beispiele verständlich gemacht werden. Die religiösen Ansichten der Alten dienen ausserdem dazu, die Schönheit des christlichen Glaubens in ein helleres Licht zu stellen und zur Toleranz zu führen; schon das Kind lernt einsehen, dass Tugend und Geistesgrösse auch mit verschiedenen religiösen Bekenntnissen vereinbar sind."

„Es wird den Aerzten oft zum Vorwurfe gemacht, dass ihre Studien sie so oft zu Atheisten und zu schlechten Christen machten. Wenn das Christenthum in dem Wunderglauben bestände, so könnte man Recht haben, denn ein ehrlicher Arzt glaubt nicht an Wunder. Er sucht sich mit den Gesetzen bekannt zu machen, nach denen die Welt regiert wird, mit deren Hülfe sich Alles natürlich erklärt, auch die Mittel finden lassen, Uebel zu verhüten und Leiden zu heilen oder zu vermindern. Man kann auch nicht zugeben, dass in früheren Zeiten Wunder geschehen sind. Ein Wunder ist nur das, was die Aufhebung der Naturgesetze voraussetzt, um zu geschehen. Die Welt besteht durch diese Gesetze, sie müsste also untergehen, um ein Wunder möglich zu machen. Wer dahin gelangt ist, anzuerkennen, dass die Welt nach ewigen Gesetzen regiert werde, kann kein Gottesleugner sein, denn nach menschlichen Begriffen muss ein Gesetzgeber da sein, wo Gesetze bestehen und wirksam sind; dass man sich von dem Gesetzgeber der ganzen Welt keine deutliche Vorstellung machen kann, braucht nicht dahin zu führen, dessen Dasein zu leugnen. Am wenigsten aber scheint es mir nöthig, den lieben Gott abzuschaffen, um sich der Pfaffenherrschaft zu erwehren. Was die Charlatans sind für die Heilkunde, das sind die Pfaffen für die Religion. Man schüttet das Kind nicht mit dem Bade aus, sondern reinigt die Tempel von dem Gesindel. Der Tempel Aeskulap's so gut wie alle übrigen bedürfen mitunter des Besens. Kein Stand ist so wie der ärztliche berufen, die Schönheit und Nothwendigkeit einer Religion der Liebe, wie Christus sie lehrte, durch Thaten kund zu thun. Christus selbst war Arzt, seine Heilungen wurden von den Zeitgenossen für Wunder gehalten, man kann jetzt noch alle Tage ähnliche verrichten, wenn man seine Leute danach wählt. Glücklicher Weise ist die Bildung jetzt schon so weit fortgeschritten, dass man diejenigen nicht mehr Aerzte nennt, welche Wunder zu verrichten vorgeben, auch nicht Wunderthäter, sondern Charlatans! Selbstverleugnung und Anerkennung der Naturgesetze bezeichnen den wahren Arzt, Selbstvergötterung und Verleugnung der ewigen Gesetze den Charlatan. Je mehr das Studium der Naturwissenschaften in alle Classen dringt, desto mehr sinkt das Ansehen der Charlatans auf allen Gebieten. Das wissen die Finsterlinge sehr gut, daher ihre innige Verbrüderung, wenn ihre Gegner sich bemühen, den Naturgesetzen nachzuspüren."

„Die Naturgesetze beschränken den freien Willen des Menschen, dessen erste Pflichten darin bestehen, sich ihnen zu unterwerfen, aber sie heben ihn nicht auf."

„Die freie Selbstbestimmung der geistesgesunden Menschen gehört zu den nothwendigen Bedingungen der menschlichen Gesellschaft."

„Der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele ist dem feinfühlenden Menschen ebenso nothwendig wie Speise und Trank. Gesegnet sei der, wer diesen Gedanken zuerst ausgesprochen, er ist jedenfalls einer der grössten Wohlthäter des Menschengeschlechts. Ohne diesen Glauben würde uns das Leben unerträglich sein und eine Religion der Liebe wäre nicht zu begreifen."

„Positive Beweise für die Unsterblichkeit der Seele lassen sich nicht bringen, der elektrische Telegraph ist noch nicht erfunden, der die Seelen der Abgeschiedenen mit denen der Lebenden verbindet, aber, wenn das Studium der Naturwissenschaften lehrt, dass im Weltall nichts verloren geht, dass auch die Materie ewig ist, dass die zerfallenden Körper stets zu neuen Schöpfungen verwendet werden, so gewinnt dadurch die Idee um so grössere Wahrscheinlichkeit, dass die Kraft, welche den menschlichen Geist darstellt und zu den edelsten Erzeugnissen im Erdenleben, den Werken des Genius befähigt, ebensowohl unvergänglich sein müsse und in erneuerter Gestalt auferstehen werde."

„Es ist ungefähr ebenso bestellt mit allen ideellen Gütern des Menschen. Die ewige Wahrheit und Schönheit einer Religion der Liebe, der Poesie, der Kunst lässt sich nicht beweisen, man kann sie nur fühlen und an ihren Wirkungen ermessen. Sie beglücken und veredeln uns, desshalb sind sie für feinfühlende Gemüther theurer als alle Schätze der Welt. Auch der Glaube an Unsterblichkeit beglückt und veredelt uns, er ist um so höher zu schätzen, weil früher oder später ein Jeder desselben bedarf. Wer den Apollo von Belvedere zerstört, ein Bild von Raphael, das Manuscript eines grossen Dichters oder Tonkünstlers vernichtet, versündigt sich an Vielen, wer die Unsterblichkeit der Seele anzweifelt, an Allen!"

„Für mich liegt der beste Beweis für die Unsterblichkeit des menschlichen Geistes darin, dass derselbe fähig ist, ewige Wahrheiten zu fassen und zu finden. Die Kraft, welche dies vermag, ist vermuthlich ebenso unvergänglich wie ihre Aeusserungen."

„In der Fähigkeit, ewige Gedanken zu begreifen, liegt der Hauptunterschied des Menschen von dem Thiere, eine Kluft, die nichts auszufüllen im Stande sein wird."

„Das menschliche Antlitz und die menschliche Figur interessirten mich mehr als Himmel und Erde. Ich glaube, dass dies für meinen künftigen Beruf sehr gut gewesen ist, es schärfte meine Beobachtungsgabe; wenn man das Schöne sieht, erkennt man um so leichter das Unschöne oder Krankhafte."

„Der echte Professor muss geboren sein, man kann ihn nicht auffüttern, er muss sich im Leben bewähren und dann muss die Welt ihn finden."

„Der Klügste giebt nach, sagte der alte Blumenbach, als er durch das Geschrei eines alten Esels zweimal gestört, seine Vorlesung abbrechen musste."

„Verstand ist gewiss das erste Erforderniss für den ärztlichen Stand, aber nicht jede Art von Verstand ist von gleichem Nutzen. Der mathematische Kopf ist wenig zum Arzte geeignet, er hat zu wenig Phantasie und kann sich das nicht denken, was er nicht sieht. Die rechte Sorte von Verstand ist der Mutterwitz, sein Urtheil ist ebenso scharf wie das des mathematischen Kopfes, aber nicht so exact, er lässt sich nicht immer mit Zahlen belegen, seine Fehlerquellen sind mannigfaltiger, weil er nicht auf lauter

[illegible] Phantasie einiges zu danken hat. Dafür [illegible] der Hand und kommt nicht erst auf der Treppe [illegible] schon geschrieben ist. Der Flug des Mutter- [illegible] Schwalbe, die Exacten treten oft gar zu mastig [illegible] Die zweite wünschenswerthe Eigenschaft [illegible] macht erfinderisch und giebt dadurch dem Be- [illegible] anderen, welche nur dessen Maske tragen. Gesund- [illegible] sind auch nöthig."

[illegible] Recht hat, dass die ganze Heilkunst im Beobachten [illegible] Ende das geeignete Sehorgan eines der nothwendigsten

---

[illegible] mit den Utilitariern, sie sind schlechte Patrioten. Ehre [illegible] welche in der Schule, in der Kirche, in den Singvereinen, in [illegible] das Volk den musikalischen Sinn zu heben suchen, sie machen [illegible] um ihr Vaterland."

[illegible] Volk in der Cultur und im Wohlstande erst so weit vor- [illegible] ist, um sich classisch gebildete Aerzte zu halten, wird der Ge- [illegible] für andere verschwinden."

[illegible] freies Volk kann bildend auf Nachbarvölker wirken, von unter- [illegible] Nationen nimmt der Sieger wohl die Untugenden, aber selten das [illegible]."

[illegible] Kathederton, concio germanica des in allen Ländern herrschenden [illegible] ist für die menschliche Stimme was die Gravität ist für den übrigen [illegible], ein mysterioses Benehmen des Körpers, um die Mängel der Seele [illegible]."

[illegible] wie viele Narren giebt es heutzutage im Reiche, die es nicht [illegible] können, dass alle kleinen Universitäten vernichtet werden, um die [illegible] desto mehr aufschwellen zu lassen, wo die Studenten aufhören, Bur- [illegible] zu sein und die Professoren so oft demoralisirt werden durch Eitelkeit, [illegible] oder durch Geschäfte, die ihrem eigentlichen Berufe fern liegen."

Die Erfahrung hat es längst gelehrt, dass jede freie Geistesentwicke- [illegible] gestört wird durch das System der beständigen Ueberwachung, des Ein- [illegible], wie es in militärärztlichen Schulen üblich ist."

Ich habe nicht viele Recepte von meinen Reisen heimgebracht, aber [illegible] Recept zu diesem infusum Asperulae ordoratae vinosum, frigide paratum [illegible] ich doch aufgeschrieben."

Es ist nicht die Gewohnheit englischer Chirurgen, von jeder Operation [illegible] Vorträge zu halten oder über Anamnese und Diagnose weitläufig [illegible] erörtern, sie überlassen Vieles dem Eifer und dem Forschungstriebe der [illegible] Ich glaube, sie haben Recht."

Mit dem Mikroskope allein wird man kein Physiolog."

Es gilt von Kliniken, was Laennec von Büchern sagt, man soll das [illegible] nicht zum Vertrauten seiner Studien machen, sondern erst damit [illegible] vertreten, wenn sie vollendet sind."

„Wie mancher klinische Lehrer der Chirurgie vertieft sich in die wundervollen Fortschritte der Mechanik und vergisst dabei, dass menschliche Gliedmassen nicht von Holz sind. Die Physiologie kann die Mechanik zu Hülfe rufen, aber der Mechaniker soll sich nie einbilden, physiologische Gesetze ignoriren zu dürfen."

„Die Zahl der am Leben bleibenden Oberschenkel-Amputirten ist der Höhenmesser der Humanität in der Kriegschirurgie. Man mache sich doch keine Illusionen darüber, diesen Massstab je verleugnen zu können. Es giebt jetzt Leute, die sich und andern gern einreden möchten, die Todesfälle nach Oberschenkelamputationen erfolgten nach ewigen Naturgesetzen, gegen die der Mensch nichts ausrichten könne. Dummheit und Trägheit sind keine Naturgesetze, sie werden es auch dann nicht, wenn sie an einflussreicher Stelle vertreten sind."

Die Exacten in Hannover werden von Stromeyer folgendermassen geschildert:

„Der Verein gerieth aber unter die Botmässigkeit einer Coterie von Exacten, welche sich mit grossem Erfolge geltend machte. Sie bestand aus Männern von Verstand und vielseitigen Kenntnissen, aber der eigentliche Beruf zum Arzte, die Nächstenliebe und die daraus entspringende sorgsame Beobachtung am Krankenbette, die Bescheidenheit im Urtheile ging ihnen ab. Keine Krankengeschichte war ihnen interessant, die nicht mit dem Sectionsberichte endigte, auch die makroskopisch-pathologische Anatomie war ihnen langweilig, die physikalische Diagnostik zu unsicher, Anamnese und rationelle Zeichen waren ihnen höchst verdächtig, die Therapie ganz gleichgültig. Kam man mit ihnen am Krankenbette zusammen, so war man oft erstaunt über ihre Unwissenheit, sie wussten eine Pneumonie nicht von einem pleuritischen Exsudate zu unterscheiden, einen anfangenden Typhus nicht vom Darmcatarrh, einen verschleppten Typhus nicht von chronischen Darmgeschwüren. Bei chirurgischen Uebeln waren sie stets mit dem Bandmasse zur Hand, eine Luxation ohne Messungen zu erkennen und einzurichten, schien ihnen Vermessenheit. Fluctuation konnten sie nicht entdecken, weil sie das feine Gefühl der Finger für zu wenig exact hielten. Einer der Fahnenträger dieser Clique war einmal dabei zugegen, als ich eine subcutane Tenotomie machte und sagte mir nachher: „Es wäre doch besser, wenn Sie die Theile erst völlig frei präparirten, dann wüssten Sie doch sicher, was sie durchschneiden. Ich blieb dem weisen Daniel die Antwort schuldig."

„Es lässt sich Manches für das Dictiren sagen, aber die Vortheile desselben liegen mehr auf der Seite des Lehrers, als auf der des Schülers."

„In Deutschland stellt man sich mitunter an, als sei die Tenotomie ein todeswürdiges Verbrechen."

„Was ist die schönste Wirklichkeit dem idealen Ehrenpunkte gegenüber?"

Geschichte der Medicin und Cultur.

Wie wir bereits hervorhoben, gab Stromeyer seine, in den berühmten *„Göttinger Gelehrten Anzeigen"* begonnene kritische, Laufbahn bald auf, nicht, weil er gefühlt, die kritische Ader gehe ihm gänzlich ab, sondern aus dem, auch viele Andere bestimmenden Grunde, sich unnöthiger Weise keine Feinde zu machen. Dass er

auf diesem Gebiete viel geleistet haben würde, beweisen nicht bloss seine chirurgischen Leistungen, deren Motive vorzüglich in der ihm angeborenen Kritik zu suchen sind, sondern vorzugsweise seine letzte grosse historische Arbeit, welche er kurze Zeit vor seinem Lebensende vollendete, nachdem er viele Jahre an ihr gearbeitet hatte.

Geschichte und Kritik sind ja Zwillingsschwestern, lassen sich nicht von einander trennen, sondern bedingen sich gegenseitig. Man kann sich keinen guten Kritiker denken, welcher nicht zugleich ein guter Historiker ist — daher das gänzliche Daniederliegen der medicinischen Kritik wegen der, den meisten Aerzten und Lehrern abgehenden, historischen Bildung — und umgekehrt ist der Historiker, welcher seine Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung nicht auf dem Fundamente der Kritik vornimmt, weiter nichts als ein blosser Chronikenschreiber.

Was aber Stromeyer auf dem Gebiete der Geschichte leistete, zeigt seine vortreffliche Autobiographie.

Unter den medicinischen Biographen nimmt er die erste Stelle ein. Man vergleiche seine Biographie, die in der That ein Stück Culturgeschichte des 19. Jahrhunderts genannt zu werden verdient und in literarischem Werthe unmittelbar hinter Goethe's „Dichtung und Wahrheit" folgt, mit den landläufigen Autobiographien.

Wenn man daran tadeln könnte, dass St. mit mehr denn epischer Breite seinen väterlichen und mütterlichen Stammbaum behandelt und auch das Leben seines Vaters vorführt, so hat sie vor der Goethe'schen Autobiographie doch den Vorzug, keine Dichtung zu enthalten, sondern nur Wahrheit, wenn auch nicht stets objective, doch immer subjective.

Da es in der That weit schwieriger ist, Autobiographien zu verfassen als Biographien Anderer, so kann man hieraus abnehmen, was Stromeyer geleistet haben würde, wenn er z. B. wie Adam, Börner oder Baldinger es unternommen hätte, den biographischen Theil der Geschichte der Medicin zu bearbeiten.

Seinen historischen Sinn bethätigte er auch dadurch, dass er in seinen „Beiträgen zur operativen Orthopädik" die sehr selten gewordenen und schwer zugänglichen Abhandlungen von Thilenius und Lorenz, von Sartorius und Michaelis wieder abdrucken liess und den Fall Delpech's von einem Klumpfusse, in welchem er die Achillessehne durchschnitt, ausführlich erörterte.

Was wir vor acht Jahren in unserer Recension über die Autobiographie in der *„Wiener Wochenschrift"* äusserten, unterschreiben wir noch heute und tragen daher kein Bedenken, den Anfang derselben hier wieder abdrucken zu lassen. Auch nicht ein Jota hat sich seitdem an unserem Urtheile geändert. „Mit Recht, sagten wir dort, „haben Autobiographien seit Alters her ein grosses Interesse erregt. Sind dieselben mit Wahrheitsliebe, ohne Effecthascherei, einfach geschrieben, so besteht kein Zweifel, dass sie am besten im Stande sind, richtige Vorstellungen und Urtheile über die Wirksamkeit ihres Autors zu verbreiten. Denn im Grunde kennt jeder Mensch sich selbst doch am genauesten, weil die Motive seines Thuns und Lassens nur ihm allein offenbar sind. Mit einer Autobiographie vor das Publikum zu treten, ist daher immer schon das Zeichen eines muthigen Mannes. Schildert man sich, wie man wirklich ist, ohne der Wahrheit irgend zu nahe zu treten, so riskirt man, bei einem grossen Theil des Publikums den Nimbus und die Illusionen zu zerstören, die dasselbe sich von der Bedeutung des Autors gemacht hat. Einen noch grösseren Muth aber muss derjenige besitzen, der in einer Selbstbiographie darauf ausgeht, sich grösser hinzustellen, als er es wirklich verdient. Diesem Umstande mag es zuzuschreiben sein, dass die Autobiographien zu derjenigen Sorte unserer Literatur gehören, welche die grössten Lücken zeigt und am wenigsten cultivirt wurde. Von vornherein übt daher jede Selbstbiographie, sie möge nun aus der Feder eines Staatsmanns, Feldherrn, Diplomaten, Dichters, Künstlers oder eines Arztes geflossen sein, eine grosse Anziehungskraft auf die Leser aus. Kommt dazu nun, dass der Autor allerseits schon als eine Koryphäe anerkannt wurde, so steigert sich das Interesse, und Bücher dieser Art haben das Schicksal der beliebtesten Sensationsromane, sie werden viel gelesen und schnell vergriffen. Der Verleger macht ein gutes Geschäft, und der Autor, wenn er vorher bloss ein berühmter Mann, wird jetzt zugleich ein populärer. Vorliegendem Werke glauben wir dieselbe Prognose stellen zu können. Aus der Feder des grössten lebenden deutschen Chirurgen geflossen, würde es schon desshalb das Interesse eines jeden deutschen Arztes in Anspruch nehmen. Nun kommt aber dazu, dass das Buch uns nicht bloss ein getreues Bild von dem Wirken des Verfassers selbst verschafft, sondern dass es uns gleichsam ein culturhistorisches

Gemälde der ganzen Periode liefert, in der das Leben des Autors sich abspann".

Jeder Culturhistoriker daher, welcher eine Culturgeschichte des 19. Jahrhunderts schreiben will, kann der Lectüre des Stromeyer'schen Buches nicht entrathen. Es enthält eine Fülle von culturhistorischem und namentlich historisch-medicinischem Material.

Selbst der Specialist wird historische Daten finden, welche ihm bisher entgingen. Wenn man bisher der Ansicht war, Garcia als den Erfinder des Kehlkopfspiegels zu betrachten, so belehrt uns Stromeyer, dass Dr. Babington in London ihn zuerst brauchte und bereits 1829 der Hunter'schen Gesellschaft zeigte. Liston beschreibt schon seine Anwendungsweise in seiner „practical Surgery" 1840.

Ueberhaupt liefern alle Schriften Stromeyer's den Beweis, dass er mit der älteren Literatur seines Faches wohl vertraut war.

Sind die Urtheile von Stromeyer über zeitgenössische Mediciner und Schriftsteller nicht immer richtig, so empfindet man doch, dass er stets das Bestreben hat, subjectiv wahr zu sein.

Seine Urtheile sind meistens correct, insofern sie sich auf die praktische Thätigkeit oder den Charakter der von ihm Beurtheilten beziehen, weniger, wenn es sich um ihre literarischen Leistungen handelt. In der, sie betreffenden Bibliographie und Literatur, trifft man oft Lücken seines Wissens an und sind daher in dieser Beziehung seine Urtheile mit Reserve und Skepsis aufzunehmen. Ebenso ist er zuweilen nicht genau in der Angabe von historischen Facten und Daten. Wenn er Himly die Einführung der Mydriatica zuschreibt, so hat er wahrscheinlich unter der Lectüre der Häser'schen Geschichte der Chirurgie im Billroth'schen Handbuche gestanden. Stromeyer darf man solche falsa verzeihen, welche bei einem Berufshistoriker schwer geahndet werden müssen. Ebenso falsch ist es, wenn aus dem Prager Professoren-Strike im Jahre 1407 die Entstehung der vier Universitäten Rostock, Leipzig, Ingolstadt und Krakau hergeleitet wird. Diese Ehre kommt nur Leipzig zu. Denn Rostock wurde 1419, Ingolstadt 1472 und Krakau schon 1364, Leipzig aber nicht 1407, sondern 1409 gegründet.

Wie bereit er ist, seine Irrthümer einzugestehen und zu verbessern, beweist der oben an mich gerichtete Brief, nachdem er meine Kritik in der „medicinischen Wochenschrift" gelesen hatte.

Dass sein Urtheil, welches er in Anfang seiner chirurgischen Laufbahn über Mediciner und Chirurgen abgab, mit seinen späteren contrastirt, kann man ihm nicht übel nehmen, da ja die Reife des Urtheils sich bei den meisten erst entwickelt, nachdem man das Schwabenalter überschritten hat. Indessen sind solche abweichende Urtheile selten anzutreffen. Höchstens könnte man ihm einen Vorwurf daraus machen, gegen seine ehemaligen Lehrer nicht eine grössere Pietät beobachtet zu haben.

Seine hier gegebenen Beiträge zur Geschichte der Medicin werden daher für alle Zeiten einen bleibenden Werth behalten.

Den Humor, den Spott, die Satire, von denen sie oft begleitet sind, muss man als decorativen Schmuck mit in den Kauf nehmen, wenn dieselben in einem reinen Geschichtswerke sich auch wohl nicht rechtfertigen lassen.

So contrastirt sein Urtheil über Langenbeck den Vater, welches er im ersten Hefte des Handbuchs seiner Chirurgie abgab, auffallend mit dem in seiner Autobiographie gefällten.

Dort heisst es:

„Von allen Chirurgen, die ich kennen gelernt habe, ragt als Operateur Professor Langenbeck weit hervor. Die Sicherheit und Schnelligkeit verbunden mit Anstand und Zierlichkeit, womit er seine Operationen verrichtete, besassen in so hohem Grade weder Gräfe noch Dupuytren. Seine anatomischen Erklärungen chirurgischer Zustände in der Klinik waren sehr lehrreich. Für eins bin ich ihm besonders verbunden. Wenn ich in meiner ganzen operativen Praxis noch nie irgend eine erhebliche Nachblutung erlebte, so habe ich dies Langenbeck zu danken, der die grösste Sorgfalt auf die Unterbindung der Gefässe verwendet."

In der Autobiographie lässt St. der meisterhaften Technik Langenbeck's in der Anatomie und Chirurgie auch Gerechtigkeit widerfahren, äussert sich dann aber weiter folgendermassen:

„Er stand im Sommer Morgens 4 Uhr auf, im Winter um 5 Uhr und war den ganzen Tag entweder Anatom oder Chirurg. Sich zu zerstreuen fand er keine Zeit, er hatte auch keinen Sinn für Poesie, Musik und Kunst. Er wollte die Welt beglücken durch ein grosses Werk über Chirurgie und ein zweites, grossartig angelegtes über Anatomie. Darum stand er so früh auf. Aber die Welt blieb kalt, man erobert sie nicht dadurch, dass man früher aufsteht als andere Leute[1]). Das Genie schläft oft bis in den hellen Tag hinein und treibt Allotria, zum Verdrusse der soliden Leute, die es nicht merken, dass einige Feen den genialen Köpfen die besten Gedanken schon in die Wiege legten. Was hilft einem Professor die Heroengestalt, der unermüdliche Fleiss, wenn das Feuer des Prometheus fehlt, dessen Spectral-Analyse Geist, Humor und Selbstlosigkeit bedeutet? In Langenbeck's Seele brannte nur das Feuer einer unermesslichen Selbstvergötterung. Auf der

[1]) Excellenz Windthorst ist anderer Meinung. — Verf.

chirurgischen Lehrsaale stammte er in Ludwig XIV. Worte: „L'état c'est moi." Die Chirurgie, die ich ex cathedra übte, war eine andere. In der Klinik sagte er vorher, die Menschen zerschneiden wir, welche operiren und in welche Weise sich mehren lassen. In den mündlichen Vorträgen zeigte er vortreffliche Präparate und gab sich Mühe, sie Jedem anschaulich und die Namen der Theile unvergesslich zu machen, indem er sie mit Stentorstimme aussprach. Der Sternocleidomastoideus und unsere ganze Klasse litten einem noch Tage lang in die Ohren. Dem Collegen Baumgärtner in Freiburg sagte die Lehrer muss man absehen, sonst verstehen sie es nicht, man muss einen kräftigen Ton wie ein Schauspieler machen, sonst merken sie nicht an. Die Lehrer begreift sich aus, wer vom Lernen man Studenten so unverschämt die geistigen Söhne geistiger Eltern." Sie hören ja oft schon als Kinder Vieles, was wenig Bemerkungswerthe Langenbeck die Anatomie lehrte, den Lernus lehrte, muss er die kleinste Entdeckung darin machen. Wenn Lehrer etwas entdeckt hatten, und es sich oft, dass er dasselbe lange Jahre hatte, ohne zu bemerken, dass es noch unbekannt sei. In der Chirurgie war es um vieles besser. Seine langjährigen Erfahrungen hatten ihn noch genau gelehrt, wie man frische Wunden behandeln müsse. Schon wie er die Klinik besuchte, kam er darüber. — In der Klinik sah er dann, wie Langenbeck die grossen frischen Wunden, die nach der Amputation, gar noch nahe schlossen, liess und mit feuchtem Papier bedeckte, bis sie anfingen, nässendes Exsudat zu zeigen. Eine ähnliche Operation sah er ihn bei einem Carcinomatösen Uterus, Amputationen des noch beweglichen Theiles der Extremitäten, Versuche, die Narcose durch einen einfachen Schnitt in verhältnissmässig schneller Verbindung zu heben, wobei die Patienten bald mit einer neuen Wasserausathmung wieder erschienen. Von den Erfindungen Anderer wollte er nichts wissen, die passende Chirurgie, die Baumann, die Esmarch, die Steinverstümmelung die Textome gingen spurlos an ihm vorüber. Sein Verdienst war in der Klinik bestand in der messerscharfen Ausführung der Operation, in der sorgfältigen Behandlung der Blutgefässe, wenn er die feinsten Händen liebkoss. Seine Stärke bestand in der umsichtigen Auswahl der zu Operationen geeigneten Fälle und in der Nachbehandlung. Er hatte desshalb weniger Secundäre als andere Chirurgen mit geringerer technischer Fertigkeit. — Secundäre wurden so genannt, wenn nach Tagelang und Todesursache Blutungen gefunden waren. — Er war ein vorsichtiger Operateur, aber ein schneller in Lösung der Lehre, wie sie zweckmässig. Jedoch ist es durch sein Beispiel mehr als eine schöne. Das Prestissimo seiner Operationen wird man wohl nur in der Presse oder Wagen zu bissigen, er brauchte oft den Knochen [illegible] Sekunden lang sei."

„Auch nach der Zeit, wo ich Jahre später als mein Vater in London studirte, noch in der Gesellschaft der englischen Chirurgen ihr höchster Schmuck zu sein, ist ihr wohl Jedem klar. Dieser Wissens in seine eigenen Thaten und in die Operationen seiner Lehrer zu legen, welche man sich zum Vorbilde wählen möchte. Wenn es in dieser Beziehung besser ist als in anderen Ländern, so rührt es theils von der freien Presse, theils von dem Wesen der Hospitäler als Wohlthätigkeitsanstalten, vorzüglich aber von dem soliden Charakter der guten Nation her."

Nicht minder wichtig ist sein Urtheil über Spangenberg, den Uebersetzer von Guthrie's Schusswunden und Holscher:

„In den „Hannoverschen Annalen" liefert er den Beweis, dass er dem ärztlichen Publikum eigentlich nichts mittheilen habe und dass es vielen Anderen ebenso ging."

Blumenbach:

„Er war noch immer ein anregender, vorzüglicher Lehrer. Er fesselte seine Zuhörer durch Klarheit, durch einen geistvollen, charakteristischen Vortrag. Seine Witze machten auf mich keinen sonderlichen Eindruck, man kannte sie lange vorher, ehe man sie bei ihm hörte. Solche krystallische Scherze, die wie das Blut des heiligen Januarius jedes Jahr wieder flüssig werden, sind jetzt aus der Mode gekommen. Wenn ein Docent witzig sein will, so muss er es sich zur Regel machen, seine Witze nie zu wiederholen. Kann er das nicht, so ist es besser ernsthaft zu bleiben."

Verf. charakterisirt dann Schrader, Bartling, die beiden Botaniker, Himly:

„Kein Gebiet der Heilkunst war ihm fremd."

Conradi:

„Während Himly's Beredsamkeit kaum ihres Gleichen hatte, wurde es Conradi schwer, sich auszudrücken, die Gedanken arbeiteten lange auf seinem Gesichte, ehe sie den Ausweg fanden, besonders, wenn er einen Anlauf nahm, auf Himly's Kosten witzig zu sein, zerknitterte sich seine ganze Physiognomie. — In der Klinik wurden die Patienten ausgefragt aber nicht untersucht, physikalische Diagnostik und pathologische Anatomie waren für ihn ziemlich unbekannte Länder."

Dann Chelius in Heidelberg:

„Er wurde belohnt für den Fleiss, den er schon in jungen Jahren seinem Werke gewidmet hatte, aber in einer Beziehung hat er diesen Ruhm theuer bezahlt. Die frühzeitige Abfassung eines so bedeutenden Werkes schädigt die eigne, naive Auffassung, man sieht mehr mit fremden Augen als mit den eignen. In allen seinen Werken findet sich nur eine einzige originelle Beobachtung, die Ossification des Periosteums bei Cephalämatomen."

„Die Geschichte seines Faches muss der Arzt kennen, damit ihm die Fortschritte der Neuzeit nicht unermesslich scheinen. Jede Zeit hat ihren eigenen Massstab, was gestern gross war, ist heute klein."

Es wird ferner Froriep in Weimar besprochen, Siebold, der Vater, in Berlin:

„Das Handbuch wurde auf eine, meinen Gefühlen nicht zusagende, Weise commentirt. In keinem Collegium sind Witze weniger angebracht als in dem über Geburtshülfe. Der Professor sollte bedenken, dass er junge Leute vor sich hat, denen das Weib in einem ideelleren Lichte erscheint, als einem alten Geburtshelfer, der mit Hebammen und leichtsinnigen Mädchen mehr zu thun gehabt hat, als mit Damen und ehrbaren Frauen."

Rust:

„Der Raphael unter den Chirurgen war Rust gerade nicht, er gehörte mehr zu den Genremalern — das vile imitatorum pecus ist es vorzüglich gewesen, welches Rust's Arbeiten in Misscredit gebracht hat."

Jüngken, Rudolphi, Hufeland, Behrends, Neumann, Sundelin, Horn:

„In Berlin konnte man keine Klinik betreten, ohne eine mit Geld erkaufte Karte vorzuzeigen, die man immer bei sich führen musste, sonst riskirte man, an der Thür zurückgewiesen zu werden. Die Berliner Professoren haben einen wahren horror vacui, eine Scheu vor den leeren Taschen der Hospitanten."

In Halle schildert er Weinhold, Dzondi, Meckel, Krukenberg, in Leipzig Clarus, welchen er sehr rühmt, Ritterich und Bock, in Dresden Ammon, Struve, Carus, Tiek und Tiedge.

Carus, der neue Empedokles genannt, wird sehr scharf kritisirt:

„Als Clarus ihn am einfachen Typhus behandelt hatte, schrieb sich Carus die eigene Rettung zu, indem er bei Wiederkehr des Bewusstseins sich ein warmes Bad verordnete. Dieser Passus erinnert an Münchhausen, wie er sich an seinem eigenen Zopfe aus dem Sumpfe zieht. — Als Naturforscher giebt er sich selbst das Zeugniss, dass seine Arbeiten, seine Physiologie zum Beispiel, unvergleichlich sind. Ueber die Vorurtheile anderer Naturforscher ist er erhaben, er heirathet seine eigene Tante. — Auf philosophischem Wege kam er zu der Entdeckung, dass, wie die Musik für das Hörorgan, die Malerei für das Gesicht, so die Bildhauerkunst für das Tastorgan erfunden sei.“

In Prag lernte er Kromholz und den Professor der Chirurgie Fritze kennen.

„Man nannte Letzteren ein Original, er war aber mehr als Carricatur für ein Vorstadttheater geeignet, sein Witz war von der Art, welcher einem Juden Schweinefleisch anbietet und eine prüde alte Jungfer nach der Zahl der Kinder fragt.“

In Wien Rosas, Friedrich Jäger, der Schwiegersohn Beer's, Dr. Sichel, Zang, Wattmann, Hager, Raimann, Bischoff, Schiffner, Rensi, Biermayer, Wagner.

Die Auscultation, welche Stromeyer bereits durch Wedemeyer und Spangenberg 1826 hatte kennen lernen, war noch 1826 in Wien unbekannt. Sie wurde erst 1835 dort eingeführt.

„Skoda interessirte sich auch für die pathologische Anatomie nur so weit sie auf Auscultation Bezug hat, die Therapie verachtete er, weil er sie nicht kannte oder nur in der Apotheke suchte. Schade für ihn. Er würde sich glücklicher gefühlt haben, wenn er seinen Beruf anders aufgefasst hätte, die Auscultation ist nicht Selbstzweck. Schade für den Ruhm der deutschen Heilkunst! Skoda hätte uns die Beschämung ersparen können, von Joseph Dietl die Entbehrlichkeit der Aderlässe in der Lungenentzündung zu lernen. Noch nie hat ein wissenschaftlich so verwerfliches Opus so grossen Eindruck gemacht als Dietl's Schrift: der Aderlass in der Lungenentzündung. Sie predigt den grösstmöglichen Missbrauch der physikalischen Diagnostik, mit dem Grundsatze, an welchem Laennec ganz unschuldig ist, Kranke, welche die physikalischen Zeichen der Lungenentzündung darbieten, werden diesen Erscheinungen gemäss behandelt. So werden nach diesem Principe Versuche angestellt: mit dem Aderlasse, mit Brechweinstein und mit Diät allein.“

Es werden dann Winter, Grossi, Fuchs, Koch in München, Textor in Würzburg, Pfeufer, der Vater in Bamberg, Walther in Bonn, Nasse, Mayer, der Physiolog, Weber, der Anatom, Bischoff der Chemiker, Robert Froriep:

„Er folgte wohl nur den Strömungen der Zeit, als er sich der pathologischen Anatomie widmete, welche er von 1830—1846 in Berlin vertrat.

Sein poetischer Sinn, sein anspruchsloses Wesen waren für die dortigen Zustände nicht geeignet, welche derbere Naturen verlangten. Als Professor der Chirurgie an einer kleineren Universität wäre er besser an seinem Platze gewesen. — Glücklich wird er überall gewesen sein, denn was dazu gehört, führte er stets mit sich, ein edles anspruchloses Herz"

geschildert.

„Die Hospitäler von London zeigten damals nur wenige Spuren hygienischer Principien, weniger als in Deutschland."

Abernethy, Lawrence, Earle, Vincent, Astley Cooper, Travers, Green, Tyrrel, Bransby Cooper, Key, Morgan, Brodie, Rose, Charles Bell, Guthrie, Wardrop, James Macgregor, Arnott, Stafford und Amesbury werden dann eingehend geschildert.

„Bransby Cooper, der Neffe von Sir Astley, hatte den ärztlichen Stand offenbar nicht aus innerem Berufe gewählt. Ein unruhiges Wetterleuchten seiner Gesichtszüge, eine gewisse Hastigkeit im Sprechen verriethen seine nervöse Constitution, die sich beim Operiren in sehr nachtheiliger Weise bemerklich machte; seine Zeitgenossen nannten ihn einen bungling operator, einen stümperhaften Operateur, leider nicht mit Unrecht. Man bedauerte immer mit Recht, wenn man ihn operiren sah, dass er nicht für seinen Onkel nach den Lämmern sah. — Wenn man, unter Cooper's Leitung gross geworden, zwei Schwäger, wie Tyrell und Key, zur Seite hat und doch kein guter Operateur wird, so muss es unübersteigliche Hindernisse geben, es überhaupt zu werden."

Von Wakley, dem Redacteur der „Lancet", heisst es:

„Ich hatte gar kein Verlangen, ihn persönlich kennen zu lernen und habe ihn nie gesehen, obgleich er allgegenwärtig zu sein schien. Er spukte wie ein unsichtbarer Kobold in allen Hospitälern. Seine Devise war, Licht zu machen in allen Winkeln und Löchern, um die Fledermäuse daraus zu vertreiben."

„In England gefiel mir vor Allem das schöne collegiale Verhältniss der Aerzte unter einander, welches über Neid und Missgunst völlig erhaben zu sein schien."

„Genie, Ausdauer, Beredsamkeit und operative Gewandtheit, das waren die Eigenschaften, mit denen Dupuytren seine Zeitgenossen gewann und der Nachwelt ein bleibendes Zeugniss bleiben wird, denn manche seiner Erfindungen werden nicht untergehen und man wird fragen, wie er dazu gelangt sei. — Nach der Klinik sah man ihn davon gehen mit einem Brote unter dem Arme, welches zu seinem Deputat vom Hôtel Dieu gehörte. Auch mit diesen Attributen sah er wie ein vornehmer Mann, aber keineswegs hochmüthig aus."

Lisfranc:

„Für alle grossen Operationen wollte er gewisse mathematische Regeln festsetzen und die Angriffspunkte durch Linien und Winkel bestimmen. Wären diese Regeln richtig gewesen, so hätte die ganze Welt nach Lisfranc operiren müssen. Aber sie sind es nicht. — Die Proportionslehre passt für das Ideal, nicht für das Individuum. Wollte der Proportionsmaler sich nach der Proportionslehre richten, so würde er nie ein ähnliches Porträt zu Stande bringen. So hat man sich denn nicht lange mit Lisfranc's Proportions-

linien beschäftigt, aber sie waren einmal der Schrecken der Candidaten in der Staatsprüfung.“

Boyer, Roux, Larrey:

„Man braucht nur, wie Larrey, die Verwundeten schon auf dem Schlachtfelde aufzusuchen und in den ersten Stunden nach der Verletzung zu operiren, dann kommen die Gesetze zur Geltung, bei denen das Leben fortbesteht. Dieser Lehrsatz, früh zu amputiren, war die grosse Errungenschaft von 24 Feldzügen.“

Blandin, Civiale, Heurteloup, Biet, Alibert, Broussais, Chomel, Recamier, Louis, Gall und Koreff werden unter den Pariser Aerzten besprochen.

„Johannes Müller hatte mich gelehrt, dass mit grossen Herren nicht gut Kirschen essen und dass es unpolitisch sei, berühmte Physiologen anzugreifen, wenn man mit physiologischen Ideen Glück machen will. Er hat mich damit um nichts klüger gemacht, ich blieb vor wie nach der Ansicht, dass die Wahrheit den Sieg erringen müsse, wenn man auch keine Kameraden hat, die ihr dazu verhelfen. Trotz dieser kleinen Gefechte mit dem seltnen feurigen Manne habe ich ihn stets für das grösste deutsche Genie seiner Zeit gehalten. — Virchow, der ihm drei Monate nach dem Tode eine Gedächtnissrede hielt, lässt Müller an den Erlebnissen des Jahres 1848 und den als Rector magnificus gezeigten Mangel an politischer Gesinnungstüchtigkeit, der ihn mit Virchow in Conflict brachte, zu Grunde gehen, also nach einer Agonie von zehn Jahren. Es ist Niemand vor seinem Tode glücklich zu preisen, am wenigsten seiner politischen Gesinnungen wegen.“

„Jules Guérin in Paris war der Heisssporn der operativen Orthopädik. Er wollte um jeden Preis der Erfinder derselben sein und nahm alle paar Jahre einen Anlauf, der Pariser Akademie zu beweisen, dass er doch wenigstens der Einzige sei, welcher ihr wahres Wesen begriffen hat. Es half ihm nichts. Ich liess ihn ruhig gewähren und machte nur einmal das Bonmot auf ihn, er würde, wenn es darauf ankäme, allenfalls die Priorität seines eigenen Vaters leugnen. Seine Myotomien bei Rückgratsverkrümmungen und andere Extravaganzen thaten ihm ebenso vielen Schaden wie seinen Patienten.“

„Bernhard Langenbeck muss als Gründer einer Schule betrachtet werden, der den Ruhm und die Verantwortlichkeit derselben zu tragen hat.“

„Professor Wernher ist das enfant terrible dieser Schule, der es ausgeschwatzt hat, dass eben Alles gestreckt wird, die mit Neurosen Behafteten und die mit Entzündungen.“

Professor Koch, der Botaniker, Fleischmann und Rosshirt, Professor der Geburtshülfe, werden geschildert. Folgende Zeichnung entwirft er von Leupoldt:

„Derselbe lehrte Geschichte der Medicin und allgemeine Pathologie und Therapie vom christlich-germanischen Standpunkte. — Ich habe nie recht begriffen, wo dieser Standpunkt zu suchen sei, da Germanien zwei christliche Confessionen aufzuweisen hat. Leupoldt war Protestant. Da er nicht praticirte, so war es ihm vielleicht nicht eingefallen, dass man bei Verordnungen von Klystieren und anderen Mitteln keinen kirchlichen Standpunkt einnehmen kann und dass die Heilkunst confessionslos sein müsse. Er hat seine Biographie geschrieben, aus der man erfährt, dass er in Jean Paul's Hause Informator gewesen ist. Er ist auf den grossen Mann aber nicht gut zu

sprechen, der ihn vermuthlich ausgelacht hätte, wenn er die christlich-germanische Entwickelung erlebt hätte."

Es folgt dann eine Charakterisirung der Münchner Professoren Ringseis, Breslau, von Walther, Buchner, Weissbrodt, Gietl, Schneider und Horner und seiner Schüler Pettenkofer und Gerlach.

„Kaulbach's letztes Werk verherrlichte den deutschen Michel, dem er sein Leben lang aus dem Wege zu gehen suchte, während er für Deutschlands Ruhm arbeitete. Auch im Scheiden verliess ihn nicht sein alter Humor, der ihm so viele Feinde machte. Es war fast als wollte er sagen: den Dank, Michel, begehre ich nicht, du wirst bald einen stillen Mann an mir haben."

„Stammen wir denn von Ratten ab? Trotz ihrer unermesslichen Fortschritte ist heute die Naturforschung noch nicht so weit gediehen, dies anzunehmen; bis dahin muss der exacte höhere Blödsinn noch grössere Fortschritte machen."

„Man wird die grossen Universitäten nicht eingehen lassen, weil man in den Residenzen der Männer bedarf, welche nur an Universitäten zu finden sind, aber man wird die kleineren haben, um nicht diejenigen zu verscheuchen, welche nur der Wissenschaft zu dienen wünschen und gar kein Verlangen fühlen, in der Residenz eine Rolle zu spielen."

„Wollen die Chirurgen sich nicht mehr mit allgemeinen Fragen befassen, so gerathen sie in die Gefahr, einer ganz mechanischen Richtung zu verfallen. — Jeder muss seinem eigenen Genius folgen, der meinige führte mich zu der ewigen klinischen Beobachtung, zu dem, was man mit blossen Augen sieht und auch sonst mit unbewaffneten Sinnen erkennt. Die Praxis ist makroskopisch und so muss die dazu führende Beobachtung es auch sein. Ihre Resultate sind nicht ganz so wandelbar, wie die der sogenannten exacten Forschung. Mikroskop und Chemie, mit einem Worte, die physikalische Forschung müssen die naive Beobachtung ergänzen, werden sie aber nie ersetzen. Man kann sie beide gleich hoch achten, aber keine muss je dominiren wollen."

St. zeichnet dann die Kieler Professoren Himly, Pfaff, Meyn, Ritter, Behn, Weber.

Ueber B. Langenbeck äussert St. sich folgendermassen:

„Er war der jüngere, activere, ich der ältere, mehr exspectative Chirurg, unsere Ansichten gingen oft sehr auseinander. Wir haben uns desshalb nicht angefeindet, aber es hat mir immer Leid gethan, dass wir in der Chirurgie nicht so gut harmonirten wie im übrigen Leben. Ich meine, es hat der deutschen Kriegschirurgie Schaden gethan.

Langenbeck's Ansichten haben sich (nach seinen chirurgischen Erfahrungen aus dem Kriege) mit zunehmender Kriegserfahrung wesentlich geändert. Er lässt der Eisbehandlung Gerechtigkeit widerfahren und ist mit der primären Resection so befreundet, dass er sie für alle Gelenke verlangt, er macht mir Vorwürfe, dass ich nicht die primäre Fussgelenkresection geradezu verlangt habe. Nach der Schlacht von Sedan kam ein solcher Cavalier angeritten und resecirte 30 Kniegelenke, wobei nur der Operateur am Leben blieb. Wenn Langenbeck sagt, der Gypsverband allein erspart den Ellbogengelenkresecirten die gräulichen Schmerzen, welche sonst jeder Verband mit sich führt, so macht er damit seinen Patienten ein schlechtes Compliment. Schmerzlose Verbände mit complicirten Fracturen und Resecirten gehören bei

mir mit zu den Anfangsgründen der klinischen Chirurgie. Wer sie nicht zu machen weiss, kann meine Grundsätze in der Behandlung der Schussfracturen gar nicht verstehen, ihr ganzer Erfolg hängt davon ab. Sie werden erst wieder zur Herrschaft kommen, wenn die Gypsherrschaft aufhört. Diese hat der Gelenkresection im Kriege vermuthlich vielen Schaden gethan, wenn ich auch gern zugestehe, dass der Gypsverband in vorsichtigen Händen auch da sehr nützlich sein kann. Man sollte nie vergessen, dass die Chloroformnarkose nicht im Stande sei, die Nachtheile zu verhindern, welchen ein verletztes Glied während der Anlegung des Gypsverbandes ausgesetzt ist. Der Patient fühlt nichts davon, aber die kleinen inneren Verletzungen und Blutungen haben doch ihre Folgen. Schlimmer als diese wirkt aber die nach Aufhören der Narkose wieder eintretende Reflexaction der Muskeln, welche durch den Gypsverband gespannt bleiben. Wir haben eine Pathologie erlebt, welche Nerven und Gefässe ignorirte, aber auch eine Chirurgie, welche auf das Muskelleben keine Rücksicht nahm."

Kritik.

Haben wir gesehen, warum Stromeyer es vorzog, nach seinen ersten kritischen Versuchen diese Art der wissenschaftlichen Thätigkeit einzustellen, weil er keinen Gefallen daran fand, unnöthiger Weise sich Feinde zu erwerben, so zeigt die in der deutschen Klinik gegen Ravoth veröffentlichte *„Antikritik"*, was wir in dieser Beziehung von ihm zu erwarten gehabt hätten (Deutsche Klinik, 5. Band. Jahrgang 1853. S. 151). Hören wir dort seine Vertheidigung und die Art und Weise, wie er einen sonst ganz tüchtigen Leichnam-Chirurgen, dennoch einen medicinischen Handwerksgelehrten, da es ihm an der nöthigen klinischen Erfahrung fehlte, in seine Schranken zurückweist:

„In seinen Beiträgen zur chirurgischen Anatomie und Pathologie des Schultergelenks (Nr. 10 der deutschen Klinik dess. Jahres) hat Dr. Ravoth die Anmerkung einfliessen lassen, ich wisse nicht Bescheid über die anatomische Structur des Schulterkopfes, weil ich in meinem Handbuche der Chirurgie gesagt habe, dass bei Kindern intracapsuläre Brüche des anatomischen Halses als Epiphysentrennung vorkommen könnten. Ich muss dagegen bemerken, dass Dr. Ravoth ganz dabei ausser Acht gelassen hat, wie der Schulterkopf von verschiedenen Ossificationspunkten gebildet wird. Die Abtheilungen, welche dadurch entstehen, sind: 1) Die des anatomischen Kopfes und Halses, der intracapsuläre Theil; 2) die des tuberculum majus; 3) im 6. Jahre ungefähr tritt noch der Knochenkern des tuberculum minus hinzu. Nicht bloss bei Kindern lässt sich die Grenze dieser 3 Abtheilungen an der Zwischenlage von Knorpeln erkennen, sondern auch bei Erwachsenen markirt sie sich durch das verschiedene Gefüge der spongiösen Substanz, welche an die Stelle der knorpeligen Zwischenlage getreten ist. Bei Erwachsenen kommen isolirte Brüche dieser 3 Theile des ganzen Schulterkopfes vor. Astley Cooper sagt ausdrücklich, dass intracapsuläre Brüche bei Kindern dieser Art häufig seien. Verf. setzt nun aus einander, wie eben diese Bekanntschaft dieser Dreitheilung ihm im Felde sehr zu Statten gekommen. Denn schon bei der ersten Resection des Schulterkopfes bemerkte er, dass die Zertrümmerung des oberen Endes der Diaphyse keine Neigung habe, sich durch Spalten bis in den intracapsulären Theil der Epiphyse fortzusetzen, selbst, wenn eine Spaltung bis in das tuberculum majus hin sich erstreckt. Dadurch würde es

möglich, in vielen Fällen die Resection zu vermeiden und in anderen, wo die Erhaltung des Gliedes wegen Verletzung der Gefässe und Nerven oder der Weichtheile in grossem Umfange, nicht möglich ist, die Exarticulation des Schultergelenks zu umgehen und eine hohe Amputation an deren Stelle zu setzen, welche die Grenzen der Diaphyse überschreitet. Dadurch wurde die Exarticulation der Schulter, welche Larrey in solchen Fällen von Zertrümmerung des chirurgischen Halses zur Regel machte, in der Feldpraxis ziemlich selten. Pirogoff sei unabhängig von ihm zu denselben Schlüssen gekommen. Verf. schliesst dann seine Antikritik mit folgenden Worten: „Herrn Dr. Ravoth's Kritik meiner Lehre von der Skoliose habe ich nicht Lust, eine Antikritik entgegenzustellen, theils weil der Verein für wissenschaftliche Medicin sich mit dieser Frage beschäftigt, theils weil ich überhaupt nicht mit Leuten streiten mag, welche die Anfangsgründe der Nervenphysiologie ignoriren. Das käme ungefähr so heraus, als wenn ein Mathematiker sich mit Leuten in Discussion einlassen wollte, welche die vier Species nicht anerkennen. In dem betreffenden Gegenstande aber nahmen die Lehren von den willkürlichen und unwillkürlichen Bewegungen und deren Quellen in den verschiedenen Theilen des Nervensystems ungefähr diesen Rang ein! Dr. Ravoth sitzt in Berlin an der Quelle der Nervenphysiologie und kann sich über diese Dinge im nächsten Semester viel besseren Rath holen wie den meinigen."

Physiologie.

Kurze Zeit, nachdem Stromeyer seine Schrift über Paralyse der äusseren Inspirationsmuskeln veröffentlicht hatte, machte Marshall Hall seine Entdeckungen über die Reflexfunction des Rückenmarks bekannt.

Es hatte Stromeyer gewissermassen praktisch dessen Entdeckung anticipirt, und so wurde es ihm leicht, den Inhalt seiner Schrift mit der neuen Reflexlehre in Uebereinstimmung zu bringen. Dies geschah durch eine Reihe kleiner Aufsätze in Casper's Wochenschrift.

In diesen bemüht sich St. alle unwillkürlichen Bewegungen auf Reflex zurückzuführen. Bell's Annahme besonderer reflectorischer Nerven erschien ihm überflüssig.

Er vindicirte zuerst dem Gehirn die Fähigkeit, Reflexe zu vermitteln, was man jetzt allgemein annimmt.

Unter dem Namen scoliosis faciei schilderte er Fälle von Facialislähmung, in denen die willkürliche Bewegung der von Gesichtsnerven versorgten Muskeln nicht aufgehoben ist, wo dieselben aber an den mimischen und respiratorischen Functionen keinen Antheil nehmen.

Dies kommt vor bei peripherischen Faciallähmungen, welche anfangs vollständig waren, in der Zeit ihrer Abnahme jedoch eine mangelhafte Reflexaction zeigen.

[illegible] unter dem Einflusse von Ab- [illegible] ungewöhnliche Fall vor; [illegible] eine kleine [illegible] Während der Heilung [illegible] in die unvollkom- [illegible]

[illegible] veröffentlichte St. dann [illegible] *de Commutatione motori-* [illegible] führte darin aus:

[illegible] und Ilioma, welcher [illegible] während dies bei einem [illegible]

[illegible] die Reflexcontractur [illegible] und nicht, wie dies [illegible] die ganzen Unterextremi- [illegible] wie bei Lumbalgischen [illegible]

[illegible] Hüftgelenks nach hinten [illegible] des Gelenks in [illegible] der Zeit.

[illegible] und sacrolumbales [illegible] verbunden war.

[illegible] einen Fall auf den [illegible] die mit Knieschmerz [illegible] wurde.

[illegible] weil das [illegible]

[illegible] Hüftgelenks durch Verkür- [illegible] Knie- [illegible] St. die beiden Muskeln [illegible]

[illegible] Hülfe meint St. den [illegible] Ausgleichung sicher- [illegible]

[illegible] Erfahrungen aus [illegible] mit Unrecht auf [illegible] bei spontanen [illegible] behandelt wur- [illegible] sodann die Entzündung [illegible] St. [illegible] und sar- [illegible] Gyps- [illegible]

[illegible] Schmerz, an welchem [illegible] bei sich tragen. [illegible] sobald sich der Urin

entleert hat und die Blase sich krampfhaft um den Stein zusammenzieht.

Combinirte Strömungen müssen sich auch bei willkürlichen Bewegungen einstellen.

Was man nennt, die Aufmerksamkeit einem Theile zuwenden, besteht wohl darin, dass durch motorische Nerven in diesem Theile Muskelspannungen erregt werden, denen intensivere Strömungen in den Sinnesnerven folgen.

Im Auge zeigt sich die grössere Empfindlichkeit der Retina für Lichteindrücke durch Engerwerden der Pupille. Jeder Reizungszustand der Augenmuskeln aus den verschiedensten Ursachen ist mit verengter Pupille verbunden, aber auch bei willkürlichen Bewegungen der dem Bulbus angehörenden Muskeln zeigt sich ihr Einfluss auf die Weite der Pupille. Der berühmte Physiolog Johannes Müller hatte gelehrt, dass die Pupille enger werde, wenn man das Auge nach innen wendet und leitete dies davon her, dass der den musculus rectus internus versorgende nervus oculomotorius auch der Iris motorische Nerven zuführt.

Stromeyer suchte diese Ansicht durch folgendes Experiment zu widerlegen: Bei einer Taube wurden die Augenlider so weit geöffnet festgehalten, dass das Thier dieselben gar nicht bewegen konnte. Dabei bleibt die Pupille noch unverändert, das Thier zieht aber die membrana nicticans abwechselnd über das Auge. St. fasste nun die membrana nicticans mit einem feinen Häkchen und hielt dieselbe damit fest; auch dies verändert noch nicht die Weite der Pupille. Sobald man jedoch das Häkchen loser hält, macht das Thier eine Anstrengung, die membrana nicticans vorzuziehen und in diesem Augenblicke verengert sich die Pupille, wird aber gleich wieder weiter, wenn die Membran so festgehalten wird, dass das Thier jede Anstrengung aufgiebt, sie zu bewegen. Jene erhält einen Ast vom nervus abducens, es kann also nicht die Rede davon sein, dass die motorische Erregung der Membran direct auf die Pupille wirke. Es muss ein Zwischenglied da sein und dieses suchte St. in der durch willkürliche Anstrengung der membrana nicticans gesteigerten Innervation der Retina, welche reflectorisch die Pupille enger macht.

Beim Gehörorgan des Menschen fand er, dass die Muskeln des äusseren Ohrs keinen anderen Zweck haben könnten, als den

die Masse von Muskelfasern zu vermehren und Muskelspannungen möglich zu machen, welche die Aufmerksamkeit fixiren. Diese Muskeln erhalten ihre motorischen Nerven vom Facialis; bei gespannter Aufmerksamkeit treten sämmtliche mimischen Gesichtsmuskeln in Spannung und erhöhen dadurch die centripetalen Strömungen im Acusticus.

Die Geschmackswerkzeuge erfordern die Muskelthätigkeit der Zunge, um feinere Wahrnehmungen zu machen. Die Aeste des Quintus in der Zunge erregen reflectorisch die vom Hypoglossus versorgten Muskeln, dadurch entstehen Strömungen im Glossopharyngeus, welcher der eigentliche Geschmacksnerv ist. Fehlt einer der beiden ersten Factoren, so wird der Geschmack undeutlich, wenn auch gröbere Geschmacksempfindungen noch fortdauern.

Beim Geruchsorgan ist es merkwürdig, dass deutliche Geruchswahrnehmungen nur beim Inspiriren stattfinden. Man leitete dies davon her, dass nur beim Inspiriren die Luft in die höheren Partien der Nasenhöhle eindringe. Aber wenn man eine wohlriechende Substanz in einen Blasenbalg giesst und bläst sich damit Luft in die Nase, so erhält man nur ganz undeutliche Geruchsempfindungen, welche bei der geringsten Inspiration sofort vollkommen deutlich werden. Die Action der Inspirationsmuskeln scheint daher erforderlich zu sein, um deutliche Geruchsempfindungen zu erzeugen.

Beim Fühlen ist es ebenso; man fühlt nur undeutlich den Körper, mit welchem uns ein anderer berührt, die geringste Bewegung mit dem Theile, welcher berührt wird, macht das Gefühl deutlich. Der Zusammenhang des Tastgefühls mit der Muskelthätigkeit ergiebt sich auch aus der Wirkung der Tenotomie. Wird dieselbe an lebenskräftigen Muskeln geübt, so äussern aufmerksame Patienten sogleich, dass sie in dem untern Theile des Gliedes ein Gefühl von Taubheit haben. John Hunter, der sich die Achillessehne zerrissen hatte, bemerkte, dass die Wadenmuskeln seinem Willen nicht gehorchten, so lange die Sehne nicht wieder angeheilt war.

Wie Stromeyer seine praktisch-chirurgischen Grundsätze aus der Physiologie sich bildete und wie diese sein Leitstern war, ersieht man am Klarsten aus folgenden Worten:

„Das ist die Art, wie praktische Grundsätze zu Stande kommen. Zuerst tritt uns das Factum einer Heilung unter gewissen Verhältnissen entgegen,

dann muss die Physiologie uns helfen, dieselbe zu begreifen, endlich führt uns die Analogie dahin, den gewonnenen Grundsatz auf ähnliche Zustände anzuwenden. Man lässt jetzt ein vorgefallenes Stück Lunge ruhig in der Thoraxwunde stecken und verfährt mit dem vorgefallenen Netze bei Bauchwunden ebenso, obgleich dies einer ganz mechanischen Anschauung ebenso unsinnig erscheinen muss, als das Sitzenlassen niedergedrückter Schädelstücke."

Specielle Pathologie und Therapie.

Auch um diese Disciplin machte sich Stromeyer sehr verdient.

Sein actives Eingreifen in die zuerst in Deutschland auftretende Choleraepidemie haben wir bereits geschildert. Er gehört zu den wenigen damaligen Aerzten, welche das Wesen der Cholera richtig erkannten.

Contagionisten und Miasmatiker standen sich damals feindlich gegenüber. Die Mehrzahl gehörte zu letzteren. Erstere verlangten strenge Absperrung, wovon letztere nichts wissen wollten.

Stromeyer erkannte und bekannte sich zu der Ansteckungsthätigkeit der Cholera, ohne den Sperrmassregeln das Wort zu reden. Er sagt hierüber:

„Hinsichtlich der Hauptfrage, welche damals die Gemüther beschäftigte, ob die Cholera durch Ansteckung weiter verbreitet werde oder miasmatisch am Orte selbst entstehe, war ich durch den Aufenthalt in Dörfern zu festen Ansichten gelangt. Auf den Dörfern wusste Jeder, wer die Cholera dahin gebracht und wo er sich dieselbe geholt habe. Die grossen Nachtheile der Länder- und Häusersperre waren mir in Danzig und Putkau so deutlich geworden, dass ich davor warnte und grossen Nachdruck darauf legte, die theoretische Frage nicht mit ihrer praktischen Lösung zu vermischen. Die Cholera kann ansteckend sein, ohne dass es deshalb gut sein möchte, die Kranken abzusperren. — Die Choleraexcrete mögen meistens noch kein wirksames Gift enthalten, ehe sie mit der atmosphärischen Luft in Berührung getreten sind, können aber nach ihrer Ausleerung giftig werden. Dieser Punkt wurde erst 1856 durch Professor Thiersch aufgeklärt, dessen sinnreiche Versuche den Beweis lieferten, dass die Darmexcrete der Cholerakranken nicht im frischen Zustande, sondern vom 3. bis 9. Tage ein Gift enthalten, von welchen Mäuse erkranken oder sterben und dass dieses Gift schon in unendlich kleinen Dosen wirksam sei. Er hatte Papier damit getränkt, welches er den Mäusen vorwarf und konnte nach der Grösse des zernagten Papiers die Dosis des Giftes genau berechnen.

In Calcutta bleiben diejenigen von der Cholera verschont, welche kein Brunnen-, sondern vom Gebirge hergeleitetes Wasser benutzen. — Dass in dem Trinkwasser die Hauptquelle für die Verbreitung der Cholera liegt, ist wohl nicht zu bezweifeln; es ist damit aber nicht bewiesen, dass die Infection nur auf diesem Wege erfolgt und nicht auch durch die Luft, welche St. 1831 für den Hauptträger hielt. Sollte diese Frage durch neue Untersuchungen negativ entschieden werden, so würde dies den Nutzen haben, dass Niemand mehr die Nähe eines Cholerakranken fürchten würde und dass man seine ganze Aufmerksamkeit der Reinheit des Trinkwassers zuwenden würde, was jedenfalls praktischer ist und bis jetzt nicht genügend geschah.

Dass der Typhus durch die Luft entstanden, ist eine ausgemachte Sache, man darf desshalb die Verbreitung der Cholera durch die Luft nicht ganz von der Hand weisen, bis die Sache spruchreif ist."

Die Wirkung des Choleragiftes betrachtet St. als irritirend für die Unterleibsganglien, es erregt Hyperämie der Gedärme, Ausscheidung grosser Quantitäten von Blutwasser, selbst in der Cholera sicca, wo der Kranke weder bricht noch abführt. Dadurch dickt sich das Blut ein. Wenn die Irritation der Abdominalganglien nachlässt, pumpt das Herz wieder mit grösserer Energie das Blut in die Organe; da dessen Rückfluss aber Schwierigkeiten findet, so entstehen Congestionen oder Stauungen, besonders im Gehirn, dadurch der betäubte Zustand, das sogenannte Choleratyphoid. Man kannte damals noch nicht die Bright'sche Nierenaffection der Cholerakrankheiten, welche in einzelnen Fällen dem Typhoid zu Grunde liegt. Nichtsdestoweniger hat St. damals den Gebrauch der Säuren im Choleratyphoid empfohlen, welches doch wohl das einzige ist, was man einer urämischen Intoxication mit Erfolg entgegen setzen kann. Wenn man von Aderlässen bei Cholera nichts wissen will, so ist dies die Zeitströmung, welche er bei der Cholera nicht für correct hält, weil man schwangere Frauen dadurch vor Abortus bewahren kann. Von einigen zur rechten Zeit gegebenen Dosen Opium hängt das Leben ab. In der Periode der Asphyxia empfiehlt er den Kampher und Einreibung ätherischer Oele in die Haut. Opium und Phosphorsäure sind für ihn die wichtigsten Mittel für die Cholera. In der Schrift *„Ueber den Verlauf des Typhus unter dem Einflusse einer methodischen Ventilation"* setzt er die Resultate seiner Behandlung auseinander. Von 77 starben nur fünf verschleppte Fälle; er empfahl den inneren Gebrauch der Phosphorsäure und einer Oelemulsion bei beständiger Ventilation während der Fieberzeit. Den Nutzen der Ventilation sucht er in dem Wegspülen der Effluvien des Kranken und nicht in der Abkühlung, welche im Sommer gar nicht eintritt. Die Fieberhitze suchte er durch Waschungen, durch Eiskübel, welche er im Krankenzimmer stehen liess, durch Eisbeutel auf dem Kopfe, dem Cranium oder dem Steiss zu mässigen. Als Diät bloss Hafergrütze. 1870 wurden in dem einen Hospitale die Typhuskranken mit kalten Vollbädern behandelt, in dem andern wurden sie nicht gebadet bei reichlichem Zutritte frischer Luft. Die Resultate waren in beiden gleich gut.

Wie sehr St. es sich angelegen sein liess, in der Therapie möglichst einfach zu sein und dieses Verfahren auch im General-

hospital, dessen Director er war, zum Allgemeingut zu machen, geht am besten aus seinen eigenen Worten hervor: „Alle unter meiner Direction", sagt er, „vorkommenden Wandlungen der Therapie lagen auf dem Wege der exspectativen Heilkunst; die Behandlung wurde allmählich immer milder. Brechweinstein, Salpeter, Salmiak, drastische Purgenzen, Vesicatoren kamen fast in Vergessenheit, Heftpflaster wurden gar nicht angewendet. Es erregte mitunter grosse, allgemeine Heiterkeit, wenn einmal einer den Dienst übernahm, der unsere Methoden noch nicht kannte und mit Heftpflastern, Vesicatoren und heroischen Arzneien debütirte; er wurde dann bald von den Kameraden eines Besseren belehrt."

Alle Extreme vermeidend erlaubt er das Schlafen bei offenen Fenstern nur, wenn man Schlaf- und Wohnzimmer mit einander verbinden kann und in letzterem die Fenster offen lässt.

In der letzten, von ihm herausgegebenen Schrift *„Erfahrungen über Local-Neurosen"*, hat Stromeyer 47 Krankengeschichten aus seiner Praxis mitgetheilt. Nichts möchte wohl mehr die Ohnmacht des auf die Spitze getriebenen Specialismus bezeichnen als folgender von Stromeyer erzählter Fall: Ein berühmter dramatischer Sänger verlor seine Stimme während eines schwer zu unterdrückenden Wechselfiebers. Er consultirte die berühmtesten Kehlkopfspecialisten, welche in den Stimmorganen nichts Krankhaftes fanden, aber nicht weiter untersuchten. Als St. consultirt wurde, dachte er sofort, die Schwierigkeit in der Heilung des Wechselfiebers könne mit einem Lebertumor in Verbindung stehen und jetzt mit der Kehlkopfs-Neurose. Die Leber war sehr geschwollen. Nach einer Cur in Karlsbad kam das schöne Stimmorgan wieder zum Vorschein.

Charakteristisch für Stromeyer ist, dass er bei Behandlung von Neurosen der morahisch-diätetischen Behandlung das Wort redet. „Diese Aufgabe", sagt er, „ist gar nicht leicht, viel leichter ist es, irgend eine Schmiererei zu verschreiben. Nachdem die Moxen ziemlich vergessen sind, das Veratrin auch etwas aus der Mode gekommen, drohen diesen Patientinnen neue Gefahren durch die übrigens für den Augenblick sehr wirksamen hypodermischen Injectionen von Atropin und Morphium, deren sich jetzt viele Aerzte tagtäglich bedienen. Ich kenne einen Fall, wo bei einer hysterischen Orbital-Neuralgie 500 hypodermische Injectionen ohne dauernden Erfolg gemacht waren und habe noch kürzlich eine ganz

ähnliche hysterische Neuralgie von mehrjähriger Dauer auf diätetischem Wege geheilt. Mit der Empfehlung einer moralisch-diätetischen Behandlung der Hysterischen dringt man aber nur schwer durch; sie erfordert, dass der Arzt Alles anwendet, sich der Kranken entbehrlich zu machen; mit Localmitteln macht man sich unentbehrlich."

Stromeyer gehört mit zu den ersten in Deutschland, welche die Diphtherie beobachteten, indem er sie schon im Jahre 1829, im zweiten Jahre seiner Praxis kennen lernte. Er war oft der erste, welcher die Aerzte seines Wohnorts mit der Gegenwart der Diphtherie bekannt machte. Er hat dieselbe theils sporadisch gesehen, wo die septisch-miasmatischen Ursachen handgreiflich waren, theils in kleinen miasmatischen Epidemien, die in solchen Häusergruppen vorkamen, welche im Frühjahre dem Gestank der mit Menschenkoth gedüngten Felder ausgesetzt waren. Da man ein specifisches Antidotum nicht kennt, so ist die innere Behandlung mit Säuren, wie beim Typhus, nicht bloss der Analogie nach, sondern auch mit Rücksicht auf die Möglichkeit einer auftretenden urämischen Intoxication rationell und nach seinen Erfahrungen äusserst wirksam. Seiner Behandlung von 1829 ist er stets treu geblieben. Als Chirurg ging er von der Idee aus, dass man die zu fauliger Zersetzung sehr geneigten Pseudomembranen unschädlich machen müsse durch beständiges Trinken, Spulen oder Auslaugen und wählte als Mundwasser die Boraxsolution, weil diese so milde ist, dass ihre Anwendung keine Schwierigkeiten macht und das Verschlucken derselben keinen Schaden thut. Bei kleinen Kindern spritzte er durch die Nasenhöhle ein. Aetzungen hat er nie in Anwendung gezogen, weil er sie für unpraktisch hält. Seine Behandlung war allgemein tonisirend. Da durch die in den Magen gelangenden septischen Stoffe der Magen meistens katarrhalisch afficirt ist, bewährte sich statt Tonica Phosphorsäure. Ebenso oft gab er Citronensaft. Mit Wein erreichte er dasselbe, da ein ganz trinkbarer Wein oft 6 Unzen Essig enthält, indem 3 Drachmen Kali carbonicum nöthig sind, ihn neutral zu machen. Geht der Process auf die Luftröhre über, so ist von dem Luftröhrenschnitt nicht viel zu erwarten.

Von hoher Bedeutung sind die Ansichten Stromeyer's über den Croup. Er hält diesen auch für einen von der Diphtheritis

gänzlich verschiedenen Process und empfiehlt zum Studium Albers' Preisschrift; die Croup-Therapie des heutigen Tages ist nicht so rationell als die Albers'; er verwirft das cupr. sulphur., weil es ein viel gefährlicheres Gift ist als der Brechweinstein, wie die Nichtanwendung der Blutentziehung und tadelt die zu grossen Gaben des Kalomels, das gegen plastische Entzündungen nicht in abführenden Dosen, sondern in kleinen, wiederholten ½—1 Gran, alle zwei Stunden, wirkt. Um den Hals hat er, ausser Einreibungen von Quecksilbersalbe, Leinmehlkataplasmen gelegt, dessen Wirkung auf den rauhen Hustenton nicht zu bezweifeln ist. Ausser anderen guten Eigenschaften hat es den Nutzen, die Luft zu befeuchten, die das Kind einathmet. Aehnliche Wirkung haben nasse, kalte Tücher, die man um den Hals legt und warm werden lässt; sie heben die Evaporation auf und halten Wasser in den Geweben zurück. Wie sie wirken, davon kann man sich bei Personen mit älteren rauhen pleuritischen Reibungsgeräuschen überzeugen; die verschwinden nach einem Kataplasma und kehren erst später wieder zurück.

Die Therapie St.'s zeichnete sich durch eine grosse Einfachheit aus und war stricte hippokratisch, d. h. diätetisch.

Welch' ein Glück, oder vielmehr einen Erfolg er mittelst derselben am Krankenbette hatte, beweist die von ihm veröffentlichte Statistik über seine Thätigkeit im Generalhospital zu Hannover in den Jahren 1853—1859. Unter 10,000 Patienten hatte er nur 76 Todte zu registriren.

In welcher Weise St. die einzelnen Krankheiten behandelte, hat er kurz und bündig in seinen *„Maximen"* auseinandergesetzt. Im grossen Ganzen dürfte seine Therapie als mustergültig bezeichnet werden; selbstredend wird man nicht allen Massregeln beistimmen; ebenso ist es keine Frage, dass auch auf anderen Wegen dieselben günstigen Resultate gewonnen werden können. Dem jungen, unerfahrenen, eben die Universität verlassenden, Arzte können die hier gegebenen Regeln aber als ein treuer Mentor am Krankenbette dienen.

Grosse Beachtung verdient die Therapie Stromeyer's bei der Lungenentzündung. Mit vollem Rechte bemerkt er, dass das Werk von Dietl, worin über die Aderlässe bei der Pneumonie der Stab gebrochen wird, freilich einen grossen äusseren Erfolg

gehabt habe, dass dieser aber nichts beweise für die Richtigkeit der wissenschaftlichen Forschung. Dietl habe alle acuten Krankheiten mit Verdichtung des Lungengewebes für Pneumonien erklärt; hierfür möge das exspectative Verfahren relativ das beste sein. Denn welchen Erfolg müsste es haben, wenn man Pneumonien und Pneumotyphen auf gleiche Weise mit Aderlässen und Brechweinstein behandeln wolle. Dietl's Untersuchungen hätten allerdings den Nutzen gehabt, den typischen Verlauf der Pneumonie in's rechte Licht gestellt zu haben und den Beweis geliefert, dass man ohne Blutentziehungen viele Pneumonien heilen könne. Es sei aber die Aufgabe des Arztes, nicht bloss die Kranken wieder herzustellen, sondern auch die unvermeidlichen Leiden der Krankheit so viel wie möglich zu lindern. Ein rein exspectatives Verfahren leiste darin gar nichts und könne den gerechtesten Ansprüchen nicht genügen. Als Dietl's Buch erschienen, habe man ein Jahr lang im Generalhospital gar keine Blutentziehungen gemacht. Man kehrte aber zur Blutentziehung wieder zurück, weil man gefunden hatte, dass die Kranken bei einem exspectativen Verfahren zu viel litten. St. hat mit dem grössten Erfolg, wenn die Percussion eine Dämpfung von der Grösse eines Handtellers ergab, 8—12 Unzen Blut durch Schröpfköpfe der leidenden Seite entzogen, dann den Kranken in ein kühles Zimmer gelegt und natr. nitr. gereicht. Unter 242 nach dieser Methode Behandelten hatte er keinen Todesfall zu beklagen. In der That ein höchst günstiges Resultat.

Meine Erfahrungen stimmen mit den Stromeyer'schen überein. Ich bin den Blutentziehungen nie untreu geworden trotz des Dietl'schen Buchs. Bei kräftig ernährten und vollblütigen Leuten kann man selbst des Aderlasses nicht entrathen, in den meisten Fällen allerdings mit örtlichen Blutentziehungen auskommen. Therapeutische Maximen passen nicht für alle Völker; Dietl hatte günstige Erfolge durch Unterlassung der Venaesectionen, weil er seine Beobachtung unter schlecht ernährten Individuen im Hospitale anstellte. Da jetzt eine nervöse Constitution herrscht, so dürfte schon hierdurch die Beschränkung des Aderlasses, nicht aber die der örtlichen Blutentziehung sich rechtfertigen lassen.

Einen nicht unwichtigen Beitrag zur speciellen Pathologie und Therapie mit Berücksichtigung der pathologischen Anatomie lieferte St. durch seine Abhandlung *„Ueber das Parietalblatt der Arachnoidea cerebri, präparirt durch subseröse Entzündung der Dura mater“* (Deutsche Klinik. 1856. S. 1 ff.).

Verf. wurde zu einem Patienten des Medicinalrathes Dommes hinzugezogen, welcher an einer serösen Exsudation der Arachnoidea litt. Die Diagnose wurde von Stromeyer bestätigt. Aus der gemachten Section zog St. folgende Schlüsse:

Seine Beobachtung bietet in pathologischer Beziehung:

1) „Einen Beitrag zur Kenntniss einer bisher noch nicht gewürdigten Form von Meningitis, wobei das fibrinöse Exsudat im subserösen Zellstoff verbleibt, während die flüssigen Bestandtheile des Exsudats, die Serosa durchdringend, in den Arachnoidealsack gelangen (subseröse Entzündung der harten Hirnhaut, Meningitis parietalis subserosa)."

2) „Bestätigt sie die von ihm in seinen „Maximen der Kriegsheilkunst" weiter entwickelte Beobachtung, dass Körper von bedeutendem Umfange, welche den Raum der Schädelhöhle verengen, für sich allein weder Lähmungen noch Bewusstlosigkeit hervorbringen, wenn nicht gleichzeitig eine Hirnhyperämie damit verbunden ist. Dieser Lehrsatz war theilweise schon lange bekannt, aber in Bezug auf die Lehre von den Kopfverletzungen nicht gehörig gewürdigt worden. Obgleich in dem vorliegenden Fall sich das Exsudat langsam gebildet hatte, so bleibt es doch immer bemerkenswerth, dass das Bewusstsein fast bis zum Tode anhielt."

3) „Die aus dem obigen Falle sich ergebende Befähigung des serösen Parietalblattes, fibrinöse und seröse Exsudate zu bilden, ohne dass der fibrinöse Theil der Dura mater sich von der Innenfläche der Schädelknochen ablöst, also fortfahren kann, die Ernährung der Schädelknochen zu vermitteln, giebt ein bisher nicht in Betracht gezogenes Moment an die Hand, den glücklichen Verlauf tiefer Schädeldepressionen ohne Trepanation zu erklären. Exsudate der obigen Art müssen alsdann zum Schutze des Gehirns dienen; dass man sie bisher nicht gekannt hat, liegt wohl darin, dass sie nur in glücklich verlaufenden Fällen vorkommen werden, das heisst in solchen, welche ohne entzündliche Hirnschwellung und ohne diffuse Eiterbildung in der verletzten Stelle verlaufen. Bis jetzt sprechen die Chirurgen nur von einer Entzündung der Dura mater, welche dieselbe von den Schädelknochen abtrennt. Dass dies eigentlich eine Ostitis sei, habe ich schon bei verschiedenen Gelegenheiten hervorgehoben. Da die Dura mater aber zwei Lamellen hat mit verschiedenem physiologischen und pathologischen Verhalten, sollte man sie wenigstens periostitis interna heissen. In der Anatomie und Physiologie giebt es wohl keinen Gegenstand, der so klein und fein ist, dass sich nicht gelegentlich ein hohes praktisches Interesse daran knüpfen sollte. In meinen Augen hat das seröse Blatt der Dura mater einen solchen Werth bekommen, dass ich nicht unterlassen kann, den Wunsch auszudrücken, dass sowohl Histologen als pathologische Anatomen demselben von Neuem ihre Aufmerksamkeit schenken sollten."

(Schluss folgt.)

XI.

Kritiken.

Allgemeine Culturgeschichte.

1. *Die Abhängigkeit der Civilisation von der Persönlichkeit des Menschen und von der Befriedigung der Lebensbedürfnisse.* Erster Band. Die persönliche Entwickelung des Menschen und die Civilisation. Zweiter Band. Die Lebensbedürfnisse des Menschen und die Civilisation von Eduard Reich. Minden i. W. J. C. C. Bruns' Verlag. 1883.

* Da es unmöglich ist, eine Analyse des umfangreichen Werkes zu liefern, so müssen wir uns darauf beschränken, den Inhalt anzugeben. Der erste Band enthält folgende Themata: Bedingungen und Erfolge der persönlichen Entwickelung, Vergangenheit und Gegenwart, Alt-Griechenland und die Entwickelung der Persönlichkeit, das europäische Volk und die Entwickelung der Persönlichkeit, die Mauren in Spanien, die Latino-Barbaren, die Nationen der Gegenwart, die Verfassung der Seele, die moralische Verfassung des Menschen, die Erziehung in der Familie, die Erziehung durch Kirche und Schule, die intellectuelle Verfassung des Menschen, Vernunft, Gefühl und Leidenschaft, das Wissen, das Können und die Anwendung, das Verhältniss der persönlichen Entwickelung zum Leben. Die Kategorien in der Gesellschaft, Kasten, Stände und Classen, Priesterthum und Laienthum, die Führer und Lenker des Volkes, die höheren und niederen Interessen, Humorismus und Erwerbung von materiellen Gütern, Wiedervergeltung und Recht, der Kampf um das Bestehen, die Concurrenz, das Regiment. Der zweite Theil bringt folgende Abhandlungen: Bedürfnisse des Individuums, Bedürfnisse des Leibes, die Erhaltung der Person, das Bedürfniss der Nahrung, das Bedürfniss der Genussmittel, andere Bedürfnisse des Leibes, das Bedürfniss der Arbeit, die Erhaltung der Art, Bedürfnisse der Seele, das Bedürfniss des Erkennens, das Bedürfniss des Mitgefühls, Bedürfnisse der Gesellschaft, das Bedürfniss der Freiheit, das Bedürfniss der Gleichheit, das Bedürfniss der Gegenseitigkeit, das Bedürfniss der Einsamkeit und Geselligkeit, Bedürfnisse der Sinnlichkeit, politisch-moralische Bedürfnisse, ästhetische Bedürfnisse, Bedürfnisse öffentlicher Sicherheit und

Gerechtigkeit, Bedürfniss allgemeiner Wohlfahrt, das Bedürfniss von Religion und Kirche bei dem höchst gesitteten Menschen.

Wir können es nicht unterlassen, den Leser speciell auf das Kapitel *„Bedürfniss der Seele"* aufmerksam zu machen. Reich gehört bekanntlich wie Windthorst und Reichensperger zu den Männern, die sich nicht scheuen, die Krebsschäden unserer heutigen Universitäten aufzudecken und auf deren Reformation zu dringen. Wenn nun auch die, durch Wissen und Charakter wirklich ausgezeichneten, Lehrer von dieser Nothwendigkeit überzeugt sind und selbst seit Jahren auf eine Reform dringen, so hat die Clique doch es bis jetzt durchgesetzt, dass Alles beim Alten bleibe. In jenem Kapitel führt Reich abermals wuchtige Kolbenschläge gegen veraltete ausgeartete Zustände.

2. *Weltanschauung und Menschenleben, Religion, Sittlichkeit und Sprache.* Betrachtungen über die Philosophie Frohschammer's von Eduard Reich. Grossenhain und Leipzig. Verlag von Baumert & Ronge. 1884.

* Auch obige Schrift, deren Inhalt schon aus dem Titel hervorgeht, können wir Allen, die sich für obige wichtige Gegenstände interessiren, angelegentlichst empfehlen.

Allgemeine Medicin.

3. *Die Elektro-Technik in der praktischen Heilkunde* von Dr. Rudolf Lewandowsky. Mit 95 Abbildungen, Wien, Pest, Leipzig. A. Hartleben's Verlag. 1883.

* Von Tage zu Tage nimmt die Bedeutung der Elektricität für die gesammte Medicin zu. Der Werth der Elektro-Therapie wie der Elektro-Diagnostik sind allgemein anerkannt. Es erweist sich daher als nothwendig, die Elektro-Technik für die Medicin besonders zu bearbeiten. Solches ist in angezeigtem Buche geschehen. Folgende Gegenstände werden in demselben abgehandelt: der Magnet in der Heilkunde, Metalloskopie, Statische Elektricität in der Heilkunde, zu Heilzwecken verwendbare galvanische Elemente, zu der Elektro-Therapie verwendbare galvanische Batterien und Hülfsapparate, die Thermoelektricität, Inductionsapparate, Rotationsapparate, Galvanokaustik, Elektrolyse, Allgemeine Elektrisation, das elektrische Licht in der Heilkunde, das Telephon und Mikrophon in der Heilkunde, elektrische Projectilanzeiger. Das Buch erfüllt in jeder Beziehung seinen Zweck, auch die beigefügten Abbildungen sind vortrefflich.

Geschichte der Medicin.

4. *Albrecht von Haller's Gedichte.* Herausgegeben und eingeleitet von Dr Ludwig Hirzel, Professor der deutschen Literatur an der Universität zu Bern. Frauenfeld. Verlag von J. Huber. 1882.

* Nicht die Gedichte sind es, welche wir hier anzeigen. Das Buch enthält weit mehr als der Titel verspricht, im Gegensatz zu so vielen langbetitelten Standespersonen, bei deren genauester Inspection man sehr oft weiter nichts findet als ihren wesenlosen Titel. Auf 536 Seiten wird hier das Leben Albrecht von Haller's in einer geradezu mustergültigen Weise abgehandelt. Von den zahlreichen Biographien und Abhandlungen, welche über diesen grossen Gelehrten existiren, dürfte sie als die gründlichste und erschöpfendste zu bezeichnen sein. Selbstredend sind die Verdienste Haller's um die Wissenschaften nur im Vorübergehen gestreift.

5. *Alexander Braun's Leben nach seinem handschriftlichen Nachlass* dargestellt von C. Mettenius. Mit A. Braun's Bildniss. Berlin. Druck und Verlag von G. Reimer. 1882.

* C. Mettenius hat sich durch die Herausgabe obigen Buches ein grosses Verdienst um die Geschichte der deutschen Medicin erworben. Des berühmten Botanikers Alexander Braun Leistungen auf dem Gebiete der Botanik werden hier dem Leser in erschöpfender Weise vorgeführt. Ebenso interessant ist das Lebensbild dieses echten und liebenswürdigen deutschen Gelehrten gezeichnet. Er gehörte zu den Wenigen, die sich von den Verirrungen des Materialismus frei erhielten und den Darwinismus und Häckelismus nicht für exacte Wissenschaft, sondern für weiter nichts als eine geistreiche, wenn auch gewagte Hypothese ansahen. Alexander Braun zählte zur alten Garde der jetzt aussterbenden Idealisten. Den grössten Einfluss auf seine geistige Entwickelung hatte, wie aus der Biographie hervorgeht, mein verstorbener Freund Marx. Zu bedauern ist daher, dass von den zahlreichen Briefen desselben an Braun nur ein einziger mitgetheilt ist. Bei einer etwaigen zweiten Auflage, die sehr erwünscht wäre, da das Buch nicht bloss ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der Medicin, sondern auch zur allgemeinen Culturgeschichte ist, empfiehlt es sich, mehrere dieser Briefe abdrucken zu lassen und dagegen andere, weniger interessante von anderen Correspondenten, zu beseitigen.

6. *Alexander der Grosse als Kranker*, historisch-pathologische Studie von Dr. Moriz Wertner in Wartberg. Nr. 37 der Pester medicinisch-chirurgischen Presse. 1883.

* So betitelt sich eine Abhandlung, in der Verf. die verschiedenen Krankheiten, denen Alexander der Grosse unterworfen war, in übersichtlicher und nach den Quellen bearbeiteter, lesenswerther Weise schildert. Nur das Epitheton „historisch-pathologische Studie" dürfte sich nicht rechtfertigen lassen, da die historische Pathologie eine Wissenschaft ist, deren Grenzen seit Hensler bestimmt definirt und festgestellt sind. In diesen Rahmen passt aber nicht die Schilderung des Verfassers.

7. *Der erste Aderlass*, Medicinische Tradition aus Alt-Griechenland. Nr. 25 der Pester medicin.-chirurgischen Presse. 1883. Von Dr. Moriz Wertner.

*Verf. hat in obiger Abhandlung Alles zusammengestellt, was uns über den Aderlass durch die Tradition überliefert ist. Die jungen Aerzte und solche, denen grössere historisch-medicinische Werke nicht zur Verfügung stehen, werden den Aufsatz mit Vergnügen lesen.

8. *Die Entwickelung des medicinischen Unterrichts an der Tübinger Hochschule.* Rede zum Geburtsfest Seiner Majestät des Königs am 6. März 1883 im Namen der Eberhard-Karls Universität gehalten von dem derzeitigen Rector Johann Säxinger. Tübingen 1883. Verlag und Druck von Franz Fues.

*Als ein günstiges Omen dürfen wir es betrachten, dass an den deutschen Hochschulen, auf denen bekanntlich die Geschichte der Medicin nur sehr selten angekündigt und gelesen wird, dann und wann einzelne Lehrer bei der Uebernahme des Rectorats historisch-medicinische Themata zum Vorwurfe ihrer Reden sich erwählen. Hierdurch wird wenigstens documentirt, dass einzelne Lehrer anfangen, einzusehen, dass das Studium der Geschichte der Medicin auf die Dauer von den Lehrgegenständen der Universität nicht ausgeschlossen werden könne. Auch vorliegende Schrift legt ein Zeugniss davon ab. In concinner und präciser Weise hat Verf. es verstanden, uns ein Bild der Entwickelung des medicinischen Studiums auf dieser Hochschule zu entwerfen. Das Schlussresumé geht dahin, dass, wenn Tübingen auch nie, was die medicinische Facultät betreffe, sich einst mit den übrigen deutschen Hochschulen habe messen können, jetzt vollständig ebenbürtig ihnen gegenüber dastehe.

Anatomie.

9. *Zur Kenntniss der Augenlinse und deren Untersuchungsmethoden* von Dr. Severin Robinsky. Berlin. Verlag von Eugen Grosser. 1883.

*Robinsky hat sich bereits durch die Beseitigung der fast hundert Jahre geglaubten Legende einer *„Augenlinsen-Sternsubstanz“* als gründlicher anatomischer Forscher in die Wissenschaft eingeführt. Von den Forschern „der Schule“ unterscheidet er sich durch seine historisch-kritische Richtung, welche seinen Untersuchungen gewissermassen als Basis dient. Auch angezeigte Schrift, auf deren Inhalt wir, des Raumes wegen, nicht näher eingehen können, bringt einen weiteren Beleg von Robinsky's Forschungstalente. Mit Erfolg tritt er hier Henle und Otto Becker entgegen. Die verschiedenen Untersuchungsmethoden, die Coagulations-, physikalischen-, Wasserentziehungs-, Isolirungs-, Färbungsmethoden werden hier einer eingehenden, und wie uns dünkt, durchaus ge-

rechten Kritik unterworfen und gezeigt, wie die von Robinsky eingeführte Färbungsmethode vermittelst arg. nitric. den Vorzug vor allen verdiene. Es unterliegt keinem Zweifel, dass die kritisch-historische Methode, welche Robinsky veranlasste, sich auf's Genaueste mit der Literatur seines Gegenstandes bekannt zu machen, ihn zu so schönen Resultaten führte. So wird er denn auch an Sattig und Reil zum Ehrenretter und weist nach, dass diesen die Anwendung der Salzsäure bei den Augenlinsen wohl bekannt gewesen sei, während kurz vor ihm Andere, noch dazu „um Jedermann gerecht zu sein", auf Kosten jener Autoren, ja selbst auf Kosten der Wissenschaft, die Behauptung aufgestellt, Sattig und Reil hätten sich nur der Salpetersäure bedient. Da ja Anatomie stets die Basis der Medicin bleiben wird, können wir die Lectüre obiger vortrefflichen Schrift nicht dringend genug empfehlen. Daran knüpfen wir den Wunsch, dass recht viele junge Forscher in die Fussstapfen Robinsky's treten, sich von den Fesseln der Schule befreien und der kritisch-historischen Richtung weihen möchten.

Specielle Pathologie und Therapie.

10. *Die epidemische Verbreitung des Scharlachfiebers in Norwegen.* Eine von der Universität zu Christiania mit der goldenen Medaille des Kronprinzen belohnte Preisschrift. Von Dr. Axel Johannsen. Christiania. Verlag von Jakob Dybwad. 1884.

* Wenn es manchen gekrönten Schriften ergeht wie vielen gekrönten Häuptern, insofern beide die Krone nicht verdienen, so trifft dies bei vorliegender nicht zu. Sie ist wirklich des Preises würdig und wird für alle Zeiten denselben beanspruchen, da sie das Muster einer, mit grossem Fleiss, Gründlichkeit und Wahrheitsliebe angestellten, wissenschaftlichen Untersuchung ist. Nicht in Harmonie zu dem pathologischen Theile des Buches steht die Einleitung, welche sich mit der Geschichte und Literatur des Scharlachfiebers und der Diphtheritis beschäftigt. Leider ist dieselbe nur nach secundären Quellen bearbeitet und enthält daher manche ungenaue Angaben. Die vom Verf. angeführten Stellen, nach denen Diphtheritis schon bei Hippokrates und im Talmud sich finden soll, sind blosse Conjecturen von Littré und Israels und durch nichts bewiesen, da die Schilderung in keiner Weise auf Diphtheritis passt. Ebenso sollte man nach dem Verf. glauben, als hätte Häser zuerst die bekannte Schilderung des Aretäus auf Diphtheritis bezogen. Dies ist aber durchaus nicht der Fall. Verf. braucht nur die classische Schilderung, welche Fothergill, Huxham und Burserius uns über diese Krankheit hinterlassen haben, durchzulesen, um sich zu überzeugen, dass diesen bereits es wohlbekannt war, dass Aretäus und Aëtius die Krankheit beschrieben. Ausser diesen war nicht bloss dem Archigenes die Krankheit

bekannt, sondern auch zahlreichen älteren Autoren, wie Philomenus, Philagrius, Andromachus, Theodorus; sie kannten sie nicht bloss, sondern verstanden sie auch mit Erfolg zu behandeln und stimmte ihre Methode genau mit der von Huxham und uns angewandten überein. Dies kann aus dem Aëtius[1]) selbst ersehen werden.

Geburtshülfe.

11. *Der Einfluss des Lebensalters auf die Geburt Erstgeschwängerter* von Ludwig Kleinwächter. Separatabdruck aus Zeitschrift für Geburtshülfe und Gynäkologie. Band X. Heft 1. Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart.

* Obige Abhandlung gehört mit zu den besten Monographien, welche in letzter Zeit auf dem Gebiete der Geburtshülfe und Gynäkologie erschienen. Sie konnte nur aus der Feder eines Mannes fliessen, der nicht bloss ein ausgezeichneter Gynäkolog, sondern auch ein ebenso gründlicher und genauer Kenner der Literatur und Geschichte seines Faches ist. Die Folgerungen, welche K. aus seinen mühevollen und umsichtigen, mit echter Kritik angestellten Untersuchungen zieht, sind auch für die praktische Geburtshülfe von hoher Tragweite. Die Lectüre obiger Abhandlung müssen wir daher dringend empfehlen.

12. *Ueber eine bisher nicht beachtete Indication zur Castration der Frauen* von Ludwig Kleinwächter, o.-österr. Professor an der Universität zu Innsbruck, d. Z. in Czernowitz. Sonderabdruck aus der „Zeitschrift für Heilkunde". Bd. IV. (Verlag von F. Temsky, Prag). Prag 1884. Druck der K. K. Hofbuchdruckerei A. Haase.

* Obige Abhandlung beschäftigt sich mit einem höchst wichtigen Thema, mit der Aufstellung einer neuen Indication zur Castration der Frauen. Verf. wurde nicht auf theoretischem, sondern auf praktischem Wege dazu geführt, diese neue Indication als wünschenswerth und nothwendig aufzustellen. Und zwar tritt diese ein, wenn eine Hämatometra besteht, das untere Uterinsegment, vielleicht auch mit ein Stück der oberen Vaginalhälfte in einen dicken, verschieden geformten langen Narbenstrang verwandelt und gleichzeitig sich eine grosse Cloake findet, die aus Blase und Vagina gebildet ist, denen die Zwischenwand fehlt oder eine grosse inoperable Blasenscheidenfistel vorhanden ist. Als ungünstigste Complication ist es anzusehen, wenn ausserdem noch ein grosses Stück der vorderen Mastdarmwand fehlt, so dass die Cloake eine vollständige ist. Unter solchen Umständen hält Kleinwächter die

1) Aëtii medici Graeci contractae ex aeteribus medicinae tetrabiblos. Basileae 1542, p. 437.

Canalisirung der verschlossenen Cervicalportion für ein gewagtes Unternehmen, selbst, wenn sie gelingt, ohne die Nachbarschaft, das Peritonäum, den Uterus, die Blase oder die Ureteren zu verletzen. Vielmehr hält er die Vornahme der Castration unter den erwähnten Verhältnissen aus zwei Gründen für angezeigt. Die Kranke wird den, aus der zu erwartenden Vergrösserung der Hämatometra erfliessenden, Gefahren entrückt und ferner von ihrem qualvollen Zustande, den molimin. menst. sammt deren bedenklichen Folgezuständen für den Gesammtorganismus, befreit. Wir zweifeln nicht daran, dass die neue Indication den Beifall der Kunstgenossen finden wird.

Gerichtliche Medicin.

13. *Handbuch der gerichtlichen Medicin in Beziehung zu der Gesetzgebung Deutschlands und des Auslandes.* Nebst einem Anhange, enthaltend die einschlägigen Gesetze Deutschlands, Oesterreichs und Frankreichs von Dr. Hermann Kornfeld. Mit 50 in den Text gedruckten Holzschnitten. Stuttgart. Verlag von Ferdinand Enke. 1884.

* Es existiren bekanntlich zahlreiche vortreffliche Lehrbücher über diese Disciplin. Auch die Zahl der Handbücher ist keine geringe; aber sie stehen nicht mehr auf der Höhe der Wissenschaft. Denn die gerichtliche Medicin, in deren Brennpunkt so zahlreiche andere Sparten sich concentriren, hat in derselben Weise an den Fortschritten der Wissenschaft Theil genommen, wie ihre einzelnen Hülfsdisciplinen. Diese Lücke hat Verf. obigen Handbuchs in durchaus anerkennenswerther Weise ausgefüllt. Auch ist zu loben, dass er den historischen Begriff eines Handbuchs zum ersten Male wieder hergestellt hat. Denn ursprünglich versteht man unter einem solchen, wie schon der Name sagt, ein handliches Buch. Die Namen Compendium und Handbuch decken sich. Seitdem aber die Geschichte der Medicin auf den alten Theil gesetzt wurde und auch die Lehrer der Medicin, unter denen die meisten Schriftsteller sich befanden, sich nicht mehr um sie zu kümmern für nöthig hielten, trat eine Verschiebung obiger Begriffe ein. So kam es denn, dass man unter Handbuch nicht mehr ein Buch verstand, das man leicht und ohne Mühe in der Hand hielt, sondern das aus dickleibigen, oft vielbändigen Theilen bestand. Die Gründlichkeit und Gediegenheit seiner Kenntnisse documentirt Verf. bei jedem von ihm bearbeiteten Thema, und wir glauben keine falsche Prognose zu stellen, wenn wir dem Buche noch viele Auflagen in Aussicht stellen. Nur eins sei uns gestattet zu moniren. Das scheussliche Laster der Päderastie kommt zum Glück in Deutschland nicht so häufig als in südlichen Ländern vor, trotzdem aber war doch, wie bekannt, einer der bedeutendsten neueren Naturforscher, ein berühmter politischer Historiker und grosser Ton-

dichter, demselben ergeben, und bei der allgemeinen körperlichen und geistigen Degeneration der deutschen Völker wie der meisten übrigen Culturvölker hat auch, wie die Criminalstatistik lehrt, die Zahl der Urnings zugenommen.

Wenn nun Verf. sehr richtig aussagt, dass die Pädrasten sich nicht bloss durch weibische Manieren, Neigungen zu Putz, zu Parfüms auszeichnen, sondern sogar in fremden Ländern durch Blick und Gesten, nach Art der Freimaurer, sich erkennen, so vermissen wir doch die Bemerkung, dass in der neuesten Zeit einige Psychiatriker angefangen haben, dieses Laster, für das der Name „conträre Sexualempfindung" erfunden wurde, zu einer Geisteskrankheit zu stempeln. Diese bequeme, aber durch nichts zu rechtfertigende Manier, Verbrechen zu entschuldigen und der strafenden Gerechtigkeit zu entziehen, ist freilich auch ein Ausfluss des Zeitgeistes unserer, der römischen Cäsarenzeit so vielfach ähnlichen, Periode.

Psychiatrie.

14. *Leitfaden der Psychiatrie für Mediciner und Juristen* von Dr. H. Neumann, Professor an der Universität in Breslau, Director der psychiatrischen Klinik und Primärarzt der Irrenabtheilung im Allerheiligen-Hospital. Breslau. Preuss und Jäger. 1883.

Verf., bekanntlich einer der ersten lebenden Psychiatriker, beschenkte schon vor 20 Jahren die Literatur mit einem Lehrbuche seines speciellen Faches. In demselben hatte er sich zur Aufgabe gestellt: 1) Der vernachlässigten Seele zu ihrem Recht wieder zu verhelfen; 2) die Schilderung der Formen möglichst kurz und naturgetreu zu geben und 3) das empirische Material fortwährend mit Gedanken zu durchweben; 4) die üblichen Classificationen als durchaus unzureichend darzustellen, ohne im Stande zu sein, eine bessere an ihre Stelle zu setzen. Diese Grundsätze hat Verf. auch in vorliegendem Leitfaden befolgt. *„Was ich erstrebe*, sagt er, *muss Jedem deutlich erkennbar sein. Bei der entschiedenen Stellung, die ich zu der anatomischen Auffassung nehme, wird Niemand behaupten können, dass ich der Mode, Concessionen zu machen, geneigt bin.*" Mit grosser Schärfe, aber treffend und wahr, kritisirt Verf. Griesinger's bekanntes Buch. Er behauptet von ihm, dass in dem ganzen Buche nicht ein origineller Gedanke sei. Die Behauptung, dass ein Buch, welchem originelle Gedanken fehlen und welches folgerichtig auch nicht zum Selbstdenken aufregt, diesem Umstande seine Verbreitung verdankt, ist so auffallend, dass sie einer Erklärung bedarf. Vielleicht liegt die Ursache davon in dem Geiste, der die Medicin gegenwärtig beherrscht. „Wenn ein Mann von der Bedeutung eines Helmholtz in einer, an die studirende Jugend gerichteten, Rede öffentlich gegen „das Denken in der Medicin" auftritt, so muss es nach meiner

Meinung nehmen um uns streiten." Und ferner: „Ein Buch soll nicht blos eine Fundgrube für verdauendes Material sein, sondern die Resultate des Nachdenkens über das Material enthalten, wie es sich in einem bestimmten individuellen Kopfe abspiegelt — die Leute sind wirklich so bescheiden, wo heutzutage Bücher einen Verfasser hatten, recht viele wenigstens zu Mitarbeitern erniedrigt, von denen Jeder ein Schnitzchen kriegt. Wie es da mit der Möglichkeit einer Einheit des Gedankens, der Darstellung, der Ziele u. s. w. ist, mögen Sie selbst ermessen. Ich nenne das Verfahren noch das Werk nicht den Namen eines Buches. Ich lasse es mir nicht nehmen, dass, wenn in die Stelle wirklicher Bücher die Encyklopädien, die Wörterbücher, die in Artikel-Unternehmungen ausgeartete Theilung der Arbeit treten, dies einen gesunkenen Zustand der Literatur andeutet, wobei wirklich die auf das Einzelnste gerichtete Thätigkeit der Specialarbeiter immer noch mit solchen Resultaten weiter arbeiten kann." Und schliesslich: „Analysiren wir unsere Heilungen und fragen wir, was in jedem solchen Einzelnen die Heilung herbeigeführt hat, so werden wir zu der Ansicht kommen, dass es nur zwei grosse Heilmittel giebt und zwar: 1. Die Hygiene, repräsentirt durch die Arzneimittel und 2. die psychische Einwirkung des behandelnden Arztes. Dass auf dem letzteren Wege Wahnvorstellungen nicht direct beseitigt werden können, weiss ich so gut wie jeder Andere und habe es auch schon ganz bestimmt ausgesprochen. Aber nicht alle Geisteskranken leiden an Wahnvorstellungen, mehr aber leiden alle an Gemüthsverstimmungen und wer da leugnet, dass der Arzt in dieser Beziehung ungeheuer viel leisten kann, der ist eben kein Irrenarzt, sondern ein Ignorant, der besser thut, von der Sache fern zu bleiben. *Wer glaubt mit theoretischen Floskeln z. B. die Seelenstörungen sind Gehirnkrankheiten, den Kranken helfen zu können oder die Therapie in neue Wege zu leiten, der ist unendlich gegen sich selbst. Er kann den Beifall seiner Clique durch Artikel, welche in ein medicinisches Modejournal gehören, gewinnen und, wenn seine Clique zufällig in den höheren Regionen Einfluss hat, kann er Aemter, Ehren, Titel u. s. w. erlangen, aber zu einen dauernden Ehrenplatze in der Literatur wird er es nicht bringen.*" Durch letzten Passus illustrirt Verf. seinen echt hippokratischen Standpunkt, den man bei anderen Klinikern heute mit Laternen suchen muss. Obige Proben zeigen somit zur Genüge, dass der Verf. keine Scheu trägt, die moderne materialistische Modepsychiatrie an den Pranger zu stellen und zu geisseln. Hervorheben müssen wir noch besonders den schönen, kernigen Stil des Verf.; der vortheilhaft gegen den saloppen, oft unlesbaren der heutigen Generation absticht. Angezeigtes Buch, das sich in jeder Beziehung selbst empfiehlt, noch empfehlen zu wollen, halten wir für überflüssig.

XII.

Miscellen.

Zur medicinischen Geographie von Cochinchina und Tonking.

* Im „Journal d'Hygiène" hat Emile Bégin eine Reihe von Untersuchungen über die Gesundheitsverhältnisse in Cochinchina und Tonking veröffentlicht, welche auf Grund der Untersuchungen in Betreff Cochinchinas seit der Einverleibung von 1862 gemacht wurden, in Betreff Tonkings allerdings weit jüngern Datums sind. Cochinchina liegt vollständig in der heissen Zone; die Temperatur wechselt bei Tage im Schatten zwischen 27 und 36 Centigrad und fällt in der Nacht — aber höchst selten — bis 20 Grad. Das Barometer fällt während der Regenzeit nie unter 760 und steigt nie über 763 Millimeter. In Cochinchina wie in Tonking und ganz Anam herrscht während der trockenen Jahreszeit, die von November bis April dauert, Nordostwind, in der Regenzeit, vom Mai bis November, Südwestwind; beide Jahreszeiten wechseln rasch und in den Uebergangszeiten ist die Gesundheit der Europäer am stärksten gefährdet, selbst die Eingeborenen werden stark von Krankheiten befallen. Cochinchinas Boden ist vollständiges Schwemmland, also sehr feucht; die Städte sind untereinander durch zahlreiche Gefliesse (arroyos) verbunden, auf denen sich ein starker Dschunkenverkehr bewegt.

Die Eingeborenen sind sehr mässig und leben von Reis, Mais, Gurken, Früchten, Fischen und — an Festtagen von Schweinefleisch, das aber sehr häufig finnig ist. Die Kleidung besteht aus Hose und Jacke von leichtem Stoffe; die Wohnungen liegen gewöhnlich an den Wasserstrassen und werden meistens in der Regenzeit überschwemmt, aber nach der Ueberschwemmung sofort wieder bezogen, wo dann die Schwächlichen und Kränklichen dem Tode verfallen, was den Verwandten als eine Erleichterung gilt. Die Sterblichkeit der Kinder ist ungemein hoch, Verdauungskrankheiten sind bei ihnen allgemein, während die Erwachsenen an chronischen Mundentzündungen infolge der Unreinlichkeit leiden; viele Eingeborene haben eine krumme Haltung. Unter den verbreitetesten Krankheiten stehen die Eingeweidewürmer voran, an der Menschen, Affen, Hunde und Hühner leiden und wozu das schlechte Trinkwasser viel beiträgt. In den Sumpfgegenden sind die intermittirenden Fieber so gefährlich, dass der zweite Anfall mitunter schon tödtlich wird. Die „Dengue", die in Saigon 1873

zuerst auftrat, rafft viele Eingeborene und Europäer weg, die Blattern sind „der Fluch Indochinas“, der Typhus wirkt endemisch in den Sumpfgegenden, die Cholera tritt wiederholt plötzlich auf.

Den Europäern wird die äusserste Mässigkeit empfohlen, Trinkwasser ist gefährlich und nur filtrirtes Wasser und gekochtes als Thee zu gebrauchen. Der Reisende, also auch der Soldat im Felde, darf weder Absinth noch sonstige Reizmittel trinken, ebenso wenig sich der Sonnenhitze aussetzen und muss auf dem Hute zwei bis drei Stücke Zeug tragen, die auf den Rücken hinabreichen. Für den Soldaten wäre täglich eine Flasche (75 Centiliter) Wein nöthig, die jetzige Ration ist jedoch auf 46 Centiliter beschränkt, wozu 25 Gramm Kaffee und 20 Gramm Zucker nebst 300 Gramm Fleisch und 750 Gramm Brod kommen. Das Brod ist höchstens vier Tage essbar, auch Schiffszwieback verdirbt leicht und Fleisch ist nur in den ersten 24 Stunden geniessbar. Die ausgeschifften Soldaten und Matrosen werden fast durchweg von Diarrhöe befallen, die, wenn sie vier Wochen anhält, tödtlich wird, so dass diese Leute vorher wieder eingeschifft und heimgeschickt werden müssen.

Das Klima von Tonking wirkt auf alle Franzosen erschlaffend und macht sich nach und nach bei allen geltend; viele Soldaten leiden nach wenigen Monaten des Aufenthalts an Blutarmuth, die häufig zu Fieber, Ruhr u. s. w. führt und dann tödtlich wird. Die Ruhr in allen Formen sucht den Europäer „schrecklich“ heim; auch das Wechselfieber wird leicht tödtlich. Bei einer stärkern Anstrengung oder bei einfachen Erkältungen treten bei dem Europäer heftige Koliken u. s. w. ein, die Abmagerung erfolgt rasch und die Kranken sterben an Erschöpfung. Die „cochinchinesische Diarrhöe“, die auch in Anam und Tonking häufig ist, wird besonders den blutarmen Europäern gefährlich, und viele junge Soldaten erliegen diesem Durchfall.

Sonnenstich kommt bei den Soldaten häufig in Tonking vor, ebenso arten Luftröhrenentzündungen sehr oft aus; Leberleiden in allen Gestalten sind, wie in allen heissen Ländern, häufig, in Tonking herrschen Augenkrankheiten allgemein und haben einen ähnlichen Verlauf wie in Aegypten. Ebenso sind Geschwüre an den Beinen, die sich schwer schliessen, verbreitet. Wenn die Ueberschwemmungen aufhören, treten in den Flussdeltas Sumpffieber auf. Diese Angaben, die aus französischen Quellen stammen, also schwerlich übertrieben sind, beweisen, dass die französischen Soldaten weniger von den Feinden auf dem Schlachtfelde als von den zahlreichen Feinden eines heissfeuchten Sumpflandes zu leiden haben und dass, wenn die Franzosen wirklich Herren des Landes sind, Anam eine Todtenkammer für die Beamten, Officiere und Truppen bleiben wird, auch wenn die europäische Arzneikunst manche Verbesserungen einführen wird.

XIII.

Georg Friedrich Louis Stromeyer.

(Schluss.)

Chirurgie.

Versuchen wir jetzt, die Verdienste Stromeyer's um die Chirurgie im Allgemeinen zu präcisiren.

Das chirurgische Dioskurenpaar Dieffenbach und Stromeyer lässt sich, wie Castor und Pollux, kaum getrennt denken. Ihre Leistungen sind daher sich auch so ähnlich, wie ein Ei dem andern.

Die Verschiedenheit bezieht sich bloss auf die Form und Einzelnes. In ihren Principien, in ihren Bestrebungen, die Maximen der chirurgischen Classicität zur höchsten Blüthe zu bringen, gleichen sie sich wie zwei Zwillingsbrüder. Stromeyer perhorrescirte auch in der Chirurgie das zu viel Thun.

Wie die dogmatische Medicin durch ihre Vorliebe für die Polypharmacie die Signatur erhielt, so die classische Chirurgie umgekehrt dadurch, dass sie eine Menge bis dahin üblicher Operationen entweder ganz abschaffte oder sehr einschränkte. Und so wurden eine Menge von Menschenleben erhalten, die früher ein Opfer der Wissenschaft oder vielmehr der falschen Wissenschaft, der Unwissenheit, der Verblendung, des Dogmas wurden.

Nachdem Stromeyer für die subcutane Tenotomie das kosmopolitische Bürgerrecht erworben, fiel die bisherige Indication, Klumpfüsse zu amputiren, die Patienten entweder dem Tode oder einer zweiten Verkrüppelung Preis zu geben, weg.

St. trug ferner wesentlich dazu bei, die chirurgische Therapie, im innigsten Anschluss an die innere Medicin und das von Richter angelegte, sie vereinigende, Band noch fester ziehend, auf stricte

[illegible] e [illegible]zielbewusste An-
[illegible]

[illegible] für [illegible] nicht denken-
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] wan-
[illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [

So bekämpft dann St. ebenso entschieden die Specifica, wie die mechanische Richtung der chirurgischen Schulmedicin.

Dieselbe entspricht freilich ganz der Richtung unseres heutigen Culturlebens auf socialem und politischem Gebiete, sowie der inneren Schulmedicin. Hier herrscht die Cellularpathologie, obgleich nicht mal vom logischen Standpunkte der Name sich rechtfertigen lässt; die Zelle hat die Nerven verdrängt, wie in der Politik nicht mehr die Intelligenz, sondern das allgemeine Stimmrecht und die Experimentalpolitik und Experimentalgesetzgebung den Ausschlag geben.

Auch die heutige Schulchirurgie hat die mikroskopische und pathologische Anatomie sich als Basis erkoren. Wie die Hegemonie einer Hülfswissenschaft in der innern Medicin zum Nihilismus oder zur Polypharmacie führt, so in der Chirurgie zur Operationsmanie und einer krassen Mechanik.

Daher spielen denn in der modernen Chirurgie die Knochen, statt der Nerven und Muskeln, die erste Rolle. Die Ursache der Verkrümmungen wird meistens auf die Knochen zurückgeführt, sie werden in erster Linie berücksichtigt; Gyps, Operationen und Maschinen sind das Schiboleth der modernen Chirurgie.

Diesen Richtungen gegenüber hielt St. mit norddeutscher Zähigkeit und Unbeugsamkeit die Fahne der chirurgischen Classicität hoch und wirkte bis zu seinem Tode in derselben Weise, wie in der Zeit, als er seine erste Wirksamkeit entfaltete. Dieselbe war seinem Streben in jeder Beziehung günstig. Man könnte das, dem Jahre 1848 vorausgehende, Decennium die Blüthezeit des deutschen Bundes nennen. Das polizeiliche Willkürregiment, das auf die Beschlüsse von Laibach und Verona erfolgte, hatte durch die Julirevolution einen Stoss erhalten und anstatt dessen war eine patriarchalische Bureaukratie getreten; in vielen kleinen Staaten entwickelte sich ein frisches, politisches Leben, wie z. B. in Baden, im ganzen Volke aber regte sich ein neuer Geist; Wissenschaft, Kunst und Industrie zogen ein neues Kleid an, und der seit einem Menschenalter den deutschen Landen, Dank dem Bundesstaate, erhaltene Friede trieb nicht bloss auf allen Gebieten die schönsten Blüthen, sondern zeitigte schon die Früchte. Daher war es die Zeit selbst, die den Stromeyer'schen Bestrebungen zu Gute kam.

So gelang es St. nun, was vor ihm schon oft versucht war,

ein Leiden zu heilen, was bislang ein Schandfleck der Chirurgie gewesen.

Mit Graefe und Dieffenbach führte er die conservative, die plastische und Verschönerungschirurgie ihrem höchsten Ziele entgegen.

Denn die Operation des Klumpfusses wie die des Schielens ist ebenso sehr ein Triumph der conservativen, wie der Verschönerungschirurgie.

Die Geschichte aber hat längst ihr Urtheil darüber gesprochen, dass Stromeyer die Ehre gebührt, der Tenotomie das Bürgerrecht in der Chirurgie verschafft zu haben. Oefters war sie vor ihm versucht. Minius hatte bereits 1641 den Sternocleidomastoideus durchschnitten, Andere waren ihm gefolgt; alle aber hatten die Haut mitdurchschnitten.

Stromeyer räumt selbst ein, dass Delpech die Ehre gebühre, die Operation wissenschaftlich begründet zu haben, indem er die Bildung einer fibrösen Zwischensubstanz als das eigentliche Heilbestreben dabei aufstellte. Delpech aber liess es bei der einen Operation, bei der überdies eine Exfoliation der Sehne erfolgte, bewenden und gab dem Widerstande gegenüber, den die Pariser Schule ihm entgegensetzte, es auf, weitere Versuche anzustellen.

Um so höher ist es St. anzurechnen, entgegen der einmüthigen Ansicht der gelehrten Korporationen, 15 Jahre später das Verfahren nicht bloss aufgenommen, sondern auch solche Verbesserungen angebracht zu haben, dass dadurch das Schicksal der Tenotomie für immer entschieden ward, und die Doctrinäre ihre Einsprüche gegen dieselbe fallen lassen mussten. Die kleinen von Stromeyer gemachten Hautwunden verklebten durch die erste Intention, und schon vom 10. Tage dürfte die Extension der Zwischensubstanz angefangen werden, zu welcher Delpech erst am 28. Tage schreiten konnte.

Der eigentliche Werth der Stromeyer'schen Erfindung besteht aber darin, dass er es nicht, wie seine Vorgänger, bei einzelnen Operationen bewenden liess, sondern dass es ihm gelang, die wissenschaftliche Generalisation zu begründen. So erfand er, hierauf weiter fussend, auf deductivem Wege die Operation des Schielens, welche sein Freund Dieffenbach dann zuerst aus-

führte. Es ist daher Unrecht, wenn noch ein neuerer französischer Historiker den Ausspruch thut: „C'est en France que la ténotomie a pris naissance; c'est à Delpech et à Dupuytren qu'il faut la faire remonter; l'Allemagne n'a fait qu'en féconder les germes, Stromeyer et Dieffenbach ne sont venus qu'en second lieu."

Allerdings wurde St. bei seiner Erfindung vom Glücke begünstigt. Delpech hatte mit dem Neide seiner Pariser Collegen zu kämpfen gehabt und war in Folge davon an sich selbst und seiner Methode irre geworden. St. hatte nicht bloss das Glück in Dieffenbach einen Freund zu besitzen, dessen, gleich in den ersten Jahren nach Hunderten zählende, glückliche Statistik von gelungenen Fällen, alle Neider und Feinde verstummen liess, sondern überdiess in Dr. Little einen Apostel zu finden, welcher das sonst so bedächtige und gegen auswärtige Entdeckungen misstrauische England sofort für ihn günstig stimmte.

Als der grösste der damals lebenden englischen Chirurgen, Astley Cooper, die Erfolge Little's sah und letzterer ihm mehrere Geheilte vorstellte, bemerkte er zu letzterem:

„If he had not seen the cast of the hideous deformity cured by me, which I showed him at the same time as the cured patient, he would never have believed so much could be done by tendon-cutting and steady employment of extension. He remarked also, that Lord Byron would have given half his fortune, to have been cured; still he did not so much regret, that you have not come forward 10 or 20 years earlier, as you would have spoilt Lord Byron as a poet."

Als letztes Hauptverdienst St.'s um die deutsche Chirurgie müssen wir hervorheben, dass er der Schöpfer der classischen Kriegsheilkunst ist. Die meisten bedeutenden Wundärzte Frankreichs bildeten sich im Kriege: im Gegensatze dazu die Deutschen im Frieden. Stromeyer stand schon im Zenith seines chirurgischen Ruhms, als er Feldarzt wurde. Mit ganzem Eifer gab er sich aber seinem neuen Fache hin, und die Frucht seiner zwei Feldzüge sind die Maximen der Kriegsheilkunst.

Dieselbe umfasst ebenso wohl die innere Medicin als die Chirurgie.

St.'s „Maximen" sind eine bleibende Zierde der chirurgischen Literatur Deutschlands.

Sehr viele, auch bedeutende und hervorragende Chirurgen, begannen ihre chirurgische Laufbahn damit, sich auf die Erfindung von neuen chirurgischen Instrumenten zu legen, gleichsam, um

die ihnen noch abgehende manuelle Technik durch Hülfe eines Instruments zu ersetzen.

Stromeyer hielt sich fern von dieser Klippe, an der so mancher gut veranlagte Chirurg scheitert und die Kunst in Künstelei ausarten lässt.

Trotzdem hat er sich durch die Erfindung eines Instruments bekannt gemacht, um verrenkte Unterkiefer einzurichten. Bei einer Unterkieferverrenkung, welche 35 Tage bestanden und von dem consultirten Arzte mit krampfstillenden Einreibungen behandelt worden war, liess er ein Instrument machen, mit welchem man durch Schraubenkraft den Unterkiefer langsam herabdrücken kann; nachdem die verrenkten Gelenkköpfe 3/4 Zoll weit von ihrem Standpunkt entfernt waren, blieb das Instrument einige Minuten lang im Munde, um die gespannten Muskeln zu ermüden. St. liess das Instrument in Rust's Archiv Bd. 39 abbilden. Es hat in Frankreich Beifall und wiederholte Anwendung gefunden.

Höchst interessant ist es, dass Stromeyer als semiotisches Zeichen bei Beingeschwüren zuerst den sopor entdeckte und beschrieb; diesen erklärt er nicht durch Gehirnhyperämie, sondern durch Hirnanämie, welche bei blutleeren Personen durch Hyperämie einer Extremität entsteht, wie ein Junod'scher Schröpfstiefel Ohnmacht herbeiführen kann. Als ein Arzt in einem solchen Falle gegen diesen Sopor mit Aderlass und Blutegel zu Felde gezogen war, dauerte derselbe einige Tage länger. Die modernen in Mechanik und Mechanismus untergegangenen Chirurgen geisselt Stromeyer bei jeder Gelegenheit oft auf höchst malitiöse Weise. Nachdem er erzählt, dass er bereits im Jahre 1829 die allbekannte Extensionsmaschine erfunden, dass dieselbe ihm seit 44 Jahren so gute Dienste geleistet, dass er, auch andere versuchend, doch stets zu ihr zurückgekehrt sei, sagt er:

„R. Volkmann belehrte uns 1872, dass sie leicht Druckbrand macht. Es scheint mir, dass es nicht die Maschinen und Verbände, sondern die Wundärzte sind, welche Druckbrand machen, und dass man sich nicht nach neuen Maschinen, sondern nach vorsichtigen Wundärzten umsehen sollte. Volkmann hat sich offenbar nie mit der Cur schwieriger Fussverkrümmungen abgegeben, sonst hätte er wohl einigen Respect vor einer Maschine, die in Little's, Dieffenbach's, meinen und vielen anderen Händen, Tausenden gute Dienste geleistet hat — die jetzt von Volkmann und Anderen so viel gepriesenen Gypsverbände vermögen die Cur nicht wesentlich abzukürzen, sind aber in ungeschickten Händen sehr gefährlich. Die schlimmsten Fälle, welche ich in neueren Zeiten behandelt habe, betrafen immer Kinder, die durch Gyps-

verbände Druckbrand und sogar entzündliche Exostosen am Fersenbeine bekommen hatten.“

Die Ursachen der Verkrümmungen am Halse und an den Extremitäten zerfallen nach St. in 5 Classen.

1) *Difformitäten und Functionsstörungen* als Folgezustände mechanischer Verletzungen, Fracturen, Luxationen, Muskel- und Nervenwunden.

2) *Rhachitische Verkrümmungen.* Sie entstehen durch Knochenerweichung, unter Mitwirkung mechanischer Verhältnisse, sind daher an den Beinen am stärksten.

3) *Verkrümmungen durch Erweichung der Bänder, Desmomalacie.* Plattfuss und Bäckerbein entstehen durch Schwäche der Ligamente unter Mitwirkung einer relativ zu starken Belastung. Beim Plattfuss findet man mitunter seröse Ergiessungen in den Gelenken, welche dem os naviculare angehören. Die Erweichung der Bänder ist also theilweise entzündlicher Art und dabei kann die Deformität sich rasch entwickeln, so dass man von acutem und chronischem Process reden kann.

4) *Gelenkverkrümmungen durch Gelenkentzündungen.* Sie entstehen durch Reflex. Die Neigung der sensiblen Nerven des Gelenks theilt sich durch Vermittlung des Rückenmarks den Muskeln mit. Die das Gelenk tragenden Muskeln gerathen in anhaltende Spannung, die stärkeren Muskeln erlangen das Uebergewicht und verkrümmen das Glied in ihrer Richtung. Auf ähnliche Weise entstehen Reflex-Verkrümmungen durch entzündliche Processe anderer Theile, mit Ausschluss der Gelenke; jedes schmerzhafte Geschwür, wenn es auch nur die Haut betrifft, kann Reflexkrämpfe hervorrufen, unter deren Wirkung sich das Glied oft in mehrere Articulationen verkrümmt. Es bleibt dann wohl verkrümmt, auch wenn die Ursache aufgehört hat, wie dies auch nach Gelenkentzündungen geschieht. Das Verharren in der Verkrümmung entsteht dadurch, dass Ligamente und Aponeurosen sich so verkürzt haben, dass die Action der nicht verkürzten Muskeln unfähig ist, den Widerstand der verkürzten Theile zu überwinden.

5) *Paralytische und spastische Verkrümmungen.* Sie sind an den unteren Extremitäten sehr häufig. Die paralytischen zeichnen sich dadurch aus, dass das Glied anfangs mehr oder weniger vollständig gelähmt ist, und dass sich mit der Zeit Verkrümmungen

bilden, indem einzelne Muskelgruppen ihre Thätigkeit wieder erhalten, während andere gelähmt bleiben; es tritt dann Verkrümmung in der Richtung der wieder activen Muskeln ein. Volkmann möchte die paralytischen Verkrümmungen ganz mechanisch durch die Schwere erklären. Wäre dies richtig, so müsste die Deformität bald zum Vorschein kommen; sie thut dies aber erst nach vielen Jahren und bei deutlicher Wiederherstellung der Function einzelner Muskeln. Bei vielen Lähmungen treten sofort krampfhafte Erscheinungen ein. Die organischen, im Gehirn und Rückenmark dabei vorkommenden Veränderungen sind nur wenig bekannt. Dr. Little fand, dass Kinder, welche asphyktisch zur Welt kamen, solchen Lähmungen besonders unterworfen sind und dass sich diese auf capillare Blutergüsse des Rückenmarks zurückführen lassen. Die Ursachen bilateraler Lähmungen hat man im Rückenmarke zu suchen, diejenigen der unilateralen im Gehirn, wenn sie nicht Folge von Verletzung oder Entzündung grosser Nervenstämme sind. Es ist aber durchaus nicht nothwendig, dass Contracturen der Glieder mit organischen Veränderungen im Gehirn oder Rückenmark zusammenhängen, eine blosse Erhöhung der Reflexaction kann Verkrümmungen herbeiführen. Zuweilen verkrümmt sich das Glied, wenn es in volle Function tritt. Angeborene Klumpfüsse beruhen auf Neurosen. Der krampfhafte Widerstand gegen die Geradrichtung des Fusses ist dabei so evident, dass denen im Grunde gar nicht zu helfen ist, welche ihn nicht erkennen wollen oder können, weil sie durch Anlegung von Gypsverbänden das Krankheitsbild verdunkeln.

Die Aetiologie der Rückgratsverkrümmungen ist dagegen sehr dunkel, doch können dieselben Ursachen in Wirksamkeit treten.

1) Es giebt rhachitische Verkrümmungen am Rumpfe; 2) Verkrümmung durch Bändererweichung an der Wirbelsäule; 3) durch Gelenkentzündungen an den Wirbeln, es bilden sich anguläre Verkrümmungen, Pott'sches Uebel. Man sollte stets untersuchen, ob Druckschmerz vorhanden ist. 4) Paralytische und spastische Verkrümmungen. Leute, welche am Schlagflusse gelitten haben, werden oft schief. Es giebt auch Fälle, in denen die willkürliche Bewegung auf keine Art gestört ist, wo aber einzelne Muskeln oder Muskelgruppen an den Inspirationsbewegungen keinen Antheil nahmen; dadurch entstehen Difformitäten, welche verschwinden,

wenn die betreffenden Muskeln ihre Functionen wieder übernommen haben.

In der Schrift „*Ueber Paralyse der Inspirationsmuskeln*“ hat St. seine Beobachtungen niedergelegt. Er knüpft hieran zehn Betrachtungen.

1) Ueber die Functionen der Inspirationsmuskeln. Er weist darauf hin, dass dieselben Muskeln eine willkürliche und eine unwillkürliche respiratorische Function haben und dass letztere nach C. Bell durch besondere Nerven vermittelt wird, sodann dass beim Aufhören der respiratorischen Function die Form des Thorax sich verändert und die Wirkung der äusseren Inspirationen keine bloss vorübergehende ist.

2) Ueber die aufrechte Stellung und das seitliche Gleichgewicht des Oberkörpers. St. vergleicht die Construction des Rumpfes mit einem von dem Hofbaurath Laves in Hannover erfundenen, jetzt vielfach angewendeten Systeme des Brückenbaues, welches sich auf die Thatsache gründet, dass man eine lange Leiter oder einen ähnlichen Gegenstand bedeutend verstärken kann, wenn man an beiden Enden desselben zwei Stricke befestigt und straff anzieht, dann aber an verschiedenen Stellen mit Hölzern auseinander spreizt. Dass die aufgerichtete Stellung des Rumpfes von der ungeschwächten Muskelkraft abhängt, ergiebt sich schon daraus, dass der Mensch am Abend kleiner ist als am Morgen. Dies lässt sich nur durch Vergrösserung der drei natürlichen Ausbiegungen der Wirbelsäule bei schwächerer Muskelaction erklären, nicht durch Compression der Intervertebralknorpel, welche fast incompressibel sind. — Man dachte bisher bei Skoliosen nur an die zu beiden Seiten der Wirbelsäule liegenden Extensoren und nahm an, dieselben würden an der concaven Seite krankhaft verkürzt, an der convexen Seite verlängert, deshalb machte man reizende Einreibungen an der convexen, erschlaffende an der concaven Seite. Nach Stromeyer's Theorie muss man die Reizmittel da anwenden, wo die inspiratorische Bewegung nur unvollkommen ist, d. h. nicht an der convexen, sondern an der concaven Seite. Werden dadurch die äusseren Inspiratoren wieder neu belebt, so ziehen sie Rippen und Schulter wieder empor und die zu hohe Schulter der andern Seite sinkt von selbst in ihr normales Niveau zurück. Seit 40 Jahren hat St. so unendlich viele Skoliosen geheilt.

3) *Ueber die Ursache der Skoliose.* Zunächst primär betheiligt bei ihrer Entstehung sind der Sternocleidomastoideus, die Scaleni, die ganze Muskelgruppe, welche, vom Hinterhaupte und von den Halswirbeln entspringend, das Schulterblatt in sich schliesst, vorn am Thorax in die pectorales majores ausläuft, seitwärts in die Dentationen des Serratus ausstrahlt. Diese Muskeln sind bei der Inspiration insofern die Antagonisten des Zwerchfells, als sie dieses verhindern, die Rippen nach innen und unten zu ziehen. Die inspiratorischen Bewegungen beginnen im Zwerchfell und setzen sich nach oben bis zum Gesichte hin fort. Ihre Gesammtwirkung hat die Tendenz, mit Hülfe der Intercostalmuskeln den Brustkasten der Kugelform zu nähern. Diese grösstentheils unwillkürliche Action findet bei Gesunden unter allen Umständen Statt, sie wird aber durch die augenblickliche Stellung des Rumpfes modificirt. Beim Liegen auf dem Gesichte dehnt sich der Thorax nach hinten aus, beim Liegen auf der Seite nach der entgegengesetzten. Unvollkommenheiten in der respiratorischen Thätigkeit der grossen äusseren Muskelmasse des Thorax zeigen sich besonders im Serratus anticus major, dessen Function vorzugsweise inspiratorisch ist. Der pectoralis major wird mehr wie der Serratus bei den Bewegungen des Arms gebraucht und erlahmt deshalb nicht so leicht wie der Serratus. Doch kommen Fälle vor, in denen die Action der pectorales mangelhaft war, wo dann das Gegentheil der Vogelbrust entsteht, das Sternum weicht nach innen und nähert sich der Wirbelsäule oft um mehr als die Hälfte des normalen Abstandes.

Man entdeckt die Mangelhaftigkeit der Serratuswirkung beim Inspiciren durch einen sanften Druck auf die Oberbauchgegend, welcher die Bewegungen des Zwerchfells einschränkt und stärkere Bewegungen der äusseren Inspiratoren hervorruft. Die Ursachen einer bedeutenden Atonie der äusseren Inspiratoren liegen theils in allgemeinen Zuständen, welche den Stoffwechsel herabsetzen und ein geringeres Bedürfniss an Luft herbeiführen, theils in den Respirationsorganen selbst. Keuchhusten und andere chronische Brustkatarrhe unterhalten eine continuirliche Reizung der Exspiratoren, wobei die Inspiratoren an Kraft und Uebung verlieren, diese Zustände wirken auf beide Hälften des Thorax in gleicher Weise. Anfangs werden beide Serrati gleich lahm. Der Zug des Zwerchfells, der Druck der Atmosphäre, bringen eine seitliche Abplattung

des Thorax hervor, wobei das Brustbein stärker hervortritt. In vielen Fällen ist genau die Gegend des Thorax, wo die Dentationen des Serratus liegen, grubenartig eingedrückt. Dies ändert sich früher oder später und zwar wenigstens auf die Art, dass der Mehrgebrauch des rechten Arms belebend auf den rechten Serratus wirkt, welcher seine inspiratorische Function wieder aufnimmt. Dadurch wölbt sich die rechte Thoraxhälfte wieder, während die linke eingesunken bleibt. Auf diese Weise geht die Vogelbrust in Skoliose über, die Schultern stehen nicht auf gleicher Höhe, weil ausser dem Serratus auch die ganze Muskelgruppe betheiligt ist, deren Ausläufer seine Dentationen darstellen. Mit diesem Processe wird der Zustand in Contrast gestellt, wo in Folge von Empyem und nach pleuritischem Exsudate eine Hälfte des Thorax tief eingezogen war. Selbst wenn die Einziehung so bedeutend ist, dass das Schulterblatt gewissermassen in der Luft schwebt, wird die Wirbelsäule nicht in erheblichem Grade schief, wie Laennec das schon beschrieben. Der Grund davon liegt darin, dass beim Empyem und nach pleuritischen Exsudaten die Muskeln gesund bleiben; nur das selbstständige Muskelleiden bringt zunehmende Difformitäten hervor, Schiefheiten nach pleuritischen Exsudaten haben keinen progressiven Charakter. Bei den durch selbstständiges Muskelleiden entstehenden Skoliosen findet ein Fortschreiten Statt; das Skelett wird difform und das Uebel dadurch unheilbar.

Um die Wirkungen der Dentationen des Serratus zu zeigen, machte St., wie C. Bell, die Durchschneidung des nervus thoracicus posterior bei Thieren.

Unregelmässigkeiten in der unwillkürlichen Function der Psoasmuskeln und ihrer Antagonisten am Rücken, bringen, wenn sie einseitig sind, Difformitäten hervor, welche man zum Unterschiede von der hohen Schulter die hohe Hüfte zu nennen pflegt.

4) Zwei wichtige Symptome der Coxalgie sind der Knieschmerz und die anhaltende Spannung der grossen Beugemuskeln des Hüftgelenks, psoas und iliacus internus. Die Ursachen des Knieschmerzes müssen von einem Symptome abhängen, welches dem Stadium der Verlängerung ebenso wohl angehört, als dem der Verkürzung, weil man in beiden den Knieschmerz findet. Dieses Symptom ist die Contractur der grossen Beugemuskeln.

5) Als Ursachen unwillkürlicher bleibender Muskelverkürzun-

gen sind folgende zu betrachten: organische Veränderungen der verkürzten Muskelmasse durch Entzündung oder durch Wunden mit Substanzverlust, Schwäche und Unthätigkeit der Antagonisten durch Lähmung oder durch Verletzung, Aufhören der willkürlichen Bewegung und Vorherrschen der unwillkürlichen, wobei die grössere Muskelmasse das Uebergewicht erhält, entzündliche Schmerzen, welche die willkürlichen Bewegungen aufheben, wie bei den Gelenkentzündungen und die unwillkürlichen steigern, habitueller Krampf.

6) *Ueber die Mitleidenschaft des Gesichts bei Skoliose.* Sie wird erklärt durch die Mangelhaftigkeit der Inspirationsbewegungen an der vorzugsweise atonischen Seite. Die Erregung schreitet nicht in normaler Weise bis zum Gesichte fort, weil sie durch gelähmte Muskeln unterbrochen wird. Die vom Facialis versorgten Muskeln werden schlaffer. Mit der Zeit wirkt dies auf die Vegetation der Knochen im Gesichte, welche im Wachsthum zurückbleiben, obschon keine mechanischen Verhältnisse mitwirken. Bei caput obstipum ist das Kleinerwerden der Gesichtsknochen der leidenden Seite besonders auffallend. Etwas Aehnliches findet beim Rumpfe Statt. An den Röhrenknochen der Extremitäten kann man beobachten, welchen störenden Einfluss auf die Knochenentwickelung Muskellähmungen ausüben. Gymnastische Uebungen verschönern die Gesichtszüge der Skoliotischen, auch wenn die Skoliose nicht geheilt wird, indem sie die Inspirationsbewegungen wieder beleben.

7) *Fehlerhafte Stellungen* betrachtet St. nur als Symptome, nicht als Ursachen von Verkrümmungen, gerade wie Delpech, und ist nicht der Ansicht der meisten Aerzte, dass Skoliosen durch fehlerhafte Haltung entstehen.

8) Nicht alle Skoliosen entstehen durch einseitige Paralyse der Inspirationsmuskeln. Begrenzte Skoliosen, welche nur wenige Wirbel umfassen, sind einer rheumatischen Entzündung der Gelenke der schiefen Fortsätze zuzuschreiben.

9) In Bezug auf das Verhältniss der Skoliose zur Rhachitis nimmt St. an, dass bei Rhachitischen Vogelbrust oft eins der ersten Zeichen der ausbrechenden Krankheit ist und fast ohne Ausnahme in Skoliose übergeht.

Die auf Schlaffheit der Bänder beruhenden Difformitäten der Gelenke (genu valgum) sollte man nicht rhachitisch nennen, da sie nichts mit Rhachitis zu schaffen haben. Ein mit Skoliose be-

haftetes Mädchen kann heirathen, wenn sie nicht rhachitisch war, und ihre Beine gerade sind; ihre Beckenknochen sind dann auch nicht difform.

10) Hieraus ergeben sich folgende praktische Indicationen. Die Erklärung passt vollkommen zu der empirisch nützlich gefundenen Curmethode, denn die deutsche Turnkunst kann in grossem Umfange angewendet werden, ohne dass es nöthig wäre, viel zu individualisiren. Wenn beide Arme gleich kräftig angestrengt werden, so erhält die schwächere Seite ihren gebührenden Antheil. Von örtlichen Reizmitteln wirkte am besten Liq. Am. caustic. mit Alkohol verdünnt. Sind erst Verbildungen der Wirbel eingetreten, so ist alle Hülfe zu spät. Der Streit über die inspiratorische Function des Serratus dauert schon 150 Jahre. Einige meinen, seine Function bestehe nur im Fixiren des Schulterblattes beim Erheben des Armes bis zum rechten Winkel und in Drehung des Schulterblattes bei weiterem Erheben des Armes.

Stromeyer's Grundsätze in der Behandlung complicirter Fracturen beruhen im Wesentlichen auf der Idee, dass jede Anspannung eines schon gereizten Muskels Schmerzen erregen müsse, indem sie die Strömungen in den sensiblen Nerven des Gliedes vermehrt. Dadurch heilte er im Felde mehr Oberschenkelschussfracturen als die Gegner, welche die Muskeln in Spannung erhielten.

St. ist ein entschiedener Anhänger der Fracturen ohne permanente Extension mit Contentivverbänden. „Diese Methode", sagt er, „geht von dem physiologisch richtigen Principe aus, dass die anfangs sehr gereizten Muskeln allmählich erschlaffen und sich dann der Coaptation nicht mehr widersetzen. Die Methode der permanenten Extension, möge sie durch Gypsverbände oder auf andere Art erzielt sein, will den Muskelwiderstand sofort überwältigen. Seit Jahrhunderten bekämpfen sich beide Methoden, durch Einführung des Gypsverbandes scheint die Extensionsmethode den Sieg errungen zu haben, aber man wird vermuthlich bald dahinter kommen, dass in schwierigen Fällen, namentlich bei complicirten Fracturen, der Gypsverband nicht extendiren dürfe, sondern bloss zur Lagerung dienen müsse. Man wird sich dann die Frage vorlegen, ob diese Lagerung wohl die bequemste sei? Bei Anlegung des Gypsverbandes hofft der Arzt aller weiteren Correcturen in

der Stellung der Fragmente überhoben zu sein. der Gyps soll die in der Chloroformnarkose erreichte Extension unterhalten; da er dies sehr oft nicht darf oder kann, so wird gar manches Glied nach einem einfachen Knochenbruche schief geheilt, aus dem Verbande geschält, und die Geschichte schweigt darüber."

An einer anderen Stelle spricht er sich folgendermassen aus: „Bald nach dem vorübergehenden ersten Choc verfallen die Muskeln in einen Zustand von Reizung, welcher ebenfalls meistens vorübergeht, wenn man das Glied passend lagert, so dass dasselbe, wenn auch anfangs sehr verkürzt, oft spontan seine natürliche Länge wieder gewinnt. Dieser Process wird aber gestört durch frühzeitige Bemühungen, dem Muskelkrampfe durch Extension entgegen zu wirken, während dieselben mechanischen Eingriffe in einer späteren Zeit vertragen werden. Diese längst bekannten Thatsachen sind für die Behandlung der Schussfracturen von entscheidender Bedeutung und erklären es, warum der Gypsverband so verschieden beurtheilt wird, und die permanente Extension, welche immer von neuem empfohlen wird, meistens bald wieder verlassen zu werden pflegt. Man verfuhr mehr nach mechanischen als nach physiologischen Principien und sprach sich kaum darüber aus, was man mit dem Gypsverbande eigentlich wolle. Viele denken an eine gleichmässig peripherische Compression, die ein starrer Verband nur an einem noch anschwellenden Theile ausüben kann, wo er gerade sehr gefährlich ist. Im Stadium der Abschwellung, wo der Gypsverband vertragen wird, übt er keine Compression mehr aus. Er kann aber nach Art seiner Anlegung eine permanente Extension unterhalten und auch mit dieser zu früh kommen. Der Muskelkrampf hört während der Chloroformnarkose auf, kehrt aber nach derselben wieder, und die Neigung zu Dislocationen der Fragmente kann so gross werden, dass die Anstrengungen der Muskeln den Verband zerbrechen oder dass eine sehr heftige Reizung mit entzündlichen und nervösen Symptomen entsteht. Braucht man den Gypsverband nur zur Lagerung der verletzten Glieder, so kann er in jedem Stadio erträglich sein. Mit der Extension durch Gewichte ist es ebenso. Grosse Gewichte, welche die Verkürzung aufheben, werden in keinem Stadio vertragen, kleine sehr oft; ohne die Verkürzung wesentlich zu vermindern, können sie dazu beitr gerade Richtung des Gliedes zu erhalten."

In den *„Beiträgen zur operativen Orthopädik“* spricht St. sich über den Zweck der Schrift deutlich aus.

Die Orthopädie muss sich nicht bloss mit der Mechanik, sondern auch mit der Operativ-Chirurgie verbinden, um Fortschritte zu machen. St. verwahrt sich gegen den von Dieffenbach eingeführten Namen *„subcutane Orthopädik“*, weil der schwierigere Theil der Kunst nicht subcutan wirkt. Er benutzt die Gelegenheit, um die Lehre von dem Reflexe auf die Aetiologie der Verkrümmungen anzuwenden.

„Durch das Gesetz des Reflexes haben wir eine Triebfeder des Organismus kennen gelernt, die für das Nervensystem etwas Aehnliches leistet, wie der Kreislauf des Blutes für das Gefässsystem.“

In jener Schrift führt St. dann weiter aus, dass die Natur wenig Hülfsmittel besitze, Verkrümmungen zu heilen, da dieselben sehr oft fortbestehen, wenn die Ursachen derselben längst aufgehört haben; die Kunst müsse also einschreiten, Frictionen seien, nach richtigen Grundsätzen angewendet, sehr wirksam, Bäder desgleichen, Manipulationen für die Vorbereitungscur sehr zu empfehlen, aber auch in der Nachcur nützlich.

Antispasmodische und narkotische Mittel hätten gar keinen Nutzen, mechanische Apparate verbesserten entweder die Form oder liessen die verkürzten Muskeln in längerer Ruhe verharren, während welcher sie ihre Neigung zu krankhaften Contractionen verlören. Die Durchschneidung der Sehnen und Muskeln habe ähnliche Zwecke; die Zwischensubstanz erlaube dem Muskel wieder seine Functionen zu übernehmen, modificirt durch die von der Verlängerung seiner Sehne abzuleitenden Entspannung. Ausserdem müsse ein dynamischer Einfluss in Anspruch genommen werden; die Länge der Zwischensubstanz scheine nicht bedeutend genug, das erzielte Resultat zu erklären, die zeitweilige Unterbrechung der Zwischensubstanz, wie die Tenotomie sie hervorbringe, scheine einen dauernden Einfluss auf die Innervation auszuüben. In neuerer Zeit wollte man hiervon nichts wissen.

Die Operation müsse mit möglichst grosser Schonung aller umgebenden Theile gemacht werden, man umgehe die Sehne mit einem feinen Messer und trenne sie durch vorsichtigen Zug und Druck von Innen nach Aussen. Damit dies geschehe, müsse

die Sehne so gespannt wie möglich sein. Ein eigenthümliches Geräusch verrathe uns die vollständige Trennung der Sehne; wo dies fehlt, müsse man untersuchen, ob nicht ein Theil der Sehne undurchschnitten blieb. Später zeigte sich, dass man nicht chloroformiren dürfe, wenn man die Tenotomie mit Sicherheit ausführen wolle; man that es doch, und durchschnitt am Knie wohl die Nerven, aber nicht die Sehnen. Die von Vielen geübte Tenotomie von Aussen nach Innen sei nicht so sicher, wie die von Innen nach Aussen. Man sollte sich zur Tenotomie nicht mehrerer Instrumente bedienen; nach der Operation lasse man einige Tage den Theil in seiner verkrümmten Richtung. Auf die mechanische Nachbehandlung müsse grosse Aufmerksamkeit verwendet werden.

„Man begreift das Misslingen solcher Curen, wenn man die Abbildungen der gebrauchten Apparate sieht, Klumpfüsse müssen wie Diamanten à jour gefasst, nicht in Stiefel gesteckt werden.“ Mit der Extension solle man sich nicht übereilen, es dürfen nie Excoriationen sich bilden.

Die Krankengeschichte des englischen Arztes Dr. Little, welcher von Stromeyer von seinem Leiden durch die Operation glücklich geheilt und ihr Apostel in Berlin und England wurde, augenblicklich noch seine Kunst in London ausübt, wird dann ausführlich, gleichsam als Paradigma, mitgetheilt.

St. empfiehlt dann die Schieloperation.

Die Verkürzung der Wadenmuskeln sei die Grundform der drei vorzüglichsten spasmodischen Fussverkrümmungen: talipes varus, valgus und equinus. Die ältere Ansicht, dass der Klumpfuss durch Action des tibialis anticus und posticus entstehe, welche Johannes Müller aussprach, sei nicht haltbar. Der tibialis anticus könne nur so lange auf die Klumpfussstellung wirken, als der Fuss mit dem Unterschenkel noch keinen stumpfen Winkel bildet; seine Sehne springe beim Klumpfusse oft sehr hervor, sei aber nie gespannt; er habe dieselbe daher niemals durchgeschnitten. Anders sei es mit dem tibialis posticus, der durch seine Lage befähigt sei, mit den Wadenmuskeln zusammen zu wirken; er habe dessen Sehne öfters durchgeschnitten, zweifle aber an der Nothwendigkeit und Nützlichkeit dieser Operation; für die Mehrzahl der Klumpfüsse genüge die Durchschneidung der Achillessehne; auf die Durchschneidung der Sehne des flexor hallucis longus und der

Aponeurosis plantaris lege er grossen Werth, wo dieselben sich verkürzt zeigen.

Plattfüsse heilt er mittelst Ruhe und Vesicatoren; man muss oft vorher Senfteige legen, um sie zum Ziehen zu bringen.

Die falschen Anchylosen und Contracturen des Kniegelenks sind meistens Folgen von Gelenkentzündungen. Auch hier ist die Nothwendigkeit der Tenotomie evident, trotzdem Robert Froriep nachgewiesen, dass die fascia lata und fascia cruris, nachdem sämmtliche Beugemuskeln durchschnitten, sich der Geraderichtung des Gliedes widersetzen. Man darf diese Wahrnehmung an der Leiche nicht ohne Weiteres auf das Leben übertragen, weil mit dem Tode die Retractionskraft der Muskeln erlischt.

Man bricht jetzt in der Chloroformnarkose das Knie gerade, aber die Muskeln ziehen sich nachher wieder zusammen und unterhalten eine Spannung, welche theils Schmerzen verursacht, theils zu Dislocationen unter dem Gypsverbande führt. Man möchte dies gern vertuschen. Nur die Tenotomie kann dem abhelfen.

Gern erkennt St. die Verbesserungen an seiner Extensionsmaschine durch die ewige Schraube und die Verbindung der Halbschienen für Ober- und Unterschenkel durch vier Gelenke an.

St. geht dann die Tenotomie bei Krankheiten am Hüftgelenk und bei Verkrümmungen der Finger durch.

Die Verkrümmungen des Ellbogengelenks erfordern keine Tenotomie. Bei der Durchschneidung des Kopfnickers macht man die Durchschneidung da, wo sie am leichtesten und sichersten auszuführen ist, wo möglich an seinem sehnigen Theile.

Seit B. Langenbeck seine Erfahrungen bei Verkrümmungen durch Anästhesie in seiner Schrift „Commentatio de contractura et ancylosi genu“ herausgab, meint St., sei von Tenotomie bei Kniecontracturen nicht mehr die Rede. Die Extension in der Chloroformnarkose und der Gypsverband sollen Alles leisten. „Man vermisst höchstens die Nachricht, dass die Geheilten auch beim Ballet engagirt worden sind.“

Dr. Werner, welcher sich selbst Reformator der Orthopädie nenne, habe, als Gegner der Tenotomie, alles früher Dagewesene in Scherben geschlagen. Charles Bell, Delpech, Marshall Hall, Johannes Müller seien erst hingerichtet. „Ich fing schon

an neidisch zu werden, aber die Reihe kam auch an mich. Es blieb von mir nichts übrig als ich selbst.“

Seine Orakelsprüche lauten, die Skoliose ist gar kein somatisches Leiden, sondern ein psychisches. Es macht den jungen Mädchen Vergnügen, schief zu sein und sie werden es.

Sogar Professor Volkmann lobe Werner, weil er die Entdeckung gemacht, dass ein Muskel sich wohl contrahiren, aber nicht selbst wieder extendiren könne. Dieser Satz sei aber falsch, der Muskel dehne sich wieder aus, wenn die Ursache seiner Zusammenziehung aufgehört habe. Man möchte jetzt den Begriff Elasticität an die Stelle von Tonus setzen, aber auch elastische Körper dehnen sich wieder aus, wenn die Ursache ihrer Compression aufhört. Tonus und Elasticität seien sehr verschiedene Dinge, die letztere auch eine Eigenschaft lebloser Körper, der Tonus dagegen gehöre dem lebenden Organismus an, als Resultat der Reflexaction. Wer den Tonus beseitigen wolle, müsse die Lehre vom Reflex negiren. Mit dem Jahre 1850 sei der Liebesfrühling der Tenotomie vorüber gewesen, Extension in der Chloroformnarkose und Gypsverbände wurden die Helden des Tages. In der Narkose sollte jeder Widerstand überwunden, der Gypsverband sollte den leichten Sieg zu einer dauernden Eroberung machen. Es ging aber nicht alles so glatt ab, wie das Programm lautete. Der Gypsverband wurde oft nicht ertragen, unter demselben bildeten sich oft Dislocationen, dann wurde das Glied völlig unbrauchbar, übrigens blieb es meistens steif. Dies alles hinderte aber die Enthusiasten nicht, sie berichteten über ihre Erfolge nach Hunderten und wussten nichts von Schwierigkeiten und übler Folge. Professor Lücke und Hueter wandten der Tenotomie den Rücken, Lücke hielt sie entbehrlich bei paralytischen Fussverkrümmungen, Hueter bei angeborenen, Volkmann möchte sie für's Knie nicht wieder in Gebrauch ziehen.

Als praktischer Chirurg, der in der Klinik seine täglichen Aufgaben zu lösen habe, sei Volkmann ganz an seinem Platze, aber seine theoretischen Ideen scheinen St. für das Gedeihen der Orthopädie nicht förderlich zu sein. Er möchte im Grunde gern alle Verkrümmungen den Knochen zur Last legen und den Nerven und Muskeln nur eine ganz untergeordnete Rolle erlauben. Die Muskeln verkürzen sich für ihn nur nutritiv und haben keinen Antheil

an der Entstehung der Verkrümmung. Dies contrastire freilich sehr mit dem grossen Vertrauen, welches er dem Distractionsverfahren bei Gelenkkrankheiten schenke, dessen Wirkung doch vorzüglich auf die Muskeln gerichtet sei. Er könne sich nicht entschliessen, die bei Gelenkentzündungen entstehenden Verkrümmungen im Wesentlichen durch Reflex zu erklären. Physiologische Nothwendigkeiten sollte man doch anerkennen, selbst wenn sie nicht Alles erklären. Was solle man zu der Siegesgewissheit sagen, mit welcher Volkmann versichert, bei dem Distractionsverfahren werde es fortan keine Difformitäten noch Gelenkkrankheiten mehr geben? Man könnte vielleicht sagen, sicher, denn diejenigen werden sterben oder amputirt werden, welche vielleicht am Leben geblieben oder nicht amputirt wären, wenn man sie nicht gestreckt hätte. Volkmann drücke sich so emphatisch über die Sicherheit aus, mit der sich Difformitäten bei Behandlung der Gelenkentzündungen vermeiden lassen, dass man darin eine Aufforderung für die Patienten finden könne, ihren Arzt wegen eines Kunstfehlers zu verklagen, wenn ein Glied krumm geworden ist, wie in Olim's Zeiten wegen versäumter Trepanation.

Volkmann beweise seine mechanische Richtung in den Abbildungen, welche er dem Capitel von den Rückgratsverkrümmungen beigegeben hat. Der ganze alte mechanische Plunder feiere in dem Deutschen Nationalwerke für Chirurgie seine Auferstehung.

Wenn uns Volkmann nur sagen könne, dass er mit der einen oder anderen Maschine Erfolge erzielt habe. Das sei freilich nicht zu erwarten, denn mit all diesem Kram sei wohl nie eine Skoliose geheilt worden und werde auch wohl nie eine geheilt werden.

Lorinser betrachte sogar die Skoliose als eine gutmüthige Schwester des Pott'schen Uebels. Von den praktischen Einsichten Lorinser's bekomme man einen Begriff, wenn man lese, dass er beim Pott'schen Uebel die schnelle Eröffnung der Abscesse anrathe. Volkmann gebe sogar die Erklärung ab, dass beim Klumpfusse die Verbiegung nicht im Gelenk, sondern in den Knochen liege. Volkmann sei sicher, dass angeborene Klumpfüsse nicht durch Neurosen, sondern auf mechanischem Wege entstehen. Er kann sich nicht entschliessen in der Aetiologie des genu valgum und Plattfusses der Entzündung irgend einen Antheil zu gestatten.

Es scheine, als wenn Volkmann vor den Exacten sich fürchte, indem er der „Entzündung“ aus dem Wege geht.

„Aber die Zeiten sind doch vorüber, wo man von Entzündung nur schrieb, indem man das Wort einklammerte, um damit anzudeuten, dass man eigentlich viel zu klug sei, um daran zu glauben. Diese exacte Komödie ist jetzt ein überwundener Standpunkt.“

Stromeyer folgte Jäger unbedingt in dem Lehrsatze, dass man Gelenke niemals öffnen sollte, ehe nicht eine Amputation oder Resection erforderlich sei. — Man hatte bis dahin geglaubt, wo Eiter liege, müsse auch wohl der eigentliche Sitz der Entzündung sein. Dass diese Ansicht verkehrt sei, konnte man schon an den Drüsen lernen, wo der phlogistische Reiz offenbar in den Drüsen liegt, der Eiter aber oft in der Umgebung.

St. scheut daher das „periarticuläre Gerede“, das zum Einschneiden in Eiterhöhlen führt, welche durch die Art ihrer Entstehung mit den Gelenken in vitaler Verbindung bleiben. Ihre Eröffnung verwandele den bis dahin milden Eiter in eine giftige Substanz, welche die umgebenden Gewebe durchdringt und zu neuen Abscessen disponirt, durch Aufsaugen aber hektisches Fieber erzeugt.

Bei der Behandlung chronischer mit Eiterung verbundener Gelenkkrankheiten kam es St. zu Statten, dass er gelernt hatte, Eiter könne resorbirt werden. Jahre lang hatte er die exacten Forscher zu bekämpfen, welche das Gegentheil behaupteten.

Die Lehre von der möglichen Aufsaugung des Eiters nennt St. einen von den Fundamentalsätzen der Chirurgie und besonders für die Behandlung chronischer Gelenkleiden. St. unterscheidet genau zwischen traumatischer und pathologischer Resection. Die Exacten haben ihm das sehr übel genommen.

„So sind diese Exacten“, sagt er, „sie wissen ganz sicher, dass Eiter nicht resorbirt werde und finden keinen Unterschied zwischen dem durchschossenen Gelenk eines kerngesunden Mannes und dem langsam durch innere Ursachen zerstörten Gelenk eines von der Schwindsucht bedrohten Scrophulösen.

Die primäre traumatische Resection hat sich in den Kriegen von 1848 bis 1871 besonders nützlich bewährt am Schulter- und Ellbogengelenk, am Hüftgelenk hat sie gar keine Chancen, die secundäre einige, am Kniegelenk hat weder die primäre noch secundäre traumatische Resection Aussichten. Am Fussgelenk ist die primäre Resection fast nur erfolgreich gewesen an dem bei Verrenkungsbrüchen hervorgetretenen untern Ende der Tibia; die secundäre Resection bei Fussgelenkschüssen hat bessere Aussichten.“

Ueber die Behandlung der metastatischen Abscesse spricht sich St. folgendermassen aus:

„Sie entstehen durch Blutvergiftung; diese wird nicht besser dadurch, dass man der Luft den Zutritt zu einer grossen Eiterhöhle bahnt. Es ist sicherer, dieselben exspectativ zu behandeln, bis das Blut sich gereinigt hat und sich dies durch gesunde Reaction in der Umgebung der Eiteransammlung zu erkennen giebt. Diese entsteht und liegt oft ganz ruhig, ohne besondere Zufälle zu veranlassen. Auch bei nicht pyämischen Abscessen findet etwas Aehnliches Statt. Bestandtheile des Eiters gehen in das Blut über, bis sich der Abscess durch Thrombose in den Capillaren seiner Wandungen isolirt. Bei kalten Abscessen ist dies noch nicht geschehen, es kann auch nicht geschehen, wenn Caries dem Abscess zu Grunde liegt. Cariöse Abscesse darf man deshalb überhaupt nicht öffnen, kalte nur dann, wenn sie zu heissen geworden und dem Aufbruche nahe sind."

Das Ableugnen von Erkältungskrankheiten gehört mit zu den Dogmen der Extremsten unter den Exacten. Stromeyer äussert sich über die Verbindung von Trauma und Rheumatismus folgendermassen:

„Ich habe auf diese Verbindung schon vor vielen Jahren aufmerksam gemacht und den Lehrsatz ausgesprochen, dass bei schon vorhandener Eiterung der Rheumatismus eiterige Ablagerungen bewirken könne. Man hat darauf nicht viel geachtet, am wenigsten in der neueren Zeit, wo man aus Furcht vor den Exacten kaum von Erkältung und Rheumatismus zu reden wagte. Man sollte nicht glauben, dass solche Extravaganzen, die der täglichen Erfahrung widersprechen, jemals Einfluss auf die ärztliche Praxis ausüben könnten und doch ist es so; ein hochstehender Arzt sagte mir im Kriege von 1870—1871: „Für einen im Bette liegenden Verwundeten sind 6 Grad Wärme genügend." Ich fand das Gegentheil, besonders wenn ungenügende Ernährung hinzukam. Bei so niederen Temperaturen sehen fast alle Wunden schlecht aus und haben besonders bei Ost- und Nordostwinden die Neigung, sich mit diphtheritischen Auflagerungen zu bedecken. — Die atmosphärischen Einflüsse auf accidentelle Wundkrankheiten sind vermuthlich viel einfacher, als man sich denkt, man darf bei ihrer Beurtheilung nur nicht von der Idee ausgehen, ein Verwundeter könne sich nicht erkälten. Ich habe dies immer für möglich gehalten und deshalb im Winter nie kalte Umschläge oder Eis angewendet, so lange der Verwundete in einem ungeheizten Raume lag."

Von hoher Bedeutung sind die Anschauungen Stromeyer's über die Trepanation, welche mit denen von Textor und Dieffenbach ganz übereinstimmen.

„Eingedrückte Splitter", sagt er, „verwunden oft die Dura mater und führen so den Tod herbei, der durch Erhebung der Splitter nicht abgewendet wird, weil das Gehirn dann dem Einflusse der Luft unterworfen ist. Lässt man die Splitter in ihrer Lage, so verschliessen sie die Oeffnung in der Dura und veranlassen Verwachsungen zwischen ihr und dem Gehirn, welche den Sack der Arachnoïdea verschliessen. Dieser Ideengang führte mich dahin, nicht bloss der Trepanation zu entsagen, sondern auch die Splitter ruhig sitzen zu lassen, bis sie durch eine sehr beschränkte Eiterung vollkommen gelöst sind. — Man muss deshalb temporisiren bis der Abgang der Splitter erfolgt und damit das Bewusstsein wieder völlig klar wird. — Es ist nicht zu verwundern, dass man theoretisch immer wieder auf die frühere Trepanation zurückkommt, aber praktisch entsetzlich wenig damit leistet. Professor Heineke bringt wieder die alten Indicationen zum Trepaniren vor. — Ich habe es nie erwartet, dass die Trepanation bald verschwinden werde; eins ist aber erreicht, man kann sie jetzt unterlassen, ohne sich der Gefahr auszusetzen, deshalb gerichtlich belangt zu werden."

„Früher war die Anwendung von Streckapparaten bei Caries der Wirbelsäule das Resultat höherer Eingebung eines frommen Mannes, heutzutage ist sie die Errungenschaft der exacten Wissenschaft, welche die Distractionsmethode erfunden hat."

Wichtig sind seine Regeln in Bezug auf die Kropfoperation. St. verrichtete diese Operation 17 mal in Freiburg, ohne einen Todesfall zu haben. Man zieht jetzt die Injection vor, wie bei der Hydrocele. Er entdeckte zuerst die von ihm „Struma cystica parenchymatosa" genannte Krankheit; auch Virchow hat diese Form übergangen.

St. bereicherte somit die chirurgische Pathologie durch eine neue Krankheitsform.

Er schildert dieselbe folgendermassen:

„Der parenchymatöse Balgkropf ist eine von mir zuerst entdeckte Transformation des gewöhnlichen Balgkropfs, welche dadurch zu Stande kommt, dass in den Raum des Balges hinein ein neues Drüsengewebe wuchert und denselben mehr oder weniger ausfüllt. Wie Dr. Beck in einem von mir operirten Falle zuerst nachwies, ist das zarte Drüsengewebe im Innern des Balgkropfs ganz dem embryonalen Schilddrüsengewebe analog und zeigt darin seine hyperplastische Natur, d. h. es erweist sich als Gewebe von neuer Formation. Das äusserst blutreiche neue Schilddrüsengewebe ist fast so brüchig wie Gallerte, so dass man es deshalb leicht mit dem Finger aus dem Balge schälen kann. Dem entsprechend fühlen sich parenchymatöse Balgkröpfe fast so an, wie die mit Serum angefüllten, aber bei genauer Untersuchung findet man doch heraus, dass die Fluctuation eine täuschende sei, der wahren Fluctuation aber doch näher stehend als ein weicher Markschwamm. Da manche parenchymatöse Balgkröpfe aber auch Serum enthalten, so ist ihre Diagnose nicht immer möglich und man erkennt die wahre Natur der Verhältnisse erst, nachdem man den Sack geöffnet hat und das Serum abgeflossen ist. In einzelnen Fällen stirbt das neugebildete Drüsengewebe in dem Sacke ab und man findet bei der Operation ausser Serum eine graubraune Masse ohne üblen Geruch, die sich bei der mikroskopischen Untersuchung als zartes Drüsengewebe erweist. Ich habe in einzelnen Fällen mehrere Tassen voll dieser braunen, zerfallenen Drüsensubstanz aus grossen Balgkröpfen herausgelöffelt. Wo dieser spontane Mortificationsprocess eingetreten ist, findet keine Blutung statt, die Gefässe sind offenbar verschlossen und dadurch entstand das brandige Absterben. Dagegen blutet das lebende verletzte Drüsengewebe des Balgkropfs sehr heftig und zwar arteriell. Ein gewöhnlicher Balgkropf ist leicht zu erkennen, wo derselbe aber nicht an allen Punkten die deutlichste Fluctuation darbietet, muss man an Complication mit parenchymatösem Inhalte denken und sich mit der Operation nicht übereilen, bis die Diagnose sich klar herausgestellt hat. Zu den Eigenthümlichkeiten der Balgkröpfe, der einfachen sowohl wie der parenchymatösen, gehört, dass sie durch Jodpräparate nicht verkleinert werden können."

Gewiss keinen allgemeinen Beifall dürfte Stromeyer's Nachbehandlung der Herniotomie finden. Es schmeckt etwas gar zu sehr nach blosser Deduction, nach Schule, Dialektik und Schablone; auch macht sich zu sehr das Bestreben geltend, die Chirurgie ganz in die Uniform der inneren Medicin zu stecken.

Hören wir seine eigenen Worte:

„Aber das ganze Princip ist fehlerhaft und beruht auf mangelhafter Deutung der Erfahrung, dass die Bruchoperirten sich gut befinden, wenn sie früh Oeffnung bekommen. Sie befinden sich nicht gut, weil sie Oeffnung bekommen, sondern sie bekommen Oeffnung, weil sie sich gut befinden. Ganz anders gestaltet sich die Sache bei schon vorhandener lebhafter Entzündung der vorgefallenen Darmschlinge. — In der That dürfen die Chirurgen nicht noch lange hinter den Aerzten zurückbleiben, welche entzündete Därme jetzt weder mit Blutentziehungen noch mit Abführmitteln oder Kalomel behandeln, sondern mit Opium. Die Chirurgen schwanken zum Theil, weil ein so grosser Wundarzt wie Dieffenbach noch 1848 gelehrt hat, der Bruchoperirte muss Oeffnung haben. — Die Behandlung mit Opium ist das Resultat der glücklichen Erfolge, welche man bei Darmperforationen mit diesem Mittel seit 25 Jahren erzielt hat und der Lehren, welche sich daraus für Pathologie und Therapie ergeben haben. — Ein entzündetes Organ muss Ruhe haben, und wenn man ihm diese nicht auf mechanischem Wege verschaffen kann, so muss der physiologische gewählt werden, das heisst für den Kranken das Opium und flüssige Nahrung. In allen einigermassen schwierigen Fällen und wo der Darm durch lange Taxisversuche gelitten hat, giebt man gleich nach der Operation eine Dosis Morphium oder Opium und wiederholt diese Dosen kleiner oder grösser, nach Umständen, bei den Besuchen, welche man dem Operirten, anfangs wenigstens zweimal täglich, macht, eigenhändig. Dauert in schlimmen Fällen das durch Enteritis unterhaltene Erbrechen noch fort, so lässt man Pillen von Ext. opii aquos. gr. i. Mic. panis gr. iii Syr. q. s. in das Rectum schieben. Dabei zur Nahrung Hafergrützsuppe, von deren guter Zubereitung man sich selbst zu überzeugen hat. Uebrigens zum Getränk bei jüngeren Leuten frisches Wasser, bei älteren Personen, welche an chronischen Lungenkatarrhen leiden, lauwarmes Getränk. Am folgenden oder 3. Tage Selterswasser, kühl oder mit heisser Milch erwärmt. Dann kommt schwarzer Thee, Fleischbrühe von Tauben, Hühnern, Kalbfleisch und Rindfleisch nacheinander. Ob der Patient in den ersten Tagen Oeffnung bekomme oder nicht, darum hat man sich gar nicht zu bekümmern. Wenn alles sehr leicht und gut abgegangen ist, kann man am 4. Tage nach der Operation ein Klystier setzen lassen, aber wo der Darm übel ausgesehen hat oder gar Brand zu besorgen war, muss man eine viel länger dauernde Verstopfung nicht bloss ruhig ansehen, sondern sogar durch kleine Opiumgaben befördern. Dabei befinden sich die Patienten oft um nichts schlechter als diejenigen, welche nach der Operation sogleich Oeffnung erhielten, so dass ich nur selten vor Ablauf der ersten Woche Klystier oder Ricinusöl verordne. Das Verständige dieses Verfahrens liegt darin:

1) Dass der durch Einklemmung und Repositionsversuche, Berührung mit der Luft gequetschte und gereizte Darm Zeit gewinnt, sich so weit zu reorganisiren, dass er seine natürliche Propulsionskraft wieder erhält.

2) Dass in der Umgebung solcher Darmstellen, welche durch Brand oder Ulceration defect geworden waren, sich feste Verwachsungen bilden können, wodurch die Continuitätstrennung der Darmwand unschädlich wird.“

Sehr rationell ist das Verfahren Stromeyer's beim Steinschnitt. Mit grosser Genauigkeit, in's Kleinste eingehend, hat er dasselbe beschrieben. Jeder, welcher einen Steinschnitt zu machen beabsichtigt, sollte dasselbe studiren.

In Hannover hatte Stromeyer seinen chirurgischen Vorträgen das bekannte Chelius'sche Handbuch zu Grunde gelegt.

Er gehörte zu den wenigen Chirurgen, welche diese Sitte des 18. Jahrhunderts beibehalten hatten. Die bei weitem grössere Zahl pflegte zu dictiren, wie z. B. Langenbeck der Vater und Jüngken. Allmählich aber hatte St. eingesehen, dass für einen schaffenden Geist die Benutzung eines fremden Handbuchs nicht erfreulich ist. „Nicht bloss", sagt er, „die Ausführung des Details ist es, wodurch die Vorträge eindringlich werden, sondern auch durch den innern Zusammenhang der einzelnen Capitel. Steht dieser im Widerspruche mit der Anschauungsweise des Lehrenden, so entsteht ein störender Zwiespalt. Auch bei der Darstellung der einzelnen Abschnitte, die doch immer mehr improvisirt werden muss und mehr einem Gemälde gleichen sollte als der Interpretation eines Classikers, ergeben sich oft Verschiedenheiten, die den Schüler verwirren. Hält man sich an eine Auslegung und Berichtigung des Handbuchs, so riskirt man, die Idee zu erregen, als habe man dasselbe nur zu Grunde gelegt, um sich darüber lustig zu machen. Ich bin deshalb auch weit entfernt, das von mir ausgearbeitete Handbuch der Chirurgie als Grundlage ihrer Vorträge anderen akademischen Lehrern empfehlen zu wollen."

Wie er aber über das damals übliche Dictiren dachte, geht aus folgenden Worten hervor: „Der berühmte Schleiermacher sagte einmal von den Professoren, welche Hefte dictiren: „Ich sehe nicht ein, warum der König Leute anstellt, welche die Erfindung der Buchdruckerkunst ignoriren." Nachdem die Nachtheile des Dictirens ziemlich allgemein anerkannt worden sind, braucht ein akademischer Lehrer sich kaum zu entschuldigen, wenn er ein Handbuch seines Nominalfachs herausgiebt. Er überhebt seine Schüler der Mühe des Nachschreibens und setzt sie in den Stand, einen ganz anderen Gewinn aus seinen Vorträgen zu ziehen, als den, getrost nach Hause zu tragen, was man schwarz auf weiss besitzt, nämlich den, in den Vorträgen etwas zu lernen."

Dieser Anschauungsweise Stromeyer's verdanken wir das standard work *„Handbuch der Chirurgie"*. Der erste Theil, welcher 1844 erschien, machte bei seinem Erscheinen grosses Aufsehen.

Seit Richter's *„Anfangsgründen"* war kein chirurgisches Lehrbuch in Deutschland herausgegeben, welches die edle Kunst in so formvollendetem Stile vortrug.

Sein Fortgang von Freiburg und seine Betheiligung an dem

zweiten und dritten schleswig-holsteinischen Kriege verhinderten Stromeyer an der raschen Vollendung des Werkes. So erschien denn der zweite und Schlussband erst nach einem Zeitraum von 24 Jahren im Jahre 1868.

So vorzüglich dieses Werk ist, recht populär ist es ebenso wenig wie Dieffenbach's „Operative Chirurgie" geworden, obgleich beide Werke mit zu den Hauptzierden der chirurgischen deutschen Literatur gehören.

In der medicinischen Literatur spielt sich ein ähnlicher Vorgang ab als in der schönwissenschaftlichen. Das Vollendete gefällt nur einer kleinen Minorität von wahrhaft Gebildeten, seine Mission ist eben, die grosse Menge für das Gute und Wahre erst empfänglich zu machen und sie dafür zu erziehen. Es ist ja bekannt, wie wenig populär Goethe unter den Deutschen war, als er seine Meisterwerke schon das Tageslicht hatte erblicken lassen, während die jetzt vergessenen Spiess und Cramer das Tagesgespräch der Haute volée und Ladenmamsells waren. Dazu kam, dass Dieffenbach während des Druckes seines Hauptwerkes starb und Stromeyer's Thätigkeit als akademischer Lehrer durch seine Betheiligung an dem zweiten und dritten schleswig-holsteinischen Kriege unterbrochen wurde, und er bald darauf ganz und für immer seine akademische Thätigkeit aufgab.

Es tritt hinzu, dass, so vortrefflich in rein chirurgischer Beziehung das Buch ist, durch die zahlreichen Entdeckungen und Fortschritte der mikroskopischen und pathologischen Anatomie viele dort ausgesprochene Ansichten und Anschauungen obsolet geworden sind und nicht mehr dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft entsprechen. Selbstredend sind nicht alle Capitel von gleicher Güte und gleichem Werthe. Nicht bloss die Fürsten unter den Dichtern, sondern auch unter den Chirurgen haben das Privilegium, zuweilen schlafen zu dürfen. Das schwächste Capitel ist ohne Frage das über die Hydrocele. Nicht mal der Werth der beiden gebräuchlichsten Operationsmethoden ist dort erwogen und bloss ausgesagt, der Schnitt würde dann ausgeführt, wo Injection wiederholt vergeblich angewandt sei. Und merkwürdiger Weise hat St. sich mit diesem Gegenstand zuerst beschäftigt, da er ihn sogar zum Gegenstande seiner Inauguraldissertation wählte. Doch scheint mir seine Ansicht, dass die Injectionscur bloss eine Secretionsverände-

rung in der Scheidenhaut und keine Verwachsung der Scheidenhaut mit dem Hoden zu Wege bringe, nicht erwiesen. Nach meinen Erfahrungen erfolgt allerdings eine Verwachsung bei kleinen Wasserbrüchen, aber nicht bei grossen und ist dies die Ursache der Recidive bei letzteren.

Trotz dieser, bei keinem grösseren Werke fehlenden, Schwächen ist dasselbe ein *standard work.*

Die Zeit, nach fremden Lehrbüchern Chirurgie zu lehren, war aber vorüber, es kam jetzt die naturwissenschaftliche Aera, in der die meisten Lehrer der verschiedenen Disciplinen den Anfang der Wissenschaft erst von ihrem eigenen Auftreten datirten und daher Jeder es als eine Pflicht ansah, selbst ein Handbuch oder Lehrbuch zu verfassen.

Den Geist der Stromeyer'schen Chirurgie charakterisiren folgende Worte der Vorrede:

„Abstrahirt man von dem Wirken einzelner grosser Geister, eines John Hunter oder Haller, so lässt sich das, was der Einzelne für sein Fach Neues und Werthvolles geleistet hat, auf wenigen Blättern schreiben. Für das meinige werden dereinst vielleicht zwei Zeilen auf meinem Grabsteine hinreichen! Es fällt mir nicht ein, den Reformator in der Chirurgie spielen zu wollen; nach den glänzenden Resultaten, welche sie jetzt erzielt, scheint es mir sogar Vermessenheit, behaupten zu wollen, sie bedürfe einer Reform; sie bedarf nur des Fortschritts! Dennoch glaube ich, dass man in diesen Blättern Manches finden werde, was in anderen Büchern nicht steht, wenn auch Andere es ebenso gut wissen als ich und darum hoffe ich, dass man nicht von mir sagen werde: er wusste nichts anderes zu schreiben, deshalb schrieb er ein Handbuch! Was diesem Handbuch für alle Zeiten einen bleibenden Werth verleiht, das ist das darin ausgeprägte Streben, die Chirurgie stets in engere Verbindung zur inneren Medicin zu bringen und die rationellen Principien zur Vereinfachung ihrer Therapie, zu der Richter den Grund gelegt, weiter zu cultiviren."

Der erste Band enthält folgende Capitel: Von der Erlernung der Chirurgie, von dem Berufe zur Chirurgie, Geschichte der Chirurgie, allgemeine theoretische Chirurgie, von der Hyperämie, von der Entzündung, von den Dyskrasien, von den hypertrophischen und parasitischen Bildungen, von den functionellen Nervenkrankheiten oder Neurosen, mechanische Verletzungen, specielle theoretische Chirurgie: Krankheiten der Haut und des Zellgewebes, der Lymphgefässe und der Lymphdrüsen, der Venen, der Arterien, der Nerven, Krankheiten der Organe für die Ortbewegung, unter diesen: Von der Entzündung und ihren Ausgängen im Knochensystem, von den organischen Krankheiten der Gelenke, von den Hypertrophien und Pseudoplasmen der Knochen, von dem Auf-

treten der Entzündung in den einzelnen Gelenken, Verletzung der Gelenke, von den Knochenbrüchen.

Der zweite Band enthält folgende Capitel: Verletzungen und chirurgische Krankheiten der Halsgegend, des Rumpfes, Brüche, chirurgische Krankheiten des Mastdarms, Verletzungen und chirurgische Krankheiten der Harn- und Geschlechtswerkzeuge, Krankheiten der Prostata, Verletzungen und chirurgische Krankheiten der männlichen Geschlechtswerkzeuge, der weiblichen Geschlechtswerkzeuge, der Extremitäten, sowie die dabei erforderlichen Operationen, grössere Operationen an den Extremitäten.

Folgendes heben wir hervor, weil es dazu dient, den Standpunkt zu kennzeichnen, welchen Stromeyer als Chirurg einnimmt.

„Der Versuch übrigens, die Zahl der Fundamentalformen der Erkrankung, welche zur Entstehung chirurgischer Fälle die Veranlassung geben, zu vermehren, ist jedenfalls nur als ein Nothbehelf zu betrachten, denn die wahre Reform in dieser Hinsicht liegt doch nur in der Vereinigung der Medicin und Chirurgie und einer gemeinsamen allgemeinen Pathologie und Therapie aller Krankheiten, mögen sie nun chirurgisch sein, d. h. manuelle Kunsthülfe erfordern oder nicht."

„Eine Auswahl solcher Werke, die ein Jeder lesen sollte, hätte ich gern angeführt, aber es schien mir dies bei der bekannten Reizbarkeit der Schriftsteller, die ein unterlassenes Citat für eine persönliche Beleidigung nehmen, ein etwas bedenkliches Unternehmen."

„Die Chirurgie kann auf zweifache Weise erlernt werden, entweder von vorn oder von hinten. Unter der Erlernung von vorn verstehe ich die Methode, wie sie in Deutschland allgemein üblich ist, indem man zuerst die propädeutischen Fächer studirt und dann zur Erlernung des manuellen Theils übergeht, der durch das vorher Erlernte seine Bedeutung und Erklärung gefunden hat. Die andere Methode, von hinten anzufangen, ist in Grossbritannien üblich und besteht in der handwerksmässigen Erlernung des manuellen Theils der Chirurgie durch Ueberstehen gewisser Lehrjahre, in denen Kranke besucht, operirt und verbunden, sowie Arzneien bereitet werden, wobei die Erlernung der Propaedeutica als Nebensache betrieben wird und erst später bei dem Besuche medicinisch-chirurgischer Lehranstalten und Universitäten der Gegenstand gründlicher Studien ist. Der Theorie nach ist offenbar die deutsche Methode vorzuziehen, da sie allmählich den Geist mit den Kenntnissen bereichert, welche für die Beurtheilung und Behandlung von Kranken erforderlich sind, während die englische Methode nur geeignet scheint, sclavische Nachahmung zu begünstigen und Empiriker oder Routiniers zu bilden. Die Erfahrung lehrt jedoch, dass die englischen Chirurgen, weit entfernt, denen anderer Länder nachzustehen, sich in jeder Hinsicht auszeichnen und durch die Eigenthümlichkeit ihrer Bildung gesichert scheinen gegen die übeln Folgen einer zu sehr philosophischen Bildung, welche in der Chirurgie sehr leicht zu einem zaghaften, schwankenden, neuerungssüchtigen Verfahren verleitet. Frühzeitiges Beobachten dagegen prägt dem Geiste unauslöschlich gewisse Grundsätze ein, welche täglich angewendet werden und deshalb von der äussersten Wichtigkeit sind, wobei es für die Heilung der Kranken ganz

gleichgültig ist, ob dieselben das Resultat der philosophischen Ueberzeugung oder des einfachen Triebes der Nachahmung sind. Der Grund, warum die empirische Erlernung der Heilkunst nicht diejenigen Nachtheile hat, welche man ihr theoretisch zuschreiben könnte, beruht wohl darin, dass die vorzüglicheren Köpfe durch die Beobachtung angeregt werden, sich über alles Rechenschaft zu geben, was sie sehen und was sie treiben und dadurch auf das Studium der Propaedeutica hingeleitet werden. Daher fehlt es auch in England nicht an Aerzten, welche durch die Vielseitigkeit ihrer Kenntnisse befähigt sind, die Heilkunst selbst weiter zu fördern, was durch blosse Routiniers nie geschieht. Die mittelmässigen und seichten Köpfe dagegen, zum Denken wenig geeignet, sind auf Nachahmung angewiesen und suchen darin gern ihr Heil, mögen sie nun auf philosophische oder empirische Weise gebildet sein. Mit dieser Apologie des empirischen Studiums der Heilkunst verbinde ich jedoch keineswegs die Absicht, der Einführung derselben bei uns das Wort zu reden. Theils ist dieselbe unvereinbar mit unserem ganzen gegenwärtigen Unterrichtswesen, theils fehlt es bei uns an Praktikern, welche fähig und geneigt sein würden, die erste Leitung der angehenden Aerzte zu übernehmen. Auch kann der Staat keine Controle führen über diese Art des Unterrichts und sie passt deshalb mehr für Länder wie England, in denen das ganze Unterrichtswesen vom Staate abhängig ist."

Was Stromeyer über die philosophischen Studien sagt, bezieht sich auf die damalige Schulphilosophie, welche beim Beginn seiner Studien die Medicin in Fesseln geschlagen hatte und deren verderbliche Wirkung er selbst noch mit erleben musste. In Bezug auf die naturwissenschaftliche Bildung hat er, wie wir bezeugt gesehen haben, seine früheren Ansichten später im reiferen Alter sehr modificirt:

„Anstatt die jungen Köpfe, wie es gegenwärtig in verschiedenen Ländern geschieht, beim Eintritt in das akademische Leben alle über einen Leisten zu schlagen durch erzwungenes Anhören einer gewissen Reihenfolge philosophischer Vorlesungen während des langen Zeitraums von zwei Jahren, sollten die angehenden Aerzte sogleich zu dem Studium der Naturwissenschaften übergehen und im ersten Wintersemester sogleich Anatomie hören und praktisch treiben. Das Studium der Naturwissenschaften, da es dem Wesen nach auf Anschauungen beruht, hat für dieselben den bedeutenden Nutzen, den Beobachtungsgeist zu üben, welcher die wahre Seele der Heilkunst ist. Denn was sind die Lehren der Physik, Chemie und Naturgeschichte anders als eine Reihe von anschaulichen Erfahrungen in der Gestalt von Präparaten und Experimenten in lichtvoller Ordnung? Ganz anders verhält es sich mit vielen jetzt erzwungenen Studien der philosopischen Vorbildung auf den Universitäten, Geschichte, Länder- und Völkerkunde, Archäologie, Mathematik, welche mehr geeignet sind, abstracte Begriffe beizubringen, welche nicht durch eigne Anschauung in dem Schüler entstehen. Was der junge Arzt davon, wie jeder Gebildete, zu wissen nöthig hat, soll er in der Schule lernen, auf der Universität gehöre er seiner Facultät und höre in andern Facultäten nur das, was ihm frommt. Vor keinem Studium ist der deutsche Student der Medicin sorgfältiger zu bewahren, als vor dem der heutigen Philosophie, deren Vertreter uns freilich gern glauben machen möchten, es sei dieselbe die Grundlage aller menschlichen Erkenntniss, während sie doch der Wirklichkeit nach nur ein gebranntes Wasser davon ist, das den deutschen Köpfen ebenso gefährlich ist, wie die gebrannten Wasser dem Magen. Von jedem Bauer kann der Arzt mehr lernen von der Philosophie, welche ihm und seinem Kranken frommt, als von den grössten Philosophen unserer Zeit. Hat doch all seine

Philosophie den Hegel nicht davor bewahren können, an einer Indigestion von einer Leberwurst zu sterben! Dem durchaus praktischen Engländer, dem sinnlichen Franzosen würden unsere philosophischen Systeme weniger schaden als uns selbst, die wir eine angeborene Neigung zum Speculiren haben und uns dadurch noch fortwährend bei unseren Nachbarn lächerlich machen, welche auf diese Art von dem Studium deutscher Werke abgeschreckt werden. Jetzt seitdem unsere medicinischen Schriftsteller etwas nüchterner geworden sind und nicht mehr, indem sie ihre Entdeckungen in ein philosophisches Gewand hüllen, wie die heutigen Novellisten verfahren, die aus einem Stückchen Geschichte einen hübschen historischen Roman machen, finden deutsche Bücher mehr Anerkennung in England und Frankreich. Das frühzeitige Studium der Philosophie und der vertraute Umgang mit Philosophen haben einigen unserer vorzüglichsten Aerzte den grössten Schaden gethan, indem dieselben dadurch verführt wurden, allbekannte und leicht fassliche Dinge in einem neuen philosophischen Gewande vorzubringen, anstatt dass sie auf dem Wege der Beobachtung und des Experiments zu Entdeckungen gelangt wären, die ihren Namen unsterblich gemacht haben würden."

„Ueber den Beruf zur Chirurgie" äussert St. sich folgendermassen:

„Da die Chirurgie nur eine Reihenfolge gewisser mit mechanischen Eingriffen verbundener Heilmethoden darstellt, welche durch die Natur und den Verlauf der Krankheiten bedingt werden, so sind für den Chirurgen alle diejenigen Eigenschaften erforderlich, welcher der Arzt im Allgemeinen bedarf und ausserdem noch diejenigen, welche die Ausführung chirurgischer Handleistungen nöthig machen. Der Heilkünstler im Allgemeinen soll einen hinreichenden Grad allgemeiner Bildung besitzen, um seinem Stande Ehre zu machen und Zutrauen zu erwecken. Er soll einen bildsamen, für Eindrücke empfänglichen Geist besitzen und eine rege, wenn auch nicht allzu lebhafte Phantasie, damit die Wahrnehmungen, welche er an seinen Kranken macht, die oft nur auf flüchtigen Anzeigen beruhen, seine Geisteskräfte schnell in Wirksamkeit versetzen und in seinem Innern ein Bild von dem erzeugen, was den Kranken plagt. Träge, schläfrige Naturen werden deshalb nie gute Aerzte werden. Ausserdem bedarf der Arzt eines hellen Urtheils, welches in der kürzesten Zeit das Richtige zu wählen im Stande ist, weil es in der Praxis viele Fälle giebt, in denen der Kranke darüber zu Grunde geht, wenn dem Arzte die besten Gedanken erst auf der Treppe einfallen (esprit de l'escalier). Ausserdem bedarf er eines grossen moralischen Muthes, um in schwierigen Fällen, wo eine schwere Verantwortlichkeit auf ihm ruht, wo ein falscher Schnitt verderblich sein kann, dennoch die grossen Heilmittel, welche die Kunst in seine Hand gelegt hat, mit Nachdruck in Anwendung zu bringen.

Ausserdem soll der Arzt ein grossmüthiges, menschenfreundliches Herz haben; das Verlangen, die Leiden seines Nächsten zu lindern, soll ihm über alles gehen und aus dieser reichen Quelle seines Gemüths sollen alle seine Schritte entspringen. Wer nicht aus diesem Gefühle die Heilkunst treibt, sondern die Kranken vielmehr als interessante Specimina für eine naturhistorische Wissbegierde betrachtet, der kommt bald dahin, die Krankheit gehen zu lassen, wie es Gott gefällt und den müssigen Zuschauer zu spielen, anstatt dass ihm sein wahrer Beruf es zur Pflicht macht, auf immer neue Heilmittel zu sinnen. Kein anderes Motiv zur Ausübung der Heilkunst, sei es Ehrgeiz oder Eigennutz, giebt dem Geiste die Elasticität, welche den Schwierigkeiten nicht erliegt, sondern durch sie erhöht wird, als die Nächstenliebe!

Besonders wichtig für den Chirurgen ist die Ruhe und Besonnenheit in der Ausführung blutiger Operationen. Diese Ruhe ist nicht die der Gleichgültigkeit und Fühllosigkeit, denn der echte Heilkünstler darf weder phleg-

matisch noch fühllos sein, sondern das Resultat des innigen Durchdrungenseins von dem wichtigen Zwecke, der nur auf blutigem Wege erreicht werden kann. Fast jeder Mensch hat einen angeborenen Widerwillen gegen das Blutvergiessen und Schmerzenerregen, doch ist es damit wie mit der Gespensterfurcht, man kann ihn überwinden durch häufiges Ansehen von Operationen und durch Selbstoperiren unter Aufsicht des Lehrers. Es ist dabei oft nur der erste Schnitt, welcher Mühe kostet. Deshalb ist es auch die Pflicht der akademischen Lehrer, nicht bloss selbst zu operiren, sondern auch ihre Schüler am Lebenden operiren zu lassen.

Ausser diesen geistigen Eigenschaften, welche der Heilkünstler im Allgemeinen besitzen muss, soll der Chirurg mit scharfen Sinnesorganen ausgerüstet sein und sich seiner Glieder und vor allen seiner Hände mit Sicherheit, Schnelligkeit und Zierlichkeit zu bedienen wissen. Es giebt in dieser Hinsicht auf der einen Seite eine gewisse angeborene Tölpelei, welche zur Chirurgie völlig unfähig macht, auf der anderen Seite eine angeborene Gewandtheit, die sich bei den ersten Versuchen verräth, z. B. bei Operationen an Leichen sieht man in der Regel gleich, wer einmal etwas lernen wird, wenn er will und wer nicht!

Uebrigens sind die geistigen Eigenschaften doch von grösserer Wichtigkeit als die körperlichen; ein kurzes Gesicht kann durch eine Brille verbessert werden, eine schwache zitternde Hand kann doch schwere Operationen glücklich vollbringen, wenn sie von einem starken Geiste beherrscht wird, aber für die Kurzsichtigkeit des Geistes giebt es keine Brillen, für ein zaghaftes Gemüth keine Krücken.

Wer diese schönen Eigenschaften besitzt, die ihn zum vollkommenen Heilkünstler stempeln, der suche sie zu bewahren; in körperlicher Hinsicht dient dazu ein mässiges Leben, dem Ausschweifungen jeder Art fern bleiben müssen, da jede das Nervensystem zu zerrütten im Stande ist und die Hand oder das Auge unsicher machen kann.

In geistiger Hinsicht giebt es besonders eine Klippe, die der Wundarzt zu vermeiden hat — die der Eitelkeit. Das Aufsehen, welches grosse chirurgische Curen machen, erfüllt nicht selten den Chirurgen mit übertriebenen Ideen von seiner Wichtigkeit. Sobald aber der Wundarzt sich erst zu entfernen anfängt von jener edlen Bescheidenheit, mit welcher der alte Ambroise Paré von einem Geheilten zu sagen pflegte: „Je le pansai, Dieu le guarit, ich verband, Gott heilte ihn“, so ist er gewiss an dem Gipfel seines Ruhmes angelangt und fängt an, Rückschritte zu machen, welche sich kund geben durch Prahlerei, tollkühne Unternehmungen, unnütze Erfindungen oder ein hochmüthiges Wesen, welches Männern sehr wenig ansteht, die jeden Augenblick bereit sein sollen, ihre Hände mit Blut oder Koth zu besudeln, um einem armen Bettler das Leben zu retten.“

Von bleibendem Werthe sind die Rathschläge und Principien der Behandlung der Fracturen; sie bewähren sich nicht bloss vorzüglich in der Praxis, sondern stimmen durchaus überein mit den Gesetzen der Physiologie.

Wenn die moderne Chirurgie sie theilweise verwirft, so ist dies auf die prononcirt mechanische Richtung zu setzen, welcher sie sich hingiebt. In Folgendem geben wir die Quintessenz seiner Ansichten.

Besondere Schwierigkeiten machen die Fälle, wo ein Knochenfragment die Haut durchbohrt hat und wo die Fragmente ihre

Stellung gewechselt haben. Die Schwierigkeit in der Reposition des Fragmentes besteht darin, dass die Haut- und Muskelränder das mit Gewalt hindurch gedrängte Fragment fest umfassen, dass die Muskeln mehr als bei einfachen Fracturen gereizt und krampfhaft verkürzt sind und endlich, dass die Durchbohrung der weichen Theile in der Regel in einer andern Stellung des gebrochenen Knochens stattfand, als man gewöhnlich die Einrichtung versucht. Die Durchbohrung geschieht, während die gebrochenen Knochen einen Winkel bilden und man versucht die Einrichtung gewöhnlich in der geraden Linie und verengt durch die Ausdehnung den Umfang der Wunde in den weichen Theilen wie ein angespanntes Knopfloch. Die Einrichtung solcher vorstehenden Fragmente gelingt oft sehr leicht, wenn man nicht bloss die dem gebrochenen Gliede angehörenden Articulationen beugt, um ihre Muskeln zu erschlaffen, sondern auch den gebrochenen Theil wieder in den Winkel bringt, in welchem muthmasslich die Durchbohrung der weichen Theile erfolgt ist und in dieser Stellung das Fragment zurückzuführen sucht und dann erst das Glied in eine gerade Linie bringt. Das gewöhnliche Verfahren, die Einrichtung durch Ausdehnung und Gegenausdehnung zu machen, ist hier zu verwerfen. Auch ohne Durchbohrung der Haut kann sich das obere Fragment in die Muskeln eingebohrt haben. Stets muss auch hier die fracturirte Stelle in einen Winkel gebracht werden. Ganz unumgänglich ist diese Vorsicht in Fällen, wo das eine Fragment die Stellung des andern eingenommen hat. Es giebt freilich Fälle, wo man die Wände der weichen Theile erweitern und ein Stück des Knochens reseciren muss. Unzählige Glieder sind schon ruinirt worden durch frühzeitige zu feste Verbände. Die Wundärzte standen sich bis auf diesen Tag feindselig in Bezug auf die erste Anlegung des Verbandes gegenüber. Wenn sich schon eine bedeutende Geschwulst eingestellt, soll man dem Gliede bloss eine zweckmässige Lage geben und die Geschwulst bekämpfen. Bei ganz frischen Fällen ist dagegen die frühzeitige Einrichtung das beste Mittel, der Geschwulst vorzubeugen. Rust's Rath, bei keiner Fractur etwas in den ersten Tagen zu thun, ist daher zu verwerfen. Der alte Streit lässt sich dahin entscheiden, dass feste Verbände sehr gefährlich sind, provisorische dagegen von grösstem Nutzen. Den definitiven Verband mache man erst, nachdem die

Geschwulst sich so weit vermindert hat, dass das Glied wieder seinen normalen Umfang annahm. Die permanente Extension nach der Längenachse des Gliedes ist zu verwerfen. Die Muskeln werden dadurch zu immer neuem Widerstande gereizt und man zieht die entzündliche Reactionsperiode in die Länge. Larrey beschäftigte sich zuerst mit den Verbänden, welche keine Erneuerung bedürfen, dann kam der Gypsguss der Glieder, welcher lange in Berlin im Gebrauch war, hierauf folgte Seutin's Kleisterverband.

„Erst Herrn Seutin in Brüssel war es vorbehalten, durch Einführung des Kleisterverbandes ein Aufsehen unter den Chirurgen zu erregen, wie dies selten bei den wichtigsten Erfindungen der Fall zu sein pflegt. Grosse Einfachheit und Bequemlichkeit für den Chirurgen schien denselben zu empfehlen, da der Verband nicht erneuert zu werden braucht, ein Umstand, auf den man offenbar zu viel Werth gelegt hat, in unserer Zeit, wo die Hälfte der Aerzte nichts zu thun hat."

Für das mager werdende Glied wurde er aber zu weit. Er lässt sich allenfalls in der Hospitalpraxis anwenden, ist aber in der Privatpraxis ebenso gefährlich wie jeder andere frühzeitige Contentiv-Verband; zwei ausgezeichnete Aerzte verloren jeder durch ihn einen Arm. Zur Zertheilung der auf die Fractur erfolgenden Anschwellung sind in der Regel kalte Umschläge hinreichend. Wie oft der Verband erneuert werden muss, hängt vom Verhalten des Kranken ab; in den ersten Tagen muss man täglich nachschauen. Mittel anzuwenden, die Callus erzeugen, wie noch Jäger that, sind vollständig unnütz; die falsche Dupuytren'sche Theorie führte hierzu.

Von bleibendem Werthe ist die Abhandlung Stromeyer's über chirurgische Diagnostik. Wie schon oben erwähnt wurde, gelang es uns nicht, die im Titel gleichlautende Arbeit Schreger's über diesen Gegenstand aufzutreiben. Ohne Frage lässt sich die chirurgische Diagnostik, die hier gleichsam im Lapidarstil vorgetragen und im Allgemeinen abgehandelt ist, noch weiter cultiviren und namentlich mehr für die specielle Chirurgie verwenden. Sie würde für die Therapie dieselbe Wichtigkeit haben, wie es in der inneren Medicin der Fall ist.

Vielleicht sind diese Zeilen die Veranlassung, dass ein erfahrener, in der Praxis ergrauter Chirurg, sich entschliesst, ein kritisches *„Lehrbuch der chirurgischen Diagnostik"* zu verfassen.

Wir geben hier einen vollständigen Abdruck des Stromeyer'schen Essay's:

„Wenn man im Begriffe steht, die chirurgischen Uebel der verschiedenen Regionen des menschlichen Körpers zu schildern, erscheint es nicht unpassend, einige Bemerkungen über Diagnostik vorauszuschicken. Sinnliche Wahrnehmungen sind die Grundlage aller Diagnostik, nicht bloss der chirurgischen; auch für die innere Heilkunst sind die Zeiten glücklicher Weise vorüber, wo selbst grosse und berühmte Aerzte sich dazu hergaben, durch Correspondenz zu practiciren.

Laennec's unsterbliche Arbeiten haben der ärztlichen Diagnostik eine neue Bahn gebrochen, der ganzen Heilkunst eine andere Gestalt gegeben, welche im Wesentlichen auf einer methodischen Anwendung des Gehörorgans beruht.

Für den Chirurgen steht unzweifelhaft der Sinn des Gesichts am höchsten für diagnostische Zwecke, dann kommt das Gefühl, dann erst das Gehör; Geruchs- und Geschmacksorgane müssen dem Chirurgen auch zuweilen bei der Diagnose helfen, doch macht er vorzüglich nur Gebrauch davon, um die Reinheit der Luft eines Krankenzimmers und die Güte der Speisen zu untersuchen.

In Betreff der diagnostischen Anwendung des Gesichts, Gehörs und Gefühls giebt die schon sehr vervollkommnete physikalische Untersuchungsmethode der Aerzte nützliche Anhaltspunkte. Sie verdankt ihre relative Sicherheit dem Principe der Vergleichung krankhafter Zustände theils mit sinnlich wahrzunehmenden normalen, theils mit anderen allgemein bekannten Erscheinungen.

Wenn Celsus von dem Chirurgen verlangt, er solle acie oculorum acri claraque begabt sein, so würde man dies heutzutage übersetzen: seine beiden Augen sollen eine ungestörte Refraction besitzen und die empfangenen Bilder scharf auffassen. Der Verlust des einen Auges oder was dem gleich kommt, ist für die Chirurgie sehr störend:

Einäugige treffen mit einem feinen Instrumente nie genau den Punkt, welchen sie suchen. Fehler der Refraction lassen sich jetzt durch Brillen verbessern, es ist dann zu rathen, sie fast fortwährend zu tragen, nicht bloss bei Operationen, sonst sind die Diagnosen oft mangelhaft. Die scharfe Auffassung der empfangenen Bilder lässt sich durch Uebung steigern und diese bildet einen wichtigen Gegenstand des klinischen Unterrichts. Anfänger mit vortrefflichen Augen sehen oft gar nichts, wo der Geübte sofort die wesentlichsten Veränderungen entdeckt. Der Ungeübte weiss noch nicht, worauf er seine Aufmerksamkeit zu richten hat und stellt sein Auge nicht richtig ein. In dieser Beziehung ist es wichtig, bei Ocular-Untersuchungen den Standpunkt zu wählen, welcher der Grösse des Objects entspricht. Je grösser der zu untersuchende Gegenstand, desto grösser sollte die Entfernung sein. Dies gewährt den Vortheil, einen Ueberblick über den ganzen Körper zu erhalten und die kranke Seite mit der gesunden vergleichen zu können. In schwierigen Fällen hat es selbst für den Geübten grossen Nutzen, den entkleideten Kranken aus einer gewissen Entfernung auf sich zuschreiten, rückschreiten und andere Bewegungen ausführen zu lassen, bei welchen man vorhandene Functionsstörungen erkennen kann. Je mehr man von der Oberfläche des Körpers zu sehen bekommt, desto besser. Bei solchen Enthüllungen macht man zuweilen wunderbare Entdeckungen und findet Uebel, welche viel bedeutender sind, als diejenigen, worüber der Kranke klagte oder über die ganze Diagnose ein unerwartetes Licht verbreiten, wie z. B. ein syphilitischer Ausschlag. Männern und Kindern gegenüber ist es daher einer der wichtigsten klinischen Grundsätze: die Hosen herunter! Man sollte mitunter glauben, die Leute seien toll, wenn sie uns einen wehen Finger zeigen und ein grosses Krebsgeschwür oder eine grosse Hernie zu verbergen suchen. Sie wollen oft sich den Arzt einmal ansehen oder dessen Scharfsinn auf die Probe stellen.

Erst nach Vergleichung der beiden Körperhälften in gehöriger Entfernung sollte man zur näheren Besichtigung schreiten, welcher man die Unter-

suchung durch das Gefühl (Palpation) folgen lässt. Viele Chirurgen fangen mit der Palpation an, dies ist jedoch zu tadeln. Durch Inspection wird die oft schmerzhafte Palpation nicht selten ganz überflüssig. Ich bestehe meistens auf einer vorläufigen Diagnose, ohne den Kranken nur anzurühren, wie dies bei den meisten Fracturen und Luxationen möglich ist. Chirurgen, welche mit der Palpation anfangen, kneten den kranken Theil oft so lange, bis sie mit ihrer Diagnose fertig sind.

Die Wahrnehmungen bei der Ocular-Untersuchung beziehen sich nur auf Form und Farbe und müssen zur Beantwortung der Fragen dienen: 1) Ist an der bezeichneten Stelle überhaupt eine Abweichung vom normalen Zustande vorhanden? 2) Betreffen die sichtbaren Abnormitäten ein physiologisches Organ oder 3) Liegt ein Neoplasma oder ein fremder Körper vor? Die chirurgische Anatomie, welche den Körper gewissermassen durchsichtig macht, muss dabei helfen.

Man hat von den Aerzten unserer Zeit verlangt, sie sollten mikroskopisch denken; bei der ersten Untersuchung ist es besser, makroskopisch zu denken. Bei der Palpation lässt es sich am besten nachweisen, welcher Erziehung die Sinnesorgane fähig sind und wie wichtig diese für den Chirurgen sei, von dessen richtigem Gefühl so oft Leben und Wohlfahrt seines Kranken abhängt.

Die Geburtshelfer erziehen ihre Schüler durch Touchirübungen an Phantomen. Die Chirurgen könnten wohl etwas Aehnliches thun. Ich hatte einmal den Verdruss, dass meine sämmtlichen Schüler einen grossen knolligen Markschwamm der Leber für Abscess hielten. Zur Strafe präsentirte ich ihnen Kartoffeln unter einem dichten Tuche. Sie erkannten diese durch das Gefühl und dann auch den Markschwamm. Solche Phantom-Uebungen könnten mit dem Cursus über physikalische Diagnostik sehr zweckmässig verbunden werden und im Wesentlichen in dem Erkennen verschiedener Körper unter verschiedenen Hüllen bestehen. Bei dem Betasten kranker Theile sollte man sich zur Regel machen, dasselbe um so zarter auszuführen, je näher der kranke Theil der Oberfläche liegt; auch bei tiefer gelegenen kranken Organen sollte man ein gewisses Mass nicht überschreiten. Es genirt mich immer dabei, wenn ich sehe, dass ein Arzt seine konisch zusammengelegten Finger tief durch die Bauchwandungen einsenkt, als wollte er mit den Nägeln fühlen. Er fühlt dann natürlich gar nichts, der Kranke aber desto mehr. Charakteristisch für den Chirurgen ist die Gewohnheit, die Nägel nicht so kurz zu schneiden, wie die Aerzte des Percutirens wegen. Der etwas längere Nagel hat, ausser anderen Zwecken, auch den, das Gefühl feiner zu erhalten. Man sollte dann nur nicht vergessen, dass man beim Untersuchen den Kranken mit den Nägeln wehe thun kann und dass man mit flach aufliegenden Fingerspitzen am besten fühlt.

Die Palpation soll uns Aufschluss geben über die Temperatur der kranken, im Vergleiche zu anderen, Körperstellen und über die Structur des kranken Theils und dessen Verbindungen mit den benachbarten Organen. Sie ist eine directe und eine indirecte. Die erste wird mit der Hand, die zweite mit Beihülfe der Sonde ausgeführt. Die bei der Palpation gemachten Wahrnehmungen sind oft zusammengesetzt aus solchen, welche durch das Gefühl, und anderen, welche durch das Gehörorgan gemacht werden. Man könnte sagen, der Chirurg hört mit den Händen. Die Coaptation eines zerbrochenen Knochens nimmt er deutlicher wahr, als die Umstehenden, denen sie durch die Luft zugeleitet wird, ebenso das Geräusch beim Anschlagen der Sonde an eine Kugel oder einen Blasenstein. Es war ein Missgriff von Lisfranc, dass er das Stethoskop in die Chirurgie zur Erkennung solcher Zustände einführen wollte. Während meiner Studien in Paris sah ich, wie Roux sein Ohr an einen wassersüchtigen Bauch legte, der mit einem Teller bedeckt war, um die durch Percussion erregte Fluctuation zu vernehmen. Boyer, der dazu kam, zerstörte diese Erfindung gleich durch die Bemerkung: „Mein

lieber Schwiegersohn, was für Thorheiten machen Sie da?" Man wird schwerlich je darauf zurückkommen, obgleich die Erkennung von Flüssigkeiten allerdings eine der Hauptschwierigkeiten der Untersuchung darbietet. Aufmerksame Beobachter überwinden sie zuerst durch täglich wiederholte Untersuchungen von entzündlichen Geschwülsten, welche in Abscessbildung übergehen. Seröse Ergüsse in den Gelenken, in Schleimbeuteln, in der Scheidenhaut, besonders wenn der Hoden zugleich erkrankt ist, bieten eine Reihe von Untersuchungen mit steigender Schwierigkeit, die an einzelnen Gelenken besonders gross ist.

Die Atherome geben Gelegenheit, einen halbflüssigen Inhalt kennen zu lernen, sowie halbgeronnene Blutextravasate, in welchen die unter dem Drucke der Finger zerbrechenden Coagula sehr feine Geräusche hervorbringen.

Der Gebrauch des Explorativ-Troikarts, um Flüssigkeiten zu erkennen, sollte eigentlich fast ganz aus der chirurgischen Klinik verbannt werden. Selbst bei grosser Spannung der die Flüssigkeit einschliessenden Wandungen sollte der flüssige Inhalt noch erkannt werden. Wer dies nicht erlernen kann, der muss darauf gefasst sein, dass in der Privatpraxis die Leute sich Einstiche zu diagnostischen Zwecken oft nicht gefallen lassen, und darin vollkommen Recht haben, weil diese kleinen Verletzungen sehr üble Folgen haben können, indem sie eine viel raschere Entwickelung bösartiger Geschwülste veranlassen.

Die grösste Schwierigkeit pflegt die Diagnose des Markschwamms zu machen; man hat deshalb auch einen besonderen Namen erfunden, um daran zu erinnern: die täuschende Fluctuation. Unter wahrer Fluctuation versteht man die Wellenbewegung, welche man hervorzubringen vermag; diese fehlt natürlich dem Markschwamm. Während meines Aufenthalts in Freiburg machte ich den Schiedsrichter zwischen zwei ausgezeichneten Professoren einer benachbarten Universität über eine Geschwulst am Halse, die der eine für Markschwamm, der andere für Struma cystica hielt. Der Professor der Chirurgie, welcher sie für Markschwamm hielt, hatte Recht, der andere war Professor der Medicin und hatte als solcher weniger Uebung in der Palpation. Der Patient war aber früher von Dupuytren behandelt worden, welcher einen Einstich in die Geschwulst gemacht hatte, der zu einer schwer zu stillenden Blutung die Veranlassung gab. In einem andern ähnlichen Falle in Freiburg war ein alter Practicus so versessen auf seine Diagnose, Struma cystica, dass er bei der Section, während Professor Kobelt im Begriffe stand, die Schilddrüse anzuschneiden, sich nicht scheute zu sagen, die Person hätte durch Operation sehr wohl gerettet werden können. Nach geschehenem Einschnitte verschwand der kühne Redner schneller als er gekommen war und die anwesenden Studenten waren so wohl erzogen, ihn nicht auszulachen. Sie wussten, dass es schwer sei, den Markschwamm zu fühlen. Noch schwerer, aber dennoch zu erkennen ist die von mir entdeckte Struma cystica parenchymatosa. Sie kommt darin mit dem Markschwamme überein, dass sie neben einem zarten Parenchym, aus dünnwandigen Blutgefässen besteht, wodurch die täuschende Fluctuation hervorgerufen wird.

Hat man die Gegenwart einer Flüssigkeit erkannt, so handelt es sich um Bestimmung ihres Sitzes. Die Schwierigkeiten wachsen hier mit der Entfernung von der Oberfläche; kleinere Ansammlungen in grosser Tiefe entziehen sich der Beobachtung und sind deshalb klinisch unbekannt, wie z. B. kleine Ansammlungen von Synovia im Hüftgelenk, während diese am Schultergelenk noch erkannt werden können. Auch hat man zu untersuchen, ob eine vorhandene Geschwulst ausser einem flüssigen Inhalte auch feste Bestandtheile hat, wie die Cystosarkome und viele Eitergeschwülste. Je fester die Textur eines kranken Organs ist, desto leichter lässt sich in der Regel die Palpation ausführen. Die Form der Geschwulst, deren sichtbare Umrisse die untersuchenden Finger umgrenzen, kommt der Phantasie mehr zur Hülfe und ruft die bekannten Bilder gewisser Pseudoplasmen in das Gedächtniss zurück.

Ausser ihrer Consistenz und Form sucht man bei festen Geschwülsten besonders ihre Anhaftung oder ihren ursprünglichen Sitz zu erforschen. Dieser Theil der Untersuchung verdient die allergrösste Aufmerksamkeit; man muss alles anwenden, ihn vollständig zu erledigen, theils durch die Art der Manipulation, theils durch die Lage, welche man dem kranken Theile giebt. In schwierigen Fällen ist es rathsam, vor Abgabe seines Urtheils die Untersuchung unter günstigeren Verhältnissen zu wiederholen. Dazu lässt sich Manches thun. Oedem, entzündliche Anschwellungen und andere vorübergehende Verhältnisse erschweren oft für den Augenblick die Untersuchung; zu manche Untersuchungen sollte man gar nicht gehen, ohne die nöthigen Vorbereitungen gemacht zu haben. Bei Tumoren in der Bauchhöhle z. B. sollte man die Palpation nur nach reichlich erzielter Leibesöffnung, Morgens, ehe etwas genossen ist, vornehmen. Ist der Bauch doch noch gespannt, so muss man, bloss der Diagnose wegen, einige Tage lang das Bett hüten und nur Flüssigkeiten geniessen lassen, bis die Därme ganz collabirt sind. Man kommt dann zu Aufschlüssen, welche vorher gar nicht möglich waren. Wer sich von der Wichtigkeit dieser Lehre überzeugen will, braucht nur Morgens im Bette seinen eigenen Bauch zu untersuchen, er wird dann, unter normalen Verhältnissen, die Scybala im S romanum fühlen können. In unserem Hospitale wird oftmals Nichts nur auf Grund solcher Palpationen erfolgt. Durch Percussion würde man die Gegenwart der Scybala nicht ermitteln können.

John Hunter wandte bei seinen Untersuchungen über Entzündung zuerst das Thermometer an. In unseren Zeiten hat man sich desselben in ausgedehnter Weise zu sogenannten exacten Beobachtungen bedient. Der dazu verbundene Zeitverlust ist aber so gross, dass man diesen Untersuchungen wohl für die Pathologie, aber nicht für die Praxis einen höheren Werth beimessen kann. Man muss also die Mühe nicht scheuen, auch in dieser Beziehung seine Hände zu üben. Beim Befühlen von typhuskranken Bäuchen habe ich gefunden, dass meine Hand $^2/_{10}$ eines Grades wahrnimmt, welche der eine Bauch heisser war als der andere. Theile, deren Temperaturerhöhung man ermitteln will, müssen kaum entblösst sein, denn durch längere Entblössung sinkt die Temperatur oft sehr rasch, stellt sich aber nach dem Bedecken wieder so, sowie denn auch kalte Umschläge bald warm oder heiss werden.

Es würde überflüssig sein, hier über die Cultur des Gehörorgans zu diagnostischen Zwecken etwas zu sagen, da die Chirurgen darin bei den Aerzten in die Lehre gehen müssen. Ohne Bekanntschaft mit der Auscultation und Percussion kann jetzt Niemand für einen Beobachter gelten. Ihre Ergebnisse sind deshalb so wichtig für die Beobachtung, weil sie physiologischen Natur sind, während die Ermittelungen der Chirurgen mehr einen anatomischen Charakter tragen. In allen wichtigen Fällen, besonders, wo es sich um eine Operation handelt, sollte man sich durch die physikalische Untersuchung der Brust und Unterleibsorgane, sowie durch Untersuchung des Harns auf Eiweiss und Zucker, über die etwa vorhandenen Anomalien zu unterrichten suchen.

Erst nach vollständiger Ermittelung der objectiven Erscheinungen sollte man der Anamnese seine Aufmerksamkeit zuwenden und durch passende Fragen das Nöthige zu ermitteln suchen. Einen ernsthaften Arzt kann man höflichst dann ersuchen, dass er bei den Erzählungen des Kranken nur so lange verweile, als die Nothdurft es erfordert und sobald als möglich zur Untersuchung übergehe.

Das Anhören einer langen Anamnese hat verschiedene Gefahren; der Arzt wird ermüdet durch Langeweile oder bildet sich eine Ansicht, welche kein objectives Substrat hat, lässt sich mitunter auch wohl beeinflussen durch Antipathien gegen die Ansichten eines Collegen. Dem allen entgeht man dadurch, dass man erst mit frischen Geisteskräften untersucht und dann den Kranken anhört oder Briefe liest. Die diagnostischen Bemühungen müssen dabei

noch fortdauern, um zu ermitteln, wo die Wahrheit aufhört und die Dichtkunst anfängt."

Von einzelnen interessanten Operationen, welche St. verrichtete, heben wir folgende hervor. Sie finden sich in den *„Mittheilungen aus der chirurgischen Klinik"* des Prof. Dr. Stromeyer in Kiel von Dr. Esmarch, Assistenzarzt an derselben.

Exostose des Oberschenkels durch Operation entfernt. Neuritis (Deutsche Klinik. II. Bd. 1850. S. 164).

Dieser Fall bietet in mehrfacher Hinsicht Interesse. Einmal musste St., um die Diagnose feststellen zu können, bei der Patientin, welche einen stark entwickelten panniculus adiposus hatte, fünf Wochen lang eine Fieberdiät beobachten lassen, um eine allgemeine Abmagerung herbeizuführen. Dann erst konnte über die genaue Grösse, Lage und Beschaffenheit der Geschwulst ein genaues Urtheil gebildet werden. Sodann ist die Behandlung lehrreich; anfangs wurde nach der Operation Eis angewandt und als eine Neuritis sich ausbildete, 12 Blutegel und streng antiphlogistisch verfahren. Später aber, als in der Wunde stärkere Eiterung eintrat, warme Kataplasmen. Die Geschwulst hatte die Grösse eines Schwaneneies. Die Kranke wurde gänzlich wiederhergestellt. Der Berichterstatter Dr. Esmarch macht folgende Bemerkung darüber: „Durch die Schwierigkeiten, welche die Entfernung dieser Exostose darbot, möchte diese Operation vielleicht zu den merkwürdigsten gehören, welche die Geschichte der Chirurgie aufzuweisen hat."

Ferner, ebenfalls in den *„Mittheilungen aus der chirurgischen Klinik"* des Professor Dr. Stromeyer in Kiel. Vom Oberarzt Dr. Esmarch.

I.. Blasenstein mit Blutkern (Deutsche Klinik. Jahrg. 7. 1849. S. 9).

Die Operation wurde am 19. August nach dem Seitensteinschnitt vollzogen mit dem von Stromeyer erfundenen Lithotome bicaché mit beweglichem Schneidendecker. Das Instrument wurde dabei vermittelst der am Handgriffe befindlichen Schraube auf 6‴ gestellt. Der Stein liess sich mit einer Steinzange leicht fassen. Als sich Schmerzhaftigkeit des ganzen Unterleibes einstellte, wurden acht Blutegel in der Blasengegend und eine Emulsio oleosa mit tinct. opii ℈β verordnet. Am 20. October war die Wunde geheilt.

„Der extrahirte Stein ist von der Grösse einer ansehnlichen Wallnuss. Seine äussere rauhe, warzige Oberfläche ist von gelblicher, grauweiss marmorirter Farbe, sie erinnert an der Farbe der Muskatnuss ähnlich. Er ist in zwei grössere und viele kleinere Fragmente zerbrochen. Sein Gewicht beträgt ca. 3 Scrupel. Das Innere, von mittlerer Grösse und Consistenz, bietet concentrische Lagen dar. Die äusseren haben eine gelblich-braune, die mittleren eine hellgelb-graue Farbe. In der Mitte befindet sich ein beträchtlicher braunschwarzer Kern von bröcklicher Masse; seine Grösse ist die einer starken Erbse. Gleich nach der Extraction war die Masse weich, von Aussehen und der Consistenz des Brauns und liess sich zwischen den Fingern leicht zerreiben. Da mir die Vermuthung kam, der Kern könne wohl aus geronnenem Blute bestehen, brachte ich ein Stückchen davon unter das Mikroskop, nachdem ich es in Wasser noch mehr aufgeweicht und fein zertheilt hatte. In der That fanden wir die ganze Masse aus Blutkörperchen und bröcklichen, scholligen Stückchen, geronnenem Faserstoff bestehend. Die Blutkörperchen waren klein und verschrumpft, quollen jedoch im Wasser bald zu ihrer normalen Gestalt auf, zeigten auch die gewünschte rothgelbe Färbung. Die qualitative chemische Analyse des Steins selbst hat ergeben, dass derselbe grösstentheils aus Harnsäure und harnsaurem Ammoniak besteht. Einzelne Schichten desselben bestehen aus phosphorsaurem Kalk. Da der Stein wegen seines weichen Kernes gleichsam hohl in seinem Innern war, so lässt sich sein Zerbrechen beim Austritt leicht erklären.

Professor Stromeyer leitet nun die Entstehung der Steine von jenem Falle des Knaben her. Eine Contusion der Niere hatte vielleicht eine unbedeutende Blutung zur Folge, deren Spuren im Harne der Knabe übersehen hat oder sich nicht mehr erinnert. Durch die Coagulation des Blutes im Nierenbecken wurde der Grund zur Bildung beider Steine gelegt. Das grössere Coagulum gelangte wahrscheinlich bald in die Blase, während das kleinere an irgend einer Stelle des Ureters stecken blieb. Um beide Körper schlugen sich die Harnsäure und die harnsauren Salze des Urins nieder. Das kleinere Coagulum verstopfte theilweise den Ureter, und so setzten sich hauptsächlich an der der Niere zugewandten Fläche desselben, wo der Harn stagnirte, die Niederschläge an. Die Prognose würde danach als eine günstige zu betrachten sein, im Falle nicht noch ähnliche Coagula im Nierenbecken als Grundlage für eine nochmalige Steinbildung vorhanden sind, was indessen kaum zu befürchten steht, da jetzt alle Erscheinungen eines Nierenleidens aufgehört haben".

Ueber Sinus pericranii (Deutsche Klinik. II. Jahrgang. 1850. S. 160).

Professor Hecker hat in seinen „Erfahrungen und Abhandlungen im Gebiete der Chirurgie und Augenheilkunde". Erlangen, Ferdinand Enke. 1845" das Verdienst, einen Gegenstand zur Sprache gebracht zu haben, der bis dahin der medicinischen Welt wohl ziemlich unbekannt geblieben sein mag. Den von ihm beschriebenen Zustand nennt er auf einen früheren Vorschlag von Stromeyer „Varix spurius circumscriptus venae diploicae frontalis." St. bildete diesen Namen nach Analogie des Aneurysma spurium circumscriptum. Derselbe scheint ihm aber zu lang und zu weitläufig zu sein und das Wesen des Uebels, welches in einem Blutbeutel auf dem Cranium besteht, der mit den Venen der Diploë und durch diese mit den Sinus des Gehirns in Verbindung steht,

wobei eine unvollkommene Lähmung [illegible]
deutlich fühlbar ist. [illegible]
sunden Zustande keine [illegible]
kann der von St. [illegible] gewählte [illegible] mit
den pathologischen Zustand [illegible]
Wesen des Uebels [illegible]
dem von Hecker [illegible]
zweimal zu beobachten [illegible]
der sich dasselbe [illegible]
Er hatte einen [illegible]
tragen. Die niedergedrückte [illegible]
ungefähr 2½ Quadratzoll [illegible]
im angefüllten Zustande [illegible]
völliger Entleerung [illegible]
und die mangelhafte [illegible]
Die Turgescenz [illegible]
zweite Fall betraf [illegible]
Die Geschwulst [illegible]
sich von der Glabella [illegible]
cilii bis 3 Linien [illegible]
also 4 Quadratzoll. [illegible]
bei Anstrengungen [illegible]
man die Jugularvenen [illegible]
fühlte sich schwangere [illegible]
weichung übergegangenen [illegible]
Geschwulst sich [illegible]
gebenen Momenten [illegible]
anzunehmen: 1. [illegible]
geschieht; 2. [illegible]
Der Versuch, die [illegible]
fährlich nie gemacht.

Es ist unmöglich, [illegible] *„der Wissenschaft und Heilkunst“* zu geben.

Wir müssen uns daher auf die Angabe [illegible]

Derselbe enthält: [illegible]
richtung von Hospitälern [illegible]
Behandlung der häufigen Krankheiten [illegible]
bereitungen zum Kriege. [illegible]

der Haut, der Muskeln und Aponeurosen, des Nervensystems, der Blutgefässe, Knochenverletzungen, Gelenkverletzungen, Verlauf der Schusswunden, Behandlung der Verwundeten auf dem Schlachtfelde, Verbände und andere Hülfsleistungen auf dem Schlachtfelde, Behandlung der Verwundeten im Lazarethe, Verletzung der einzelnen Theile, Kopfverletzungen, Analyse der Erscheinungen, welche den Kopfverletzungen folgen können, Behandlung, Verletzungen des Auges, des Ohres, der Nase, des Oberkiefers, des Unterkiefers, des Gesichts im Allgemeinen, des Halses, des Thorax, Schussverletzungen des Unterleibes, Stich- und Hiebwunden des Bauches, Verletzungen des Beckens und der von ihm eingeschlossenen Theile, des Rückens und der Wirbelsäule, der Extremitäten im Allgemeinen und Besonderen, künstliche Glieder, statistische Tabellen, pathologisch-anatomische Illustrationen, einige neue Regulationen des Medicinalwesens der englischen Landarmee.

Kein Militärarzt sollte in's Feld ziehen, ohne vorher dies vorzügliche Werk studirt zu haben; jeder sollte es überdies bei sich führen, weil es ihm bei allen schwierigen Verletzungen der treueste und zuverlässigste Berather sein wird.

Welche Kriege Deutschland auch noch bevorstehen, Stromeyer's Name ist für ewige Zeiten mit denselben verknüpft. Denn viele, viele Jahre können darüber verstreichen, bis dies Werk von einem andern übertroffen sein wird.

Was die chirurgische Classicität überhaupt charakterisirt, die innige Vereinigung von innerer Medicin und Chirurgie, das ist auch die Devise dieses Buches.

Mit gleicher Liebe sind die Krankheiten, welche den Krieger befallen können, abgehandelt, als die Verletzungen. Der Schwerpunkt des ganzen Werkes aber liegt in der Therapie, welcher der Verfasser die grösste Sorgfalt gewidmet hat.

Welche Maximen aber Stromeyer sowohl in der Medicin wie in der Chirurgie leiteten, ergiebt sich aus nachfolgenden Sätzen:

1) „Die Heilkunst gründet sich auf die Naturgeschichte der Krankheiten; eine gute Heilmethode folgt den physiologischen Processen, welche die krankhafte Störung ausgleichen. Dieser Satz lässt sich auch auf chirurgische Fälle und Vergiftungen anwenden.

2) Es giebt keine specifischen Mittel. Bei Mitteln, welche als specifisch erscheinen, fehlt uns die physiologische Erklärung ihrer Wirksamkeit.

3) Die Regulirung der Lebensweise des Kranken ist die wichtigste Aufgabe des Arztes; denn sie betrifft die in beständiger Wirksamkeit befind-

lichen Lebensreize. Die dabei zu beherrschenden Potenzen sind: der Zustand des Gemüths, Beruhigung, Erregung, das körperliche Verhalten, Ruhe, Bewegung, die umgebende Temperatur, Kälte, Wärme. Die Beschaffenheit der Luft, Reinheit, Feuchtigkeit, Trockenheit, Luftbewegung, Abhaltung der Luft, die Abstufungen des Lichts, die Ernährung, Nahrungsentziehung, gewählte Nahrung, kräftige Nahrung.

4) Erst nachdem die Lebensweise des Kranken geregelt ist, sollte man Medicamente anwenden.

Arzneigebrauch in unreiner Luft, bei unzweckmässiger Nahrung, gleicht chemischen Versuchen mit unreinen Reagentien.

5) Arzneimittel dürfen nur dann gegeben werden, wenn sie nöthig oder euphemistisch, wenn sie indicirt sind.

6) Ein gutes Arzneimittel darf den im Gange der Krankheit liegenden Leiden keine neue hinzufügen. Heilmethoden, welche Arzneikrankheiten veranlassen, sind als fehlerhafte oder unvollkommene zu betrachten.

7) Die Naturgeschichte der Krankheit umfasst auch die Gründe ihres Entstehens und führt so zu der edelsten Aufgabe des Arztes — Verhütung von Krankheiten.

Wenn man die obigen Sätze umkehrt, so wird man finden, dass sie den Charlatan charakterisiren. Sie mögen deshalb wohl für den echten Arzt bezeichnend sein. Für uns sind sie zu befreundeten Rathgebern geworden, wie die schönen Sternbilder, nach denen der Schiffer steuert."

Von den vielen goldenen Regeln und Rathschlägen, welche St. dort ertheilt, heben wir folgende noch besonders hervor:

„Der Chirurg muss sich in vielen Fällen mit einer Conjectural-Diagnose begnügen, seine diagnostischen Hülfsmittel dürfen dem Patienten keinen Schaden bringen! Die diagnostischen Hülfsmittel der Aerzte sind denen der Wundärzte durch ihre Unschädlichkeit meistens weit überlegen. Der Wundarzt, welcher ohnehin oft genug verdammt ist, seinen Kranken Schmerzen zu verursachen, sollte dies zu diagnostischen Zwecken so wenig als möglich thun. Dies ist auch in der That sehr oft ganz unnöthig, man braucht sich nur in vielen Fällen seiner Augen und seines Verstandes zu bedienen, ohne die Hand zu Hülfe zu nehmen."

Endlich wollen wir nicht unterlassen, hier Stromeyer's Ansichten über phlebostatische Blutungen mitzutheilen.

Er ist der Ansicht, dass diese dieselben Blutungen sind, welche man bisher als parenchymatöse bezeichnet hat, weil sie nicht selten aus den neuen Capillargefässen der Granulationen kommen, ohne dass man, selbst wenn sie grossen Blutverlust veranlassen, offene Mündungen grosser verletzter Gefässe nachweisen kann. Es mag sein, dass es bei Schusswunden auch parenchymatöse Blutungen giebt, welche den scorbutischen ähnlich sind. St. hat sie aber nie beobachtet. Nach seiner Erfahrung sind es vorzüglich zwei Zustände, welche parenchymatöse Blutungen herbeiführen:

1) Lose Knochensplitter, sowohl Bruchsplitter als nekrotische Splitter, welche von Granulationen umgeben liegen, reizen diese auf eine so eigenthümliche Art, dass sie bei der geringsten Veranlassung bluten. Dieses Bluten der Granulationen hört auf, wenn

der Splitter durch veränderte Lagerung oder durch Einhüllung in Narbensubstanz seine Beweglichkeit theilweise verloren hat.

2) Durch Phlebitis entstandene oder pyämische Blutungen. In den der Wunde zunächst liegenden grossen Venen bildet sich ein Thrombus, mit dessen Beihülfe, theils spontan, theils durch äussere Veranlassungen, Hämorrhagien zu Stande kommen, deren Quelle verschieden sein kann. Das Blut kommt unter solchen Umständen oft aus den Capillargefässen, welche turgesciren, zerreissen und eine Zeit lang bluten. In anderen Fällen quillt das Blut aus verwundeten Venen oder Arterien, welche entweder früher nicht geblutet hatten oder unterbunden waren, deren Unterbindungsfäden sich aber bereits abgestossen oder gelockert haben. Dazu tritt noch in vielen Wunden dieser Art der nachtheilige Einfluss, welchen die Venenstase auf die Vegetation der Wunde ausübt, indem schon vor dem Entstehen der Blutung die Granulationen einsanken und die Eiterung jauchig wurde. Diesen Zusammenhang zwischen Jauchen der Wunde und Blutungen hat man schon längst gekannt, aber nicht auf ihren gemeinschaftlichen Ursprung, auf die Venenstase zurückgeführt. Es ist dabei wohl zu bemerken, dass eine jauchige Beschaffenheit der Wunde keineswegs den Vorläufer der Blutung zu bilden braucht, es kommt fast ebenso oft der andere Fall vor, dass die Blutung auftritt, ehe die Wunde sich äusserlich, in ihrem Ansehen und Secret, verändert hatte. Es wird wohl Niemand in Abrede stellen, dass man a priori schon die Verstopfung des Hauptvenenrohres durch Fibrine oder Blutgerinnsel für ein wesentliches Mittel zur Beförderung secundärer Blutungen zu halten habe. Die Erfahrung lehrt nun, dass diese Phlebostasis sehr häufig mit secundären Blutungen coindicire. Die unter solchen Umständen wegen Blutungen an den Extremitäten vorgenommenen Unterbindungen stillten zwar die Blutung, retteten aber nicht das Leben. Die Obliteration der grossen Venen ist öfter das Werk der Entzündung, welche sich von benachbarten Theilen auf die Venen fortpflanzt; in diesem Falle kann der ganze Process ohne Pyämie verlaufen und bis zum Entstehen der Blutung hat sich der Patient relativ wohl befunden. In anderen Fällen werden die Venenhäute vom jauchigen Exsudate durchdrungen, welches in ihrer nächsten Nähe abgelagert ist, sowohl an ihren getrennten und oft durch plastische Gerinnung bereits geschlossenen Mün-

dungen, sehr häufig aber auch durch Exsudate, welche an ihrer Continuität gelagert sind, während ihre getrennten Enden bereits in feste Nervensubstanz eingeschlossen wurden, wie man dies bei Amputationsstümpfen sehen kann. Die Endosmose dieser jauchigen Secrete bringt die Gerinnung hervor. In diesen Fällen ist Pyämie der gewöhnliche Anfang oder das Ende dieser Zustände, der Patient hat bereits Schüttelfröste gehabt oder bekommt sie bald nach der Blutung. Die verschiedenartige Einwirkung scharfer zersetzter Exsudate auf die Wundfläche und die sie umgebenden Blutgefässe muss es erklären, dass die phlebostatischen Blutungen aus den drei verschiedenen Gattungen von Gefässen kommen können, aus den Venen selbst, den Capillargefässen und den Arterien. Die Capillaräste bluten schon unter dem Einflusse des durch Venenstase erhöhten Blutdruckes, die Venen aber wohl erst dann, wenn bei erhöhtem Blutdrucke die ihre Mündungen verschliessenden Pfröpfe erweicht und theilweise ausgestossen sind, die Arterien unter demselben Verhältnisse oder wenn sie in ihrer Continuität von Jauche imprägnirt sind und ein Theil ihrer Circumferenz brandig abgestorben ist. Diese brandige Stelle zerreisst auch wohl und kann dann sehr heftig bluten.

Anatomie des Auges und Augenheilkunde.

Auch um diese Disciplinen machte sich St. in mehrfacher Beziehung verdient, namentlich aber durch seine *„Beiträge zur Lehre der granulösen Augenkrankheit“* von Dr. L. Stromeyer (Deutsche Klinik. 18. Juni 1859).

Professor Dr. Cbristian Bendz erzählte St. auf dem, 1857 zu Brüssel abgehaltenen, ophthalmologischen Congress, dass sein Bruder, Professor der Anatomie, eine neue Art von Drüsen in der Conjunctiva entdeckt habe, welche als Ausgangspunkt der granulösen Augenentzündung zu betrachten seien. St. untersuchte bei seiner Rückkehr über 1000 Thieraugen. Bei seinen Untersuchungen zeigte sich, dass die Bindehaut trachomatöse Entartungen darbot:

1) Bei allen Schweinen, die er untersuchte; 2) bei der Mehrzahl der Augen der Ochsen; 3) die Augen der Kälber waren meistens frei; 4) bei den Pferden zuweilen, in anderen Fällen waren sie frei; 5) ebenso bei den Schafen; 6) die Augen der Kaninchen meistens trachomatös, in einzelnen Fällen frei davon,

Während des Winters 1857—58 und während des Sommers blieben die Erscheinungen an diesen Thieraugen fast gleich. Im December 1858 und Januar 1859 schien das Trachom der Schweine abzunehmen. Ausserdem untersuchte er die Augen von wilden Schweinen, Hirschen, Rehen, Hasen, Füchsen und wilden Katzen. Die Augen der ersteren im königlichen Saupark in hohem Grade trachomatös, weniger bei den wilden Schweinen, welche im freien Revier lebten.

Structur der Bindehaut. Verf. giebt zunächst die Beschreibung von Kölliker nach dessen Gewebelehre, 3. Auflage von 1859 und dann in Folgendem seine eigenen Beobachtungen. Die sogenannten Papillen der Bindehaut sind im Allgemeinen nur leichte, flache, hügelförmige Erhebungen derselben, welche von den Tarsalrändern an gegen die Hornhaut an Höhe abnehmen. An einer injicirten Bindehaut sind sie leichter nachzuweisen. Bei reizbaren Augen sieht man dies Aufschwellen der Papillen sofort eintreten, wenn man das untere Augenlid vom Auge abzieht und etwas umklappt. Auch beim Einschrumpfen der Conjunctiva durch Trocknen treten die Papillen deutlich hervor. Man gewinnt sehr hübsche Präparate, wenn man den grössten Theil der Conjunctiva im Zusamenhange mit den oberflächlichen Lamellen der Hornhaut abpräparirt, in einer ammoniakalischen Karminlösung 24 Stunden liegen lässt und dann auf einer Glasplatte trocknet. Wirkliche Papillen von kolbenförmiger Gestalt kommen ganz regelmässig auf der membrana nicticans mehrerer Hausthiere, z. B. der Ochsen vor; in geringer Entfernung von dem freien Rande dieser halbmondförmigen Falte, auf der gegen die Augenlider gekehrten Fläche, befindet sich eine mit unbewaffnetem Auge leicht wahrnehmbare, zarte, hervorragende, mitunter etwas pigmentirte, Leiste, welche ganz aus schönen Papillen besteht. In diesen Papillen oder in ihren Zwischenräumen befinden sich die Ausführungsgänge zarter acinöser Drüsen, welche unter der Basis der Papillen versteckt liegen. Auch der freie Rand der membrana nicticans hat meistens eine etwas gezackte papillenähnliche Form.

Nerven. Die Bindehaut kleiner Thierchen, namentlich der Kaninchen, eignet sich ganz vorzüglich zu Nervenuntersuchungen. An der Innenseite der Conjunctiva sieht man mehr die Stämmchen, von der Aussenseite her die feineren Zweige, welche sich, wie die

Stämmchen, vielfach unter einander verbinden. An den feinsten Zweigen findet man nicht selten kleine knäuelförmige Verschlingungen. Von Nervenganglien hat er keine Spur gefunden. Der für die Darstellung der Darmnerven so ausgezeichnete Dienste leistende Holzessig ist für die Conjunctiva nicht zu verwerthen; sie schrumpft darin zusammen und wird undurchsichtig. Ueber die von Dr. W. beschriebenen Endkolben wagt St. kein Urtheil abzugeben.

Bindehautplättchen der Hornhaut. Bei seinen Untersuchungen an Thieraugen fand er, dass, wenn man dieselben in einem geschlossenen Gefässe aufbewahrte, auf dessen Boden sich mit Chloroform befeuchtete Baumwolle befand, das ganze Bindehautplättchen mit seiner Glasschicht sich vollständig abziehen liess. Die Glasschicht lässt sich dann durch Abschaben des Epithels isolirt darstellen. Bringt man das Bindehautplättchen, mit seiner Glasschicht nach unten liegend, auf den Objectträger, so bilden die oberflächlichen Epithelien bei starken Vergrösserungen eine Menge areolärer Figuren oder rosettenartiger Ringe, welche peripherisch in einander übergehen.

Drüsen der Conjunctiva. Bei den Hausthieren findet sich noch die Harder'sche Drüse, welche den Knorpel der membrana nicticans nach Aussen und vorzüglich nach Innen umgiebt.

Krause'sche Drüsen. Um die von Krause sen. entdeckten acinösen Drüsen der Conjunctiva aufzufinden, klappt man die Augenlider zurück, lässt durch einen gelinden Druck die zu untersuchende Stelle ein wenig hervortreten und erkennt an einer leichten Hervorwölbung den Theil, wo eine dieser Drüsen liegt. Man hebt diese Stelle mit der Pincette hervor und schneidet sie mit einer gebogenen Scheere aus, so dass ein Theil des Subconjunctivalbindegewebes mitgefasst wird. Diese Drüsen liegen nämlich meistens nicht in dem Gewebe der Bindehaut selbst, sondern unter derselben. Am lebenden Auge hat Dr. Krause jun. sie nie nachweisen können. Beim Schweine hat St. sie nie gefunden. Beim Pferde sind sie vorhanden.

Bei den Ochsen und Kälbern kommen sie nicht bloss in der Uebergangsfalte, sondern auch an anderen Stellen der Bindehaut, am Rande der Hornhaut vor. Je zahlreicher sie sind, desto kleiner pflegen sie zu werden; einige bieten gar keine Acini, sondern stellen nur einen langen Schlauch dar. Ueber ihre Pathologie ist

nichts bekannt. Am besten kann man ihr Verhalten am Gaumen studiren, wo sie sich auch befinden.

Manz'sche Drüsen. Einfache Schleimdrüsen (Schleimbälge, Cryptae muciparae), offene Schleimhautpartikel der Bindehaut. Obgleich Professor Bendz sie leugnet und die Natur deshalb preist, dass sie dadurch dem Uebelstande vorgebeugt, unsere Augen jeden Augenblick mit Schleim bedeckt zu sehen, so entdeckte doch Dr. Manz 1858 am Hornhautrande des Schweines offene Schleimdrüsen. Auch St. gelang es leicht, die Schleimhautbälge des Schweines aufzufinden. Man stellt diese Drüsen am leichtesten dar, wenn man ein Stückchen Bindehaut vom äusseren Cornealrande des Schweines so abpräparit, dass möglichst wenig vom subconjunctivalen Bindegewebe mitgefasst wird. Man erkennt die Schleimbälge dann schon bei 220facher Vergrösserung.

Diese Schläuche liegen nicht, wie die acinösen Drüsen, unter der Bindehaut selbst, sondern in dem Gewebe derselben. Sie stellen sich meistens als runde, zuweilen ovale, Säcke mit weiten Mündungen dar, durch die hindurch man die Epithelien im Grunde des Sackes erkennt. Der Umfang der Säcke ist sehr verschieden, mitunter kann man sie mit blossem Auge sehen. Die Mündung ist von elastischen Fasern umsponnen, man sieht Nerven an dieselben herantreten. Ammoniak und andere Alkalien erleichtern die Darstellung. St. fand die Schleimsäcke beim Pferde, Ochsen, Kalbe, Schafe, Rehe, Fuchse und anderen Thieren; sehr schön waren sie beim wilden Schweine. Der Entdecker Dr. Manz fand sie nur beim Schweine. Besonders interessant war es ihm, die Schleimbälge vorzüglich am äusseren Cornealrande stark entwickelt zu sehen. Diese Stelle ist charakteristisch für die Phlyktänenbildung. St. vermuthete deshalb, dass sie auch bei Menschen vorkommen müssten und entdeckte sie am 3. Dec. 1858 beim Menschen. Die Phlyktänenbildung auf der Hornhaut steht mit ihnen in Verbindung, obgleich die Schleimdrüsen sich auf derselben nicht befinden. Den Zusammenhang erklärt er sich folgendermassen. Wenn unter gewissen Umständen die Mündungen der Schleimdrüsen sich verschliessen, so häuft sich das Secret derselben an und erregt um so leichter empfindliche Spannung, weil die Drüsen mit Nervenenden in Verbindung stehen. Das Secret der Schleimdrüsen zersetzt sich, dringt durch Exosmose in die Umgebung und

kann bei geeigneten Constitutionen, in specie scrophulösen, in grösserem Umkreise Bläschen oder Pusteln erzeugen, wie ein Vesicator dies nicht selten in weiterer Umgebung von der gereizten Stelle aus thut. Deshalb kann sehr wohl das Epithel der Hornhaut sich entzündlich abstossen, wenn auch die Quelle der Reizung an ihrem Rande liegt. Ein treffliches Mittel gegen die Phlyktänen ist der Borax, dessen Wirksamkeit dagegen Himly entdeckte. Dieselben werden in wenigen Tagen dadurch geheilt, und ist es in der That ein souveränes Mittel.

Geschlossene Follikel der Bindehaut. Ganz anders verhalten sich die jetzt zu beschreibenden geschlossenen Follikel, die er in grosser Anzahl bei Hausthieren getroffen hat. Man findet sie bei den von ihm untersuchten Thieren des Waldes vorzüglich an der Bindehaut der Augenlider auf und unter der membrana nicticans; am stärksten entwickelt sind sie immer an der Bindehaut des oberen Augenlides. Sie kommen einzeln und in grossen, dichtgedrängten Gruppen vor. Ihre Gegenwart erkennt man leicht daran, dass die Bindehaut an den Stellen, wo sie in grösserer Zahl liegen, ihre Glätte und ihren Glanz verloren hat und oft etwas gelblich erscheint, meist etwas injicirt; von der Seite aus zeigt sie kleine, bläschenartige Hervorragungen. Bei 90facher Vergrösserung stellen sie sphärische Körper dar mit scharfen Contouren; bei beginnender Zersetzung und Anwendung von Alkalien verschwinden letztere; bei gebrauchter Essigsäure oder Salzsäure treten die sphärischen Körper wieder mehr hervor. Die Follikel sind nicht mit einer membrana propria umgeben, ihre Hüllen bestehen aus Bindegewebe. Von Grösse sind sie sehr verschieden; am kleinsten sind sie beim Kaninchen, am grössten beim Pferde. Die Follikel des Schweinsauges kommen in ihrer Grösse am meisten überein mit den am menschlichen Auge vorkommenden vesiculösen Granulationen. Die Follikelbildung oder vielmehr deren Rückbildung hinterlässt eine Verdichtung des Bindegewebes. Schwierig ist die Beantwortung der Frage, ob man sie für physiologische oder pathologische Organe halten solle. Die grössten Autoritäten haben sich noch nicht entschieden über analoge Organe, über die solitären Drüsen und Peyer'schen Plaques. Stromeyer hält die geschlossenen Follikel für pathologische Gebilde. Im Gegensatz erklärte der Prof. Bendz sie für normale Organe. Stromeyer's

Gründe sind folgende: 1) Die Unregelmässigkeit des Vorkommens; bei den Schweinen seiner Gegend werden sie immer gefunden, seltener in Ostfriesland, weil die Schweine dort reinlicher gehalten werden; 2) weil sie die physiologische Function des Organs stören, sie verwandeln eine glatte Membran in eine unebene, daher der Name Trachom; 3) ihre Gegenwart giebt die Veranlassung zu unverkennbar krankhaften Erscheinungen; 4) die Follikel der Bindehaut reihen sich in ihrem Bau und ihrem Vorkommen an andere Organe, welchen man theilweise eine physiologische, theilweise pathologische Bedeutung beigemessen hat. Die als physiologisch betrachteten Organe sind: a) die Malpighi'schen Körper der Milz; b) die solitären und die in Gruppen vereinigten geschlossenen Follikel der Darmschleimhaut. Von Jedermann für pathologisch erklärte Organe sind: a) Die im Typhus vorkommenden abnorm vermehrten Follikel der Darmschleimhaut; b) die ersten Anfänge tuberculöser Ablagerungen der Darmschleimhaut.

Die Anfänge der Tuberkel studirt man am besten an den Stellen der Darmschleimhaut von Schwindsüchtigen, welche in der nächsten Nachbarschaft von Geschwüren und Knötchen liegen. Auch die pia mater ist ein geeignetes Organ, um die ersten Anfänge der Tuberkelbildung zu studiren.

Schon vor Gräfe jun. schlug St. im Jahre 1837 zur Aufhebung des intra-oculären Drucks vor, die schiefen Augenmuskeln zu durchschneiden. „Wenn", sagt er, „das Auge als Mikrokosmus im Makrokosmus des menschlichen Körpers angesehen werden kann, in welchem sich alle unsere Leiden getreulich abspiegeln, so wird es erlaubt sein, zur Erläuterung des Vorhergehenden einer Augenkrankheit zu erwähnen, welche in unseren Tagen durch Gräfe's glückliche Entdeckung die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat. Das Glaukom gilt für eine unheilbare Krankheit, seine nosologische Stellung ist noch unsicher. Vor 26 Jahren nahm ich mir die Freiheit, das Glaukom zu den Neurosen zu rechnen, ich erklärte die dabei vorkommenden neuralgischen Schmerzen durch Muskelspannung und die Zerstörung der Sehkraft durch den von der Retina erlittenen Druck. Man kannte damals noch keinen tensor chorioideae und dessen Zusammenwirken mit der Iris. Ich verfiel deshalb auf die Idee, dass man die schiefen Augenmuskeln durchschneiden müsse, um das zu beseitigen, was man jetzt den

ılären Druck nennt und rieth dies zuerst zu versuchen in seltenen Fällen, wo die quälenden Schmerzen in und 'a noch nach der Erblindung fortdauern; dies würde en Schritten führen (vide Casper's Wochenschrift Heilkunde Nr. 33. 1837, S. 532). Ich weiss ıcht worden ist. Gräfe fand auf empirischem Er wandte bei vielen rebellischen Augen- eines peripherischen Irisstücks an und ıng des Glaukoms."

Leistung bleibt aber die von ihm zuerst vor- on Dieffenbach zuerst ausgeführte Operation des , durch die sein Name für ewige Zeiten in die Annalen ıugenheilkunde eingetragen ist. Interessant ist, dass er zu ieser Erfindung auch auf deductivem Wege gelangte.

„Ich schlug", sagte er, „diese jetzt überall verbreitete Operation 1838 vor, weil ich der Ansicht war, dass die Augenmuskeln denselben neuro-physiologischen Gesetzen unterworfen sein müssten, wie andere quergestreifte Muskeln, wenn dieselben auch ausserdem noch unter der Herrschaft der Retina stehen. Indem ich die Operation zunächst für das spastische Schielen empfahl, gab ich den ersten Fingerzeig für eine nosologische Eintheilung. Ich bezweifelte nicht, dass auch beim paralytischen Schielen durch Tenotomie Erfolge zu erzielen seien, hielt aber die bei spastischen Zuständen für sicherer, wie die Erfahrung dies hinreichend bestätigt hat. Nach meinen eigenen Beobachtungen ist das spastische Schielen mit Hyperästhesie der Conjunctiva und verminderter Reizbarkeit der Retina verbunden. Durch Tenotomie des Rectus internus wird die krankhafte Reizbarkeit der Retina erhöht, indem die Amblyopie verschwindet oder wesentlich abnimmt. Paretisches Schielen kann, nach Beseitigung der anfangs oft vorhandenen Neuritis, durch beharrliche Anwendung reizender Einreibungen in der Umgegend des Auges oft ohne Operation geheilt werden. Wenn man bei Accomodationsstörungen spastische und paralytische Elemente scheidet, so wird die Anknüpfung an den Zustand der äusseren Augenmuskeln dadurch erleichtert werden. Die Calabarbohne wird auch ihre Dienste thun und zwar bessere als bei idiopathischer Mydriasis."

Für Praktiker dürfte es von Interesse sein zu wissen, dass St. bei massenhaften, nach einer Masernepidemie zurückbleibenden, scrophulösen Augenentzündungen der innere Gebrauch von Aethiops antimonialis, Magnesia und Rheum und ein Augenwasser von Borax herrliche Dienste leisteten, was ihm in Erlangen in kurzer Zeit eine grosse Popularität verschaffte.

Bekanntlich ist Hasner von Artha, und zwar mit Recht, einer der Hauptgegner der Staaroperationsmethode von Gräfe's, des Sohnes. Sie wird sich schon deshalb nicht halten können, weil sie gegen das Princip der Einfachheit verstösst.

St. scheint derselben auch nicht sympathisch gegenüber gestanden zu haben.

Darauf deuten seine Worte: „Die von mir erwartete Reaction ist jetzt eingetreten. Gräfe's talentvollster Schüler extrahirt wieder ohne Irisverletzung. Wenn es ihm gelingt, seiner Methode Eingang zu verschaffen, so kann er einen Regenbogen in sich aufnehmen als Iris-Retter."

Das Verfahren, welches St. für die Schieloperation empfahl, verdient schon deshalb hier angeführt zu werden, weil es zeigt, dass ein richtiger Gedanke stets ein richtiges Resultat hervorbringt.

„Man lässt das gesunde Auge schliessen und befiehlt dem Kranken, das Auge so weit wie möglich zu abduciren. Man setzt alsdann einen feinen Doppelhaken in die Conjunctiva an der inneren Grenze des Bulbus; diesen übergiebt man einem geschickten Gehülfen, der damit das Auge nach aussen zieht. Alsdann hebt man die Conjunctiva mit einer Pincette auf und durchschneidet sie mit der Spitze eines Staarmessers durch einen Verticalschnitt, der die Orbita neben der innern Seite des Bulbus öffnet. Jetzt wird der Augapfel noch etwas weiter abducirt, wodurch der musculus rectus internus sogleich zum Vorschein kommt. Man schiebt eine feine Sonde unter und durchschneidet ihn mit einer gebogenen Scheere oder mit demselben Messer, womit man den Schnitt durch die Conjunctiva machte. Nach der Operation kalte Umschläge und eine Dosis Opium."

Chirurgische Statistik.

Von grossem Interesse ist die oben schon angedeutete Statistik, welche St. zu seiner eigenen Belehrung über die Amputationen und Exarticulationen grösserer Glieder in der Freiburger chirurgischen Klinik vom 1. Oct. 1842 bis Oct. 1848 entwarf: Alle Geheilten wurden mit guten Stümpfen entlassen, bei allen 47 kam nur eine einzige Nachblutung vor. Sie betraf einen eigensinnigen alten Schulmeister, dem er den Oberschenkel amputirt hatte. Er war nicht zu bewegen, auf dem Rücken zu liegen, legte sich immer auf die amputirte Seite und insultirte dabei den Stumpf; am 12. Tage erfolgte die ihm oft vorher verkündete Nachblutung aus der Femoralis, durch deren Unterbindung unter dem Poupart'schen Bande er gerettet wurde. Diese Statistik ist dadurch bemerkenswerth, als sie zeigt, wie zwingend die Gründe sind, welche in der Kriegspraxis zu anderen Methoden führen als in der Friedenspraxis. In Freiburg nur 6 zweizeitige Cirkelschnitte auf 47 Amputationen, bei Langensalza 54 zweizeitige Cirkelschnitte auf 72 Amputationen mit 18 Lappenschnitten. Da der Lappenschnitt aber auch im Felde nicht zu entbehren ist, so sollte man ihn in der Friedenspraxis

nicht zu sehr in den Hintergrund stellen, damit die Studenten ihn kennen lernen.

Oberschenkel.	Zahl	Gestorben	Mortal.-Proc.
Traumatische Fälle	5	2	40
Chronische „	15	5	33
Summa	20	7	35

Veranlassung der Amputation. Traumen. 1 Mal Schusswunde des Oberschenkels, 1 Maschinenverletzung, 1 complicirte Fractur des Kniegelenks, 1 Mal Eisenbahnverletzung bis über das Knie, 1 Mal Brand durch Verletzung der Profunda femoris und des Nervus ischiadicus.

Chronische Fälle. 14 Mal Krankheiten des Kniegelenks, 1 Mal Brand durch Typhus.

Todesursachen. 1 Mal Trismus, 1 Mal Magenparalyse, 5 Mal Pyämie.

Methoden. 15 Mal einzeitiger Cirkelschnitt, 1 Mal zweizeitiger Cirkelschnitt, 2 Mal Langenbeck's Ovalärschnitt, 2 Mal vordere und hintere Lappenbildung.

Unterschenkel.	Zahl	Gestorben	Mortal.-Proc.
Traumatische Fälle	3	3	100
Chronische „	13	2	15
Summa	16	5	31

Veranlassungen zur Amputation. Traumen. 1 Mal Schusswunde, 1 Mal Trismus und complicirte Fractur, 1 Mal Eisenbahnverletzung.

Chronische Fälle. 1 Mal Krebs, 4 Mal circuläre Geschwüre, 8 Mal Caries des Tibiatarsalgelenks.

Todesursachen. 1 Mal Trismus, 1 Mal Lungenschwindsucht, 3 Mal Pyämie.

Methoden. 1 Mal zweizeitiger Cirkelschnitt, 14 Mal doppelte Lappenbildung, 1 Mal Syme's Methode.

Oberarm.	Zahl	Gestorben	Mortal.-Proc.
Traumatische Fälle	4	0	0
Chronische „	3	0	0
Summa	7	0	0

Veranlassungen zur Amputation. 4 Mal Unglücksfälle, 1 Mal Markschwamm, 1 Mal acute Nekrose des Vorderarms und der Hand, 1 Mal Neuroma.

Methoden. 1 Mal Exarticulation des Schultergelenks, 6 Mal einzeitiger Cirkelschnitt.

Vorderarm.	Zahl	Gestorben	Mortal.-Proc.
Chronische Fälle	4	0	0

Veranlassung zur Amputation. 2 Mal acute Nekrose des Carpus, 1 Mal Caries des Handgelenks, 1 Mal Markschwamm der Hand.

Methoden. 4 Mal zweizeitiger Cirkelschnitt.

Recapitulation.

	Zahl	Gestorben	Mortal.-Proc.
Oberschenkel	20	7	35
Unterschenkel	16	5	31
Oberarm	7	0	0
Vorderarm	4	0	0
	47	12	25,5.

Diese Resultate sind bis auf ein halbes Procent dieselben wie die vom London University College Hospital, wo 197 grosse Amputationen mit 26 Procent Mortalität gemacht wurden. Dagegen ergaben im Boston's-Massachusetts-Hospital binnen 18 Jahren 139 grosse Amputationen nur 22 Proc. Mortalität. Die Pariser Hospitäler hatten von 1836—1841 auf 512 grosse Amputationen eine Mortalität von 56 Procent.

Methoden:		
Zweizeitiger Cirkelschnitt	6	Mal
Einzeitiger „	20	„
Doppelter Lappenschnitt	18	„
Syme's Methode	1	„
Exarticulation	1	„
Summa	47	

Alter der Patienten. Der jüngste Patient war 7, der älteste 77 Jahre.

Unter 10 Jahren	3,	davon	starben	1
Ueber 10 Jahre	5	„	„	0
„ 20 „	11	„	„	5
„ 30 „	11	„	„	3
„ 40 „	4	„	„	1
„ 50 „	8	„	„	1
„ 60 „	3	„	„	1
„ 70 „	2	„	„	0
Summa	47	„	„	12

Geschlecht: 39 waren männlich, 8 weiblich.

Von Interesse sind auch die, den „Maximen“ angehängten statistischen Tabellen, in denen die Resultate der einzelnen Operationen, welche während der drei schleswig-holsteinischen Kriege in dieser Armee gemacht wurden, mitgetheilt sind.

Hygiene.

Als conservativer Chirurg erkannte er nicht bloss die hohe Bedeutung derselben für die Chirurgie, um therapeutisch günstige Resultate zu erzeugen, sondern suchte dieselbe auch namentlich für die Hospitäler praktisch zu verwerthen.

Pettenkofer's Untersuchungen für's Grundwasser, welche für München sicherlich zutreffend sind, wurden daher freudigst von ihm begrüsst und äusserte er sich hierüber folgendermassen:

„Pettenkofer's Untersuchungen über den Antheil, welchen die Bodenbeschaffenheit an dem Auftreten endemischer Krankheiten hat, ergänzten nicht bloss die Lehre von der Verbreitung der Cholera, sondern haben für das Sanitätswesen überhaupt eine tiefgehende Bedeutung. Bis auf ihn hatte man an das Grundwasser, die grössere, geringere oder ganz fehlende Durchlässigkeit des Bodens wenig gedacht. Wenn ein Ort auf Felsen steht, so ist der Boden ganz undurchlässig; bildet sich oben über dem Felsen eine Lage von Erde und Unrath, so kann dieselbe die Brutstätte tödtlicher Gifte sein. Wo das Grundwasser frei zu- und abfliessen kann, setzt es die Brunnen durch das umgebende Terrain mit den durchlässigen Abtrittsgruben in Verbindung. In München, wo das Grundwasser besonders freies Spiel im Kiesboden hat, wurden durch ein zerbrochenes Gasrohr die Brunnen 2000 Schritte im Umkreise mit Gas geschwängert, so dass man es riechen und schmecken konnte. Steht das Grundwasser hoch, so werden dadurch an einzelnen Orten Zersetzungen der in das Terrain eindringenden Stoffe gehindert, beim Sinken des Grundwassers treten sie wieder ein. Es verhält sich also mit dem Grundwasser ungefähr wie mit dem zu Tage tretenden Wasser. In sumpfigen Gegenden pflegen die kalten und remittirenden Fieber erst dann stärker aufzutreten, wenn der Wasserstand sinkt und dadurch der atmosphärischen Luft und der Sonnenwärme gestattet, die Zersetzung zu begünstigen.

Man will mit Recht jetzt in grösseren Städten am liebsten Gebirgswasser oder anderes Wasser haben, welches durch Latrinen nicht verunreinigt werden kann, kommt aber der grossen Kosten wegen nicht rasch damit vorwärts. Die Reinheit der Brunnen zu bewahren, hält man für ein fast vergebliches Bemühen und doch sind unendlich viele Menschen darauf angewiesen und es giebt auch zuverlässige Mittel, das Grundwasser und damit die Brunnen von vielen Unreinlichkeiten frei zu halten. Wenn man die thierischen Auswurfsstoffe durch impermeable Schichten isolirt, so können sich ihre gefährlichen Bestandtheile nicht dem Grundwasser und nicht den Brunnen mittheilen. Aber fast in allen Ländern zeigt sich in dieser Beziehung ein beklagenswerthes Schwanken und eine Neuerungssucht, bei der im Grossen entweder nichts geschieht oder oft das Verkehrte. Unsere Grossväter wussten schon sehr gut, wie man eine Abortsgrube unschädlich macht. Man legt sie wo möglich nach Norden oder an einen beschatteten Platz, umgiebt sie mit einer Schicht Thonerde, die das Wasser nicht durchlässt. Man bedeckt sie mit einem Gewölbe, welches nur die zur Ausleerung bestimmte Oeffnung frei und die Zuleitungsrohre durchlässt. Die Ausleerungsöffnung wird durch eine

[illegible] durch [illegible] Luft [illegible] [illegible] [illegible]

durch eine Klappe am Rohr. Der Ofen kühlt sich dann freilich schneller ab, aber er fährt auch fort zu ventiliren. Dies halten die Leute für eine ruchlose Verschwendung, ohne daran zu denken, dass es nicht der Ofen allein ist, welcher Wärme spendet, sondern auch die durchwärmten Wände des Zimmers und besonders die sehr warme Decke desselben. Der Antheil, welchen diese an der nachhaltigen Erwärmung des Zimmers haben, ist von grosser Wichtigkeit und hat vielen Einfluss auf die baulichen Einrichtungen. Ein Zimmer mit einer Ueberzahl von Fenstern wird nie behaglich warm sein. Ventilationsröhren sollten im Winter nie am höchsten Punkte des Zimmers geöffnet sein, weil sie sonst die Decke zu sehr abkühlen. Es wird im Allgemeinen das Richtige sein, sie 6 Fuss über dem Fussboden, also auf Mannshöhe münden zu lassen, sie können dann die Luft erneuern, da, wo der Mensch sich aufhält, ohne den Theil der Wände zu erkälten, welcher vorzüglich Wärme spendet. In den für Affen gebauten Häusern ist es bekanntlich anders, diese Thiere sterben, wenn die Ventilation nicht in der Höhe stattfindet, wo sie sich meistens aufhalten.

Giebt man den Ventilationsröhren zwei Oeffnungen, die eine 6 Fuss über dem Erdboden, die andere in der Nähe der Decke, so kann man, den Umständen gemäss, die eine oder die andere offen halten. In meinem jetzigen Hause wirken seit einer Reihe von Jahren Ventilatoren von 2½ Zoll Durchmesser sehr angenehm, welche, auf 6 Fuss Höhe angebracht, direct in den Schornstein münden. Sie bleiben im Winter offen, ohne auf die Temperatur erheblichen Einfluss zu zeigen. Wenn man neu baut, sollte man Ventilatoren anlegen, welche von den Schornsteinen isolirt sind, wie dies in London und Hamburg schon viel geschieht. Ventilatoren, welche in den Schornstein führen, können üblen Geruch verursachen, wenn man sie offen lässt, unter Umständen, wo die Oefen nicht ziehen würden. Erfahrungen in gewöhnlichen Wohnhäusern müssen dazu dienen, einfache Ventilationsprincipien für Hospitäler zur Geltung zu bringen. Der doctrinäre Standpunkt, welchen man in neuerer Zeit in der Ventilationsfrage behauptet hat, war nicht wünschenswerth. Es sind Millionen unnütz vergeudet worden, um seinen Ansprüchen zu genügen. Der Erfolg davon ist gewesen, dass man alles Vertrauen zu diesen Experimenten verloren hat und jetzt wieder von vorne anfangen muss. Mit den verticalen Dunströhren muss man wieder beginnen, sie geben eine angenehme fortwährende Lufterneuerung im Winter, wie sie sich durch Oeffnen der Fenster oder Luftscheiben nicht erzielen lässt.“

Wichtige Beiträge zur Hygiene sind die beiden, den „Maximen“ vorgedruckten Abhandlungen Stromeyer's *„Ueber Einrichtung von Casernen“* und *„Ueber Einrichtung von Hospitälern in Friedenszeiten.“*

XIV.

Ueber den Schlaf und verwandte Beziehungen.

Von **Julius Hensel** in Zürich.

Im dritten und vierten Heft des zweiten Bandes (Jahrgang 1879) des „Deutschen Archivs für Geschichte der Medicin“ finden wir das Verdienst beleuchtet, welches sich Mayer von Heilbronn erworben hat, indem er nicht bloss die Identität der Naturkräfte, sondern vor allen Dingen die Aequivalentzahl für Wärme und Bewegung festgestellt hat.

So schreitet allmählich Alles, was verwickelt erscheint, einer einfachen Auflösung entgegen, und wir brauchen im Grunde genommen überall bloss Robert von Mayer's Feststellung zu Grunde zu legen, um durch Ableitung der Consequenzen, sogar auf anscheinend ganz heterogenen Gebieten, Licht und Aufklärung zu erlangen.

Ist es gewiss, dass es nur eine einzige Grundkraft giebt, nämlich die Bewegung, aus der sich alle übrigen Naturerscheinungen: Schall, Wärme, Elektricität, Magnetismus, Licht und Chemismus ableiten lassen, so muss auch die sogenannte „Lebenskraft“ dieser einheitlichen Grundkraft entstammen, ja geradezu mit ihr identisch sein, und alle physiologischen Erscheinungen müssen sich daraus ableiten und erklären lassen. Machen wir einmal die Probe darauf mit einer Studie über den „Schlaf!“

Was heisst „Schlaf?“ — Man wird zugeben müssen, dass der Begriff „Schlaf“ gar keinen Sinn hat, wenn man ihm nicht den Begriff des „Wachens“ gegenüberstellt. Wir werden wahrscheinlich den Schlaf und seine Bedeutung ohne Weiteres verstehen, sobald wir uns über das Wesen des wachen Zustandes die erforderliche Klarheit verschafft haben. Demnach fragen wir zu-

nächst: Wie verhält es sich mit dem wachen Zustand? Was hat man darunter zu verstehen?

Die Antwort kann, indem wir Robert von Mayer zum Führer nehmen, bloss dahin lauten, dass es sich beim wachen Zustand unzweifelhaft um Bethätigung der Naturgrundkraft, um active Bewegung handelt.

Gleichviel, ob solche Bewegung als Hand- oder Fuss-, oder überhaupt Gliederbewegung für Andere sichtbar zum Ausdruck kommt oder ob sie in Gestalt von Gehirnthätigkeit dem oberflächlichen Blick verborgen bleibt, es ist unter allen Umständen entweder Bewegung im Spiel oder eine der Bewegung adäquate Erscheinung wie z. B. Wärme oder Chemismus.

Denn wir wissen, dass Bewegung ebenso einerlei ist mit Wärme, wie es einerlei ist, ob ich 2 mal 2 oder 4 sage. Es ist eben keinerlei Substanzbewegung denkbar, ohne durch Auftreten von Wärme zum Ausdruck zu kommen.

Hierbei dürfen wir aber nicht vergessen, dass die Wärme nichts für sich selbst Bestehendes ist, sondern nothwendig an einem Stoff haftet, wie alle physikalischen Erscheinungen.

Indem sonach die Wärme oder vielmehr eine erhöhte Wärme, weil keine Substanz im physikalischen Sinne absolut ohne Wärme zu denken ist, an dem Stoff zum Ausdruck gelangt, so disponirt sie denselben zu Dem, was den Begriff des Chemismus bildet, d. h. zur innigen Aneinanderlagerung oder Vereinigung mit anderen Substanzen; ein Vorgang, der, weil er eine thatsächliche Bewegung der Atome zu anderen Atomen darstellt, stets mit Wärmeentwickelung einhergeht.

Man könnte demnach ebenso gut den Chemismus zum Ausgangspunkt für die Erklärung der „Lebenskraft“ wählen, weil sich alle chemischen Processe durch das ausnahmslose Auftreten von Wärme im steigenden oder fallenden Sinne nach Robert von Mayer unwiderleglich als Bewegung verrathen.

Dafern ein solcher chemischer Process, eine solche Vereinigung von Stoffen, zwischen erheblicheren Mengen mit besonderer Heftigkeit, d. h. unter Erhöhung der Wärme zur Licht- und Feuererscheinung, vor sich geht, so nennt man den chemischen Vereinigungsprocess nach allgemeiner Uebereinkunft eine „Verbrennung“; wenn es sich aber um kleinere Quantitäten oder bei

grösseren Mengen um Zerstreuung der chemischen Action über zahlreiche einzelne Punkte handelt, so kann von einer Wahrnehmung des leuchtenden Vorgangs durch unser Sehorgan keine Rede mehr sein, es bewendet vielmehr in solchem Falle bei der Erzeugung von Wärme, wennschon es im chemischen Sinne nach wie vor eine Verbrennung bleibt.

Das Charakteristische einer solchen Verbrennung von Substanzen, welche im Wesentlichen die elektro-positiven Materialien Kohlenstoff und Wasserstoff als verbrennbare Grundlagen enthalten, besteht in dem Hinzutritt von elektro-negativen Elementen, als da sind: Sauerstoff, Chlor, Schwefel, Stickstoff, Phosphor.

Wir dürfen demnach, wie das Chlor den metallischen Stoff Natrium zu einem nicht mehr verbrennlichen Aschenbestandtheil: Chlornatrium, umwandelt, und wie der Sauerstoff das metallische Eisen oder das metallische Calcium zu einer nicht weiter verbrennbaren Asche oder Erde macht, mit allem Fug auch die analogen aus Kohle und aus Wasserstoff entstehenden natürlichen Verbrennungsprodukte: Kohlensäure, Oxalsäure, Wasser, Wasserstoffsuperoxyd, Schwefelwasserstoff, Chlorwasserstoff u. s. w. im chemischen Sinne als Aschenprodukte bezeichnen, mit der Bedeutung, dass sie, im Fall ihrer Ansammlung in stärkerem Maasse, der lebhaften Verbrennung von Kohlenwasserstoff ein Hinderniss entgegenstellen.

Wenn nun unser waches Seelenleben im Hinblick auf Robert von Mayer nicht anders erklärt werden kann, als dass das Maass unserer geleisteten Nerventhätigkeit in einer bestimmten Summe von Verbrennungsprodukten, mit denen der Blutstrom sich beladet, zum Ausdruck kommen muss, so benöthigen wir durchaus nichts weiter als diese Erwägung, um als Gegensatz zum wachen Zustand unsere Ermüdung und unser Schlafbedürfniss zu verstehen.

Die Veranlassung der nachlassenden Nerventhätigkeit kann aber nur darin liegen, dass die Nervenendigungen von einem Blutstrom umspült werden, der mit den Aschenprodukten der Tagescampagne beladen ist, so dass ein lebhafteres Verbrennen unseres Nervenöls Lecithin, welches, wie sich aus seiner Formel $C_{42}H_{84}NPO_9$ ergiebt, im Wesentlichen aus Kohlenwasserstoff besteht, nicht mehr angängig ist.

Ausserdem bleibt zu erwägen, dass, wenn die Leistungen des

Nervenöls, entsprechend dem Gesetz von der Umwandlung der Kraft, nothgedrungen mit seiner chemischen Bethätigung, d. h. mit seiner Verbrennung identisch sind, seine periodische Erneuerung die Bedingung unseres Weiterlebens bilden muss, also, dass die Ansammlung von Kohlensäure im Blut auf der einen Seite und der Abgang von Lecithin in den Nervenendigungen andererseits, indem sie mit einander parallel gehen, gemeinschaftlich die Abnahme unserer Leistungsfähigkeit, d. h. den Zustand von Ermüdung und Schläfrigkeit herbeiführen.

Das Herabsinken der Pulsfrequenz, der Respiration und der Körperwärme beweisen ja nach dem Mayer'schen Lehrsatz mit aller Gewissheit eine verringerte Verbrennungsthätigkeit.

Da nun ferner, nach einer für Jeden sehr leicht ausführbaren Beobachtung an Schlafenden, die Exspiration derselben im Anfang des Schlafs weitaus kräftiger stattfindet als die Inspiration, auch die Luft eines geschlossenen Schlafzimmers am Morgen sich jedem Eintretenden, selbst ohne kunstreiche chemische Prüfung, erheblich viel schlechter präsentirt als die Luft in einem den Tag hindurch geschlossen gehaltenen und einen gleichen Zeitraum hindurch unausgesetzt von demselben Individuum bewohnten Zimmers, so nehme ich keinen Anstand, das Wesen des natürlichen Schlafzustandes als ein dreifaches zu definiren, nämlich als:

1. Herabgeminderte Verbrennung von Nervenöl (Lecithin);
2. überwiegenderes Abblasen von Kohlensäure, Wasser u. s. w.;
3. Neuerzeugung von Nervenöl, bedingt durch Abtrennung von Kohlensäure, Wasser, Schwefelwasserstoff, Ammoniak, Kochsalz u. s. w. aus dem Bluteiweiss vermöge des die Nerven umspülenden und ernährenden Lymphgefässsystems. — Dieser letztere Umstand leuchtet uns ein, sobald wir die chemische Formel des Lecithin, $C_{42}H_{84}NPO_9$, mit der Formel des Bluteiweiss, $C_{144}H_{112}O_{44}N_{18}S_2$, in Vergleich stellen.

Ist nun unsere Aufstellung, dass die Ansammlung von unverbrennlicher Asche, wie Kohlensäure und Wasser, indem sich dieselbe über die Nervenendigungen lagert, in mechanischer Weise die Brennfähigkeit des Nervenöls herabmindert und auf diese Weise den natürlichen Schlaf herbeiführt, eine richtige, so muss sich ihre

Richtigkeit auch dadurch erweisen lassen, dass irgend welche anders geartete Asche, mit welcher wir die Nervenendigungen bedecken und gegen den Zutritt von Sauerstoff schützen, dasselbe Resultat: Ermüdung und Schläfrigkeit herbeiführt; und dies ist in der That der Fall. Wir besitzen eine ziemliche Anzahl von Aschenarten, mittelst deren wir den Zutritt von Sauerstoff zu den Nervenendigungen mehr oder weniger vollständig absperren können, so dass wir nach Belieben vorübergehenden künstlichen Schlaf oder selbst Todesschlaf zu bewirken im Stande sind.

Da ist zuerst die Kohlensäure. In einem Raum, der bloss Kohlensäure und keine andere Luft enthält, müssen wir einschlafen.

Demnächst das Kohlenoxyd. Da dasselbe nicht nur keinen Sauerstoff abgiebt, sondern im Gegentheil Sauerstoff verzehrt, so ist das Einathmen von Kohlenoxyd ein überaus sicheres Mittel zum Einschlafen.

Noch rascher wirkt die geschwefelte Asche des Wasserstoffs, der Schwefelwasserstoff, denn hierin haben wir zwei Substanzen, welche Sauerstoff absorbiren. Ebenso ist es mit der gephosphorten Asche des Wasserstoffs, mit dem Phosphorwasserstoff. Jene Arbeiter, die in Kloaken hinabsteigen, die keinen Abfluss haben, sind in einer Lage, als hätte sie der Schlafgott persönlich mit seinem Zauberstab berührt. Ihr Einschlafen ist ein so unmittelbares und vollständiges, dass es kein Erwachen mehr daraus giebt. Ihr Lebenslicht wird vollständig ausgelöscht.

Mit dem Kohlenoxyd ungefähr in gleichem Rang steht der Kohlenstickstoff oder das Cyan. Wenige Minuten reichen hin, um die Lebensflamme des Nervenöls durch Einathmung des stechend riechenden Cyangases zu verlöschen.

Auch der Wasserstoff-Stickstoff, das Ammoniak, ist eine Aschenart, welche den Zutritt von Sauerstoff zum Lungennerv wie vermittelst einer festen Wand absperrt und das Athemcentrum zum Stillstand zwingt. Das Einathmen von Ammoniakgas, dieser Stickstoffverbindung des Wasserstoffs, ist fast so sicher in seiner Wirkung wie die Stickstoffverbindung des Kohlenstoffs: Cyan, oder wie die Stickstoffverbindung des Kohlenwasserstoffs: Blausäure.

Die gechlorte Asche des Kohlenwasserstoffs, das Chloro-

form, durch dessen Dampf wir Schlaf und Todesschlaf zu erzeugen vermögen, soll ebenfalls nicht unerwähnt bleiben.

Wie steht es nun aber mit Morphium und Opium? — Ach, das sind prächtige Staatszeugen für unsere Deduction. Diese beiden Substanzen haben sich zwar nicht übel verkleidet, aber die analytische Waage hat sie als alte Bekannte unseres Verbrecheralbums decouvrirt, es sind zusammengesetzte Kohlenoxyde. Denn der Schlafstoff Morphium, $C_{17}O_3H_{19}N$, enthält den Schlafstoff Kohlenoxyd nicht weniger als 3 Mal, da sich 2 Mal Kohlenoxyd-Benzol (Benzaldehyd) und 1 Mal Kohlenoxyd-Aethylen mit Ammoniak darin vereinigt finden, lauter sauerstoffabsperrende Materialien.

Noch schlimmer steht es mit dem Opium. In diesem befindet sich das Morphium an Meconsäure gebunden, und die Meconsäure $C_7H_4O_7$ enthält nicht weniger als 5 Aequivalente Kohlenoxyd an Kohlensäure und Leuchtgas (kohlensaures Leuchtgas = Essigsäure) gebunden, so dass im meconsauren Opium 8 Mal Kohlenoxyd und 1 Mal Kohlensäure neben Benzol, Aethylen und Leuchtgas zusammenstehen und 2 Gran Opium reichlich einem Viertel-Liter Kohlenoxyddampf entsprechen.

Wenn daher die Endigungen des sympathischen Nervs im Darmkanal mit Opium in Berührung gebracht werden, so verstehen wir gut genug in Fällen von Diarrhöe die absichtlich herbeigeführte Hemmung der peristaltischen Darmbewegung als eine dosirte Kohlenoxydvergiftung.

Und wenn wir im Falle von Husten die Wurzelspitzen des herumschweifenden Nervs vom Magen aus mit Morphium bedecken, so verstehen wir das Aufhören des durch Morphium beseitigten Hustens wiederum als eine medicinale Kohlenoxydvergiftung und den Wiedereintritt des Hustens, nach Einathmung von hinreichender Luft im Lauf des Tages, als die glückliche Beseitigung der Vergiftungserscheinungen.

Ferner, weil die Schlafstoffe Morphium und Opium nur eine besondere Art, nämlich fixes Kohlenoxyd darstellen, so erweist sich die Betäubung der Opiumraucher als eine unnützerweise kostspielige Kohlenoxydathmung. Sie würden das gleiche Resultat durch Einathmen einer über der pneumatischen Wanne aufgefangenen, abgemessenen Quantität Kohlenoxydgas nach Analogie des Stickstoffoxyduls erzielen können.

Wie weit ist es denn nun aber noch von hier ab bis zu dem Punkte, dass wir die abgeschafften Berliner Ofenklappen als schätzbares Material in den Arzneischatz aufnehmen???

Bevor wir uns jedoch zu diesem Schritt entschliessen, scheint es gut, uns das Kohlenoxyd noch etwas genauer zu betrachten.

Die bisherige Chemie behauptete, dass sich das Kohlenoxyd mit dem Hämoglobin unseres Blutes zu einer Verbindung vereinige, welche sich unfähig zur Sauerstoffaufnahme erweise. Ganz das Gleiche sei mit dem Kohlenimid, der sogenannten Blausäure, der Fall.

Diese Thatsachen sind richtig, aber sie enthalten keine Erklärung. Die wahre Erklärung liegt darin, dass sich das Kohlenoxyd mit der Ammoniakgrundlage des Bluteiweiss bei der Körpertemperatur zu Blausäure und Wasser umsetzt, nach der einfachen chemischen Formel: $CO + NHHH = CNH + HHO$. Es ist daher ziemlich gleichgültig, ob wir Kohlenoxyd athmen und daraus Blausäure bilden oder ob wir sogleich direct Blausäure geniessen; das Endresultat ist dasselbe, insofern als sich die Blausäure mit dem organisch gebundenen magnetischen Eisenoxyduloxyd des Bluteiweiss (oder Hämoglobins) in mineralisches, unmagnetisches Eisencyanürcyanid (Berlinerblau) umwandelt, welches von den elektrischen Nervenspitzen nicht mehr herbeigezogen wird, so dass unsere Blutmasse aufhören muss zu fliessen. Die blauschwarze Färbung des Blutes nach Vergiftungen mit Blausäure ist bekanntlich charakteristisch; und wir verstehen vollkommen, wie ein nicht mehr fliessendes Blut auch keinen Sauerstoff zu den Nervenspitzen bringen kann, so dass die Verbrennung unseres Nervenöls aufhören muss und unsere Lebensflamme schnell verlöscht.

Indessen genug vom Schlaf und vom Tode; wir wollen uns dem freundlicheren Bilde des Lebens zuwenden.

Wie oben durch die chemische Formel erläutert ist, so entsteht Blausäure durch einfaches Zusammentreten von Kohlenoxyd und Ammoniak, also dass, um in unserem Blut Blausäure zu erzeugen, zwei Factoren nöthig sind.

Wir sollten deshalb meinen, dass wir uns bloss vor Morphium und Kohlenoxyd in Acht zu nehmen brauchen, um gegen Abkürzung unseres Lebensfadens durch Blausäure gesichert zu sein; allein dies reicht leider nicht aus, weil wir einen starken Vorrath

von Kohlenoxyd in Verbindung mit Wasser unter der Form von Ameisensäure in unserem Blutstrom völlig normal bei uns beherbergen.

Nun erweisen einfache chemische Experimente, dass, wenn Ameisensäure und Ammoniak zusammentreten, schon bei der Temperatur des Blutes ihre Zerlegung in Wasser und Blausäure stattfinden muss, so dass kleine Mengen Ammoniak, die allmählich im Blute frei werden, jenes eigenthümliche Aussehen der Patienten bewirken, welches die Medicin mit gutem Recht als Cyanose bezeichnet, weil es mit Cyan resp. mit Blausäure in thatsächlichem Zusammenhang steht, und, da beständig Wasseransammlung in den Gewebsmaschen nebenhergeht, nicht einfacher als durch Zersetzung von ameisensaurem Ammoniak erklärt werden kann.

Eine solche rapide Cyanose tritt namentlich im Fall von Cholera ein; es handelt sich dabei um beschleunigte Entwässerung des Bluteiweiss, welches vermöge seines Zuckergehalts die Elemente der Ameisensäure reichlich genug neben Ammoniak gebunden enthält.

Wenn wir nun wissen, dass Cyanose immer nur aus Blausäure hervorgehen kann, und dass die Blausäure stets und ständig, dafern sie nicht direct eingeführt wird, die Zusammenwirkung von Kohlenoxyd oder Ameisensäure mit Ammoniak voraussetzt, so giebt es auch ein sicheres Mittel, um die Cyanose zu heilen, gleichviel ob sie aus Morphiumgenuss oder aus ammoniakalischer Blutzersetzung ihre Entstehung nimmt.

Dieses Mittel besteht in dem naturgemässen Gegengift gegen Blausäure, welches wir in der Substanz des Hämoglobin bei uns tragen, es heisst: Eisenoxyduloxyd. Da einzelne Individuen an diesem, die Lebendigkeit des Blutstroms bedingenden, Material Mangel leiden, so muss es ihnen als Nahrungsmittel beigebracht werden, z. B. in Form von Rindfleisch, welches ansehnliche Mengen von Eisenoxyduloxyd enthält, gleich dem Menschenfleisch, welches im Fall von Vernachlässigung im Secirsaal durch ammoniakalische Zersetzung bald genug schwarzblau wird.

Es kann aber Gefahr im Verzuge sein, wie bei infectiösen Krankheiten, wo eine rapide ammoniakalische Blutzersetzung Platz greift. In solchem Falle hat man zwei Feinde zugleich zu bekämpfen, nämlich das Ammoniak und die Blausäure. Da nun die

natürlichen Säuren unseres normalen Blutes aus Ameisensäure und Essigsäure bestehen, und da das natürliche Gegengift unseres Blutes gegen Blausäure aus Eisenoxyduloxyd besteht, so müsste sich die Verbindung dieser Gegengifte in Gestalt von ameisen-essigsaurem Eisenoxyduloxyd als ein sicheres Heilmittel gegen die Morphiumsucht und gegen Blutzersetzung bewähren. Und diese theoretische Erwägung feiert in der That seit etwa zwei Jahren praktische Erfolge.

XV.

Die Pestepidemien im Fürstbisthume Basel.

Von

Dr. **Schenker** in Pruntrut (Schweiz).

Was unsere engere Heimath, den bernischen Jura oder das ehemalige souveräne Fürstbisthum Basel, betrifft, so möge es mir erlaubt sein, ehe ich die Verhältnisse dieser Gegend auseinandersetze, zur Orientirung einige historische Notizen vorauszuschicken. Es ist bekannt, dass das Fürstbisthum Basel sich vor der Reformation von Basel bis Neuenstadt am Bielersee erstreckte mit Basel als Haupt- und Residenzstadt, obwohl die Bürger von Basel in steter Fehde mit ihrem Bischof lagen. Als dann Basel die Reformation annahm und sich von den Fürstbischöfen, die zugleich Fürsten des heiligen römischen Reichs waren, gänzlich befreite, wählten die letztern Pruntrut als Residenz und das Fürstbisthum bestand aus folgenden Vogteien: 1) Die Ajoie mit Pruntrut; 2) Delémont, Delsberg, mit dem gleichgenannten Thale; 3) die Freiberge mit St. Légier als Hauptort; 4) St. Ursanne; 5) Zwingen und Laufen; 6) Moutier-Grandval sammt dem Münster- und Dachsfeldenthal, dessen Bewohner mit der Stadt Bern in Bürgerrecht standen; 7) Erguel mit Courtelary als Hauptort und dem St. Immerthal; 8) Biel, das mit Bern und Solothurn in Bürgerrecht stand und sich von dem Bischof im Lauf der Zeiten mehr und mehr unabhängig machte; 9) Neuenstadt; 10) Arlesheim und Reissach mit Schloss Birseck als Sitz des Vogtes; 11) Pfeffingen mit Aesch, Tuggingen, Grellingen; 12) Schliengen. Der Fürstbischof herrschte über das Land als souveräner weltlicher Fürst, mit Ausnahme von Biel, das sich beinahe unabhängig zu machen wusste, während das Fürstbisthum in geistlicher Hinsicht unter

dem Erzbischof von Besançon stand, so dass der geistliche Landesherr im eigenen Lande in kirchlichen Angelegenheiten eigentlich Nichts zu sagen und keine bischöflichen Functionen auszuüben hatte, die nicht auf Befehl des Erzbischofs angeordnet waren. Nach der französischen Revolution kam der grösste Theil des Bisthums an Frankreich und nach dem Sturze Napoleons I. wurde es zerstückelt, und erhielt Bern am Wiener Kongress den Löwenantheil, Baselstadt einige Vogteien, die dann später an Baselland fielen (Pfeffingen, Aesch, Arlesheim, Birseck), und das Grossherzogthum Baden die Vogtei Schliengen.

Zwischen Bern und die Eidgenossenschaft einerseits, Frankreich und Deutschland andrerseits mitten hineingepresst, hatte sich das Fürstbisthum oft genug allen möglichen Ansprüchen von Seiten der mächtigern Nachbarn zu erwehren und stand deshalb in engerem Anschluss an Bern und die eidgenössischen Orte, beschickte auch die Tagsatzung, und hatte auf der andern Seite als Glied des heil. römischen Reichs Sitz und Stimme im deutschen Reichstag. Als souveräner weltlicher Fürst hatte der Bischof natürlich auch alle Maassnahmen in sanitätspolizeilicher Hinsicht in seinen Landen zu treffen und wir finden daher im alten fürstbischöflichen Archiv im Pruntruter Schloss eine Unmasse von Mandaten und Korrespondenzen, die Pest betreffend, auf welche Verordnungen wir etwas später zurückkommen werden.

Was nun genauere Daten der Pestepidemien im Fürstbisthum betrifft, so giebt das Archiv nicht viel Aufschluss und höchst sparsame Mittheilungen. Wir finden als Pestjahre in Pruntrut verzeichnet die Jahre 1468, 1469, 1491, besonders aber 1530, 1568, 1575, 1582, 1610, 1630, 1633, 1635, 1636, und während des 30jährigen Krieges, worunter das Bisthum unendlich zu leiden hatte, bei welchen Epidemien es sich aber wahrscheinlich eher um Typhus und andere Lagerseuchen als um eigentliche Pest handelte. Im Jahre 1633 wurde der obere Stadttheil von Pruntrut mit solcher Intensität von der Pest ergriffen, dass man dies Quartier gegenüber den andern Stadtquartieren verbarrikadirte und zur Erinnerung an diese schwere Zeit wurden bis zum Jahre 1792 alljährlich geistliche Processionen um jenen Stadttheil herum abgehalten.

Eine interessante Episode, die Pest von 1530 betreffend, aus

der kulturhistorisch so merkwürdigen Lebensbeschreibung des spätern Basler Schulrectors Thomas Plater, Vater des berühmten Felix, entnommen, können wir hier nicht übergehen. Thomas Plater erzählt in seiner hübschen, naiven Weise, wie er in Basel mit dem Leibarzt des Fürstbischofen von Basel, Dr. Epiphaneus zusammengetroffen, und ihm, aus Liebe zur Medicin, nach Pruntrut als Diener oder Famulus folgte. Dr. Epiphaneus, von Venedig gebürtig, war Leibarzt des Herzogs von Baiern gewesen, musste aber aus München flüchten, da er dort mit einigen Künstlern an einem verbotenen Tage Fleisch gegessen und entkam mit Einigen, während die Zurückgebliebenen dieses Verbrechens halber geköpft wurden, nach Zürich, dann nach Basel und wurde vom Fürstbischof Philipp von Gundelsheim zum Leibarzt angenommen.

Nun starb ein Kind von Thomas Plater in Pruntrut an der Pest und sein Herr, Dr. Epiphaneus, befahl ihm, seine Frau von Pruntrut wegzuführen, da die Gattin des Leibarztes die Mutter des verstorbenen Kindes sehr erschreckt sah und fürchtete, der Schrecken derselben könnte auch auf sie einwirken und so die Pest herbeiführen. Plater geleitete also seine Frau nach Zürich und fand nach seiner Rückkehr die Frau des Arztes pestkrank, seinen Herrn selbst aus Furcht vor Ansteckung Tag und Nacht betrunken. Epiphaneus verliess in Gesellschaft Platers sein krankes Weib, um sich nach Delsberg zum Bischof, der auch geflüchtet war, zu begeben, wurde aber unterwegs krank und gelangte schwer krank nach Delsberg, wo ihn der Bischof, als er sich über das Geschehene erkundigt hatte, nicht behalten wollte, sondern nach Münster bringen liess. Tags vorher hatte aber Epiphaneus, da er sich sterbend glaubte, seinen Famulus nach Pruntrut zurückgeschickt mit der Meldung an seine Frau, er sei todtkrank, und wenn sie ihn noch lebend sehen wolle, solle sie ihn schleunigst in Delsberg besuchen. Letztere wollte aber darauf nicht eingehen. „Der schelm, sprach sy, dut wie alle walchen (Wälschen); er ist in minen nötten von mir geliffen; ich will und kan noch mag nit zu im, es gange im recht wie Gott will.“ Mit diesem Bescheid kehrte Plater solo nach Delsberg zurück, wo er also seinen Herrn, der unterdessen auf Befehl des Bischofs hinweggebracht worden, nicht mehr traf, fand ihn aber in Münster, an welchem Ort er ihm kaum ein Unterkommen verschaffen konnte; nicht einmal einen Schweinestall zum

Sterben wollten ihm die Bauern gewähren. Endlich nahm sich eine Wittwe des schönen vornehmen Herrn an, bereitete ihm ein Lager in ihrem Haus, wo er am nämlichen Tage starb und zu Münster begraben ward. Seine Frau, die genesen war, kam, nachdem sie ihres Mannes Tod vernommen, zu Plater nach Basel, um ihn zu bitten, da Epiphaneus gar nichts hinterlassen und Plater das einzig Werthvolle, das Arzneibuch, an sich genommen, um es zu copiren: „er sollt ir nur die Purgatz gonnen mit den Rossulinen, damit wyste sie sich zu erneren"; sie bat also nur um die Copie eines Receptes, damit sie sich ihren Lebensunterhalt verschaffen wollte. Nachdem Plater das Buch copirt, überliess er es den zahlreichen Gläubigern seines Herrn an Geldesstatt.

Diese hübsche Erzählung Thomas Platers ist besonders deshalb merkwürdig, weil sie zeigt, dass auch bei den gebildeten, vornehmen Ständen in Pestzeiten alle Bande der Familie sich lösten und der krasseste Egoismus nackt zu Tage trat. Wenn die Furcht vor der Pest sogar Aerzte in dem Maasse ergriff, dass sie selbst, um sich zu retten, die eigene Frau hülflos zurückliessen, wie muss es dann bei andern Ständen ausgesehen haben!

Aus dem Jahre 1568 finden wir ein Schreiben des Bischofs Melchior, datirt aus Schloss Delsberg, dem gewöhnlichen Zufluchtsorte der Bischöfe in Pestzeiten, an den Bürgermeister von Pruntrut, worin erwähnt wird, dass bis dato 10 oder mehr Personen an der Pestilenz in Pruntrut erkrankt seien, und ausserhalb der Stadt in das Siechenhaus, den alten Spitel, das als Absonderungshaus galt, transportirt wurden. Aus dem Jahre 1575 erlässt der nämliche Bischof ein Schreiben an Bürgermeister und Rath der Stadt Basel, in dem er anzeigt, dass die Pest in und um Pruntrut herrsche und sie bittet, den Jahrmarkt, der in Pruntrut abgehalten werden sollte, bei ihrer Bürgerschaft zu widerrufen.

Aus dem Jahre 1582 liegen verschiedene lateinisch geschriebene Briefe des Bischofs Jacob Christof von Blarer vor, welche er theils an den Erzbischof von Besançon, theils an den Bürgermeister von Pruntrut, theils an den Stadtpfarrer dieser Stadt richtet; in einem der Schreiben wird von 50 Todten innerhalb kurzer Zeit gesprochen. Der Bürgermeister von Pruntrut hatte sich bei dem Bischof beschwert, dass die Geistlichkeit ihre Pflicht nicht thue, *indem sie* nicht zu den Pestkranken gehe, denselben die Sakra-

mente nicht verabreiche und dabei besonders den Stadtpfarrer von Pruntrut, Basuel, denuncirt.

Bischof Jacob Christof, der thatkräftigste und energischste in der langen Reihe der Fürsten und derjenige, der auch verhinderte, dass Pruntrut, das Delsberger- und Laufenthal zur Reformation übertraten, wie sie grosses Gelüste hatten, richtet nun folgenden Brief an den schuldigen Pfarrer, der in wörtlicher Uebersetzung folgendermassen lautet:

„Wir haben erfahren, und zwar nicht ohne grosse Bekümmerniss, dass du zugleich mit deinem Vikar in dieser gefährlichen Contagionszeit in den Mauern von Pruntrut, dessen Seelsorge dir übergeben ist, die heilsamen Sakramente und besonders das hl. Viaticum aus schrecklicher Furcht vor dem Tode nicht spenden willst, was bewies, dass du wahrhaft kein Hirte, sondern ein Schweiger, schlimmer als ein flüchtiger Dienstknecht bist, der, wenn die Sachen gut verlaufen, alle Vortheile geniesst, in schlimmen Zeiten aber das, was seines Amtes ist, nicht leisten will.

Wir befehlen also, dass du und dein Vikar alle und einzelne an der Pest erkrankte besuchest und denselben die Sakramente der Kirche nach herkömmlicher Weise ertheilest, damit keine fernere Klage zu uns dringe. Wir werden dafür sorgen, dass dir die schuldigen und vom Recht vorgesehenen Strafen von den Obern und uns auferlegt werden. Damit übrigens nicht bis jetzt gesunde Menschen Furcht vor deiner Gegenwart befällt, befehlen wir dir, dass du dich in deinem Hause aufhaltest, dass du schnell einer Berufung folgest und nicht öffentlich zum Zeitvertreib herumlaufest.

Und damit dir aus diesem Grunde zur nothwendigen Aufrechterhaltung nichts abgehe, haben wir den Vorgesetzten dieser Stadt geschrieben, dass sie sich nach vorgeschriebener Weise sorgen. Indem du diesem Befehl schnell gehorchst, wirst du mich befriedigen."

Das ist ein scharf gepfefferter Hirtenbrief, der gewiss hätte den gewünschten Eindruck machen sollen; der Pfarrer gehorchte aber dem Befehl nicht, auch nicht einem zweiten noch dringenderem Schreiben des Bischofs, sondern schickte seinen Vikar zu den Kranken, welcher dann auch der Pest erlag; darauf erfolgte die Klage des Bischofs an seinen geistlichen Obern, den Erzbischof von Besançon und der renitente Pfarrer wurde abgesetzt. Es scheint übrigens, nach dieser Correspondenz zu urtheilen, dass auch die Pfarrer der benachbarten Dörfer, welche von der Pest heimgesucht waren, ihre Seelsorge sehr leicht nahmen und die Kranken nicht besuchten, weshalb Bischof Jacob Christof in einem andern Schreiben an den Bürgermeister von Pruntrut denselben in dieser Beziehung zu genauer Aufsicht ermahnt. Folgendes Schreiben des Fürsten an den Bürgermeister zeigt seine landesväterliche Fürsorge:

„Es kommt zu unserer Kenntniss, dass sich Bürgermeister und Rath sammt ganzer Bürgerschaft unserer Stadt Pruntrut höchlichst beklagen, dass man draussen (in den Dörfern) ihnen etwas zuzuführen verboten und dieses

Verbot wieder erneuert habe; es ist uns aber nicht zuwider, dass unsere Unterthanen auf dem Land Jenen (den Stadtleuten) alle Nothdurft mit Ordnung zuführen, doch dass sie nicht in die Stadt ziehen, und dass, wenn sie mit Jenen in der Stadt handeln und feilschen, sie weit von ihnen wegstehen, damit die Bauern nichts von der Seuche erben und solch gefährliche Krankheit sich nicht ausbreite."

Auch später noch ist die stete Klage der Bewohner von Pruntrut, dass zu den Zeiten, als die Pest in der Stadt herrschte, besonders auch im Jahr 1610, die Landleute aus Furcht vor Ansteckung keine Nahrung zuführen wollen, so dass es immer neuer Erlasse der Bischöfe bedarf, damit sich nicht in der Stadt zum Schrecken der Seuche noch Hungersnoth geselle.

In einem Schreiben, datirt vom 12. November 1610 (wieder von Delsberg aus), zeigt sich Bischof Wilhelm, der Nachfolger von Christof von Blarer, sehr entrüstet, dass er vernehmen musste, wie sie in den Dörfern draussen keinen Bürger von Pruntrut, der etwas Nahrungsmittel kaufen will, einlassen, dass sie dieselben sogar mit Steinen bewerfen, so dass die Bürger fast Hungers sterben müssten; er fährt fort:

„Deshalb will er mandiren und befehlen, dass Ihr Eure erhärtete Herzen in christlich mitleidige Gemüther verändert, und, obschon Ihr nicht in die Stadt selbst kommen sollet, ihnen doch die Nothwendigkeit an Früchten, Weinen, Holz, Salz und andern Victualien von Weitem gegen billige Bezahlung zuführen sollt. Wir gebieten und verbieten auch hiemit, dass Niemand aus unsern Dörfern und Flecken unserer Herrschaft Pruntrut ausserhalb dieser Herrschaft Nichts von dem Nothwendigen fortführen, veräussern noch verkaufen solle."

In einem spätern Schreiben ordnet er an, dass die Landleute ihre Produkte auf die Matten vor den Thoren in einer gewissen Distanz von der Stadt führen und den Bürgern von Weitem zurufen sollen, wie viel Jedes koste, auf dass dann die Bürger ihnen das Geld zuzuwerfen und die Waaren nach Abzug der Bauern abzuholen hätten; ein ziemlich schwieriges Handelsgeschäft, das sich auf Distanz mit grossem Geschrei abwickeln sollte.

Aus dem Jahr 1610, dem stärksten Pestjahr für Pruntrut (auch für Basel), sind viele Briefe des Bischofs an Bürgermeister und Rath von Pruntrut vorhanden, in denen er, der schlimmen Zeiten wegen, Rath und Aufmunterung spendet. Am 4. November schreibt er von Delsberg aus dem Bürgermeister, letzterer solle sich wegen ausgebrochener Pest nicht fürchten, solle gute Ordnung halten, die Armen unterstützen, damit sie nicht Hungers sterben, und ja nicht selbst ausreissen. Er, der Bischof, sei nicht seiner eigenen

Person wegen der Stadt Pruntrut und der Pest entflohen, sondern, weil er sich dem allgemeinen Besten erhalten müsse. Ferner behauptet er, nicht „der Luft“ sei in Pruntrut inficirt, sondern die Pest komme daher, dass Leute von Pruntrut in Basel gewesen, welche dann die Pest von dort nach Pruntrut verschleppt hätten, „wie ein nahes Feuer das eigene Haus ergreift, das durch gute Ordnung, Separation und Zuschlagung der verdächtigen Häuser verhütet werden könne.“ Der Bischof macht also einen Unterschied zwischen Ansteckung oder persönlicher Uebertragung und Infection durch die vergiftete Luft, welch letztere natürlich als viel gefährlicher angesehen wurde.

Interessant und für die damalige Anschauung bezeichnend ist die Antwort von Bürgermeister und Rath auf das bischöfliche Schreiben:

„Obwohl Etliche aus der Stadt zur Veränderung der Luft entwichen sind, ist doch die Gefahr und das Entsetzen unter uns nicht so gross, wie das gemeine Geschrei von uns ausbreitet, weil der Luft allhie gar gut und nicht inficirt ist; die fama aber lässt sich gemeiniglich anfangs viel höher verlauten, so dass oft der Schaden gross ist. Die Einreissung dieser Sucht kommt allein daher, dass man sich anfangs keiner Pest „befahret“, sonderlich aber deshalb, dass der Buchbinder selig an der Stadt Pforten den Eid erstattet, dass er nicht zu Basel gewesen sei.“ — Er hatte also einen falschen Eid geschworen, um eingelassen zu werden. — „Sonst gewöhnen sich die Leute daran, nicht mehr mit einander sich zu vermischen (zu verkehren). Die bestellte Ordnung belangend, hat man medicos und sonstige Leute den Kranken, die Hülfe und Rath suchen, bestellt, und den Armen, die kein Vermögen haben, wird das Nothdürftige gereicht. Sobald der Eine oder Andere der Contagion verdächtig worden, werden sie in ihre Häuser gesperrt, Andere aber, die krank werden, ziehen gutwillig lieber aus der Stadt, welchen man zu ihren Wohnungen Hütten oder casas aufrichtet und ihnen kein Mangel gelassen wird.“

Die Seuche dauerte noch in das Jahr 1611 hinüber, allein der Bischof wollte in seine Residenz zurückkehren und giebt vor seiner Rückkehr der Bürgerschaft von Pruntrut noch Verhaltungsmaassregeln:

„nemlich dass Ihr Jemand, so vor Andern beherzt, in die inficirten Häuser mit Wachholderrauch und anderer guten Vorsehung schicket, welcher die Häuser von Unten bis Oben oder von Oben bis Unten wohl ausfegen, putzen und säubern, auch die gefundenen Sordes und Unsauberkeiten zusammt der Verstorbenen Kleider und Leinlachen, so sie in der Krankheit gebraucht, verbrennen, die Bett aber und andere Sachen, so man nicht gern verbrennt, von Federn, Flaumen sauber auskehren und sowohl die Federn als auch die Federbett und Kissziehen erstlich mit kaltem Wasser begiessen und die Federn wieder an der Luft trocknen, sodann die Bettziehen, Leinlachen und dergleichen mit einer scharfen, hitzigen Lauge wieder ausbauchen, abwaschen und wohl trocken lassen wollen. Oder ob wohl mit dem Herrn Vergier noch zu handeln wäre, dass er seine Behausung vor der Stadt, darin der Buchdrucker

wohnt, bewilligt und die inficirten Leute darin mit aller Nothdurft, welche ihnen ohne das von Euch in der Stadt subministrirt wird, gethan würden, und dass Ihr sonstige Sachen, so gut Ihr könnet, zuthuet, d. h. Hilf und Ordnung Eurer bestellten Arznei, Doctoren und Barbierer."

Schon am 26. Januar 1611 konnte der Fürst dem Pater Rector des Jesuitencollegiums in Pruntrut auf dessen Ansuchen erlauben, auf den 1. März die Schulen wieder zu eröffnen und der fürstliche Herr selbst kehrte zwischen dem 22. und 25. Februar nach Pruntrut zurück. Nachdem die Pest aus den engern fürstbischöflichen Staaten zurückgewichen, suchte sie im Juni desselben Jahres Biel heim, so dass der Bischof an den Rath letzterer Stadt folgende Verhaltungsmaassregeln giebt: „Wie auch nächst diesem (die Anrufung der göttlichen Gnade) ist die Einschliessung der Personen und Versperrung der inficirten Häuser sehr von Nöthen. Item wo noch wenig Häuser davon eingenommen, dieselben Leute von die Stadt in ein bequemlich Ort zu schaffen und ihnen alles Nothwendige zu gewähren. Dannenhero die „Zusammenwandlung", wie an etlichen Orten mit höchstem Schaden und Verlust fürnehmer Häupter und anderer Personen verspürt worden, als ganz hochschädlich vor allen Dingen zu meiden, nicht darum, dass diejenigen, so die Krankheit angestossen, gar zu verlassen seien, sondern denselben sollen ehrbare Leute neben den Ihrigen zu gebührlicher Abwartung und Consolation bestellt und sonsten alle andere Nothdurft zugeordnet werden. Die Andern aber, so noch gesund, sollen sich nicht muthwillig in Gefahr begeben, da weder Gott noch die Liebe des Nächsten Solches erfordern. Derowegen und diesem Allen nach ist unsere gnedige Meinung, Ihr werdet Euch solche Mittel, welche zur Abkürzung dieses Uebels diensam und bequemlich sind, zu gebrauchen nicht unterlassen und das Zusammenleben der Gesunden und Inficirten so viel wie möglich verhindern und denjenigen, welche vor Furcht und Schrecken nicht sicher in der Stadt zu sein vermeinen, sondern eine Zeit lang aus- und an einen sichern Ort zu ziehen begehren, solches nit verbieten."

Am 27. Oktober erlässt der Bischof folgendes Schreiben an den Vogt zu St. Ursanne:

„Wir haben uns des jetzt vorstehenden Jahrmarkts und dann auch ferner erinnert, welchergestalten nicht allein die abscheuliche Sucht der Pestilenz leider fast aller Orten einreisst, sondern dass auch diejenigen, so aus inficirten Orten kommen, ganz ungescheut sich unter die Gesunden, sonderlich aber bei dergleichen Jahrmärkten mischen können. Damit nun diesorts gute Ordnung, die bei dergleichen beschwerlichen Zeiten wohl zu haben, nicht

ermangle, also geht darauf unser ernstlicher Befehl, dass du gleich im Angesicht dieses Schreibens solche Anstalten bei dir zu St. Ursitz machen und verfügen sollst, damit nicht allein bei diesem Jahrmarkt an allen Thoren gute, fleissige Wache gehalten, sondern auch und so lange sich solche Sterbensläuffe einstellen werden, gedachte Wacht continuirt und Niemand, es seie gleich wer wolle, von sterbenden Orten eingelassen werde."

Man sieht aus diesem Schreiben, auf wie schwachen Füssen anno 1611 noch die Sanitätspolizei stand, dass, obwohl die Pest rechts und links in den Ortschaften um St. Ursitz wüthete, — der Bischof schreibt, „dass sie aller Orten einreisst" — der Jahrmarkt nicht aufgehoben wurde, sondern nur Wachen an den Thoren aufzustellen waren, die wenig genützt haben werden.

Im Jahr 1629 und 1630 riss die Pest in Basel wieder ein, davon uns ein Schreiben von Bürgermeister und Rath der Stadt Kenntniss giebt:

„wassmassen der allgerechte Gott um unsrer vielfachen Sünden und Missethaten willen diese unsere Stadt mit der leidigen pestilenzischen Sucht nun eine Zeit her abermalen ernstlich heimgesucht habe, ist Ihro Gnaden unverborgen. Demnach aber Er, der Allmächtige, erwähnte Sucht wiederum dergestalt gemildert, dass wir schon seit etlichen Wochen sehr wenig verspüren und jetzt seit 14 Tagen gar Niemand mehr daran verstorben, also wir nunmehr aus seiner göttlichen Gnade guten, reinen und gesunden Luft wiederum geniessen: also haben wir nicht umhin können, Eure fürstliche Gnaden dessen hiemit wohlmeinend zu berichten, daneben dienstnachbarlich zu ersuchen, dass bei so bethanen Sachen die Ihnen angehörigen Unterthanen ihren Geschäften halber unsere Stadt ungescheut wiederum zu besuchen und wie vormals zu gebrauchen erlauben, nicht wenig sie unsrer aller Orten ungehindert passiren lassen zu wollen."

Die Seuche scheint nun abgenommen zu haben und einzelne Fälle nur hie und da aufgetreten zu sein, bis ein Schreiben des Bischofs Johann Heinrich aus Delsberg an die Stadt Pruntrut, vom 4. December 1635 datirt, das Auftreten der Pest in Pruntrut wieder anzeigt (der Fürst selbst war, wie gewöhnlich, nach Delsberg geflüchtet). „Uns ist in Wahrheit leid und das Bedauern nicht gering", schreibt er, „dass der Allmächtige seine Stadt Pruntrut und deren Einwohner dergestalt mit der leidigen Sucht heimgesucht, dass fast der meiste Theil durch schnellen Tod hinweggenommen." Er mahnt dann zur Separation der Kranken; trotzdem brach die Seuche im Jahr 1636 sogar in seinem Schloss in Pruntrut unter seinem Hofgesind aus. Ein Schreiben vom 12. Okt. 1636 befiehlt dem Landvogt von Birseck die Räumung des Schlosses Birseck wegen Einreissen der Pest und die Uebersiedlung des Vogtes nach Basel und von jetzt an fehlen Notizen über die Seuc bis zum Jahr 1667.

Schon im Jahr 1667 brach die Pest in Basel wieder aus, wie Bischof Johann Conrad den Vögten zu Birseck, Zwingen und Pfeffingen mittheilt, indem er ihnen zugleich befiehlt, einerseits ihren Unterthanen den Besuch von Basel zu verbieten, andrerseits pestverdächtige oder nur aus Basel kommende Personen zu examiniren und nöthigenfalls nicht auf bischöfliches territorium übertreten zu lassen.

Bürgermeister und Rath von Basel beschweren sich in einem ausführlichen amtlichen Schreiben vom 17. September 1667 über diese Maassregel beim Bischof, indem sie ausführen, dass in Basel und Umgegend die Seuche nicht so ausgebreitet sei wie die Sage gehe, die Luft sei rein. Zugegeben wird aber, dass während den Kriegszeiten geflüchtete Landleute die Pest in die Stadt gebracht, dass die Basler aber deshalb das freie Commertium mit auswärts nicht aufgehoben hätten. Sie bitten daher den Bischof um die Erlaubniss, dass ihre Waaren und Kaufleute, welche nicht mit seucheverdächtigen Orten und Personen in Berührung gekommen und Gesundheitsscheine vorweisen, durch bischöfliches Gebiet ziehen und die Einwohner bischöflicher, um Basel liegender Dörfer, die Stadt wieder betreten dürfen. Darauf antwortet der Bischof, er müsse wegen der Gefahr für sein Land sein Verbot aufrecht erhalten.

In einem weitern Schreiben vom 10. Oktober 1667 theilt Basel die Maassregeln mit, welche die Stadt der fremden Waaren wegen getroffen. Da die Güter von der Frankfurter Messe und allen Orten nach Basel geschickt und auf der Schützenmatte, einem gesunden Ort, wie in frühern Pestzeiten, verladen werden, ohne mit der Stadt selbst in Berührung zu kommen, da ferner die Weiterverschickung der Waaren von fremden Principalen rührig verlangt wird und da sie versichern können, dass nur solche Güter, welche von gesunden Orten kommen, verladen und ohne Berührung mit der Stadt weiterspedirt werden, zumal in gedachter Stadt bis auf Weiteres alle Spedition eingestellt worden, bitten sie den Bischof, den von ihrer Lagerstadt abgehenden und mit beglaubigten Gesundheitsscheinen versehenen Gütern Ein- und Durchgang durch sein Land zu gestatten.

Auch Mühlhausen beschwert sich beim Fürsten, dass er den Verkehr mit dieser Stadt untersagt, während doch gewiss keine Pest in ihren Mauern herrsche. Der Bischof aber ist auf Basels

Bitte nicht eingegangen, weshalb Bürgermeister und Rath sich am 19. Februar 1668 zum dritten Male an ihn wenden und ihn versichern, „dass solch Uebel bereits seit geraumer Zeit dergestalt abgenommen, dass von denen an der leidigen Sucht krank gelegenen Personen in den letzt verwichenen 8 Tagen nicht mehr denn 6 Personen gestorben, seither aber keine Person, die von frischem daran erkrankt, inmitten in das allhiesige Lazareth, dahin man bis dahin aus unsern beiden Städten die armen Kranken zu schaffen gepflegt, bei 18 Tagen gebracht worden seye.“ Bitten deshalb noch einmal um Oeffnung der bischöflichen Lande.

Unnützes Bemühen! Der Bischof scheint aus andern Quellen zu schöpfen, welche das Gegentheil behaupten und die Versicherungen des baslerischen Rathes als lügnerisch oder zu optimistisch dargestellt erscheinen lassen. Die Stadt Basel, welche in ihrem Handel so schwer bedroht ist und da eine der Haupthandelsstrassen durch das Bisthum führt, giebt nicht nach und sendet unterm 27. Mai 1668 die Abschrift eines Gutachtens der Basler Aerzte nach Pruntrut, ein Schriftstück, das in mehrfacher Hinsicht zu interessant ist, um es nicht in extenso hier mitzutheilen. Es lautet:

„Auf gnädiges Begehren eines ehrsamen, wohlweisen Rathes der Stadt Basel, unserer gnädiger Herren und Oberen, attestiren und bezeugen wir, die professores der medicinischen Fakultät der löbl. Universität allhier, auch übrigen doctores medicinae insgesambt, bei unsern Pflichten, Eiden und wahren Treuen, dass die leidige Seuche, mit welcher der Herr unser Gott von etwas Zeit hero diese Stadt Basel heimgesucht, auss sein des Allerhöchsten Barmherzigkeit (dem desshalb herzlich Dank gesagt seye) nunmehr dergestalten nachgelassen, dass wir dato keinen an solcher noch andern verdächtigen Krankheiten liegenden Patienten haben. Dessen zu Urkundt und mehrerer Bekräftigung wir uns hiemit eigenhändig unterschrieben und unser gewohnlichen Pittschaften aufgestellt. Signatum Basel, den 25. Mai 1668.“

Folgen die Unterschriften:

Johann Caspar Bauhin, decanus colleg. med.
Hans Rudolph Burkhardt, med. D. Acad. p. t. Rect.
Hans Heinrich Glaser, med. Dr. et Prof.
Samuel Eglinger, med. Dr. Mathemat. Prof.
Balthasar Kieselbach, med. Dr.
Jacob Roth, med. Dr.
Johann Wolleb, med. Dr.
Felix Plater, des Ratts und Stattarzet.
Bernard Verzascha, des Ratts und Artzney Doctor.

Alsdann von unsern gnädigen Herrn und Obern, einem ehrsamen, wohlweisen Ratt unserer Stadt uns denen sämmtlichen Wundärzten und balbierern gnädig anbefohlen worden, dass wir insgesammt und ein Jeder absonderlich bezeugen und eröffnen sollen, wie es der Seuche halber, mit welcher der allmächtige Gott vor etwas Zeit hero diese Stadt heimgesucht, diessmalen eigentlich bewand und beschaffen seye: so attestiren und zeugen wir Alle insgemein und ein Jeder für sich in Sonderheit hiemit bei unseren bürgerlichen Eidspflichten, mit welchen hochgedachten unseren gnädigen Herrn und

Obern wir zugethan und verbunden seyend, dass aus Gottes sonderbarer Gnade berührte leidige Seuche nunmehr nachgelassen und wir dato keinen an solcher noch andern verdächtigen Krankheiten liegenden Patienten haben. Dessen zu wahrer Urkundt" etc.

Balthasar Lang, Wundarztes u. des Ratts.	Johannes Frey.
Samuel Braun „ „ „	Bartholome Kindveyler
Hantz Conrad Moyses Wundarztes	Emanuel Zellarius.
Daniel Gutt „	Hantz Heinrich Deucher
Hans Michael Rispach.	Jacob Schellin
Johannes Schwartz Schnitt- u. Wundarztes Johann Singeisen	Hantz Georg Schwegler.
	Johannes Schilling.
Christof Hinderecker, Schnitt- u. Wundarztes Franz Rumpf.	Samuel Braun (der jünger), Schnitt-, Wund- und Pestarztes im Spittal und Lazareth-Hauss.
Daniel Burgi	

Man hätte nun erwarten dürfen, dass nach diesem Gutachten der Aerzte von Basel, nach dem Zeugniss eines Bauhin, Felix Plater, Nachkommen des berühmten Plater gleichen Namens, der Bischof seinen Widerstand aufgeben und die erbetene Erlaubniss gewähren sollte. Dem war aber nicht so: Bischof Johann Conrad erliess verschärfte Befehle an seine Vögte zu Delsberg, Zwingen, Pfeffingen und Birseck, die Sperrmaassregeln stricte und scharf durchzuführen, da er glaubwürdig berichtet worden, dass der französische Indentant des Sundgaus, Colbert in Altkirch (Elsass), weil die Pest wieder in Basel zu grassiren anfange, die mit Ruthen streichen liess, welche mit Basel verkehren und befiehlt seinen Vögten, überall den Befehl zu publiciren, dass die Unterthanen bei Verlust von Hab und Gut, und unter Androhung von körperlichen Strafen, mit Basel keine Communikation halten sollen. Eine Ausnahme macht er nur bei einem Theil seiner Unterthanen der Vogtei Birseck, auf deren unterthäniges, von ihrem Oberamtmann unterstütztes Gesuch hin, den Verkauf ihrer Säue zu gestatten, da sie sonst in Elend und Noth gerathen würden, er die erbetene Erlaubniss ertheilt, immerhin unter Verbot des Betretens der Stadt und der inficirten Dörfer.

Am 2. Januar 1669 wendet sich Basel von Neuem an den Bischof; der Rath der Stadt giebt zu, dass nach dem Gutachten der Aerzte die Seuche noch wieder hie und da den Einen oder Andern ergriffen habe, allein in geringer Zahl. Seit 30 Tagen sei nun in Gross- und Kleinbasel keine einzige Person an der Pest weder erkrankt noch gestorben und bitten daher wiederum um Aufhebung der Sperre. Dem Schreiben sind zwei gedruckte Beilagen zugefügt 1) ein ärztliches Gutachten mit der Unterschrift

der Aerzte, wie das frühere gehalten, und 2) ein summarisches Verzeichniss aller der Personen, welche „im nächst abgewichenen 1668ten Jahre“ in beiden Städten Basel von Einheimischen und Fremden verstorben sind:

Monat	Personen	Monat	Personen
Januar	82	Juli	67
Februar	90	August	62
März	59	September	63
April	55	Oktober	66
Majo	47	November	41
Juni	58	December	26
	391 Personen		325 Personen

Gesammtsumma 716 Personen.

Hingegen wurden getauft in beiden Städten:

In der Pfarre des Münsters:

Von der Gemeinde St. Martin	45	Kinder
„ „ „ St. Alban	57	„
„ „ „ St. Elsbethen	36	„
In dem Spital	0	„
	138	
In der Pfarre St. Peter	93	„
„ „ „ St. Leonhardt	65	„
„ „ „ St. Theodor	68	„
französische Kirche	2	„
	366	Kinder

Dann sind ehelich eingesegnet worden:

In der Pfarre des Münsters	56	Paare
„ „ „ St. Peter	28	„
„ „ „ St. Leonhardt	21	„
„ „ „ St. Theodor	20	„
	125	Paare.

Trotz dieser Zeugnisse muss Basel am 20. Januar noch einmal auf sein Verlangen zurückkommen zugleich mit der Beschwerde, dass einige Uebelwollende in Pruntrut ausgestreut hätten, es seien in Basel wieder 4 Häuser der Pest wegen geschlossen worden. Der Fürstbischof antwortet auch jetzt noch ausweichend mit der Entschuldigung, er wolle das Vorgehen und die Entschlüsse des französischen Intendanten Colbert in Altkirch, besonders aber die

Beschlüsse der deshalb zu veranstaltenden Tagsatzung in Langenthal abwarten. Die Conferenz fand statt und Basel schreibt am 8. Februar wieder an den Bischof; da nach stattgefundener eidgenössischer Conferenz die in Langenthal anwesenden eidgenössischen Orte nicht collegialiter, wie Basel gehofft, sondern Solothurn und Schaffhausen einzeln sich bereit erklärt, die Grenzen zu öffnen, indem sie sich jedoch die Resolutionen des Fürstbischofs und des Markgrafen von Baden-Durlach vorbehalten, und nachdem der Bischof einer Basler Deputation seine Willfährigkeit mündlich erklärt, bittet ihn Basel schriftlich und formell um endliche Oeffnung der Pässe. Trotzdem der Markgraf von Baden persönlich in Basel war, um sich mit eigenen Augen vom Stand der Dinge zu überzeugen, und in Folge dieses Besuchs die Sperre aufgehoben, will sich der Bischof noch auf die nächstliegenden Stände beziehen, bis er sich endgültig entschliesst (Schreiben vom 20. Febr.) und erst am 10. März 1669 kann sich Basel bei ihm für die endliche Freigebung des Handels bedanken, indem das Versprechen beigefügt wird:

„Dass kein inficirtes oder verdächtiges Mobiliar vor Verfliessung Jahr und Tag von Zeit der Infection an zu rechnen, aus ihrer Stadt alienirt oder verkauft werde.“ Dennoch ist die bischöfliche Erlaubniss keine unbeschränkte. Er hat 1) zur Bedingung gemacht, dass kein Brot, keine alten Kleider etc. unter der Strafe der Confiscation dürfen in sein Land gesandt werden und 2) sind in die Freigebung des Handels nur die deutschen Vogteien inbegriffen, während für die Amteien Pruntrut und Delsberg, da das Elsass die Sperre noch nicht aufgehoben, der „bando“ fortbesteht. Erst nachdem Luzern, die drei Orte, am 23. April auch die kaiserliche Regierung in Innsbruck und Colbert für das Elsass die Sperre aufgehoben, erlaubt der Fürstbischof am 11. Juni die völlige Handelsfreiheit mit Basel in allen seinen Landen, bemerkt aber in seinen Instructionsschreiben an die Vögte, in welchen seinen Unterthanen der Besuch Basels gestattet wird, „sie sollten sich aber allda nicht lange aufhalten, noch viel in die Häuser gehen, in alletweg aber kein Gewand, Leintuch, Kleider und dergleichen Fahrnuss nehmen und bei ohnmasslicher Straf nicht in unsere Landschaft bringen.“

Die ganzen Verhandlungen zwischen Basel und dem Bischof, von dem ersten Begehren Basels, die Handels- und Personensperre aufzuheben, an gerechnet bis zur definitiven und völligen Freigebung dauerten vom 17. September 1667 bis 11. Juni 1669, also beinahe 2 Jahre, eine kolossale Spanne Zeit für eine Handelsstadt wie Basel, welche durch die allseitige Sperre jedenfalls ungeheure Verluste an Geld und Waaren zu erleiden hatte.

Dies ist die letzte sogenannte Pestseuche in Basel und der Schweiz. Ob die Epidemie in einer Bubonenpest bestanden habe,

lassen wir dahingestellt und es ist auffallend, dass in dem Gutachten der Basler Aerzte eine nähere Bezeichnung der Krankheit gar nicht gegeben wird. Aber der typhus exanthematicus war damals genau bekannt unter verschiedenen Namen wie Fleck- und Faulfieber, febris continua etc. und wird im Gutachten auch nicht erwähnt. Die einzige Spur, die auf das Wesen der Krankheit führen könnte, liegt in der letzten Unterschrift der das Gutachten unterzeichnenden Aerzte und Chirurgen, welche lautet: Samuel Braun, Schnitt-, Wund- und Pestarzet im Spital- und Lazarethhaus, der doch als dem ärztlichen Stand angehörig und in diesen Fragen competent, gewiss einen Unterschied der Krankheit bezeichnen wollte gegenüber andern schon längst bekannten Infectionskrankheiten.

Trotzdem von nun an von Pestepidemien in der Schweiz nicht mehr gesprochen wird, so enthält das fürstbischöfliche Archiv doch eine sehr reichhaltige Sammlung von Erlassen und Korrespondenzen (noch über 800 Nummern), die Pestepidemien von 1680 in Ungarn, Böhmen, Steiermark und Sachsen, dann von 1709 in Polen, Brandenburg, Pommern, Preussen, von 1713 in Oestreich (Wien), Baiern, und am Reichhaltigsten die grosse Epidemie von 1720 in Provence (Marseille) betreffend, d. h. Erlasse des Bisthums, der schweizerischen Kantone und fremder Länder zur Abhaltung der gefährlichen Seuche, also sanitätspolizeilicher Natur, und wir können uns daraus ein vollständiges Bild der Vorsichtsmaassregeln machen, welche unsere Vorfahren gegen die Pest getroffen. Wir kommen dabei oft auch auf politisches Gebiet, da das kleine Fürstbisthum und selbst die Schweiz, zwischen Frankreich, Deutschland, Italien eingekeilt, das heisst zwischen mächtigen Staaten, deren Handelsinteressen sich oft schnurstracks zuwiderliefen, durch einseitige Sperren sich den einen oder andern Staat zum Gegner machen und mit demselben in Collision gerathen musste, und so entstanden aus sanitätspolizeilichen Maassregeln handelspolitische Fragen von grosser Tragweite, welche vor das Forum der Tagsatzung gebracht und hier entschieden werden sollten.

Als im Jahr 1346 der schwarze Tod über Europa hereinbrach, standen dem grauenhaften Ereigniss Aerzte wie Laien als einem neuen, nie erlebten Uebel fassungslos gegenüber; man suchte nach einer Erklärung und fand keine andere als die vorhergegangenen atmosphärischen und tellurischen Ereignisse, welche eine

Vergiftung der Luft herbeigeführt hätten, der gegenüber, da sie alles Lebende und Unbelebte umgab, kein Widerstand möglich sei. Man machte grosse, wohlriechende Feuer auf den öffentlichen Plätzen der Städte, man griff die Luft an, aber der unsichtbare Feind folgte allüberall, wie es denn auch nicht absolut unmöglich ist, dass bei dem ungemeinen Sterben, bei der Unmasse unbeerdigter Leichen oder deren oberflächlichen Einscharrung, bei der Fäulniss zahlloser Menschen- und Thiercadaver und all' dem Unrath der mittelalterlichen Städte todtbringende Keime in den untern Luftschichten suspendirt bleiben und so zu immer neuer Quelle der Infection werden konnten.

Im Verlauf der Epidemie aber musste die Ansteckung vom Körper zu Körper oder von Gegenständen, welche mit Erkrankten in Berührung gekommen, erkannt werden und Einsichtsvollere fingen an, sich von der Umgebung abzuschliessen. So soll Pabst Clemens VI. zu Avignon, welche Stadt einen der gefährlichsten Anstürme des schwarzen Todes auszuhalten hatte, auf Anrathen seines Arztes Guy von Chauliac, einem der wichtigsten Berichterstatter über die schreckliche Seuche, sich dadurch, dass er sich für die Dauer der Epidemie einschliessen und stets wohlriechende Feuer im Kamin unterhalten liess, vor Ansteckung bewahrt haben. Hecker.

Nach und nach umfasste die Idee der Ansteckung bei der Pest immer weitere Kreise, so dass man schon im 14. Jahrhundert, noch ehe die Nachwehen des schwarzen Todes vorüber waren, die Wiederkehr dieses Feindes durch ernsten und wirksamen Schutz zu verhüten suchte. Die erste Verordnung, welche zu diesem Zwecke erlassen wurde, rührt von Viconte Bernabo in Reggio her, und ist vom 17. Januar 1374. „Jeder Pestkranke sollte aus der Stadt auf das Feld (oder in den Wald) hinausgebracht werden, um dort zu sterben oder zu genesen. Diejenigen, die einem Pestkranken beigestanden, sollten 10 Tage abgesondert bleiben, bevor sie wieder mit Jemandem umgingen.

Die Geistlichen sollten die Kranken untersuchen und den Abgeordneten anzeigen bei Strafe der Entziehung ihrer Güter und des Scheiterhaufens. Wer die Pest hereinbrächte, dessen Güter sollten der Kammer verfallen sein. Endlich sollte, ausser den dazu bestimmten Leuten, Niemand den Pestkranken beistehen bei Todes-

strafe und Verlust des Vermögens. Im Jahr 1379 verordnete sein Nachfolger Visconte Johann, es sollten keine Fremden aus verpesteten Orten eingelassen und die Stadtthore bewacht werden.

Verpestete Häuser sollte man wenigstens 8—10 Tage lang lüften und durch aromatische Feuer reinigen, Stroh, Lumpen etc. verbrennen; Betten und was mit den Pestkranken in Berührung gekommen, der Sonne und der Luft aussetzen, Häuser, wo Kranke gelegen, vermeiden. Hecker, Volkskrankheiten. — Im 15. Jahrhundert waren es besonders die Seestädte Venedig und Genua, welche ihr Augenmerk auf die vom Orient erfolgte Ansteckung richteten und verdächtigen Schiffen das Landen verwehrten und in Venedig wurde im Jahr 1485 ein eigener Gesundheitsrath aus 3 Edlen niedergesetzt mit weitgehenden Befugnissen, ja später 1504 mit Gewalt über Leben und Tod.

Wahrscheinlich im Jahr 1527 wurden Gesundheitspässe eingeführt und schon früher in einiger Entfernung von der Stadt auf Inseln Pestlazarethe angelegt, wohin die Kranken geschafft, mit Lebensmitteln und Arzneien versehen und von wo die Genesenen und die, welche mit ihnen in Verbindung gestanden, auf eine andere Insel geführt und in aufgerichteten Lazarethen 40 Tage lang zurückbehalten wurden. Hecker. Andere Seestädte folgten diesem Beispiel und im Lauf des 16. Jahrhunderts hatten die meisten italiänischen Städte Sanitätstribunale, die in der Geschichte der Pest eine so grosse Rolle spielten. Unser Archiv enthält viele Schreiben der Sanitätstribunale von Venedig, Genua, Mailand, besonders Turin, welche den eidtgenössischen Orten den Ausbruch einer Epidemie anzeigen, ihren Rath ertheilen oder, oft drohend, bessere Instandsetzung der Vorkehrungsmaassregeln fordern. Wir haben schon früher gesehen, dass auch bei uns ausserhalb der Stadtmauern Pestlazarethe, oder auch Hütten, casas zur Aufnahme der Pestkranken gegründet wurden, dass man die Stadtthore genau bewachte, Niemanden, der der Krankheit selbst verdächtig war, oder von einem verdächtigen Ort kam, hineinliess. Ferner mussten diejenigen, welche die Stadt verlassen hatten, währenddem die Pest irgendwo in nicht zu weiter Entfernung regierte, bei ihrer Rückkehr am Stadtthor mit heiligem Eid versichern, dass sie in keinem inficirten oder verdächtigen Ort gewesen und die mitgebrachten Effecten zur Räucherung abliefern. Grosse Feuer mit aromatisch

duftendem Holz auf den öffentlichen Plätzen der Städte, Unterhaltung dieser Feuer in den Kaminen der Häuser, Einschliessen der reichern Pestkranken in ihre Wohnungen und Absperren dieser Häuser, Ueberführung der ärmern Kranken in die vor der Stadt aufgerichteten Pestlazarethe, Bewachung der Thore, Abhaltung der Verdächtigen, Säuberung der öffentlichen Orte und Abtritte, Waschen oder Verbrennen der mit Kranken in Berührung gekommenen Gegenstände, darauf beschränkten sich die Maassregeln gegen die Pest im 16. Jahrhundert. Im 17. Jahrhundert wurden diese Vorsichtsmaassregeln schon complicirter, man fing an besonders auch auf die Waaren sein Augenmerk zu richten, wie wir in den Pestepidemien von Basel gesehen, wo die Schützenmatte allein als Waarendépôt gebraucht werden durfte, und für Personen und Waaren wurden Gesundheitsscheine oder Pässe, so genannte Feden, ertheilt.

Gedruckte Verordnungen über sanitätspolizeiliche Verhältnisse haben wir in diesem Jahrhundert noch keine vorgefunden, das war Sache des folgenden Säculums, welches allerdings darin nicht karg war, so dass jeder Kanton massenhaft solche Mandate drucken liess. Wohl bewahrt die Universitätsbibliothek Basel 3 gedruckte Verordnungen aus den Jahren 1519 und 1539 auf: „Regimen wider die Pestilentz 1519, gedruckt bei Adam Petri", dann „eine kurtze Berichtung, wie man sich in der sorglichen krankheit der Pestilentz mit Aderlässen halten soll" und „ein kurtzer und gemeiner underricht, wie sich jung und alt, arm und reich in der läuffenden Pestilentz, die zuefürkummen und im fal so der mensch do mit angriffen, halten soll" 1539. Allein diese Erlässe sind nicht eigentlich sanitätspolizeilicher Natur, sondern zeigen, wo und wie man zur Ader lassen soll, wann zu purgiren ist; dann Speise und Trank und die anzuwendenden Arzneien betreffend. Allgemeine interkantonale oder eigentliche sanitätspolizeiliche Vorschriften suchen wir darin vergebens.

Welcher Fortschritt in eigentlich sanitären Maassregeln im 17. Jahrhundert geschehen, sehen wir aus einem Schreiben der Stadt Basel an den Fürstbischof in Pruntrut vom 14. Juli 1680 datirt:

„Nachdem aus Anlass der an verschiedenen Orten in Ungarn, Böhmen, Steiermark und Sachsen eingerissenen leidigen Kontagion gesammte löbliche Eidtgenossenschaft bei jüngst zu Baden gehaltenem Kongress zu möglichster Sicherheit der Länder und Erhaltung der gemeinnützlichen Kommerzien ein-

und andere nothdürftige Anstalt gemacht und unter Anderem auch abgeredet und beschlossen, dass keine fremden reisenden Personen ohne authentischen feden oder Pässe von den Orten, da sie erstmalig aufgebrochen, dass sie namentlich von gesunden und ohnverdächtigen Orten herkommen, zumal in solchen Feden expresse begriffen, dass sie an demselbigen Ort wenigstens 40 Tage lang aufgehalten hätten, überdies mit darunter geschriebenen Zeugnissen versehen seien, dass sie inzwischen an keinem verdächtigen Ort sich befunden, noch passirt, in löbl. Eidtgenossenschaft admittirt noch eingelassn, sondern diejenigen, die mit dergleichen nicht versehen, sowohl als die, welche verdächtig, gänzlich zurück- und abgewiesen werden sollen, es wäre denn, dass sie zuvor doppelte Quarantäne 80 Tage lang ausgehalten hätten. Mit diesem Fernern zu setzen, dass gleichwohl die, so als mit Feden versehen, in dies Land zu kommen verlangen, nebst dem Tauf- und Zunamen ihre Statur, Haare und Alter noch in berührten Feden mit Umständen und eigentlich beschrieben, sodann gegen die ankommenden Waaren gleichergestalt verfahren und namentlich keine derselben admittirt werden sollen, sie hätten denn genugsames Zeugniss, dass sie nicht allein an ohnverdächtigen Orten fabricirt und eingepackt, sondern auch an keinem verdächtigen oder gar inficirten Ort passirt und durchgeführt worden seien."

Immer und immer wieder waren es die italiänischen Sanitätstribunale, besonders Turin und Mailand, — und es ist das nicht wunderbar, da Italien stets am Schwersten von der Pest heimgesucht worden — welche auf strenge Maassregeln drangen und welche sich oft mit Androhung der Sperre gegen die Schweiz vernehmen liessen. So sendet am 30. Okt. 1699 Bern ein Schreiben an den Bischof Wilhelm Jacob mit einer Beilage des Raths von Luzern, welch' letzterer Stand anzeigt, es sei vom Sanitätstribunal in Mailand die ernsthafte Mahnung eingelaufen,

„dass in denen eidtgenössischen Potmässigkeiten auf die aus Charleville, Philippeville, Charlemont und andern in deren Bezirk liegenden Orten herkommenden Personen, Briefe und Waaren wegen Verdachts eingerissener Contagion die erforderliche Vorsicht und Wachsamkeit veranstaltet werde. Wenn nun sonderlich bei diessmahligen Umständen der Zeiten einer löbl. Eidgenossenschaft sehr viel daran gelegen, dass der Commerzium frei und offen behalten werde, beinebends dann bekannt, wie gedachtes Tribunal in dergleichen Dingen und in ermangelnder Entsprechung zu nachtheiligem Entschluss leicht verleitet werden könnte."

Man sieht daraus, dass die italiänischen Sanitätstribunale ungemein wachsam waren; sie liessen es an freundschaftlichen und drohenden Mittheilungen nicht fehlen und diese Communicationen erfolgten gewöhnlich auf dem Wege, dass die Schreiben von Mailand nach Luzern oder von Genua und Venedig nach Genf gerichtet waren, welche Städte sie an Bern oder Basel oder den jeweiligen Vorort übermittelten, und letztere dann an andere Stände und den Fürstbischof. Meistens setzte Bern, seltener Basel, den Bischof von solchen Dingen in Kenntniss. Uebrigens waren Genf und Bern oft auch durch eigene Correspondenten, besonders

während der Pestepidemie in der Provence (1720), bedient. Um nur an einem Beispiel zu zeigen, wie sich die internationalen Beziehungen gestalteten, wenn irgendwo in Europa die Pest ausgebrochen war, wobei man immer scharf unter den inficirten Ländern und den Suspecten, welche mit ersteren in Verbindung standen, unterschied, wollen wir folgenden Erlass des Sanitätstribunals von Venedig vom Jahr 1715 hier publiciren.

Wir müssen noch vorausschicken, dass die erste Kunde von dem Schritt, welchen Venedig der Schweiz gegenüber gethan, von Bergamo aus in die Schweiz kam und mittheilt, Venedig habe die Schweiz aus 3 Gründen „bandisirt“: 1) weil die Verordnungen der verschiedenen Kantone, die Pest betreffend, mit einander nicht übereinstimmen; 2) dass wohl auf die inficirten, nicht aber auf die suspecten Orte reflectirt worden und 3) keine Quarantänehäuser etablirt und fixirt seien. Es kam also in Folge dessen von Venedig folgender Erlass:

„Entschluss der Erlauchtigst und fürtrefflichsten Herren oder Proveditoren oder Commissarien auch beygeordneten und ordinary Proveditoren an der Sanität Venedig.

(Uebersetzung in der Kanzlei Basel.)

„Nachdem man entdeckt, dass abermalen beschwärlich ansteckende Krankheit erstlich in Böhmen, sodann auch in Mähren entstanden, welche sodann in Beyren und letzthin in Steiermark und Kerndten sich ausgebreitet, als haben die erlauchtesten fürtrefflichsten Herren oder Proveditoren, Adjuncten oder Zugeordnete sowie auch die Proveditoren an der Sanität, als die an ihrer allzeit unermüdlichen Application Nichts vermindern, auch nichts an derjenigen Vigilanz unterlassen, welche zur Wichtigkeit dieser Materie erforderlich wird, der Eigenschaft und Nothwendigkeit gemäss erfunden: den bando (Sperre) erstlich wider die angesteckten Provinzen der deutschen Lande, sodann die Suspension oder Stillstellung aller andern Provinzen, welche als verdächtig schon mit vorhergehenden Terminationen von dem freyen Commercio ausgeschlossen worden, erneuern zu lassen und haben daher besagt Ihre erlauchtesten Excellenzen durch Gegenwärtiges für bandisirt erklärt: 1) Böhmen, Mähren, Beyren, Steiermark und Kerndten. 2) Sodann sind suspendirt oder stillgestellt: Siebenbürgen, Pohlen, Ungarn, Slavonien, Kroatien, Oestreich, Schwaben, Kreyn, Tyrol, alle österreichischen Gestade und Küsten des adriatischen Meers, Fiume, Buccani, Buccarizza, Segna und andere Orte des besagten Gestades, auch Triento mit selbigem Revier und *weil die Herren Schweizer mit obigen bandisirten und suspendirten Landen frey Handel und Wandel treiben, als hat der Sanitätsrath sie, die Herren Schweizer und Bündtner für suspendirt oder stillgestellt erklärt*, wie sie es denn noch bis dato gewesen sind. Dergestalten, das Allen und Jeden, wer dies auch sey, immerhin und zu allen Zeiten, und das bei den allerschwärsten Strafen, wie solches mit den grössten dieses Verbrechens übereinstimmt, auf die Lebensstraff verbotten seyn und bleiben soll: Personen, Vieh noch Waaren aus denen durch gegenwärtiges Mandat bandisirten Landen in den venetianischen Staat zu bringen, noch auch zu dero Introduction behülflich zu sein.

Im Uebrigen sollen die aus den amtlich suspendirten und in diesem Mandat ernannten Landen kommenden Personen und Waaren in den ordentlichen Lazarethen die erforderliche Ausreinigung, Contumaz oder Quarantäne für so lange aushalten als ihnen vorgeschrieben werden wird."

Folgen die Unterschriften der Proveditoren.

Vor uns liegen eine grosse Zahl gedruckter Verordnungen und Mandate aus dem Fürstbisthum, aus den Kantonen Bern, Basel, Solothurn, Neuchâtel, ferner aus den vorderösterreichischen Landen (Freiburg im Breisgau) und aus Frankreich, aus den Jahren 1713 (Pest in Wien) und 1720 (Pest in Provence, Marseille). Da es zu weitläufig und auch ziemlich unnütz wäre, aus dieser grossen Zahl Einige Ihnen vorzulegen, möchte ich Ihnen statt aller Andern nur das Mandat von Bern aus dem Jahr 1713 im Auszug mittheilen, dasjenige, das am Genauesten alle Einzelheiten umfasst, und Alles dasjenige, was im Lauf der Zeiten nach und nach an sanitätspolizeilichen Maassregeln da und dort eingeführt worden. Es ist zwar etwas lang zum Copiren, enthebt uns aber durch seine Genauigkeit aller speciellen Erklärungen und Erörterungen. Es lautet wörtlich:

Hochobrigkeitliche Ordnung und Einsehen, wie bei gegenwärtigen, der Contagion und Pychprästens halb gefährlichen Läuffen sich zu verhalten und was für Anstalten zu bestellen. Bern 1713.

I. Abschnitt: *Wem der Eingang in unser Land offen oder beschlossen sein solle:*

„Ganz verboten ist der Eingang denen, die aus den inficirten Orten kommen, ob sie Gesundheitsscheine haben oder nicht." Auch Briefe, die nicht geräuchert sind, werden verboten, ferner der Eintritt in's Land allen Landstreichern, Hutten- und Krättenträgern untersagt:

Nicht verboten den eigenen Angehörigen und Eydtgenossen, insofern sie kein Rindvieh mitbringen. Alle Andern müssen im Besitz von Gesundheitsscheinen sein. Die Leute benachbarter Orte (Kantone), an ihren Gränzen, welche unter ihrer Botmässigkeit stehen, wie auch in unserer Botmässigkeit Kirchgänger sind, dürfen nebst ihren Hausgenossen zur Verrichtung des Gottesdienstes wie auch zur Bearbeitung ihrer Güter Eintritt haben ohne Gesundheitsscheine. Diejenigen, welche an andere Orte (Kantone) verreisen, sollen in den Landschreibereien für ½ Batzen Gesundheitsscheine für sich und ihre Waaren nehmen von 14tägiger Gültigkeit.

II. Abschnitt: *Welche Strassen man brauchen oder meiden solle.*

Jeder Amtmann solle nach Beschaffenheit seines Amtes nicht mehr als einen, zwei, und wenn es unentbehrlich, auf das Höchste drei Pässe, Eingäng und Strassen in und durch sein Amt offen lassen, deren sich die Reisenden zu Pferd und zu Fuss bedienen sollen. Hingegen sollen alle übrigen Päss, Eingäng und Nebenwege versperrt und verschlossen werden und zwar so, dass sie neben alldortiger Aufsteckung eines Pfahls, an welchem ein Blech mit folgenden Worten deutsch und französisch geschrieben: „Bey hoher Straff verbottene Strass, chemin défendu sous châtiment rigoureux."

„Diese Pässe werden gesperrt mit zweien zu beiden Seiten aufgerichteten Hölzern oder Pfählen, darin ein Loch gemacht, dass eine Stangen da-

durch könne gesteckt werden, oder mit Aufwerfung von Gräben, Verzaunung der Strass je nach Beschaffenheit der Orte. Gleicherweis soll durch Mittel der Flüssen unseres Landes, soweit sie an benachbarte angränzend sind, als der Länge der Aar, der Zihl und der Reuss nach, aller Eintritt in unsere Botmässigkeit ohn allein über die Bruggen, gleich den unerlaubten Eingängen allerdings verbotten sein, zu dem End die Schiff und Weidling auf den Seiten unserer Bottmässigkeit angeschlossen werden sollen bei Confiscation des Schiffs und Abstrafung sowohl der Führer als Geführten an Leib und Gut; die Führe wohnen gleich auf unserer oder der Aenet-Seiten des Flusses. In Ansehe dann des Bielersees, bleibt zwar unsern alldortigen Benachbarten und Under thanen zugelassen sich der Ueberfahrt fürbass zu bedienen, jedoch dass Nie mand als bekannte Einwohner der Enden eingeschifft werdind, und kein Land streicher, vagirende Bettler, Ausreisser, Juden, noch sonsten äussere Personen, obgleich sie Gesundheitsscheine hätten. Sonsten werden die Eingeschiffte nicht allein zurückgewiesen, sondern auch die Schiffe confiscirt.

III. Abschnitt. *Wie unsere Underthanen die Märiten unserer Landen mit ihren Vych besuchen mögind.*

Unter Anderem:

„Dass kein Rindvych überall, weder Ochsen, Stieren, Küh, noch daher fallenden junges Vych auss dem untern und obern Aargäu, noch aus dem Emmenthal, was namentlich unterhalb der Emmen gelegen, noch aus dem Ambt Beuren ab- und an andern Ort aussert diesen Bezirken weniger auf die Märiten unserer Bottmässigkeit geführt werden, unsern Burgern und andern Underthanen auch an diesen Gemeldeten Orten einiges dergleichen Hornvychs zu erhandeln und abzuführen verbotten seyn soll, Alles bei Leib- und Lebensstraff, auch Verbrönnung des Vychs. Wohl aber soll den Personen von dannen erlaubt bleiben, die Märiten in unserer Haubtstadt und übriger unausgenommener Bottmässigkeit zu besuchen, auch Vych einzukaufen.

IV. Abschnitt: *Weiss und Manier der Aufsicht und Execution.*

„Zu Verwahrung der erlaubten Pässen und Strassen, auch Abforderung und Examination der Gesundheitsscheine sollen jeden Orts drey Männer beständig verordnet seyn, deren einte, ein verständiger Mann, welcher wohl lesen und schreiben könne, zu dem End auch derselbe mit eydtlicher Pflicht belegt und auss obrigkeitlichem Sold soll bezahlt werden, welchem dann obliegen wird, die Ankommenden sammt ihren Gesundheitsscheinen zu examiniren; die übrigen zwey Männer aber sollen von den Gemeinden der Kehr nach oder wie sie es gut finden, darzu verordnet werden, jedoch nicht einfältige noch presthafte Personen, sondern solche, die sich eines Mannes erwehren, einen Uebergebenen sicherlich führen, auch eine Bottschaft fleissig verrichten könnind.

Die Aufseher nun sowohl als die zwey Zugeordneten sollen alle Tag eine Stund lang nachdemme die Sonne untergegangen, und also bis in die finstere Nacht hinein auf ihrem Posten verbleiben und dess folgenden Morgens bei anbrechendem Tag sich wiederum da einfinden und den ganzen Tag daselbst verbleiben, es wäre denn sach, dass einer oder der andere eben wegen vorfallenden solchen Geschäfts ab dem Posten zu dem Herrn Ambtsmann oder anderswohin geschickt wurde. Dess Abends, wann sie ab dem Posten gehen, sollen sie eine Gattung Schlag, Bäume, Stangen, Latten etc. über die Strass verschieben, damit ein Wanderer leicht abnemmen könne, dass er nicht Weiters gehen sölle.

Der Aufseher dann soll den Reisenden so von unverdächtigen Landen oder eydtgenössischen Orten herkommen, wie auch den Handwerksgesellen, wenn sie, wie oben verdeutet, mit glaubwürdigen Gesundheitsscheinen versehen sind, beim Eintritt des Landes in ihren Schein einschreiben, welchen Weg sie durch das Land zu nemmen gesinnt seyen, dann sonsen, wann sie die

Abstrassen brauchen oder über die erforderliche Zeit sich im Land aufhalten thäten, solche gleich den muthwilligen Landläufern abgestraft werden sollen.

Im Fahl aber die im Land herumstreifenden Bättler von unsern benachbarten Orten, wie auch die Aussreisser, Juden und Andere, denen der Eintritt in unser Land verbotten, sich dadurch nicht zurückhalten, sondern durch Abwegen oder bei unerlaubten Fahrten in unser Land sich einzuschleichen understehen thäten, sollen dieselbigen auf Betretten durch die Profosen der Gemeinden dem Herrn Oberambtmann zugeführt und auf dessen Befehl solche mit Ruthen ausgeschmeitzet und zum Land aus alsobald geschickt, wenn sie aber wiederumb im Land betretten würden, an Leib und Leben gestraft und in Sonderheit bei den Klöstern und Spitählern, dahin sie gemeiniglich tringen, eine scharfe Aufsicht und Execution beobachtet werden.

Und auf dass solche Widerspänstige sicherlich entdeckt und gestraft werden mögend, als langet unser ernstliche Befehl an alle und jede unsere Underthanen, sonderlich aber an die Haussväter, dass im Fahl dergleichen Bättler und Landstreicher von benachbärten Orten wie auch Aussreisser sich bei ihren Häusern anmelden, sie solche alsbald oder wenn sie bei ihnen übernachtet sind, am Morgen dem Profosen der Gemeinde sollind zuführen lassen, welcher sich täglich auff dem gewohnten Sammelplatz als beim Wirthshaus, Kirchen, etc. einfinden soll, bei 10 Pfunden unnachlässiger Buss von jedem, so solches unterlassen würde, davon dem Verleyder der halbige Theil und der Ueberrest den Armen selbiger Gemeinde aussgerichtet werden soll, da er im Uebrigen die Meinung hat, dass dem Profosen, wenn des Bättels Gesindels viel wäre so er seinen Amtmann zuführen thäte, von der Gemeinde die genügsamme Hüllff soll zugegeben werden, der beyläufigen Hoffnung, dass sintenmalen das Herumschweifen der Bättlern bei diesen gefährlichen Zeiten leichtlich ein grosser Schaden (davor Gott weiteres wie bisher gnädig sein wolle) über das Land bringen könnte, dass eine jede Gemeind in unserer Bottmässigkeit sich desto mehr werde angelegen sein lassen, ihre Armen zu versorgen und innert der Gemeinde zu behalten."

Eine Verordnung der Königs von Frankreich aus der nämlichen Zeit spricht sich in Betreff der Posten und des brieflichen Verkehrs noch genauer und detaillirter aus und befiehlt unter Anderem:

„Les courriers qui apporteront les lettres des pays cy-dessus désignez (diejenigen welche als gesperrt erklärt worden) ne pourront prendre d'autre route que celles, où il y aura des barrières, ni passer les dites barrières pour entrer dans le royaume à peine de mort.

Article X. Seront tenus les dits courriers de jetter leurs paquets à 30 pas des distance des barrières, où l'officier qui y commandera les fera prendre avec des pincettes, tremper dans le vinaigre et parfumer ensuite chaque lettre à la manière accontumée en pareil cas, pour après les avoir fait secher et avoir donné au courrier la décharge de son paquet, les envoyer au plus prochain bureau de la poste, où il en fera donner décharge: et à l'égard des lettres qui seront écrites du royaume pour les pays étrangers, l'officier commandant aux barrières les fera jetter pareillement à 30 pas de distance au delà des barrières, où elles seront reprises par le courrier, ensorte que l'officier ni les gens du corps de garde ne puissent avoir aucune autre communication avec le courrier. Et quant à la forme des envoys remis et de charge des dits paquets et lettres, il y sera pourvu par les dits sieurs intendants et commissaires, ainsi qu'au payement des frais de l'establissement et entretien des barrières et corps de garde et autres dépenses nécéssaires pour l'exécution de la présente ordonnance."

Wir fügen an dieser Stelle noch das Formular eines gedruckten Gesund-

heitsscheines (Fede) aus Basel bei, welchen alle Reisenden bei sich tragen mussten:

„Urkunde hiemit, dass in allhiesiger Stadt und Gemeind auch selbiches Revier herumb Einiche Gefahr der Pest noch anderer Contagion und ansteckender Seuche nicht, sondern Gott seye Lob und hochschuldigen Dank allerseits gut gesund und frischer Luft sich befinde.

Zu Urkund dessen fürwisen diss

Sein Statur
Angesicht
Augen
Haar
Bahrt
Kleidung

Diese Fede und Attestation unter vorgetrucktem Unserem und verfertiget worden den nten des nten Monats 17 . . .

Ferner das folgende gedruckte (und mit Schrift ausgefüllte) Formular für Waaren:

„Wir Bürgermeister und Rath der Stadt Basel urkunden hiermit, dass jenige fünf Schächtelein mit Biscuits, Bratlenen und Anissbrot, Welche unser getreue liebe Bürger Johann Friedrich Engler, conditor unter nebenstehenden Zeichen und Nummer von hier aus als einem Gesunden und von aller contagiösen Seuche durch Gottes Gnade befreyten Ort, nachher Brundrut versendet, sein eigen allhier fabrizirtes Guth seye, wie er solches attestirt hat. Dessen zum Gezeugnuss haben wir Ihm gegenwärtiges Atttestatum unter unserer Stadt hiefür gedrucktem niederen Siegel zustellen lassen."

Ob nun alle diese Formalitäten und speciellen Verordnungen ebenso genau befolgt worden, ist eine andere Frage und hier nicht zu untersuchen, welche Schliche und Pfiffe angewandt wurden, um den allerdings höchst lästigen Maassregeln zu entgehen. Jedenfalls war es ein höchst beschwerliches Reisen in diesen Pestzeiten, wo an jedem Schlagbaum oder Barrière die Feden vorgewiesen und wieder unterschrieben werden mussten, wo der Reisende vielleicht stundenlang, bei grosser Anzahl von Leidensgefährten, auf seine Abfertigung warten musste und man darf sich auch leicht vorstellen, dass grössere Reisen nur bei höchster Dringlichkeit der Geschäfte vorgenommen wurden. Um so mehr wird sich die menschliche Schlauheit entwickelt haben, um dem Gesetz eine Nase zu drehen; die Gesetze sind ja da, um übertreten zu werden! Damals musste sich das Volk solche Unannehmlichkeiten gefallen lassen und in gegenwärtiger Zeit verwirft es — ein Epidemiegesetz!

Noch einer andern sanitätspolizeilichen Maassregel müssen wir hier gedenken, welche schon mehr tragikomisch wirkt und ganz dem Zeitalter angepasst, in welchem sich solche Dinge abspielten, wir meinen nämlich die Betteljagden.

Es gab Wild- und Sautreiben für die gnädigen Herren und Obern, für die bevorzugte Klasse der Menschheit, warum denn

nicht auch zur Abwechslung eine Jagd auf die Parias der Menschen, wobei es denn auch an furchtbaren Rohheiten von Seiten der Treiber nicht gefehlt haben mag! Wir haben an dem obigen Mandat der Berner Regierung gesehen, wie aufmerksam die Regierungen auf die in ihrem Gebiet herumstreifenden Bettler, Strolche, hausirende Juden und Deserteure waren, welche die Pest allerdings von weiter Ferne her einschleppen konnten, und wie den Wirthen und abgelegenen Haus- und Hofbesitzern verboten wurde, solch „Diebs- und Bättelgesindel“ zu beherbergen oder nicht zur Anzeige zu bringen. Es scheinen aber alle gedruckten Verordnungen und die im Kleinen veranstalteten Patrouillen und Razzias von Seiten der Polizei und der Dorfbewohner an entlegenen Stellen nicht viel gefruchtet zu haben, wesshalb verschiedene Kantone gemeinsam zu verschiedenen Zeiten solche Betteljagden oder vielmehr Bettlerjagden en gros verabredeten.

Eine solche wurde unter Anderen auf den 7., 8. u. 9. Okt. 1720 unter den Kantonen Bern, Basel, Solothurn und Luzern und dem Fürstbisthum Basel projectirt und ausgeführt, wobei das Militär und die Polizei unter Mithülfe der Landbevölkerung alle gefundenen Bettler, Strolche und hausirenden Juden aus den betreffenden Territorien an die Grenzen jagte, welche ja in jedem Kanton bewacht waren. Nun standen die armen Leute allerdings an den Grenzen der betreffenden Kantone, welche damals vollständige Souveränität besassen, aber wohin nun mit dem zusammengetriebenen Wild? Ja, das war die Frage, die den souveränen kantonalen Regierungen auch viel Kopfzerbrechen machte und eine lebhafte Correspondenz zwischen den verschiedenen Orten hervorrief. Man konnte sich endlich dahin einigen, dass die eidgenössischen Bettler auf dem kürzesten Weg in ihre respective Heimath spedirt, die Fremden, auch die Italiäner, an die Grenzen der Markgrafschaft Baden geführt werden sollten. Solothurn wollte die in ihrem Gebiet gefundenen elsässischen Bettler bis zum Hauenstein geleiten, wo sie von den Baslern in Empfang genommen, weiter spedirt und direct in's Elsass geführt werden sollten; hiergegen sträubte sich aber Basel und auch die elsässischen Behörden wollten ihre Bettler nicht aufnehmen, daher dann alle Fremden sammt den Elsässern in die Markgrafschaft Baden gejagt wurden. Heitere Betteljagd!

So viel Berechtigung von sanitätspolizeilichem Standpunkt aus die Ueberwachung des herrenlosen Gesindels hatte, so roh war die Maassregel und deren Ausführung und es werden Viele zurückgeblieben sein, die nicht gefunden wurden und gerade die gefährlichsten und routinirtesten Gauner. Die österreichische Regierung, welche ähnliche Hetzjagden veranstalten liess, lieferte die in den österreichischen Landen zusammengetriebenen Bettler, Strolche, Zigeuner in ihre Festungen, wo sie zu Schanzarbeiten verwendet wurden. Allein nachher mussten sie Urfehde schwören, wurden des Landes verwiesen und im Wiederbetretungsfall gehängt. 2) Fremde und ausländische Bettler wurden an ihre Geburtsorte gewiesen; 3) das öffentliche Betteln abgestellt; 4) für die Alten oder Leibesschwachen soll der Ort sorgen, wo sie geboren oder auferzogen worden; 5) soll in jedem Ort für dieselben je nach Stand und Vermögen zu ihrem Unterhalt eingesammelt werden; 6) dies gilt aber nur für ortsangehörige Bettler, Fremde sollen sogleich nach ihrem respectiven Ort dirigirt werden.

Man kann sich leicht vorstellen, welche Rückwirkung die im Jahr 1720 mit furchtbarer Macht in Marseille und der Provence überhaupt ausgebrochene Pest auf das übrige Frankreich, Deutschland, Italien und die Schweiz hatte, deren Handelshäuser, besonders auch Basel in erster Linie, mit Marseille und Lyon in directester und nächster Beziehung standen und wie Frankreichs und der nächst angrenzenden Länder Handel durch die entsetzliche Seuche, die Marseille allein 60,000 Menschen kostete, dadurch Schaden erleiden musste. Während dieser provençalischen Pestepidemie traten meines Wissens zum ersten Male Militärcordons in's Leben, wodurch man inficirte Städte und Provinzen abschloss und die Schweiz, wie Deutschland, Italien, Oesterreich, verfügten die genauesten Sperren. Wir haben über diese Marseiller Pest im fürstbischöflichen Archiv eine Reihe von öffentlichen und Privatdocumenten aufgefunden, welche wir hier, trotzdem sie sehr viel Interessantes darbieten, nicht berühren können, da es uns zu weit führen könnte; sie würden Stoff genug zu einer neuen Arbeit liefern.

Doch ein diplomatisches Nachspiel zu dieser grossen Tragödie müssen wir hier etwas genauer beschreiben, das uns beweist, wie Sanitätsanstalten, so gewissenhaft sie auch ausgeführt werden, und gerade desshalb, handelspolitische Interessen oft verletzen müssen

und auf diese Weise zu einem diplomatischen Krieg führen, der nur desshalb so lange dauert, weil er nicht mit den Waffen ausgefochten wird.

Die Pest war in Marseille am 26. oder 28. Juli 1720 ausgebrochen und hatte die folgenden Monate durch entsetzliche Opfer gekostet. Man fürchtete auch für Lyon, das für den schweizerischen und deutschen Handel fast noch wichtiger war als Marseille und die Furcht vor Weiterverbreitung der Seuche wurde noch grösser als bekannt wurde, es hätten sich aus Marseille 2 Galeerensträflinge, welche zur Reinigung der Stadt und Wegschaffung der in den Strassen liegenden unbeerdigten Leichen verwandt worden, geflüchtet und hätten sich an den Grenzen von Burgund sehen lassen. Die gesammte Polizei Europas machte Jagd auf diese zwei corpora delicti, welche die Welt in solchen Schrecken versetzten, sie wurden steckbrieflich verfolgt und ihr Signalement überall angeschlagen.

Nun kamen aus Marseille gegen Ende December 1720 bessere Nachrichten: die Seuche sollte um Dreiviertel abgenommen haben und Briefe von Neuenburg zeigten an, dass Lyon, welches nicht inficirt war, im Begriff sei, die Correspondenz mit Marseille wieder zu eröffnen, besonders da man in Marseille ein sicheres Mittel gefunden, die Pest zu heilen (du vin émétique avec du sucre et du jus de citron). Lyon stand schon in Verbindung mit Marseille, bevor in letzterer Stadt die Seuche erloschen! Der Gedanke erschreckte alle Gemüther und die angrenzenden Staaten erklärten auch gegen Lyon die Sperre, ja gegen ganz Frankreich und die österreichische Regierung dehnte sie sogar auf Genf, das Waadtland, und alles, was am Genfersee liegt, aus, auch auf Burgund wegen der zwei entwichenen Galeerensträflinge. Desshalb bittet Bern in einem Schreiben vom 25. Oktober 1720 die kaiserliche Regierung zu Innsbruck, den Bann gegen das Waadtland und Genf aufzuheben, da die bernische Regierung etliche Compagnien Füsiliere zu strenger Wache an den Grenzen der Waadt aufgeboten. Ferner schlägt Bern, da die Tagsatzung am 24. November 1721 der Pest wegen sich in Baden versammeln soll, auf den 3. Juli 1721 eine Vorconferenz der Stände Freiburg, Solothurn, Neuenburg, Bern zu Aarberg vor; Einladungen ergingen auch an Biel und den Fürstbischof von Basel, die Conferenz durch einfache

Gesandtschaften mit Instruction zu beschicken, „damit vorläufig unter uns abgemacht werden könne, was zum allgemeinen Besten bei diesmaligen Zeiten Weiteres vorzunehmen und zu thun sein solle.“ Nun aber compliciren sich die Verhältnisse: einerseits protestirt der französische Gesandte in Solothurn, Herr von Danaray, durch Schreiben vom 4. November 1720 gegen eine „Bandisirung“ von Lyon, dem Lyonnais, Dauphiné und Languedoc, behauptend, dass die Pest nicht aus der Provence herausgekommen sei, sich täglich mindere, und stellt der Schweiz gegenüber Repressalien von Seiten Frankreichs in Aussicht. Auf der andern Seite bandisirt die österreichische Regierung Genf und das Waadtland und droht, die ganze Schweiz zu sperren — was sie auch thatsächlich ausübt — wenn Lyon und die obgenannten Provinzen von der Eidgenossenschaft nicht in Bann erklärt würden. Auf der einen Seite also Frankreich, auf der andern Deutschland mit Drohungen und mitten drin die Schweiz von beiden mächtigen Nachbarn zu entgegengesetzten Entschlüssen gedrängt! „Was thun, spricht Zeus?“ Darauf sollte vorläufig die Vorconferenz oder partielle Tagsatzung in Aarberg und dann die Tagsatzung in Baden die Antwort geben. Bern für sich aber hatte schon vorher den Entschluss gefasst, die Einlassung aller Kaufmannswaaren aus Frankreich ohne Unterschied, aus welcher Provinz sie immer kommen möchten, zu verbieten. — Schreiben vom 26. Juni 1721.

Am 3. Juli war die Vorconferenz in Aarberg, von Bern, Basel, Freiburg, Solothurn und Neuenburg besucht, zusammengetreten. Der Fürstbischof hatte auf die an ihn gerichtete Einladung hin einen eigenen Gesandten zu schicken versprochen, dann aber, durch gewisse Gründe bestimmt, nur seinen Geheimschreiber Laubscher abgesendet, um die gefassten Beschlüsse ad referendum zu nehmen.

Im „Abscheid“ wurde auf Antrag Berns beschlossen:

1) Dass nach dem Exempel von Genf das Commercium zwischen den versammelten Orten und der Stadt Lyon, Lyonnais, der Provinzen Languedoc, Dauphiné und Provence solle ganz suspendirt werden.

2) Dass die Einfuhr aller insgemein aus Frankreich kommenden Wollen-, Pelz-, Federn- und Leinwandwaaren und dergleichen Sachen solle bis auf Weiteres suspendirt werden.

3) Die andern Waaren, welche aus Frankreich kommen, mit

Ausnahme von den sub Nr. 1 genannten Provinzen sollten noch fürder zugelassen werden, wenn a) durch eidliche mitzubringende Atteste dargethan würde, dass solche Waaren an ohnverdächtigen Orten „gefallen und gepackt“, auch niemals durch verdächtige Orte passirt seien und b) wenn sothane Waaren entweder zu Genf oder zu Basel in hiezu allbereit zugerüsteten Lazarethen die erforderliche Auslüftung und Quarantäne von 15 Tagen ausgehalten, etc. und die Einfuhr nur via Genf oder Basel geschehe.

„Diese Beschlüsse sollen der Stadt Genf mitgetheilt werden und angefragt, ob sie denselben beitreten wolle, ferner soll das Resultat dieser Conferenz der gerade in Frauenfeld versammelten Tagsatzung mitgetheilt und derselben überlassen werden, was sie an den Kreis-Convent von Schwaben, auch an die kaiserliche Majestät schreiben wolle.“

Am 7. August schreibt der bischöfliche Gesandte an der Tagsatzung in Frauenfeld, Landammann Püntner, dass die völlige Bandisirung von Provence, Languedoc, Lyon bis auf Weiteres ausgesprochen worden sei, zumalen auch alle giftfähigen Waaren aus ganz Frankreich suspendirt worden. Die an Frankreich grenzenden Orte wollen solche giftfähigen Waaren (Wolle, Federn, Pelzwerk etc.) nicht nur suspendirt, sondern völlig bandisirt wissen, d. h. dieselben nicht durch- und einlassen, auch wenn sie schon die Quarantäne durchgemacht haben und Atteste mitbringen. Gegen das Elsass bleibt das Commercium unter den gemachten reciprocirlichen Vorsorgen wie vorher annoch offen.

Weilen aber Frankreich obige Bannisirung der nicht suspecten französischen Provinzen nicht wohl aufzunehmen Bericht einkommen, und dass ein Gegenbando auch von dem Elsass solle zum Vorschein kommen sein, als haben die löbl. Orte darüber zu reflectiren in Abscheid genommen, um nicht zu viel aber auch nicht zu wenig zu thun. Da dann mich anscheinet, dass man ermelte Waaren aus Frankreich nicht völlig verbannisiren, wohl aber zu ordentlicher und ernstlicher purga und Quarantäne habe obligiren wollen, ehe sie eingelassen werden. Man hat hierüber den schwäbischen Kreiss, welcher die völlige Verbandisirung der französischen, sonderlich giftfähigen Waaren, merklich sollicitirt hat, unter Wiederholter Androhung der Aufhebung alles commercii, eine Conferenz angetragen, um dabei das Nöthige vorzustellen und sie besser zu aedificiren, damit selbige erkennen, dass man von Seiten löblicher Eydtgenossenschaft nit zu wenig sorgfältig sein, man aber auch nit zu viel zu thun solle gemuosset werden und das Schreiben wird künftigen Sonntag abgehen.“

Bern hat unterdessen gegen Lyon durch Grossrathsbeschluss vom 29. August 1721 mildere Saiten aufgezogen und amendirt den am 27. Juni gefassten Beschluss, indem er das Verbot nur auf die von Lyon, Provence, Languedoc kommenden Waaren, nicht aber auf die von Lyon kommenden Personen ausdehnt, welch letztere

nach Anfweisung eines eidlichen Quarantänescheines von Genf (in Genf 40 Tage Quarantäne) in ihr Gebiet gelassen werden. Waaren, aus nicht inficirten Provinzen Frankreichs kommend, sollen bei Vorweisung von Gesundheitsscheinen ein- und durchgelassen werden, müssen aber auch, sowie die Fuhrleute, beweisen können, dass sie 40 Jahre lang an keinem verdächtigen Ort sich aufgehalten haben.

Nun kam aber die bittere Pille von Deutschland her: denn unterm 25. Oktober 1721 zeigen der Bischof von Constanz und der Herzog von Württemberg als „ausschreibende Fürsten des schwäbischen Kreises“ den 13 Orten an, dass der schwäbische Kreis die Zufuhr von Waaren aus ganz Frankreich verboten, und, falls die Schweiz nicht das nämliche Verbot erlasse, auch alle Zu- und Einfuhr aus der Schweiz verbiete. Dies Verbot soll auch noch auf den Personenverkehr ausgedehnt werden, und endlich, am 20. November 1721, erschien der folgende Erlass des deutschen Kaisers:

Carl VI. von Gottes Gnaden Erwählter römischer Kaiser etc.

„Hochwürdigste und Durchlauchtigste liebe Vettern und Churfürsten! In Folge deren von Uns wie an Eure Lbd. Lbd. als ausschreibende Fürsten des Ober-Rheinischen Kreysses, also auch an andere Kreysse wegen der in denen französischen Landen sich je länger je weiter ausbreitenden pestilenzischen Seuche erlassenen kaiserlichen Verordnungen mögen wir nicht unterlassen, Euren Liebd. hiemit anzufügen, dass uns unser zu Venedig anwesender Botschafter Colloredo jüngstens berichtet: es hätte ihm dasiger Magistrat della sante zu wissen gemacht, wasmassen die Republik zur Praeservation des publici gemüssiget seye, das Commercium mit allen aus Teutschland kommenden Waaren dermahlen aus der Ursache zu suspendiren, weilen einige in spanischen Diensten gewesene graubündischen Offiziere, welche man in dem venetianischen Gebiet wegen ihrer durch verdächtige, mit der Pest inficirte französische Provintzen, und namentlich durch das Gevandan genommenen passage, sogar auch zur rigorosen Contumatz keineswegs zu- und durchpassiren lassen wolle, sondern gleich zurückgewiesen habe und bei ihrer darauffhin nacher Strassburg gewendeten route aber überall da gemachten Halte von eintzigen eilff Tagen von dannen zu Kehl und sofort weiters durch die württembergischen Lande, dann auch durch unsere österreichischen Vorlande, Ulm und Lindau ohnbedenklich passirt worden seyen, mit welcher Gelegenheit man von seithen gemelter Republik Venedig zugleich in Erfahrenheit gebracht habe, dass alle aus Frankreich kommenden Leuthe und Waaren, mit strassburgischen, schweizerischen und Reichsständen ganz leicht zu erhalten seyenden Pässen ohngehinderten Durchgang findeten, inmassen nach gethaner Anzeige einige von der Frankfurter Messe nach Venedig zurückgekommener Kaufleuthen eine unbeschreibliche Menge von Personen und Waaren mittelst dergleichen Pässe durch verschiedene Reichslande zur Frankfurter Messe aus verdächtigen französischen Provintzen gekommen wären. Wenn nun Eure Liebd. nicht allein, sondern ein Jeder gedenken und ermessen wird, wie schädlich eines Theils solcher von Seiten der Republik Venedig aus vorerzehlten Ursachen gegen Teutschland vorzunehmen resolvirte Bando

oder Sperr sowohl den Reichs- als unseren österreichischen Landen, also mithin dem allgemeinen Commercio sein wird: anderen Theils aber, was für grossen Gefahren einer Ansteckung zum gemeinsamen Verderben sowohl teutscher als ausländischer Landen die Ein- und Durchlassung deren aus verdächtigen frantzösischen Provintzen kommenden, obschon mit Pässen versehenen Personen und Waaren unterworfen; wie nöthig es dahero sei, allerseits durch gesammten Rath und That an denen Gräntzen gegen Frankreich und die Schweiz eine mehrere Aufsicht und Schärfe krafft löblichen Beispiels anderer vorsichtig und hochvernünfftigen Potentzen zu Abwendung alles Unglücks vom werthen Vatterlande nach jeglicher Schuldigkeit anzuwenden.

Also ergehet hiemit an Eure Liebden als ausschreibende Fürsten des oberrheinischen Kreysses unser kayserlicher gnädigster und ernsthaffter Befehl, auf die geraden Wegs oder durch die Schweiz aus Frankreich kommenden Personen und Waaren nicht nur allein an denen Gräntzen, sondern auch aller Orten die genauste und strengste Obsicht halten zu lassen, und die förderlichste Verordnung zu thun, damit die so schädliche als gefährliche Ein- und Durchlassung deren aus dem französischen Gebiet kommenden Personen und Waaren ohne Anstand völlig ab- und eingestellt, sonsten auch alle höchst nöthigen Vorsehungsanstalten gemacht, die Kreisse und benachbarten Stände dessen ernstlich erinnert, von Niemanden ein wiedriger Pass respectirt oder angenommen werde, Allermassen Wir auch unser Stellen solche allerdings untersagt haben, endlich auch deren mit denen benachbarten Kreyssen und in Sonderheit auch mit unserem Vice Gubernatore in unsern österreichischen Niederlanden, Marquis de Prié, ein stetiges, emsiges und treues Vernehmen und ein Verständniss gepflogen werde, gestalten wir in allen unsern österreichischen Vor- und andern Erblanden bereits ein Gleiches angeordnet und alle Stellen und Beamtungen unter ihren Pflichten und schweren Verantwortung dahin mitbefelchet haben.

Gegeben in unserer Stadt Wien, den 20. November 1721."

Am 24. November 1721 fing dann die Tagsatzung von Baden an, um das in der Vorconferenz zu Aarberg begonnene, zu Frauenfeld auf der Tagsatzung in Abschied genommene zu einem gedeihlichen Ende weiterzuführen und wo möglich einen entscheidenden Entschluss zu fassen und wurde, wie gewöhnlich, eine Commission zur Vorberathung der Angelegenheit gewählt. Diese vorberathende Commission schlägt vor, von Baden und der Tagsatzung aus eine Deputation an beide den niederrheinischen Kreis ausschreibende Fürsten (den Bischof von Constanz und Herzog von Württemberg) zu schicken mit folgender Instruction: „es sei, da die Herren Eidtgenossen anderer Geschäfte halber hier versammelt gewesen, der ohnversehen (!!) Bericht von der Waarensperre einkommen! Nun sey dies dem löbl. schwäbischen Kreyss sowohl als der Eidtgenossenschaft höchst schädliche und dieser letztern um so mehr unverhoffte Sach, als man erhoffte, es werden hochvermelte Fürsten sich belieben lassen, die ihnen vorgeschlagene nachbarliche Unterredung zu bestehen, zumal sie versichert sein können, dass man diesseits alle erforderlichen und

solche Anstalten zur Aufhebung dieses so verderblichen Uebels vorkehren, dessgleichen von Niemand Anderem mit solcher Exactitude prakticirt werde. Dannenhero man erhoffe, sie werden es freundnachbarlich besser zu begreifen und den erkannten Bando gegen die Eidtgenossenschaft wiederum aufzuheben beliebet sein, welches denen Herren Deputirten Ihrer hohen Herren Committenten zu hinterbringen erfreulich sein und solchen zu grossem freundnachbarlichem Gefallen gereichen werde. Wenn nun durch diese und mehrere begründte Vorstellungen die Wiederaufhebung des Bando erzielt werden möchte, so könne es hierbei sein erwünschtes Verbleiben haben, ergebe sich aber das Widerspiel, so sollten zumahlen die Herren Deputirten der Fürsten hierinnen führende eigentliche Absichten zu sundiren und endlich so viel zu erhalten trachten, dass dennoch der Pass vor die Eidtgenossenschaft in dem Land gewachsener Fabrikate und appretirter Waaren in das Reich offen behalten werden möchte."

Unterschriften der Commissionsmitglieder: Statthalter Hirzel, Landvogt Schweizer, Oberst-Zunftmeister Burkhardt, Deputat Harder, Hofmeister Püntner, Bürgermeister Hochreuter.

Das stolze Bern, das früher für Zurückweisung aller französischen Waaren gewesen, scheint nach und nach in französischem Interesse bearbeitet worden zu sein und sendet folgende scharfe Instruction seinen Tagsatzungsgesandten nebst einer deutlichen Drohung für Deutschland:

„Nachdem wir über den Inhalt Eures Schreibens, dasjenige enthaltend, wie der vom schwäbischen Kreyss gegen löbliche Eidtgenossenschaft publicirte Bando in der eidtgenössischen Session angesehen und was für Remedurmittel durch die verordnete Commission proponirt worden, alle erforderliche Reflexion walten lassen, haben wir befunden, dass, wenn der schwäbische Kreyss unserer und übriger an Frankreich gränzender Orten gemachte exacte Anstalten zur Bewachung der Frontieren ohnparteilich beurtheilen, dass sie nicht Grund noch Ursach finden werden, die an Frankreich gräntzende Ort der nicht genugsamen Huet zu beschuldigen, noch ihnen entweder das ohnmittirte Verbott aller französischen Waaren zuzumuthen oder aber vorliegenden Fahls die Sperr gegen die Eidtgenossenschaft (wie aber von dem Kreiss beschehen) zur Hand zu nemmen. Inmassen solches uns allerlei Gedanken erwecket, dass andere Absichten darunter verborgen, das wir wohl müssen geschehen lassen, weil entlich solche die herseits gelegenen Ort um so viel nicht drücket, dieweilen aber laut Eurer unser fürsichtigen Miträth und Ehrengesandten Schreiben dieses schwäbische Bando denen an das Reich gränzenden löbl. Orten um ein Mehreres empfindlich, so mögend wir denenselben zu bezeugen, dass wir, zur Befürderung der Wohlfahrt jederzeitig auch das Unsere beizutragen willig, gern den Consens geben, dass unsere Namen in denen beschehenden Repräsentationen gegen den Kreiss-Convent oder dessen ausschreibenden zweien Fürsten gebraucht werden. Jedoch hielten wir da-

für, dass ein Schreiben unter den gesambten eidtgenössischen Orten dieser Zeit sowohl als die Abschickung selbsten operiren könne, indem zu vermuthen, dass über die eidtgenössischen Repräsentationen, sie mögend den kreyssausschreibenden Fürsten schriftlich oder mündlich vorgebracht werden, selbige keinen Schluss fassen, sondern lediglich die Communication an den gesammten Kreyss vorbehalten werden. Inmassen wir also unsere Namen allein zu einer schriftlichen Vorstellung, nicht aber zu einer Abschickung gegeben haben wollen, der Meinung auch, dass in denen abgegebenen Schreiben die in unsern Mandaten und gethanen Vorsorgen begriffenen exacten Anstalten vorgestellt, mithin dann zu Gemüth geführt werden, wenn von Seiten des Kreysses auf dem Bando sollte inhärirt werden, *„dass solches eint- und andern löbl. Ort der Eidtgenossenschaft necessitiren könnte, sich mit Frankreich weiter einzulassen*, jedoch wird dabei auch zu bedeuten sein, *dass man sich hierseits weder in Negationen, Tractaten noch Vertröstungen rationi einicher Enderung in unsern Sanitätsanstalten nicht einzulassen gedenke.“*

Auf diese stolze, Bern angemessene Instruction, antworteten die bernischen Tagsatzungsgesandten ihren gnädigen Herren unter dem 24. November:

„Nachdem in unterschiedlichen Sessionen von dem von Seiten des schwäbischen Kreysses ohnerwartet declarirtem Bando geredet, anbei dessen Beschwerlichkeit umbständlich dargestellt, mithin geandet worden, wie eint- und andere löbl. Ort hart gedruckt sein würden, wenn sie nach dem Willen des schwäbischen Kreysses mit Frankreich völlig brechen sollten; als hat solcher eine löbl. Session veranlasset, einen Ausschuss aus ihren Ehrengesandten zu verordnen, mithin selbigen aufzutragen, über die in gesammter Session hierüber gewaltete und eröffnete Gedanken als da sind: schreiben, schicken, oder den declarirten Bando ertragen, Ihre übrigen sentiments zusammenzutragen und aufgesetzt zu hinderbringen. Als wir nun auch zu sothaner Untersuchung und Berathschlagung neben Zürich, Luzern, Basel und St. Gallen vorgeschlagen worden, haben wir uns mit der hiezu nit habenden Instruction entschuldiget, anbey uns hierinnen gebrauchen zu lassen geweigert. Diesen Morgen nun hat gemelte Commission die ihnen aufgetragene Relation abgestattet, so in Beylag des Mehreren enthalten. Demnach nun die behörigen Relationen des Näheren darüber gemacht worden, hat man einmüthig ussert uns rathsam zu seyn befunden, eine Deputation an die zwei ausschreibenden Fürsten des schwäbischen Kreysses abzuschicken, dazu dann Zürich, Basel und Abt St. Gallen verordnet worden, und wollten etliche der löbl. Orte annoch die Stadt St. Gallen zugeben, so aber nit zu erhalten gewesen. Dieser Deputation nun soll obliegen, ermelte beyde Fürsten die von löbl. Eidtgenossenschaft, sonderheitlich aber denen an Frankreich grenzenden Orten haltende exacte Vigilanz und scharpfe ordre zu representiren, zu dem Ende die von obigen Gränzorten vorkehrende und in Druck ausgebende Anstalten copialiter mit sich zu nemmen und auch das jüngsthin von Euer bewusster zweier Silberballen halb manirte Decret nicht ohngeandet zu lassen, demnach ihnen die weitere Vorstellung dahin zu thun, dass bei solch etablirter genauer Aufsicht gegen Frankreich ein löbl. schwäbischer Kreyss sich in keine Sorgen zu besorgen habe, dass das Uebel von Seiten einer löbl. Eidtgenossenschaft ihnen werde zugebracht werden, mithin äusserstens zu insistiren, dass dieser declarirte Bando gegen eine löbl. Eidtgenossenschaft möchte aufgehoben werden und stehen solchem nach die Herren Ehrengesandten in der zuversichtlichen Hoffnung, es werde bei Ergehung solcher wahren Beschaffenheit der Sache sothanes Ihr Ansuchen ingress finden oder wenigstens dahin bestimmt werden, dass dieser Bando suspendirt werde und bis auf nächste Zusammenkunft eines löbl. schwäbischen Kreysses, da dann bis dahin zu ver-

hoffen, es werde die Sache in Frankreich sich bessern und der erbarmungsvolle Gott mit seiner gezeigten Zornruthe ein gnediges Vernüngen tragen.

Weilen nun übriger löbl. Ort Herren Ehrengesandte zu sothaner Abschickung, so in der angrenzenden und commerzirenden Orten Kosten errichtet werden soll, auch die Zusag und Mitstimmung Eurer Gnaden (damit solche gemeineidtgenössisch geschehen möchte) verlangen, löbl. Standes Basel Herren Ehrengesandten uns dann annoch in particulari hierumb ersucht, wir aber hierzu nit begwältiget, als habend wir dero Ansuchen, diesen genommenen Schluss Eurer Gnaden per expressum participiren und dero Consens hierüber einholen nicht wohl ausschlagen können. Wollen demnach erwarten, was Euer Gnaden Uns in fernerem hierüber zu befehlen belieben werden."

Baden, den 20. Nov. 1721. L. Steiger. Ja. Tillier.

In Folge dieses Berichtes schreibt Bern an den Vorort Zürich am 8. December, dass Bern zu den von den versammelten Ständen beschlossenen Schritten, das schwäbische Bando betreffend, nur insofern beigestimmt, dass nicht alle französischen Waaren von der Eidtgenossenschaft fern gehalten werden sollen, sondern nur die aus den verdächtigen Provinzen kommenden und dass es ferner seinen Namen nur zu einer schriftlichen Vorstellung, nicht aber zur Absendung einer Deputation gegeben habe. Es bittet also den Vorort, das Protokoll zu corrigiren, und, wenn die Secretäre schon abgereist wären, möchten denselben diese Bemerkungen nachträglich zugestellt werden.

Diese Angelegenheit sollte also auf der andern Seite vor eine nächst bevorstehende Versammlung des schwäbischen Kreises oder vor den Deutschen Reichstag in Regensburg gebracht werden. Der Fürstbischof des Bisthums Basel als Fürst des deutschen Reiches hatte auf dem Reichstag Sitz und Stimme durch seinen Gesandten, und bot Bern seine guten Dienste in diesem Handel an, was letzterer Stand mit Freuden und Dank annahm.

(Schluss folgt.)

XVI.

Kritiken.

Culturgeschichte.

1. *Die Emancipation der Frauen, das Elend und die geistige Ueberspannung* von Eduard Reich, Doctor der Medicin u. s. w. Grossenhain und Leipzig 1884. Der Erlös der ersten Auflage ist für die Vorarbeiten der von dem Verf. zu gründenden Freien Universität bestimmt.

* Zum Glück hat bis jetzt Deutschland sich gegen die Emancipation der Frauen abwehrend verhalten. Da dieselbe aber in den Vereinigten Staaten, England, Russland und der Schweiz bedeutende Dimensionen angenommen hat, und viele Frauen so entartet sind, Medicin zu studiren und mit männlichen Studenten zugleich Vorträge über Anatomie und Physiologie zu hören und als Aerztinnen fungiren, so liegt es nahe, dass auch Deutschland von diesem geistigen Contagium berührt werde. Indem nun Prophylaxis einer Krankheit der Therapie sehr vorzuziehen ist, so erscheint obige Schrift recht zeitgemäss. Verf. hat in durchaus gründlicher Weise die Gefahren auseinandergesetzt, die uns durch die Emancipation der Frauen drohen. Alle, welche sich für diese brennenden Fragen interessiren, sollten obiges Buch lesen, namentlich aber diejenigen unglücklichen Frauen, bei denen sich schon der Sinn zur Emancipation zu regen beginnt. Sie werden sicher durch jene Schrift geheilt werden. Referent unterlässt es nicht, alle, als warnendes Beispiel, an Louise Aston zu erinnern, die bekanntlich ihrer vermeintlichen Samariterdienste wegen in den schleswig-holsteinischen Kriegen von der Statthalterschaft aus den Herzogthümern verwiesen wurde.

Was die Idee des Verf. betrifft, eine Freie Deutsche Universität zu gründen, so ist die Idee gewiss zeitgemäss und schwebt seit 1848, als in Hamburg eine solche geplant wurde, in der Luft. Die meisten Culturstaaten haben dieselbe realisirt. Die freie Universität London hat die beiden Staatsuniversitäten Oxford und Cambridge gänzlich überflügelt. Die freie Universität Brüssel macht den beiden Staatsuniversitäten Gent und Lüttich gefährliche Concurrenz. Wir schweigen von den, im reactionären Sinn in Frankreich gegründeten, Universitäten. Freie Universitäten haben

nur dann Aussicht auf Erfolg, wenn sie ihr Programm, Freiheit der Wissenschaft, allein im wahren Sinne des Wortes realisiren und es jesuitisch nicht bloss als Aushängeschild benutzen. Erst vor Kurzem haben Holland und Schweden es für gut befunden, in Amsterdam und Stockholm freie Universitäten zu gründen. Und Deutschland? Nun, wir zehren noch von unserm alten Ruhme und glauben an unseren Staatsuniversitäten genug zu haben. In diesem Punkte sind die Regierungen und die Freisinnigen sich einig. Aber ganz mit Unrecht. Wir können der freien Universitäten ebenso wenig entrathen als die übrigen Culturstaaten. Wie man über den jetzigen Zustand der deutschen Wissenschaft denkt, haben wir ja aus der Schrift von Dr. Warlomont erfahren. Dass aber ein Einzelner, wie Dr. Reich, im Stande sei, eine freie Universität zu gründen, möchten wir für eine zu sanguinische Idee halten. Unserer Meinung nach bedarf es dazu eines Vereins von Männern aus allen Ständen, denen die wirkliche Freiheit der Wissenschaft eine Herzenssache ist. Sie allein können, nach dem Vorbilde der Londoner Universität, deren Gründung Lord Brougham in die Hände nahm, nur durch Actien ein solches Institut in's Leben rufen. Selbstredend kann von keiner hohen, sondern nur sehr bescheidenen Dividende hierbei die Rede sein.

2. *Das gelehrte Gründerthum im Bunde mit den geheimen Priesterinnen der Venus.* Ein Stück Culturgeschichte und Sittenleben aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Leipzig. Gustav Wolf, Verlagsbuchhandlung. 1884.

* Wenn wir oben der Gründung von freien Universitäten das Wort redeten, so wird die Richtigkeit unserer Ansicht durch angezeigtes Buch vollauf bestätigt. Dass von einer wirklichen Freiheit der Wissenschaft in Deutschland, trotzdem sogenannte Koryphäen grosse Reden darüber halten, die natürlich nichts anderes als „Blech“ sind, in der Aera des Cäsarismus, Militarismus, Ordens- und Titelwesens keine Rede ist, wissen alle Einsichtsvollen. Wissenschaft ist heutzutage für den guten deutschen Michel nur das, was von einem, eine Staatsstellung bekleidenden, mit so und so vielen Titeln und Orden ausgestatteten Lehrer „tradirt“ wird. Alles Andere ist unwissenschaftlich, weil unzünftig. Die wahre Gelehrsamkeit erblüht nur in der Zunft. Es ist daher hohe Zeit, dass hier Wandel geschafft werde. Denn es unterliegt keinem Zweifel, dass, so gefährlich der Capitalist und Geldprotze für die socialen Zustände ist, ebenso und noch gefährlicher die Protzen der Wissenschaft und Handwerksgelehrten für die Wissenschaft sind, namentlich, wenn sie, wie männiglich bekannt und in obigem Buche nachgewiesen wird, mit den geheimen Priesterinnen der Venus im Bunde stehen. Das gelehrte Proletariat ist weit gefährlicher als das Proletariat des vierten Standes der Entarteten. Wie genau

Verf. die Misère unserer heutigen wissenschaftlichen Zustände kennt, geht am besten aus seinem Urtheil über Alexander von Humboldt hervor. Auch dieses Buch erscheint sehr zeitgemäss und ist im Stande, Vielen den Staar zu stechen.

Geschichte der Medicin.

3. Dr. H. Ploss: *Das Kind in Brauch und Sitte der Völker.* Anthropologische Studien. Zweite, bedeutend vermehrte Auflage. Zwei Bände. Berlin. Verlag von A. B. Auerbach. 1883.

* Von den historisch-anthropologischen Schriften, die in neuerer Zeit erschienen, ist vorliegende ohne Zweifel die bedeutendste. Wir haben für dieselbe kein anderes Prädicat als „in jeder Beziehung vorzüglich."

4. *Kos und Knidos,* eine culturgeschichtlich-archäologische Skizze von Hugo Kühlwein. Westermann's illustrirte deutsche Monatshefte herausgegeben von Friedrich Spielhagen. Dec. 1882.

* Das Gegenstück zu obiger Schrift. Sie ist weiter nichts als ein wässeriger Absud, in dem ein selbstgefälliger Dilettantismus auf eine gespreizte Art sich aufbläht. Was von Culturgeschichte und Archäologie darin zu finden, verdient nicht diesen Namen. Zutreffend ist nur das Wort Skizze. Die Arbeit wäre besser ungeschrieben und ungedruckt geblieben!

5. *Geschichte des Hamburgischen Landphysicats von* 1818—1871. Nach amtlichen Quellen von Physicus Dr. H. G. Gernet. Hamburg 1884. L. Friederichsen & Co., Admiralitätsstrasse 3/4.

Wenn es allgemein anerkannt ist, dass nicht diejenigen Schriftsteller, welche dickleibige compilatorische Hand- und Lehrbücher der Geschichte der Medicin schrieben, sich um die Geschichte der Medicin verdient machten, obschon die unzurechnungsfähige Menge sie meist als die Historiker κατ' ἐξοχήν betrachtet, sondern vielmehr nur solche, welche über bisher gänzlich unerforschte Themata quellenmässige Monographien abfassten, so muss unter diesen Herr Physicus Dr. Gernet in erster Linie genannt werden. Bereits im Jahre 1869, nachdem er schon früher als medicinischer Reformschriftsteller sich ausgezeichnet, veröffentlichte er sein gediegenes historisches Werk: *„Mittheilungen aus der älteren Medicinalgeschichte Hamburgs. Culturhistorische Skizze auf urkundlichem und geschichtlichem Grunde.* Hamburg, Mauke XII, 410 S. gr. 8." Durch dieses von grosser Gelehrsamkeit, bienenartigem Fleisse und scharfer Kritik zeugendem Werke, setzte Dr. Gernet sich als medicinischer Historiker seiner Vaterstadt ein bleibendes Denkmal, obgleich die neuesten Lehr- und Handbücher der Geschichte der Medicin bei ihrem durchweg compilatorischen Charakter selbstredend keine Notiz da-

von genommen haben. An jenes grössere Buch schliesst sich an — gezeigtes auf's Würdigste an. Dasselbe noch weiter empfehlen zu wollen, halten wir für höchst überflüssig.

Specielle Pathologie und Therapie.

6. *Therapeutische Notizen der Deutschen Medicinalzeitung.* 1880—1883. Herausgeber Dr. Julius Grosser. Preis 1 Mk. 50 Pf. Berlin 1884. Verlag der Deutschen Medicinalzeitung.

* Dies compendiöse und handliche Büchelchen ersetzt alle die zahlreichen dickleibigen „Jahresberichte der Medicin" in therapeutischer Beziehung. Und um diese handelt es sich doch nur für den Praktiker. Der Herausgeber hat sich durch dieselben ein wahres Verdienst um die praktischen Aerzte erworben. Wir empfehlen denselben die Schrift auf das Wärmste.

7. *Verhandlungen des Vereins für innere Medicin.* Separatabzug aus der „Deutschen medicinischen Wochenschrift" Nr. 8 u. 9. 1884.

* Aus denselben heben wir den Vortrag des Herrn W. Lublinski über den Werth des Arseniks bei der Therapie der Phthisis hervor. Buchner hatte dem Gebrauch desselben bei dieser Krankheit sehr das Wort geredet. Lublinski hat dieses Heilmittel nun einer Prüfung unterzogen und 23 Phthisiker mit Arsenik behandelt. Nach ihm war der Einfluss ein vollkommen negativer. Der Vortrag unterscheidet sich von den landläufigen durch die gründlichen historischen Kenntnisse, welche Verf. auf dem Gebiete der Materie entfaltet. Besässe jeder Arzt dieselben, so würden sie gewiss manchen abhalten, wie es jetzt so oft geschieht, ein beliebiges Arzneimittel mit Emphase gegen eine Krankheit zu empfehlen. Auch hier würde die Geschichte ihm zurufen: Alles schon mal dagewesen!

8. *Ueber Distanzgeräusche bei Herzklappenfehlern.* Vortrag gehalten zu Berlin im Verein für innere Medicin am 5. Nov. 1883. Von Dr. W. Lublinski, Assistenzarzt der medicinischen Universitäts-Poliklinik. Separatabdruck aus der Zeitschrift für klinische Medicin. Band VII. Heft 5.

* Verf. theilt in demselben drei Fälle von Distanzherzgeräusch mit, die er in einem Zeitraum von 6 Jahren an der Poliklinik beobachtet hat. Er ist der Ansicht, dass das Distanzgeräusch in diesen Fällen durch die höchste Steigerung der Kraftentfaltung des Herzens bewirkt wurde. Aber noch andere Momente sind nach ihm im Stande, diese Abnormität hervorzurufen. Dahin gehören Verkalkungen der Klappensegel und Lösungen oder Perforationen der Herzklappen und die Zerreissung der Sehnenfäden. Die interessante Abhandlung verdient die Aufmerksamkeit aller Praktiker.

XVII.

Miscellen.

Ueber Antonius Musa's Schriften.

*Bis auf diesen Augenblick finden sich in den Lehrbüchern der Geschichte der Medicin, welche Verf. bekannt sind, über die Schriften dieses Schriftstellers falsche Angaben. Bei Häser, welcher in seinen bibliographischen Angaben meist Choulant[1]) folgt, ohne selbstständige Quellenstudien gemacht zu haben, kann man am wenigsten erwarten, das Richtige zu finden. Letzterer hatte das Verdict abgegeben, dass die Abhandlung *„de herba vetonica"* und die *„instructio de bona valetudine conservanda"* nicht dem Antonius Musa zuzuschreiben sei. Häser ohne weitere Motivirung wiederholt dieses Urtheil in der 3. Auflage seines Lehrbuchs. In Bezug auf die Literatur ist Choulant, wie immer, höchst genau und giebt sie vollständig. Wenn er nun aber sagt: „Ueber den echten Antonius Musa ist zu vergleichen", und die über diesen erschienenen Abhandlungen angiebt und schliesslich als letzte die von Caldani citirt, so sind wir der Ansicht, dass er diese Ausgabe nicht in den Händen gehabt hat. Choulant, welcher sonst auch in der Angabe des Titels höchst gewissenhaft und exact ist, giebt nämlich den Titel folgendermassen an: Ant. Musae, qui Augusti Caesaris medicus fuit, fragmenta, quae exstant, collegit, nunc primum praefatus est, comment. et notas addidit Florianus Caldani Bassano 1800. 8. Der wahre Titel aber lautet: „Antonii Musae qui Augusti Caesaris medicus fuit fragmenta quae exstant, collegit nunc primum, praefatus est, commentarios et notulas addidit Florianus Caldani. Bassani 1800." Häser dagegen citirt den Titel folgendermassen: „Musae fragmentorum collectio. Bassani 1800. 8." Wenn der Titel falsch angegeben ist, so muss man von vornherein Bedenken tragen, ob der Autor wirklich das Buch gelesen hat. Diese Bedenken werden gesteigert, wenn man die enorme Seltenheit jener Schrift erwägt, welche in meinen Besitz erst nach vielen Bemühungen

1) Handbuch der Bücherkunde für die ältere Medicin. Zweite Auflage. Leipzig 1841. S. 214.

gelangte. Der sehr zuverlässige Ebert[1]) sagt aus, „dass von diesem nach Molini's Kataloge von 1807 mit 40 paoli angesetzten Buche nur 12 Exemplare gedruckt seien."

Noch mehr wird man aber von der Richtigkeit meiner Meinung bestärkt, wenn man das Buch selbst liest. Während Choulant es also anführt, um zu beweisen, dass Antonius Musa nicht der Verfasser des Buches der Abhandlung *„Instructio de bona valetudine conservanda"* sei, zeigt das Buch gerade das Gegentheil. Dasselbe besteht aus 3 Theilen. Der erste enthält das Leben des Vincentius Beninius, der zweite dessen Abhandlung über Antonius Musa, der dritte die Abhandlung des Verf. und die Fragmente des Antonius Musa selbst. Wir bemerken, dass Beide die Literatur, welche bis dahin über Musa erschien, vollkommen kannten, indem sie eingehend die Meinungen von Crell, Rose, Ackermann und Atterbury einer sorgfältigen Kritik unterziehen. Beide kommen nach ihren überaus gründlichen Forschungen nun zu dem Resultate, dass Musa der wirkliche Verfasser der *„instructio"*, aber nicht *„de herba vetonica"* sei. Erstere ist denn auch vollständig abgedruckt, ebenso alle die Fragmente, welche sich bei den verschiedenen römischen Autoren zerstreut finden, und deren Aechtheit niemals angezweifelt wurde.

Wie Häser in seinem Lehrbuch nun schreiben konnte, die Abhandlung *„de herba vetonica"* finde sich bei Caldani abgedruckt, ist kaum zu begreifen, wenn man nicht annehmen müsste, auch er habe dieses seltene Buch nie in seinen Händen gehabt. Die Frage der Echtheit und Unechtheit der Schriften von Antonius Musa war also bereits im Jahre 1800 entschieden, der Titel des Buches auch bekannt, in dem der langjährige Streit geschlichtet; der eigentliche Inhalt desselben aber war zu einer Legende geworden, weil wahrscheinlich Niemand es gelesen hatte.

---

1) Allgemeines bibliographisches Lexikon von Friedr. Adolf Ebert. Leipzig 1821. S. 173, Bd. II.

XVIII.

Die Pestepidemien im Fürstbisthume Basel.

Von

Dr. **Schenker** in Pruntrut (Schweiz).

(Schluss.)

Am 11. December 1721 erliess nun der schwäbische Kreis aus Regensburg folgenden Erlass:

„Als gestalten wegen der in Frankreich grassirenden pestilentzialischen Seuche alles Waaren-Commercium zwischen selbigem Königreich und diesem löbl. schwäbischen Kreiss durch das letzthin unter dem 14. Mai dieses Jahres ausgegangene Kreisspatent aufgehoben und danebst bei dem jüngst in der Reichsstadt Ulm gehaltenen allgemeinen Kreiss-Convent durch einen gemeinsamen Erlass zur Sicherheit des gemeinen Wesens für unumgänglich nöthig erachtet worden, dafern dieses Kreisses Lande nicht auch an Seiten der benachbarten Schweiz durch ein gleichmässiges generales Verbott von denen gesammten löbl. eidtgenössischen Kantons binnen einer dazu bestimmten kurzen Zeit zuverlässig sicher gestellt werden sollten, solchenfahls die Sperr auch ipso facto auf deren Lande zu extendiren, solch ist allerseits hochlöbl. Ständen vorhin guter Massen bekannt. Wenn nun obermelte löbl. Kantone der an sie ergangenen wiederholten Erinnerung ohngeachtet zu dergleichen illienitirtem Verbott der Waareneinfuhr aus dem Königreich Frankreich sich bishero nicht entschlossen, sondern damit noch immer aus ein und andern französischen Provinzen mithin auch solche Waaren in und durch diesen Kreiss zu führen continuirt und inzwischen das leydige Uebel sich in Frankreich noch weiter ausgebreitet, und dergestalt überhand zu nemmen beginnet, dass man billige Ursach hat sorgfältigst davor bedacht zu sein, die Gefahr von diesem Kreiss durch alle möglichen Precautionen abzuwenden: Als haben wir uns von tragendem Kreiss-Amts wegen länger nicht entbrechen können, vorgedachten gemeinsamen Kreissbeschluss durch gegenwärtiges Patent nunmehro öffentlich zu verkündigen und anbey alle hochlöbl. Stände wohlmeinend zu erinnern, nicht nur ob demselben alles Ernsts zu halten, und künftig keine Waaren mehr, wie sie auch Namen haben mögen, aus der Schweiz in den Kreiss passiren zu lassen, sondern auch die übrigen Verordnungen, welche der Personen halber und sonsten durch das letztere Patent publizirt worden, dergestalten zu beobachten, damit dieser löbl. Kreiss sowohl als das gesammte werthe teutsche Vatterland vor dieser grundverderblichen Seuche unter dem Segen Gottes befreyt bleiben möge.

Actum 27. Oktober 1721.

Johann Frantz,
Bischof zu Constanz.

Eberhardt Ludwig,
Herzog zu Würtemberg.

Die Verordnung der 13 an der Tagsatzung versammelten Orte dagegen lautete folgendermassen im Auszug:

1) Soll ein Jeder mit bussfertigem Herzen Gott anflehen, dass er die Pest abwende.

2) Aller Handel und Wandel mit Marseille, Provence, Languedoc, Dauphiné und Savoyen ist bei Leib- und Lebensstraf verboten.

3) Wegen Lyon, dem Lyonnais und Bresse sollen die von dorther kommenden Personen und Waaren, bevor sie eingelassen werden, an den Gränzen eine Quarantäne durchmachen, die Waaren 21, die Personen 15 Tage, sonst aber ohne obrigkeitlichen und eydtlichen Schein zurückgewiesen werden.

4) Die aus unverdächtigen Orten kommenden Personen, Vieh und Güter werden zwar eingelassen, aber nur auf Gesundheitsscheine hin. Das Nämliche gilt für Waaren, für die Fuhrleute, Eseltreiber etc.

5) Sollen keine Briefe, welche von obgenannten Provinzen kommen, an den Gränzen abgenommen werden, wenn sie nicht geräuchert worden, auch keine auf den Posthäusern ohne nochmalige Beräucherung sowohl in- als auswendig abgegeben oder weiter versandt werden.

6) Sollen auch die verordneten commissarii an ihren bestimmten Posten Niemanden passiren lassen ohne genugsame Gesundheitsscheine, dass sie 40 Tage lang an keinem verdächtigen Ort gewesen; solche Passscheine sollen täglich oder wenigstens alle andern Tag wieder unterschrieben werden, mit genauem Signalement versehen.

7) Gegen die, welche sich auf verbotenen Wegen zu Wasser und zu Land einschleichen, soll mit allem Ernst verfahren werden, die Halsstarrigen sollen erschossen, und die, welche ihnen zum Einschleichen verhelfen, an Leib und Leben gestraft werden.

8) Von Bettlern und Strolchen sollen keine eingelassen werden, oder, wenn sie erwischt, die Fremden an die Gränze zurückgeführt, die Einheimischen auf dem nächsten Weg in die Heimath spedirt werden.

9) Die angewiesenen Lazarethe werden sein in **Basel, Genf** und **Neuenburg** zu Abhaltung der Quarantäne.

Die streitige Angelegenheit zog sich, ohne ihre Erledigung zu finden, in das Jahr 1722 hinüber, und des Fürstbischofs Gesandter, Baron von Ramschwag, that am Reichstag in Regensburg sein Möglichstes, die Sperre gegen die Schweiz von Seiten Deutschlands aufzuheben. „Allein seien diesen Allem ungeachtet dem kaiserlichen Principal-Commissariis von Ihrer Majestät dem Kaiser wiederholtenmalen gemessen aufgetragen worden, der vorliegenden Kreisstände zu Regensburg anwesenden Gesandten die ergangenen kaiserlichen Verordnungen ernstlich vor Augen zu stellen und dass Höchstderselbe von hochwohlernannten Fürsten und Ständen davon Parition unumgänglich vollzogen wissen wollte."

Die Sache war so wichtig, dass zur nämlichen Zeit, d. h. im Anfang des Jahres 1722, im Januar und Februar, die Tagsatzung in Baden, der oberrheinische (schwäbische) Kreis in Meersburg, der unterrheinische Kreis in Frankfurt am Main über diese Sperrmassregeln beriethen; was das schwäbische Bando betrifft, hatte Zürich an der Tagsatzung den Entschluss gefasst, eine Gesandtschaft nach Meersburg zu senden, vorher aber den Consens der

andern Stände einzuholen, oder, wenn diese nicht zustimmten, die Gesandtschaft auf eigene Rechnung zu schicken mit der Instruction, gar keine französischen Waaren durch seinen Kanton ein- und durchführen zu lassen. Schaffhausen, der Abt und Stadt St. Gallen ertheilten wirklich den consens, die Tagsatzungsgesandten von Bern und Basel aber refüsirten den Beitritt, in der Ueberzeugung, es bleibe von Seiten der Deutschen bei den Drohungen, ohne dass wirklicher Ernst zur Execution der Sperre gemacht werde. Bern blieb fest bei seinem Entschluss, dass gegen die unverdächtigen französischen Provinzen die Sperre nicht anzuwenden sei.

Unterdessen tagte auch der oberrheinische Kreis in Frankfurt am Main, wo es wiederum Baron von Ramschwag war, der sich mit Erfolg für die Schweiz verwandte, so dass die Lösung der Frage einer Commission, bestehend aus einem Delegirten jeden Kantons, von den geistlichen und weltlichen Fürsten und Ständen als Delegirtem Baron Ramschwag, von der Grafenbank der Reichsgraf von Eysenburg, von den Städten die Stadt Frankfurt, übertragen wurde. März 1722.

Ferner schlug der Statthalter der vorderösterreichischen Lande im Namen des Kaisers durch Schreiben vom 28. März 1722 den eidgenössischen Ständen eine Conferenz vor, bei welcher Gelegenheit auch wegen des Elsasses verhandelt werden sollte. Als Tag der Zusammenkunft wurde der 16. April, als Ort Freiburg im Breisgau oder Lauffenburg bestimmt. Die Sache wäre nun endlich wahrscheinlich zu einem befriedigenden Ende gediehen, wenn Bern nicht inzwischen die Erlaubniss zur Abhaltung des Zurzacher Marktes gegeben, was die verschiedenen Länder wieder so erschreckte — sogar von Mailand kamen desshalb drohende Vorstellungen — dass sich die Berathungen verzögerten und die oberrheinische Kreisversammlung ihre Sitzung fortsetzte. Inzwischen kamen aus der Provence, speziell aus Marseille immer bessere Nachrichten über den Nachlass der Pest; Genf und Bern hatten den Handel mit Lyon trotz Kaiser und Reich wieder aufgenommen und der ganze diplomatische Krieg, der vom Oktober 1720 bis Januar 1723 gedauert, verlief sich endlich auf natürliche Weise durch das Aufhören der Epidemie im Sande.

Und erst am 22. Januar 1723 war der folgende Beschluss der Meersburger Conferenz zu Stande gekommen:

„Das mit Frankreich und Genf, resp. auch mit der Eidtgenossenschaft bisherig gesperrte Commertium soll wiederum eröffnet werden; damit aber das in denen Waaren etwann noch verborgen liegende Gift durch Einführung derselben in Teutschland nicht mit einschleichen möge, so sollen ferner folgende Precautionen gebraucht werden:

1) Sind keine fremden Personen einzulassen, wenn dieselben nicht mit obrigkeitlichen eidtlichen Pässen und attestatis sowohl wegen ihrer Person als auch wegen der bei sich habenden hardes diess Inhalts versehen, dass sie wenigstens seit 6 Wochen in keinen von der Pest angesteckt gewesten französischen Provinzen Umgang gehabt.

2) Bei den aus Frankreich kommenden Waaren sollen Primordialpässe sein.

3) Schweizerische und Genferwaaren sollen von obrigkeitlichen, eidtlichen Pässen begleitet sein.

4) Die Waaren aus den angesteckten französischen Provinzen sind zur Zeit noch ganz verboten; sie können aber eingelassen werden, wenn selbe die Legate über Auslüftung und nochmalige Quarantäne in Genf, Bern, Zürich, Basel, Schaffhausen und St. Gallen, ferner mit Primordialscheinen und einem Pass von besagtem Ort begleitet sind. Aus Provinzen, welche keiner Infection unterworfen waren, können Waaren ohne Auslüftung eingeführt werden, als da sind Weine, Spezereien, Oele, Droguen, Café, Thé, Chocolade, Früchte, Samen, Metalle, kostbare Steine, Geschirre, Farbwaaren, Chemikalien, Tabak, Seifen, aber keineswegs Stroh, Heu, Matten, Häute.

5) Die Waaren, so aus der Nachbarschaft der infizirten Provinzen, aus Lyon, Vivarès, Sevennes, Velay, la Bresse, kommen, sollen in giftfangende und nichtgiftfangende unterschieden werden. Die giftfangenden sollen nur unter Nr. IV beschriebenen Precautionen eingelassen werden; nichtgiftfangende sind zu admittiren, wenn sie mit den Primordial- und sofort unterwegs, wo sie durchpassiren, unterschriebenen Legaten und Pässen ankommen.

6) Die Routen, durch welche die Waaren aus Frankreich und der Schweiz in das Land kommen dürfen, sind nach der vorjährigen Verordnung fest bezeichnet.

7) Waaren, verdächtig oder nicht, welche durch andere Weg in das Reich kommen, sollen nicht nur confiszirt, sondern auch verbrannt und ihre Führer schwer gestraft werden, nach Umständen sogar am Leben."

Wir glauben, durch vorhergehende, durchaus auf archivalischen Quellen beruhende und unseres Wissens noch nie publicirte Darstellung der Vorsichtsmassregeln gegen die Pest deutlich genug gezeigt zu haben, wie die sanitätspolizeilichen Massregeln theils in den einzelnen Kantonen gehandhabt wurden, wie sie sich international gestalteten und wie sie endlich zu handelspolitischen Fragen aufgebauscht wurden, welche die Tagsatzung und die deutschen Regierungen lange beschäftigten. Auch in dieser Beziehung war es interessant zu sehen, welcher Druck von den grossen Nachbarmächten auf die Schweiz ausgeübt wurde und wie letztere lange schwankte, ob sie sich Deutschland oder Frankreich zum Feinde machen wollte, und es war wieder Bern, das die festere, energischere Haltung einnahm, nachdem es anfänglich gezögert hatte. Zürich, neben Thurgau, Schaffhausen, St. Gallen waren eher auf

deutscher Seite, wie auch natürlich, wenn man ihre Lage und handelspolitischen Interessen in Betracht zieht.

Aehnliche Discussionen kamen nun nicht mehr vor, obwohl sich die Pest in diesem Jahrhundert noch öfters zeigte, so 1738 bis 1741 in Croatien, Slavonien, Ungarn, wo zur Absperrung wieder Militärcordons in Anwendung kamen, Böhmen, Siebenbürgen, 1743 in Messina, und besonders 1771 in Russland, wo hauptsächlich Moscau darunter litt und 80000 Personen zu Grunde gingen. Merkwürdigerweise, und im Gegensatz zu andern Epidemien, wird von einem Augenzeugen der Moscauer Pest in einem Schreiben, das uns vorliegt, behauptet: „les femmes enceintes ne sont point sujettes à gagner la peste, et au cas qu'elles en soient attaquées, ce sont les enfants qui en sont la victime; elles accouchent d'un enfant pestiféré qui a tous les symptomes de la maladie; en venant au monde, ils en meurent sur le champ, et la mère n'en est point infectée" — eine Behauptung, deren Richtigkeit ich stark anzweifeln möchte. Ende des Jahrhunderts grassirte die Pest in Kleinasien und der Türkei und die italiänischen Seehäfen hatten die grösste Mühe, deren Einschleppung zu verhindern. Merkwürdige Details über die auf Schiffen ausgebrochene Pest, über versuchte Landungen, welche aber von den sehr aufmerksamen Hafenbehörden verhindert wurden, werden berichtet und die verdächtigen Schiffe oft von einem Hafen zum andern getrieben. Quarantäne zu halten war nie eine angenehme Sache und suchte mit allen möglichen Mitteln und Listen vermieden zu werden. Es ist natürlich, dass in solchen Pestzeiten oft da und dort die fürchterliche Krankheit ausgebrochen sein sollte, wo es nicht der Fall war und ein solcher fausse alarme genügte, um ganz Europa in Bestürzung und alle Sanitätstribunale in Thätigkeit zu setzen. Ein solcher Fall ereignete sich im December 1777 zu Vellheim in Schwaben:

Bern theilt in einem Schreiben vom 22. December dem Fürstbischof von Basel in aller Eile mit, was es durch einen expressen Läufer vom Sanitätsrath des löbl. Standes Zürich wegen einer zu Vellheim in Schwaben sich zeigenden, ansteckenden und der Pest gleichenden Epidemie erfahren. In Folge dessen hatte der Stand Bern ganz Schwaben gesperrt für Menschen, Vieh und Waaren und an den Grenzorten Posten mit bewaffneter Mannschaft ausgestellt, mit der Consigne, Niemanden von Schwaben her einzulassen,

und, im Fall man den Eingang forciren wollte, auf die Eindringlinge Feuer zu geben. Die nämliche „betrübte aber sichere Nachricht“ übermittelt das kaiserlich-königliche Oberamt der Landvogtei in Nieder- und Ober-Schwaben an das Oberamt Bregentz mit dem Beifügen, die Krankheit sei durch einen Betteljuden zu Vellheim eingeschleppt worden, welche die Leute sehr schnell, doch höchstens innert zwei Tagen dahin raffe, so dass hieran wirklich schon 8 Familien ausgestorben seien. Damit diese gefährliche Seuche, die gleich einer Pest auch durch den blossen Hauch fortgepflanzt wird, nicht ferner verbreitet werde, sei der Ort Vellheim ganz gesperrt worden. Nun kamen Anfragen von allen Orten der Eidgenossenschaft, von Frankreich, Deutschland und das Entsetzen über den Ausbruch einer Seuche, von welcher man sich in Europa fast für immer befreit glaubte, war allgemein. Die Sperren mit allem was drum und dran hängt, sollten wieder ins Leben gerufen werden, bis Bürgermeister und Rath der Reichsstadt Memmingen, welche nur 2 Stunden von Vellheim entfernt ist, öffentlich erklärten, „es handle sich nur um ein Faulfieber (Typhus!), das 8 schon an sich unsaubere Juden ergriffen.“ Das Gerücht wurde durch den Gutsherrn von Vellheim, dem eine furchtbare Angst vor der Pest das Urtheil getrübt hatte, verbreitet und gewann durch seine Autorität und bekannten adeligen Namen jene kolossale Ausdehnung. Aehnliche Fälle ereigneten sich in Parma und anderswo und man muss sich über den Schrecken, den solche Gerüchte verursachten, nicht wundern, wenn man bedenkt, welche unsäglichen, unzählbaren Opfer die Pestepidemien seit dem schwarzen Tode bis zu Ende des 18. Jahrhunderts der Welt gekostet, tausendfach mörderischer als die blutigsten Kriege. Die Pest war ein Krieg in Permanenz, geführt von einem unsichtbaren, fürchterlichen Gotte mit unbekannten Waffen gegen eine Menschheit, die sich dagegen nicht waffnen konnte!

Nachdem wir bis jetzt einen kurzen geschichtlichen Ueberblick über die bekannten Pestepidemien in den verschiedenen Jahrhunderten gegeben, ferner dargestellt haben, welche Vorsichtsmassregeln gegen die schreckliche Seuche ergriffen wurden, bleibt uns nur noch die Besprechung der Frage übrig: was ist eigentlich die Pest und wie wurde sie von den Aerzten behandelt? So einfach die Frage, so schwierig ist deren Beantwortung und nach Jahr-

hunderten sind wir in Erkenntniss der Krankheit nicht viel weiter als es unsere Kollegen zur Zeit des schwarzen Todes gewesen sind. Hirsch, einer der bedeutendsten Vertreter der modernen Medizin, bezeichnet sie nach den Epidemien, die in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts im fernen Osten als indische Pest in den englisch-indischen Besitzungen auftraten, „als eine specifische akute Infectionskrankheit, wesentlich charakterisirt durch Affection des Lymphgefässsystems, beziehungsweise durch entzündliche Schwellung der äussern und innern Lymphdrüsen. Derselben schliessen sich nicht selten andere Lokalerkrankungen und eine Reihe von allgemeiner Infection ausgehende Symptome an, welche weder constant, noch für den eigentlichen Krankheitsprocess pathognomisch sind.“ Wie bei allen akuten Infectionskrankheiten, so lassen sich auch bei der Pest nach der Schwere der Erkrankung mehrere graduell verschiedene Formen unterscheiden; eine fulminant verlaufende, bei welcher der Kranke innerhalb 2—3 Tagen der allgemeinen Vergiftung erliegt, ohne dass es zu einer bedeutenden Entwicklung von Bubonen kommt, sodann schwere und mittelschwere Fälle mit voller Entwicklung des Lokalprocesses und endlich eine leichte Form, bei der es ohne Symptome eines Allgemeinleidens lediglich zur Bildung von Bubonen kommt und die stets einen günstigen Verlauf nimmt. Diese verschiedenen Entwicklungsgrade der Krankheit sind in allen Pestepidemien nebeneinander beobachtet worden und ebenso spricht sich die Einheitlichkeit des Processes in dem Umstand aus, dass alle den Krankheitsprocess komplizirenden allgemeinen und localen Affectionen in fast jeder Epidemie mehr oder weniger häufig angetroffen worden sind.“ Hirsch glaubt nicht an eine autochthone Entstehung der Pest in Europa, auch nicht an eine Umwandlung bösartiger Fieber in Pest, wie sie von zahlreichen Autoren zu allen Zeiten angenommen wurden, oder verursacht durch eine typhöse Luftconstitution, und schliesst sich dem Ausspruch Griesinger's an, der sagt: „die Pest ist eine ganz spezifische Krankheit und ihre Ursachen müssen auch spezifische sein.“ Wir wissen nicht, ob der alte Hecker, der eine typhöse Luftconstitution der Pest annimmt, jetzt noch ebenso höhnend auf die Naturforscher hinweisen würde, dass sie nimmermehr in der Luft oder sonst wo die Träger des Contagiums finden könnten; ob nicht bei einem frischen Ausbruch

einer Pestepidemie ein organisirtes Gebilde als Ursache oder Träger des Infectionsstoffes aufgefunden werden könnte? Wir glauben selbst nicht an eine direkte Uebertragung der Krankheit bei Berührung eines kranken Körpers von Seiten eines gesunden, da, wie englische Aerzte und nach ihnen Hirsch angiebt, in der von 1876 bis 77 in Hillet und Bagdad vorgekommenen Pestepidemie das Wartepersonal, Chirurgen und Aerzte nicht angesteckt wurden. Dagegen halten die englischen Aerzte die den Kranken umgebende Luft, d. h. das längere Verweilen in derselben, für ein Medium der Ansteckung, ferner Kleider, Wäsche etc. der Kranken und nicht weniger sicher ist, dass auch gesunde Personen die Ansteckung vermitteln können.

Welche Ursachen stellten nun die in Mitten der Pestepidemien lebenden alten Aerzte als wichtig zur Erzeugung der mörderischen Krankheit hin? Ein berühmter Arzt des 16. Jahrhunderts, Professor an der Universität Basel (1546), Dr. Heinrich Pantaleon spricht sich folgendermassen aus:

„Die Pestilenz ist ein vergiftetes, tödtliches Fieber, welches zur Strafe unserer Sünden von Gott angeordnet ist, oder aus einem verderbten, faulenden Luft entsteht, durch welches die Menschen, so sie dazu disponirt sind, dies zeitliche Leben verlassen und absterben müssen. Galenus, der hochberühmte Arzt sagt, es sei eine Krankheit, welche wider alle Menschen oder Viele wüthet, welche ihren Anfang von einem verderbten Luft empfangen hat.“ Pantaleon steht noch ganz auf galenischem Standpunkt, wonach die faulende Luft allgemach „die innern Lebensgeister anzündet und vergiftet“, dann zum Herzen dringt und tödtet. Dies war die allgemeine Ansicht des 15. und 16. Jahrhunderts und die vergiftete Luft sollte aus verschiedenen Ursachen entstehen. Hauptsächlich sollten die Gestirne an der Pest schuld sein oder „die himmlische Influenz“, namentlich wenn unglückliche Sterne zusammenkommen, welche dem menschlichen Geschlecht feind sind, besonders die Conjunction von Mars und Saturnus. „Denn es würden alle untern Elemente und was aus ihnen entsteht, von den himmlischen Gestirnen regiert und handeln die untern Ursachen nicht ohne die obern. Wenn also Mars und Saturnus zusammenkommen und der Mond unter ihnen dahinfährt, oder wenn ein Komet mit dem Mars vom Orient gegen Occident fährt, nimmt die Pest zu, obwohl sonst die Luft schön und rein.“ Die Luft aber wird vergiftet in einem ganzen Lande, wenn ein trockner Frühling, mit etwas Kälte vermischt, ohne allen Regen vorhanden, „in Folge dessen viel schwerer Dampf und Faulung der Luft“ entsteht. In einer Stadt ändert sich die Luft, wenn todte Körper nicht auf herkömmliche Weise begraben werden, oder wenn Strassen, Metzgereien, Abtritte etc. nicht rein gehalten werden, oder wenn lokale Erdbeben entstehen, wodurch der stinkende Dampf, der in das Erdinnere eingeschlossen gewesen, auf einmal mit Gewalt herausbricht. In den Häusern wird die Luft verderbt überall da, wo sich Unrath ansammeln kann, der nicht gehörig auf die Seite geschafft wird.“ Eine letzte Ursache der Pest wird in einer besondern Disposition der menschlichen Natur zu dieser Krankheit, ferner in zu grosser Furcht davor und endlich in zu grosser Feuchtigkeit des Körpers, von ungesunden Speisen oder Unmässigkeit im Essen und Trinken hervorgerufen, gefunden.

Die himmlischen Gestirne als Macrocosmus werden mit dem menschlichen

Organismus, als dem Microcosmus, in Beziehung gesetzt, und die Planeten mit den hauptsächlichtsen Organen verglichen: so die Sonne mit dem Herzen, der Mond mit dem Gehirn, die Lunge mit dem Mercur, die Leber mit Jupiter, die Galle mit Mars, die Milz mit Saturn und die Nieren mit der Venus.

„Die Astra des Macrocosmus können nun leicht perturbirt und giftig gemacht werden, so dass sie Luft, Erdboden und Wasser vergiften, also die Pest hervorrufen und hinwieder vergiften die Leidenschaften des Menschen die Sterne. Die ganze Welt ist von den Gestirnen umgeben wie ein Ei von der Schaale. Durch die Schaale kommt die Luft und geht anfänglich durch sie auf das Centrum der Welt zu. Die Gestirne, die nun vergiftet sind, beflecken die Luft mit ihrem Gift, also wo das Gift hinkommt, an demselben Ort entstehen dieselben Krankheiten nach der Eigenschaft des infizirten Gestirns. Ein Gestirn allein kann nicht die ganze Welt vergiften, allein ein Theil derselben, je nachdem seine Stärke ist. Das ist der Geruch, Dunst oder Schweiss von den Sternen, mit Luft vermischt. Da die letztere überall hindringt, wird nicht allein die Luft vergiftet, sondern auch die Gewässer, Sümpfe, Teiche, Laub und Gras und alle Früchte des Erdbodens.“ Poppius.

Dies sind aber im 17. Jahrhundert nur noch vereinzelte Stimmen, welche die alte galenische Lehre und paracelsische Phantasmagorien verkünden; schon hat sich die Ansicht Bahn gebrochen, dass es ein Pestcontagium gebe, welches die mörderische Krankheit verbreite, dass also nicht die verdorbene Luft allein schuld daran sei und gegen Ende des 16. Jahrhunderts wird diese Erkenntniss allgemein. „Die Infection geht durch eine körperliche Eigenschaft vor sich, von einem Körper zum andern, von einem Subjekt zum andern, in nöthiger und geziemender Distanz und die Mittheilung der Krankheit besteht also in einer theils fühlbaren, theils nicht wahrnehmbaren Bewegung von einem Körper zum andern, welche die Krankheit, deren giftige Substanz und sogar die Fähigkeit oder Eigenschaft der Weiterverbreitung an andere Objekte communicirt. Der kräftige Samen derselben ist durch eine unglückliche und todtbringende Mischung erzeugt worden und hat nicht nur körperlichen, sondern auch luftförmigen infectiösen Stoff inne. Diese ansteckende Eigenschaft wird aber erzeugt aus einer besondern Fäulniss, welche einem andern Körper zukommt, nachdem dessen Mischung aufgelöst worden von der äussern Hitze, und dessen innewohnende warme und feuchte Substanz sich verflüchtigt hat und so entsteht aus dieser besondern Fäulniss jene so giftige und ansteckende Eigenschaft, welche so leicht sich auf einen andern Körper übertragen kann, besonders auf die Luft, durch welches Medium jener Same der Pest, d. h. jener Körper und jene nicht wahrnehmbaren Körperchen, welche durch die Athmung ins Innere des Menschen dringen, bald das

Herz selbst und die Lungen infiziren, bald sich im ganzen Körper ausbreiten. Aber in Wahrheit dringen diese Pestsamen aus dieser Berührung besonders auch durch die Porositäten unseres Körpers, welche stets offen stehen, in den Körper selbst ein, und schreiten von Theil zu Theil, zuerst von den feinen Arterien und Venen bald zu grössern Arterien und Venen langsam fort, bis sie ohne Verzug das Herz selbst und die Lungen infiziren. Und in 3. Linie, wenn die Ausdünstungen der Haut, welche durch Contagion infizirt sind, sich gegen das Herz, die Wurzel des Lebens, zurückziehen, infiziren sie dasselbe alsogleich. Und da es dreierlei Hauptarten des Contagiums giebt, so ist die hauptsächlichste die, welche durch Berührung geschieht, d. h. durch Berühren oder Anrühren an die, welche an der Pest leiden, in dem Maasse, dass die Mittheilung des Uebels nothwendige Folge davon ist, wie wir bei faulenden Birnen und Aepfeln sehen. Und so steht es fest, dass das Pestgift, dessen eigenstes Characteristicum wie bei keinem andern in bedeutender Anfaulung der Herzsubstanz besteht oder in Faulung des Inhaltes des Herzens, d. h. des Lebenshauchs, nicht allein aus den erstern Eigenschaften entsteht, sondern auch aus denen zweiter Linie, zum Beispiel, wie früher erwähnt worden, aus ungemeiner Fäulniss der Flüssigkeiten und anderer Dinge. Und so theilt sich nicht nur die giftige Eigenschaft mit, sondern auch der faulige Dunst oder Hauch oder die faulende Flüssigkeit: der Dunst, welcher heiss, äusserst fein und sehr haftbar ist, da er so leicht eintritt und sich verbreitet; er ist vergiftet, contagiös und Feind unserer Natur durch sein eigenstes Wesen; der Körper endlich, von welchem ein so gearteter Dunst und eine solche Flüssigkeit ausgeht, und sich einem andern mittheilt, ist ein krankmachender giftiger Körper oder ein Contagionsherd.“ — Garnerus. Der Fortschritt, der in dieser Theorie in Beziehung auf die Ursachen der Pest zu Tage tritt, ist klar: früher war es die Luft, welche von den Gestirnen infizirt, und welche als krankmachendes Agens betrachtet wurde, und hier sind es faulende Körper, welche das Resultat dieser Fäulniss als Infectionsstoff der Luft, den Flüssigkeiten mittheilen, durch die Athmung und die Poren des Körpers in den menschlichen Körper eindringen und das Herz infiziren, also eine regelrechte Infektionstheorie, welche wir Neuern allerdings modifizirt, aber nicht bei Seite geworfen haben und bis zur Con-

statirung von Bacterien und andern septischen organisirten Gebilden als Resultat der Fäulniss ist der Schritt nicht so gross. Sydenham, der berühmte Londoner Arzt, stimmt damit überein, dass die Pest entweder durch einen Herd oder einen pestartigen Impuls von einem infizirten Ort zu einem andern getragen werde, aber sich dort nicht ausbreiten könne, wenn nicht eine eigene Beschaffenheit der Luft, eine „epidemische Luftconstitution" vorhanden sei. Er hält ferner die Pest für ein besonderes und eigenartiges Fieber, welches den Ursprung von einer Entzündung besonderer Dämpfe oder Dünste des Blutes herleitet, und dass Blutgefässe und Herz einen eigenen infectionsfähigen Dampf oder Dunst einschliessen, wurde allgemein angenommen. „Dieser feinere Theil der Blutmasse kann sich also entzünden; wenn sich nun die Natur davon befreit, stösst sie denselben in einem äussern Theil des Körpers aus, in welchem nun eine Geschwulst (anthrax, bubo) oder ein rothbrauner, schwärzlicher Flecken entsteht. Dadurch wird das Fieber kritisch ausgelöst, das Gift wird ausgeschieden und der Tumor kommt in günstigem Falle zur Abscedirung." — Sydenham. — Nach älterer Ansicht sind diese Bubonen nicht wie bei Sydenham als kritische Lösung oder als dépôt des nach Aussen geführten Giftes zu betrachten, sondern das raisonnement ist folgendes:

„Es befinden sich an der Aussenfläche des menschlichen Körpers 6 Stellen, da die Pest ihren Sitz und Ort hat, die dann vom Himmel infizirt, mit dem pestilenzischen Gifte getroffen und davon eingenommen werden. Nun ist der ganze Körper ein Harnisch gegen die pestilenzische Infection und nur an diesen 3 Orten auf jeder Seite des Körpers liegt er für den Angriff bloss. Diese drei Stellen sind hinter den Ohren, unter den Achseln und in den Leisten, also die Orte, wo die Tumoren ziemlich gewöhnlich hervorbrachen; nur wurden sie zur Unterscheidung nach ihrem Sitz Parothiden (bei den Ohren), Anthraces oder Carbunkeln (unter den Achseln) und Bubonen (in den Leisten) genannt. Wenn es nicht zur Entwicklung von Tumoren, sondern nur zur Bildung rothbrauner oder schwarzer Flecken kam, was als fast stets tödtliches Zeichen angesehen wurde, so sollten die entzündeten und infizirten Blutdämpfe eine solche Spannung erleiden, dass die feinen Blutgefässe platzten und sich der Inhalt derselben sammt dem Pestgift unter der Haut verbreitete und eben diese Pusteln oder Petechien bildete. Garnerus unterscheidet pestartige und nicht pestartige Geschwülste. Letztere sind nun gross oder klein, von Schmerz begleitet oder schmerzlos, und erscheinen oft mit dem ersten Pestanfall, oft erst später, und, je kleiner und verborgener, desto schlimmer. Die Zeichen aber, durch welche die Pesttumoren von den nicht infizirten unterschieden werden, sind vor Allem vorzüglich. Denn entweder gehen sie dem Fieber voraus oder folgen ihm, so die Uebelkeit, sehr häufiges Erbrechen, starker Kopfschmerz, Delirien, Anfälle von Wahnsinn, Kräfteverfall, Erschöpfung des ganzen Körpers und andere

schwere Zufälle, so dass wir uns fragen sollen, warum in jeder Pest dergleichen Tumoren entweder schnell oder später zu erscheinen pflegen. Der Grund ist der: weil, wie früher gesagt, das Pestgift so sehr unserer Natur zuwider ist, dass nicht allein unsere ganze Natur aufgewühlt wird, unsere Eingeweide vor diesem Gift zu bewahren, sondern auch von allen Theilen unseres Körpers und aus allen Kräften die Anstrengung gemacht wird, das schädliche Gift zu verjagen. Da also jene Theile, zu welchen die Natur selbst jenes Gift treibt, von Natur aus schwächlich und drüsenreich sind, so pflegt die Natur, sobald sie angegriffen wird, sich zu entlasten. Denn wenn beim ersten Anfall zuerst der Kopf vor Allem andern angegriffen worden, so entlastet er sich, so viel er kann, in die Umgegend der Ohren, oder auch in die Gegend des Mundes oder des Rachens. Daher erscheinen die Parothiden und die pestilenzische Angina. Wenn aber zuerst das Herz angegriffen worden, entlastet sich die Natur unter die Achseln, woher der Anthrax erscheint. Sind aber zuerst Leber und Milz durch die Pest geschädigt worden, wie es sehr oft zu geschehen pflegt, entlasten sie sich zu den Leisten, daher die Bubonen. Warum aber häufiger Bubonen als Parothiden entstehen, ist der Grund in der Kürze folgender: weil die Materie des Pestgiftes, wie sie meist dick, schleimig und langsam ist, ihrem Gewicht nach eher nach abwärts als aufwärts fliesst. Dazu kommt auch die natürliche Schwäche jenes Ortes, der abschüssige Sitz, wohin immerwährend die verdorbenen Säfte und der Unrath des ganzen Körpers zufliessen und gleichsam als Ausflüsse dienen."

Dies ist die Erklärung für die Entstehung der Drüsengeschwülste. Eine andere Frage war nun die: warum oder wann ein Gegenstand infiziren könne und ein anderer nicht, zum Beispiel: wenn ein Hemd, das von einem Pestkranken getragen worden, zu andern Hemden oder andern leinenen Stoffen gelegt wird, kann es dieselben infiziren oder nicht?

„Der Pestherd ist entweder ein lebender und wahrnehmbarer Körper oder ein nicht belebter, nicht beseelter. Wenn einer der ersten Kategorie in Frage kommt, so ist es sehr wahrscheinlich, dass er sich mittheilen kann, bei einem der zweiten Art kommt Folgendes vorerst in Frage: jener unbeseelte Pestherd, in unserem Falle das vom Pestkranken infizirte Hemd, wird entweder bewegt, geschüttelt, oder auch nicht. Wenn es bewegt und geschüttelt wird und sich folglich erwärmt, auch wenn es nicht Anziehungskraft besitzt, kann es sich dennoch einem andern Herd, der fähig ist das Contagium aufzunehmen, mittheilen, und so geschieht die Uebertragung aus einem Theil des krankmachenden Agens. Wenn aber das infizirte Hemd nicht geschüttelt wird, noch bewegt werden sollte, sondern ruhig, durch keinen Luftzug bewegt, daliegt, so ist zweifellos, dass es Monate lang zu Niemandes Schaden so bleiben kann. Und, was noch wunderbarer ist, Irgend einer kann das infizirte Hemd täglich ohne Schaden tragen, unter der Bedingung jedoch, dass es nicht aufgeblasen oder geschüttelt werde." Es entsteht endlich auch die Frage, warum einige Pestepidemien ansteckender sind als andere und die Männer schneller tödten als die Frauen und diesen Mann schneller als jenen? „Neben der Meinung der Alten antworteten in ausgezeichneter Weise auf diese Frage Fracastorius und Lucretius indem sie behaupten: in der Pest fahren verschiedene Samen herum, welche dem Einen oder Andern gleichsam freundlich oder feindlich sind, so dass sie den Einen tödten, während sie den Andern nur berühren, daher Hippokrates mit Recht sagte, dass nicht immer das Nämliche dem Menschengeschlecht zuträglich und nichtzuträglich sei, so sehr sei Körper von Körper, Natur von Natur verschieden. Auf diese Weise könne Einer bessern Widerstand leisten als der Andere, und was dem Einen zuträglich,

sei dem Andern nachtheilig und zwar so sehr, dass Nicephorus und Evagrius mit Recht bestätigt hätten, dass in jener so gefährlichen Pestepidemie, welche sie beschrieben (justinianische), Viele innerhalb der Häuser einzig durch Zuschauen mit der Pest infizirt worden, Andere aber, die selbst zu sterben gewünscht hätten, seien nicht davon ergriffen worden, auch wenn sie mit Pestkranken sprachen, assen, tranken, und die Kranken berührten. Daraus schliessen Alle, dass dieses einzig mit der Disposition oder Nichtdisposition der Menschen zusammenhänge oder mit einer andern verborgenen Eigenschaft, die Gott allein kenne. Da also keiner sicher sei, dass er diese verborgene Eigenschaft besitze, müssen also Alle sich mit Recht vorsehen, und ihre Zuflucht zu Gott nehmen."

Als Symptome der Pest werden angegeben:

1. Frost und Hitze.
2. Taubsucht.
3. Unsinnigkeit.
4. Hauptwehe (Kopfweh).
5. Fieber.
6. Grosser Durst, Dürre der Zunge.
7. Auflaufen der Galle, Brechen.
8. Widerwille für Speisen.
9. Seitenstechen.
10. Mattigkeit der Glieder.
11. Verstopfung des Leibes.
12. Unruhe im Schlaf oder zuviel Schlaf.
13. Wenn der Puls still oder gar matt ist.
14. So es dem Kranken grün und gelb wird vor den Augen.
15. Aller Ding überdrüssig.
16. Aufschiessung giftiger Beulen.

Probe, wann der Luft vergiftet und Pest erfolgen soll:

1. Wann zur Frühlingszeit viel Frösch aufeinander sitzen und klumpenweis aneinander hangen.

2. Wann Spinnen in Erdäpfeln oder Galläpfeln gefunden werden.

3. Wann in selbem Jahr viel Kinderbetteren sterben, auch viel todte Kinder geboren werden.

4. Wann die Spatzen wandern und denselben Ort verlassen.

5. Wann es Frühmorgens viele dicke, stinkende Nebel giebt.

6. Wann die Hunde wider ihre Natur des Nachts heulen und das Maul zu der Erde wenden.

7. Wann der Thau vergiftet wird und die Schaafe auf der Weide und das andere Vieh faul wird und stirbt.

Wir könnten diese Proben aus den Ansichten der alten Aerzte über Wesen und Natur der Pest, über ihre Zeichen etc. noch hundertfach vervielfältigen, wir drängen aber zum Schlusse unserer schon zu lange gewordenen Abhandlung und wollen nur noch Einiges über Behandlung der Pest beifügen.

Alle älteren Autoren machen einen bedeutenden Unterschied zwischen der Behandlung in den Präservativmassregeln und der curatio der einmal ausgebrochenen Krankheit selbst. Der Arzneischatz der frühern Jahrhunderte war nun so kolossal, die Apotheke ein so blühendes Geschäft, dass wir es uns versagen müssen, auch nur den kleinsten Theil der verordneten Mittel zu nennen, die an äusseren Werth von carduus benedictus, tormentill etc., von den allergewöhnlichsten Kräutern bis zu gepulverten Edelsteinen, Saphir, Rubin, Perlen etc. ansteigen und uns darauf beschränken, nur einiges mehr oder weniger Charakteristische hervorzuheben.

Deodatus, nachdem er von der Nothwendigkeit der Flucht gesprochen für die, welchen es ihre Geschäfte erlauben, zu fliehen, fährt fort: Man gehe nicht, ausser gezwungen, und dann selten, aus dem Hause, und derjenige, der auszugehen gedenkt, bestreue und wasche den Mund, den Puls, die Handwurzel, selbst die Nasenlöcher, mit einem der zahlreichen Parfüms, und, wohin er immer gehe, trage er im Mund eine kleine Portion von Angelica, Zeduaria, rad. Helenii, Petasis oder Myrrha. Er schlucke 1—2 Campherkörner herunter, reibe einen mit Ambra parfümirten Apfel in den Händen herum, oder trage ein kleines Sträusschen mit einem Tropfen irgend eines wohlriechenden Oels oder weissen Ambra, oder Wachholder- oder Erdöls imprägnirt. Man sieht, der Parfüm ist nach verschiedenen Börsen berechnet.

Vor Allem aber soll bei kräftigen, robusten Menschen als Präservativmittel ein Aderlass vorgenommen und soviel Blut entleert werden, als die Kräfte es erlauben. Dadurch werde das Blut gelüftet, die übrig gebliebene Masse werde sich nicht so leicht entzünden, die Pestkeime nicht so leicht aufgenommen werden. Ist die Person nicht kräftig genug, sollen Skarifikationen, Schröpfköpfe den Aderlass ersetzen. Auch Fontanellen, Vesikantien, Sinapismen werden bei Behandlung der Pest statt des Aderlasses angewandt, „da sie merklich und continuirlich die vergifteten Säfte, sowie auch unmerklich die vergifteten Dünste entleeren. Nachher

sollen durch Purgirmittel Darmentleerungen verursacht werden, und wenn nun der Körper auf diese Weise vorpräparirt ist, rückt nun der Arzt dem Feinde näher auf den Leib, und, mit den besten spezifischen Mitteln ausgerüstet, wird er vorwärts schreiten und die Invasion eines so schrecklichen Feindes verhindern.“ Diese spezifischen Mittel sind nun aus dem vegetabilischen, animalischen und Mineral-Reich genommen. Aus den Vegetabilien sind Hauptmittel: Radix Angelii, Helenii, Tormentilla, Absynthia, Arthemisia, Carduus benedictus, Veronica, Rosmarin, Myrrha, chelidonium, mortus diaboli, fol. Jugland., so dass damit unzählige Recepte bereitet werden. Zugleich werden die getrockneten Blätter dieser Pflanzen in einem kleinen Säckchen auf der Brust getragen.

Das berühmte Antidot des Mithridates, das viel angewandt wird, besteht aus aceto jugland. virid., carnar. pinguis, fol. rutae, extract. angelic., Helen., bacc. Junip. Ein Hauptmittel war auch der Campher, „der gleichsam im Innern des Körpers brennend, durch die innere Wärme angezündet, die infizirte Luft im Körper verbrennt, welche durch stinkende Miasmen vergiftet worden oder den durch irgend welchen fötid gewordenen Athem.“ In berühmter Anwendung waren ferner Myrrha und Weihrauch, pulverisirt mit Beimischung von extract. croci in heissem Mörser zu einer dicken Flüssigkeit umgerührt und zu erbsengrossen Pillen geformt. Von animalischen Mitteln standen im grössten Rufe unicornum verum, cornu Rhinozeroti, die letzten Spitzen vom Hirschgeweih, gepulvert und besonders os de corde cervi, d. h. die verknöcherten Knorpel an den Herzklappen des Hirsches. Diese Dinger galten als unfehlbar und wurden sehr theuer bezahlt. Ueberhaupt sehen wir aus einer Receptsammlung, wobei die Preise der jeweiligen Recepte angegeben sind, dass sich die Apotheker zu diesen Zeiten wohl befunden haben müssen. Ein Gulden für ein Recept, das noch lange keinen gepulverten Edelstein enthielt, eine für jene Zeit ziemlich bedeutende Summe, wo der Schulmeister nicht 30 Gulden jährliche Besoldung hatte!

Dem Mineralreich angehörend finden wir viele Heilmittel, von denen ein Theil allerdings nicht allen zugänglich war und auch für den Apotheker einen sehr kostbaren Vorrath verlangte. Zuerst kam der Schwefel, dann Vitriol, die flores sulf. hauptsächlich, welche mit aromatischen Kräutern wie Myrrha und Aloë etc. gemischt

wurden, ferner wird Gold als schweisstreibendes Mittel angegeben, dann Silber als Amulet zu tragen, endlich Smaragd, Saphir, Hyacinth, Rubin, Granat, Corallen, Perlen, pulverisirt und mit Rosenessig oder irgend einem aromatischen Oel oder Essenz angerührt. In grösstem Ruf stehen auch Theriak (eine Latwerge mit Opium), der mystische Bezoarstein und armenischer Bolus.

Von all der grossen Auslese lassen Sie mich nur ein mittelgrosses Recept damaliger Zeiten kopiren:

Pulvis expertissimus:
Campher ʒβ
Zingiber ʒiβ
Croci ʒii
Diptam ʒiβ
Aloes
succ. citr. āā ʒi
unicorni ʒiiiβ
nuc. vomic.
pulv. liberant. laetif.
diarrhod. āā jii
fragment. smaragd. et
hyacinth. et
sapphir. rubin. et
ambr. mosch. āā Gr. i

Es war natürlich, dass solche Pulver nicht von allen bezahlt werden konnten, und das wussten die Aerzte so gut, dass sie in ihren Schriften sehr oft zwei Sorten Recepte formulirten, die einen für die Reichen, die andern für die Armen, welch' letztere Art allerdings an Einfachheit nichts zu wünschen übrig liess. Schreibt doch Garnerus ganz naiv, nachdem er alle möglichen Infuse aromatischer Kräuter aufgezählt: „der Arme könne dies nicht bezahlen und statt dessen ebenso gut den eigenen Urin trinken, wie er den Nämlichen bei Kataplasmirung der Bubonen statt der theuren, dazu verwendeten Kräuter, Kataplasmen mit dem eigenen Mist empfiehlt!“ Gegen die Billigkeit dieser äussern und innern Heilmittel ist in der Armenpraxis nichts einzuwenden!

Doch kommen wir zur Behandlung derjenigen, welche von der Pest schon ergiffen waren. War der Arzt zu einem Pestkranken gerufen worden, war der Aderlass in frühern Zeiten,

besonders zur Zeit des schwarzen Todes und lange nachher noch das Hauptmittel und viele Tausende, die vielleicht sonst noch hätten gerettet werden können, fielen der unerbittlichen Lanzette zum Opfer, so dass selbst viele Aerzte behaupteten, mehr als Pest und andere Seuchen hätte der Aderlass gewüthet. Nach und nach gingen die Aerzte davon ab, und beschränkten denselben bei vollblütigen Menschen auf ein Präservativmittel gegen die Pest bei noch gesunden Individuen. Allein noch in der Pestepidemie vom Jahr 1665 und 66 in London, welche der berühmte Londoner Arzt und Autor Sydenham beschreibt, verfocht letzterer die Anwendung eines sehr reichlichen, 2—3 mal zu repetirenden Aderlasses mit aller Schärfe. Nur starb leider der Kranke, welchen Sydenham als Beispiel citirt, aber, wie der Autor sehr naiv meint, nicht, weil zur Ader gelassen worden, sondern weil er nicht reichlich genug die Venaesection ausüben konnte. Die Reaction gegen dies heroïsche (!) Mittel war nämlich derart unter das Publicum und die Aerzte gedrungen, besonders vom holländischen Arzt Diemenbrock ausgehend, dass die Assistenten Sydenham's und die Freunde und Bekannten des Kranken Ersteren einfach verhinderten, den dritten Aderlass auszuführen und desshalb sollte der Patient gestorben sein! Uebrigens handelte es sich in dieser Londoner Pest, nach den von Sydenham ausführlich angegebenen Symptomen der Krankheit zu urtheilen, nicht um Bubonenpest, sondern höchst wahrscheinlich um Typhus abdominalis, welchen der berühmte Arzt mit wiederholten Aderlässen, inmitten der grössten Fieberhitze ausgeführt, kurirte — und glücklich zu Tode kurirte. Man ging im Bestreben, die Kräfte der Pestkranken zu schonen, noch weiter und verwarf auch die Anwendung der Purgantien als zu schwächend für die Patienten; es sollten aber sogenannte herzstärkende Mittel, besonders Theriak gereicht, dann der Kranke im Bett stark zugedeckt und zum Schwitzen gebracht werden. Er sollte stets auf einmal zwei Stunden lang schwitzen, während dieser Zeit am Schlafen verhindert werden, wobei ihm während des Schwitzens kleine Scheiben geschnittenen Rettigs unter die Ausführungsgänge des Körpers gehalten wurden, damit das Gift besser ausgezogen werde. Im Mund hält er zu gleicher Zeit eine Citronenscheibe zwischen den Zähnen. Dann wird er mit wohlriechenden, parfümirten Tüchern abgetrocknet, darf zwei Stunden schlafen, nimmt dann herzstärkende Mittel wie

Moschus, Hirschhorn, Korallen, Crocus, Diamargarithum frigidum, ferner kräftige Nahrung, und muss dann wieder schwitzen, so dass er nach ärztlicher Vorschrift innerhalb 20 Stunden 3 mal zu schwitzen, 3 mal zu schlafen, und 3 mal durch Nahrungsaufnahme und specifica die Kräfte zu erneuern hat, und so während 4—5 Tagen, und, während diese complicirte Kur vor sich geht, soll der Stuhlgang, falls er nicht täglich von sich aus abgeht, durch die Kunst befördert werden.

Wenn nun Tumoren oder geschwollene Drüsen erscheinen, in welchen man sich das Pestgift concentrirt ausgeschieden dachte, so scheute man sich in frühern Zeiten vor deren Eröffnung mit dem Messer und sogar der geniale Reformator der Medizin, Theophrastus Paracelsus, wollte von chirurgischen Eingriffen nichts wissen. Hingegen wurden Kataplasmen angewendet, aus allen möglichen aromatischen Kräutern bereitet, man verstieg sich sogar zur Anwendung des Glüheisens, von Vesicantien und Scarificationen in der Nähe der Bubonen und verfiel nun in alle möglichen kindischen Spielereien. Von grünen Fröschen und an der Sonne getrockneten Kröten nicht zu reden, welche man auf die entzündeten Theile und die Bubonen setzte, um das Pestgift zu reifen und auszuziehen, legte man auch als Kataplasmen die Lungen eines frisch geschlachteten jungen Lammes auf den Tumor und liess sie darauf liegen, bis sie erkaltet waren; dies wiederholte man, solange der Vorrath reichte. In Ermanglung derselben durfte man einen kleinen, fetten, frisch gebornen Hund, in der Mitte durchschnitten, darauf setzen, ebensogut eine junge Henne, junge Tauben etc., kurz, man kann nur schwer den Ernst bewahren, wenn man bei sonst sehr ernsthaften, für ihre Zeit sehr gelehrten und sehr gewissenhaften Autoren solche Dinge, in lateinischer Sprache geschrieben, liest.

Doch da wir nicht wissen können, wie unsere künftigen Kollegen in späteren Jahrhunderten unser jetziges ärztliches Thun und Treiben, auf das wir doch so stolz sind, beurtheilen werden, so wollen wir nicht richten, damit wir nicht gerichtet werden.

XIX.

Joachim Dietrich Brandis, der erste Brunnenarzt Driburg's.

Vom Geh. S.-Rath Dr. **A. T. Brück** in Osnabrück.

Wenn ihr erst seht, was er geleistet hat,
So sollt ihr uns gerecht und billig finden.
Goethe.

Wie der Herausgeber dieses Archivs uns unter den deutschen Aerzten durch Geist, Herz, Wissenschaft und Kunst hervorragende Männer als „Klassiker" biographisch darstellt, so möge mir eine biographische Skizze meines väterlichen Freundes, des ersten Brunnenarztes Driburg's, als eines Klassikers in dieser Specialität nicht nur, sondern als eines genialen Arztes und Schriftstellers vergönnt sein. Hielte meine biographische Leistungsfähigkeit einigermassen der Pietät für meinen Meister und Vorgänger in Driburg die Wage, so würden die Leser das Goethe'sche Wort auf Brandis zutreffend finden.

Joachim Dietrich Brandis war 1762 den 18. März geboren, der sechste von sechzehn Geschwistern. Seine Familie, lutherischer Confession, gehörte seit Jahrhunderten dem Patricierstande der fürstbischöflichen Residenzstadt Hildesheim an. Sein Vater, Gerichtsassessor und Rechtspraktikant, war ein strenger, geachteter Geschäftsmann, ohne dabei doch seinem Familienkreise, der Geselligkeit und der Literatur entfremdet zu werden. Seine Mutter, eine Frau von seltener Bildung des Geistes, war der Gegenstand der Verehrung ihrer zahlreichen, blühenden Kinder, von denen mehreren, gleich unserm Dietrich, eine glänzende Laufbahn und ein hohes Alter beschieden ist. Dieser, ein kräftiger Knabe, verlor durch die Blattern die Schönheit seines Antlitzes; er war nahe daran, auch das Licht seiner Augen zu verlieren. Die Gymnasialstudien, in jenen Zeiten minder geregelt, aber auch

minder den Geist überbürdend, als heutigen Tages, wurden von dem wissbegierigen Knaben durch Selbststudium vervollständigt. In den neueren Sprachen und Naturwissenschaften wusste der Jüngling sich Lehrer aufzusuchen, unter denen er besonders der liebevollen Leitung eines ausgezeichneten Arztes, des Dr. Schnecker, schöne Vorkenntnisse in den Naturwissenschaften verdankte. Vom Vater zur Rechtswissenschaft bestimmt und streng zu praktischen Mitarbeiten angehalten, war er auch darin so eingeschult, dass ein Braunschweigischer Rechtsgelehrter den Sechzehnjährigen nach einer längeren Unterhaltung für einen fertigen Rechtspraktikanten hielt. Es gelang ihm jedoch, sich vom Vater die Erlaubniss zum Besuch Göttingens (1783) zu erwirken, um sein geliebtes Naturstudium fortzusetzen und das der Heilkunde zu beginnen.

Bei so zahlreicher Familie mochte das gleichzeitige Universitätsstudium mehrerer Söhne eine allzuschwere Aufgabe für die Mittel des Vaters sein. Der junge Brandis sah sich genöthigt, neben seinen Studien für seine Subsistenz zu arbeiten. So übersetzte er für Crell in Helmstädt chemische Abhandlungen (wohl fünf Bände) aus allerlei akademischen Schriften, wofür ihm dieser Sammler den kargen Lohn von $1^2/_3$ Thaler für den Druckbogen zugestand. — Dr. Schnecker hatte seinen Liebling indess den Koryphäen Göttingens, einem Richter, Lichtenberg, Blumenbach u. A. empfohlen; vor allem aber hatte Brandis die Gunst und thätige Theilnahme Kästner's zu preisen, der soeben aus den Abhandlungen der schwedischen Akademie der Wissenschaften manches Schätzenswerthe den Deutschen zugänglich zu machen beschlossen hatte. Einen nahmhaften Antheil an diesen Uebersetzungen übertrug er Brandis, der zu diesem Ende in vier Wochen sich die schwedische Sprache anzueignen wusste. Kästner überliess ihm ungeschmälert das anständige Honorar des Verlegers. Auch für sein besseres Theil trug Kästner Sorge, indem er ihn dringend vor wissenschaftlicher Zersplitterung warnte und auf das Studium der praktischen Heilkunde hinwies. In dieser wurde Richter sein gefeierter Meister. Und obgleich Brandis, bei der ersten Operation desselben in Ohnmacht fallend, den Spott des sarkastischen Meisters zu dulden hatte — er rieth ihm, doch lieber Damenschneider zu werden — so erkannte Richter bald den ausgezeichneten Geist und den ernsten Willen seines Schülers und erkor ihn zu seinem Amanuensis.

Richter, ein genialer Kopf, allein durchaus praktischer Arzt und Wundarzt[1]), sah die botanische „Staubfädenzählerei", das mineralogische „Steinklopfen" und das „Wühlen in den Alten" seinem Amanuensis, wenn auch mit ironischem Blicke, gern nach und war erfreut, als dieser bei der Göttinger Preisfrage: Ueber die phys. und chem. Natur der fetten Oele und deren Wirksamkeit gegen Intestinalwürmer den Preis (25 Dukaten) davon trug.

Bei solcher Thätigkeit lernte Brandis freilich die lauten Freuden des Burschenlebens nicht kennen; ja er kam in dem ersten Jahre seines Göttinger Aufenthalts kaum viermal vor die Thore der Universitätsstadt. Nur eine so kräftige Organisation, wie sie ihm verliehen war, vermochte die ungewöhnlichen Anstrengungen, die er ihr bot, zu ertragen. Literarische Thätigkeit war ihm Bedürfniss; doch erinnerte er sich immer mit Grauen einer seiner Arbeiten: aus dem kaum leserlichen Nachlasse Haller's (Blättchen, Papierschnitzeln) einen Complementband zu dessen „Bibliothek" zusammen zu stellen und heraus zu geben. Er führte sie aber unverdrossen durch; dabei hielt er Vorlesungen und praktizirte mit Erfolg.

Dieser akademischen Laufbahn wurde Brandis durch den Tod seines väterlichen Freundes Schnecker entrissen, der (1786) nebst sechs anderen Aerzten einer epidemischen Krankheit in Hildesheim zum Opfer fiel. Brandis ging nun nach Hildesheim zurück, zunächst um Schnecker's Sammlungen zu ordnen, bestimmte sich jedoch bald, als praktischer Arzt völlig nach seiner Vaterstadt zu übersiedeln.

Hildesheim bot in wissenschaftlicher und geselliger Beziehung, zumal durch häufige Besuche interessanter Persönlichkeiten am fürstbischöflichen Hofe, manches Wünschenswerthe und verlieh neben einer ansehnlichen Praxis dem jungen Brandis bald das Glück eigener Familie, indem die zwanzigjährige Wittwe Schnecker's ihm ihre Hand reichte. Leider ein kurzes Glück; denn er verlor die treffliche Gefährtin bald, nachdem sie ihm zwei Kinder geboren hatte.

Seine zoologische Sammlung überliess er der Akademie in Göttingen; seine Pflanzensammlung schenkte er einem Botaniker,

1) Ueber Hippokrates und Galen, erzählte mir Brandis, pflegte Richter zu spotten; er verglich ihre Schriften mit einer wächsernen Nase, die man nach Gefallen drehen könne, ganz so wie das Corpus juris und die Bibel. Doch war, fügte Brandis hinzu, Hippokrates' Geist in ihm, wie vielleicht in manchem Bibelspötter ein biblischer Sinn. Bk.

seine mineralogische wurde später die Grundlage des mineralogischen Kabinets in Kiel. Sein praktischer Beruf erlaubte ihm nicht, sie zu hüten, oder Neugierigen vorzuzeigen. Doch beschäftigten ihn fortwährend naturhistorische Arbeiten für Lichtenberg's Götting. Magazin, die Uebersetzung von Malina's Beschreibung von Chili; er schrieb eine Einleitung zu seines Freundes, des Domherrn von Beroldingen Beschreibung der Quecksilberminen im Badischen u. s. w. Geistvollen Naturstudien blieb Brandis auch noch im Alter zugewendet. Er war es, der es durchsetzte, dass Carus' schöne anatomisch-physiologische Arbeit über die Teichhornschnecke bei der Akademie in Kopenhagen den Preis erhielt.

Es war im Frühjahr 1790, als der Oberjägermeister, Freiherr (später Graf) von Sierstorpff den schon viel genannten Arzt nach seinem Bade Driburg einlud und Brandis verweilte einige Wochen in dem glänzenden Pyrmont, wo man ihm vorhersagte, er werde in dem ländlichen Driburg kaum acht Tage aushalten. Der erste Anblick der von Kohlensäure brausenden Hauptquelle Driburg's genügte jedoch, den feurigen Mann so zu enthusiasmiren, dass er sofort die ihm angebotene brunnenärztliche Stelle annahm, zugleich aber durch Ankauf des Badehauses sich an der Administration des Kurortes betheiligte.

Zwar war die Driburger excellente Eisenquelle seit Jahrhunderten bekannt; schon Tabernaemontanus erwähnt ihrer in seinem „New Wasserschatz", Frankf. 1593. S. 389 ff. und Dr. Eduard Nessel aus Lüttich schrieb darüber eine Monographie: Examen fontis salubris Driburgensis. 1714, der eine ausführlichere von Dr. Rödder folgte; auch wurde das Mineralwasser in beträchtlicher Quantität, mehr als jetzt, trotz Dr. „Riefenstahl's Füllungsmethode", versendet, allein erst durch den Unternehmungsgeist des neuen Besitzers und durch die geniale Energie Brandis' erstand am Teutoburger Walde ein Kurort, der in hohem Grade die Aufmerksamkeit der Aerzte in Anspruch nahm.

Brandis gab 1792 seine „Erste Anleitung zum Gebrauch des Driburger Brunnens" heraus, der 1803 seine „Erfahrungen über die Wirkung der Eisenmittel im Allgemeinen und des Driburger Wassers insbesondere" folgten. Dieses Werk überraschte durch einen Schatz geistvoller physiologischer Ansichten und ärztlicher Erfahrungen die Zeitgenossen. In der That ist es zu bewundern,

wie bei verhältnissmässig geringen chemischen und physiologischen Mitteln jener Zeit dem Verfasser so überraschende Aussprüche über die Wirkung des Eisens auf den „rothen Theil des Bluts“ seiner „lufthungrigen“ Kurgäste gelangen und noch immer verlohnt es sich der Mühe, in jenem originellen Buche die Kapitel von der Kachexie, Bleichsucht, besonders von den „kachektischen Lähmungen“ zu studiren, Krankheitszustände, in welchen Driburg sich unter der dreizehnjährigen Leitung von Brandis und der fünfundfünfzigjährigen von dem Schreiber dieser Zeilen so ausgezeichnet bewährt hat, worüber der Erinnerung des Herausgebers dieser Zeitschrift erfreuliche Fälle aus der Zeit seiner praktischen Thätigkeit nicht fehlen werden. Unter der Leitung eines Brandis, sage ich, denn wer möchte in der Behandlung der unselbstständigen Kachektischen den Einfluss der ärztlichen Persönlichkeit verkennen? Als eine imposante Persönlichkeit wurde aber Brandis den Kranken auf das Bestimmteste fühlbar. Professor Pfaff zeichnet in seinen, kurz vor seinem Tode erschienenen „Lebenserinnerungen“ das Porträt seines Kieler Kollegen in folgenden Zügen:

„Brandis war als Mensch, wie als Arzt ein echtes Original. Auf seiner kleinen, untersetzten Statur ruhte ein gewaltig grosser Kopf mit grossartiger Stirn, welche schon die gewaltigen Geisteskräfte verkündete, mit geistvollem, etwas satirischem Blicke, der abwechselnd mit Freundlichkeit anziehen, aber auch in heftiger Leidenschaftlichkeit aufflammen konnte. Seine Unterhaltung war immer geistreich, witzig und lebhaft, wobei er aber fortgerissen bisweilen in's Stottern gerieth. Er war unerschöpflich in Anekdoten. In improvisirten Repartien war er einzig keck, derb und nicht selten verletzend.“

Wie er es verstand, durch herzliches Wohlwollen zu fesseln, zu trösten, zu beruhigen, davon wussten seine Kranken, besonders die Frauen zu rühmen; dass er aber seine Bassstimme, wenn ihm der hypochondrische oder hysterische Egoismus zu arg wurde, auch mit „göttlicher Grobheit“ erdröhnen liess, werden am wenigsten wir Aerzte ihm verargen, die wir unter den oft unglaublichen Prätensionen solcher Patienten zu leiden haben. In der Regel waren indess seine derben Ausfälle zugleich feine Einfälle. So nahm sich einmal in Driburg ein anmassender Hochgestellter heraus, auf des Arztes Anfrage nach seinem Befinden zu antworten: Ach was

Befinden! wir sind ja Alle arme Hunde. — Bitte sehr, Excellenz, erwiederte Brandis; Sie sind nicht arm und ich bin kein Hund!

Das Urtheil eines Gelehrten, wie Pfaff, ist zu bedeutend, als dass ich nicht auch dessen wissenschaftliche Würdigung unseres Brandis hier anführen sollte.

„Als Arzt, sagt Pfaff, war Brandis gewiss einer der ausgezeichnetsten Meister seines Faches. Seine meisterhaften Schriften sind zu bekannt, als dass ich sie näher zu bezeichnen brauchte. Sein Standpunkt in der Wissenschaft war durchaus ein höherer und konnte sich nicht mit der Neuerung befreunden, in welcher man mit dem Mikroskop in der Hand und mit den chemischen Reagentien mechanisch-chemisch das Geheimniss des Lebens zu enträthseln glaubt.[1]) Seine theoretischen Ansichten grenzten ganz an die des unsterblichen Stahl, wovon schon der Titel seines bedeutenden Werkes: Pathologie oder Lehre von den Affecten des lebendigen Organismus (1808) zeugt. Eine seiner letzten Schriften: Ueber humanes Leben (1825) in demselben Geiste geschrieben, auf die er einen grossen Werth legte, hat nicht den von ihm erwarteten Eindruck gemacht. Als Arzt war er jedoch mehr Empiriker und seine Kuren waren nicht selten heroisch eingreifend, aber originell. Als Lehrer wusste er seine Schüler mächtig zu ergreifen und es sind manche sehr geschätzte Aerzte aus seiner Schule hervorgegangen. Er hatte auch eine solche Liebe für den Beruf eines akademischen Lehrers, dass er noch als Leibarzt in Kopenhagen holsteinischen jungen Aerzten Vorlesungen hielt.“

Hiermit aber habe ich einen Vorgriff in die spätere akademische Wirksamkeit Brandis' gemacht, zu welcher ihm, wie er mir öfters versicherte, seine brunnenärztliche Stellung in Driburg die beste Vorschule gewesen war. Wer wollte leugnen, dass in unsern Tagen die topische Diagnostik vermöge physikalischer und chemischer Hülfsmittel jene Zeit weit überholt hat? Woher nun die nicht seltene Klage, dass die frühere Zeit dennoch

---

1) Das ist freilich 80 Jahre her und geschrieben waren noch nicht die Worte Goethe's:

Was ihr nicht tastet, steht euch meilenfern,
Was ihr nicht fasst, es fehlt euch ganz und gar.
Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr, sei nicht wahr,
Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht,
Was ihr nicht münzt, das, meint ihr, gelte nicht.

an grossen Praktikern reicher gewesen sei! Noch kurz vor seinem Tode sprach Stieglitz (einer der ärztlichen Klassiker des Herausgebers dieses Archivs) diese Klage in einem von Rud. Wagner in der Augsb. Allg. Ztg. mitgetheilten Briefe aus. — In meiner Schrift: „Das Bad Driburg in seinen Heilwirkungen dargestellt, für praktische Aerzte“ (1844) habe ich in dem Artikel: „Der Brunnenarzt“ als einen Hauptgrund die Ueberfüllung des ärztlichen Standes geltend zu machen versucht. Zur Ausbildung des diagnostischen Schnellblicks und praktischen Taktes, wodurch sich die grossen Aerzte der Vorzeit auszeichneten, bedarf es, ausser der angeborenen Befähigung, einer den Aerzten jetzt seltener sich darbietenden drangvollen Thätigkeit, die nicht nur den Schatz der Erfahrungen häuft, sondern die Seelenkräfte des Arztes zum divinatorischen Enthusiasmus steigert, woraus zugleich die imperatorische Bestimmtheit seiner Ordinationen hervorgeht, die so sehr das Vertrauen der Kranken steigert, die einfachsten Heilmittel potenzirt und die Kranken, sowie deren Umgebung an Folgsamkeit und Achtung gewöhnt. Während der Saison bietet sich nun dem Badearzte eine solche Drangperiode praktischer Thätigkeit. Der tägliche Andrang neuer, oft höchst interessanter Fälle nimmt alle seine Seelenkräfte in Anspruch, aber steigert sie zugleich. In den chronischen Leiden, welche vorzugsweise Object der brunnenärztlichen Praxis sind, leidet aber fast immer der ganze Mensch und es gilt hier oft ebenso sehr eine psychische Behandlung der Person, als eine somatische und topische der kranken Organe. Hören wir über die brunnenärztliche Einwirkung unsern Brandis!

„In der kräftigen Erregung des Willens, sagt er (Nosologie und Therapie der Cachexien, II. § 125), besteht gewiss ein grosser Theil des Nutzens, welchen die Badereisen und der Gebrauch der Mineralquellen haben. Der Kranke wird verpflanzt. Eine neue Welt, frei von den häuslichen Sorgen und voll von Hoffnungen eröffnet sich ihm — sein ganzes Leben wird auf den eigenen Organismus hauptsächlich gerichtet, die Functionen aller Ab- und Aussonderungen werden geregelt und ein mehr individueller Nahrungssaft wird dem Leben dargeboten. Nach mehr als vierzig Jahren darf ich es als ehemaliger Brunnenarzt in Driburg versichern, dass ich dort sehr häufig Lähmungen geheilt sah, die unter andern Umständen ungeheilt geblieben wären. Ob durch die Be-

[illegible]theile des Driburger Wassers allein? Ob durch die mancherlei anderen Reizmittel, welche ich zugleich anwandte: Elektricität, flüchtige Reizmittel äusserlich und innerlich? Ob durch meinen Einfluss, mit dem ich auf den Willen des Kranken durch Wort und That wirkte? — Viele andere Bäder sind wohl mit gleichem Recht gerühmt. Der Badearzt, welcher seinem gelähmten Kranken nützlich sein will, lasse sich weder durch chemische Tabellen, noch durch einzelne Kuren allein bestimmen. — Badereisen sind ein höchst wirksames Mittel, wenn der Kranke nicht durch die Kosten in Sorge versetzt wird. Welche Bäder? Fast alle sind in dieser Rücksicht empfohlen. Der Arzt wird glücklich in seiner Auswahl sein, wenn er nicht nach den chemischen Bestandtheilen allein, sondern nach dem ganzen Zweck der Badereise urtheilt. Der Kranke soll nicht bloss in einzelnen Functionen, sondern in seinem ganzen Leben erregter werden. Nur eine nähere Erwägung der Individualität und Verhältnisse des Kranken kann sie entscheiden. Unbekannte Gegenden und Umgebungen, selbst Mühseligkeiten der Reise, [illegible] ungezwungene gesellschaftliche Verhältnisse sind wichtige Momente der Kur. Können künstliche Wasser diesen Hauptzweck erfüllen? Ja wenn man sie auf dem Jura oder Gotthard einrichten und die Natur der nachzuahmenden Bäder ganz ergründen könnte."

Die unter Brandis' Leitung rasch gesteigerte Frequenz Dri[illegible] bot ihm Gelegenheit in Fülle zu ärztlicher Wirksamkeit und [illegible]. Auch das Ausland bot sein Kontingent, namentlich [illegible]. Höchst interessant waren seine Erzählungen von [illegible], theils ehrenhaften Zügen der französischen Emigrés, welche damals Deutschland und auch das gastliche [illegible] überschwemmten, wo Sierstorpff einer Kolonie aus[illegible] ein stilles Asyl erbauen liess, während sein [illegible] französischen Adel eine Zuflucht gewährte, [illegible] mit Männern, wie Benjamin Constant, Villers [illegible] knüpfte. Wie manches wusste er [illegible] und Situationen zu erzählen, [illegible]. So hatte Hölderlin mit seiner [illegible] Tage in Driburg verlebt, wo er von seinem [illegible]. In meiner Abhandlung: Das Alter [illegible] Nord und Süd, April 1882, habe ich den Scheintod [illegible] nachgewiesen, welche als heimlich

Vermählte mit dem Prinzen (später König) William von England in der Behandlung des „treuen Brandis“ in Driburg war. In solchen Erzählungen war er bei seinen heitern Tischreden unerschöpflich.

Braunschweig, der Winteraufenthalt des Oberjägermeisters von Sierstorpff, versprach auch Brandis für seine Praxis wie für seine wissenschaftlichen Bedürfnisse einen erwünschten Wirkungskreis. Er zog 1792 in die herzogliche Residenz, an deren damals berühmter Akademie (Carolinum) bedeutende Männer, wie Rose, Wiedemann u. A. die naturwissenschaftlichen Lehrfächer vertraten. — In seiner Brunnenschrift hatte Brandis Ansichten über die Wirksamkeit des kalten Wassers in fieberhaften Krankheiten, akuten Exanthemen etc. ausgesprochen, welche ihn in eine Polemik mit Marcard in Pyrmont verwickelten, während sie ihm andrerseits die Anerkennung von Männern, wie Wichmann, Ferro u. A. zuwandten und wie sie in unserer Zeit wieder aufgenommen sind. Eine seiner ersten heroischen hydriatrischen Kuren in Braunschweig machte grosses Aufsehen. Der Kutscher des Generals Stamforth, an einer heftigen Magen- und Darmentzündung darnieder liegend, von den Aerzten aufgegeben, wurde durch Brandis mit Eiswasserumschlägen, Eiswasser zum Getränk und solchen Klystiren behandelt, — er genas. Von da an wandte er die Methode öfters an, sowohl in Deutschland, als später im Friedrichshospitale in Kopenhagen.

In Braunschweig wurde er zum Mitglied des Sanitätscollegiums mit dem Hofrathstitel ernannt. Wegen der Entfernung Braunschweigs von Driburg zog er jedoch, zumal bei seiner, durch eine zweite Heirath vermehrten Familie es vor, als „deputirtes Mitglied des Sanitätskollegiums“ nach Holzminden überzusiedeln. Hier verlebte er als Physikatsarzt, im Sommer als Badearzt in Driburg, daneben literarisch thätig, schöne Jahre. Für eine glückliche Consultation hatte der Herzog ihm ein schön gelegenes Grundstück vor der Stadt geschenkt, wo er sich anbaute.

Die erste Frucht seiner dortigen literarischen Thätigkeit war eine Uebersetzung von Darwin's Zoonomie. Vier Bände. Unter der Aufschrift: „Erasmus Darwin als Arzt“ habe ich über diesen, den Grossvater unseres Charles Darwin, in Börne's Medicinischer Wochenschrift 1881 Nr. 25 einen Aufsatz mitgetheilt. — Man kann Darwin's Zoonomie als den Ausdruck der physiologischen Medicin jener Zeit ansehen und sie verfehlte nicht, bedeutenden Eindruck

zu machen. Beides aber darf in höherem Grade von dem 1797 erschienenen Buche von Brandis „Ueber die Lebenskraft“ ausgesagt werden. Die Lebenskraft suchte er als die Manifestation eines organischen Willens zur Erhaltung der Lebenseinheit und Zweckmässigkeit geltend zu machen. Das Werk enthielt so viel originalen Geist, dass Curt Sprengel in seiner „Kritischen Uebersicht des Zustandes der Arzneikunde“ es für das wichtigste dieser Periode erklärte. — Schelling, Philipp Walther u. a. philosophische Aerzte wandten sich dem Verfasser theilnehmend zu. Auch ein anerkennender Brief Goethe's begrüsste ihn. In demselben Geiste ist Brandis' Schrift „Ueber die Metastasen“ (1798) gehalten.

Es konnte nicht fehlen, dass ein so anregender schaffender Kopf als Universitätslehrer gewünscht wurde. Ostern 1803 nahm Brandis den Ruf als Professor der Medicin in Kiel an, wie schwer es ihm auch wurde, sich von seinem lieben Driburg und dem selbsterrichtetem Herde in Holzminden zu trennen. Was er dort als Lehrer seinen Schülern und der Wissenschaft war, hat uns bereits oben Pfaff angedeutet. Zwar blieb er — man kennt die deutschen Universitäten — nicht unangefochten durch collegialische Reibungen, wurde jedoch durch seine gesegnete Wirksamkeit als Lehrer und Arzt, durch die Liebe und das unbedingte Vertrauen seiner Schüler und Kranken reichlich entschädigt. Er erkannte, sagt Pfaff, gleich nach seiner Ankunft die Kieler Bucht als trefflich geeignet zum Seebade, das freilich erst 1822 eingerichtet wurde. Auch an der Regeneration des Medicinalwesens der Herzogthümer hatte er den entschiedensten Antheil, zuerst als Mitglied, nach Hensler's Tode als Director des Medicinalcollegiums.

Der Kronprinz von Dänemark residirte nebst seiner jungen Gemahlin längere Zeit in Kiel. Brandis konnte die Begleitung der Königlichen Familie im Herbst 1809 nach Kopenhagen nicht ablehnen. Das Vertrauen der Königin Marie, sowie des Königs Friedrich VI. ward ihm in Kiel, besonders nach dem ersten glücklichen Wochenbette der Königin (nach einer Reihe unglücklicher) in hohem Grade zutheil und hat sich nie getrübt. Dem verehrten Leibarzt wurde manches nachgesehen, was sonst am Hofe Niemandem einfallen durfte. So hatte die Königin grosse Aversion gegen den Tabak — Brandis aber war es gestattet, seinen Meerschaum zu rauchen, bis er am Schlosse aus seiner Kutsche stieg. Durch die

nach Kopenhagen brachte er der königlichen Fa-
fer: er verzichtete auf seine herrliche Lehr-
ich von trefflichen Freunden und Gönnern;
nd die Grafen Friedrich und Cajus
zow, Bernstorff etc., in deren
dem reichen Holsteinischen Landadel
e Praxis hatte. So vertauschte er eine
in klingendem Silber gegen Gehalt und

ns auch in Kopenhagen bald Anerkennung fand,
seinem Rufe, seiner Stellung und seiner Persön-
fehlen. Namentlich der berühmte Minister, Graf
lmann, wurde sein wahrer Freund und in verzweifelten
war Brandis die letzte Zuflucht. Einen Sonntagsdoktor
en ihn die Dänen, den man mit alltäglichen Zuständen nicht
elligen müsse; in grosser Noth sei er indess der Mann am
latze, der das Kommandeurkreuz vom Dannebrog und den hohen Titel eines Conferenzraths mit Ehren trage. Dem so hochgebildeten Arzte schlossen sich die Celebritäten der Hauptstadt gern an und so lernte ich in seinem Hause Männer wie Oerstädt, Bang, Münter, Rahbeck, Thorwaldsen, Oehlenschläger u. A. kennen. Letzterer weiss in seinen „Denkwürdigkeiten“ manches Schöne und Ergötzliche von dem originellen Manne zu erzählen.

Von Kopenhagen aus sandte er seine Schriften: Ueber psychische Heilmittel und Magnetismus (1817)[1]), Ueber humanes Leben (1825), Ueber Epidemien und ansteckende Krankheiten (1831), Nosologie und Therapie der Kachexien (1834—39) und manche andere in die Welt. In dänischer Sprache hat er, meines Wissens, nur eine Abhandlung: Ueber Industrie im Unterschiede von Fabrikation herausgegeben. — Seine Schriften haben nicht den verdienten Erfolg gehabt. Ausser meiner Anzeige seines Buches: Von den Kachexien in Casper's Medicin. Wochenschrift, wüsste ich keine andere zu nennen. Eine Ausnahme machte die Schrift: Ueber psychische Heilmittel und Magnetismus; sie war bald im Buchhandel nicht mehr zu haben.

1) Diese Schrift sandte er einer englischen ärztlichen Celebrität. Ueberaus komisch war es, wenn er dessen lakonische Antwort vortrug, die zu deutsch etwa so lautete: Mein Herr, ihr Buch scheint mir sehr ingeniös zu sein; allein wir Engländer glauben nicht an den Magnetismus. Bk.

Brandis war fern von aller literarischen Kameraderie, der so manche minder bedeutende Schriften einen, freilich ephemeren Erfolg verdanken. Dem eigentlich s. g. naturphilosophischen Banner, welches sich in den ersten Decennien unseres Jahrhunderts entfaltete, folgte Brandis so wenig, als er dem vorher so weit verbreiteten Brown'schen System huldigte. Sein Wahrspruch war: Alterius non sit, qui suus esse potest; er war ein Naturphilosoph auf eigene Hand.

Die Schrift „Ueber psych. Heilmittel" war es, die zwischen Brandis und mir vor siebenundfünfzig Jahren ein Band vermittelte, welches bis an das späte Lebensende des verehrten Mannes dauern sollte. Wenn ich im Nachstehenden einiges über mich selbst einzuschalten mir erlaube, so möge dieses dadurch Entschuldigung finden, dass es Veranlassung giebt, eine der schönsten Seiten des Charakters Brandis' ins Licht zu stellen.

Mit Vorliebe der psychischen Heilkunde zugewendet, sah ich ein, dass nur die Anstellung an einer Irrenanstalt den Psychiater bilden könne. Es sollte in Petersburg eine Irrenanstalt in grossem Massstabe errichtet werden. Mit günstigen Empfehlungen reiste ich im Frühjahr 1826 dorthin. Auf das zuvorkommendste aufgenommen, überzeugte ich mich jedoch bald, dass durch den begonnenen Krieg mit Persien der Bau der Irrenanstalt in's Unbestimmte hinausgeschoben werden würde. Anderweite mir gütig dargebotene Anstellungen ablehnend, benutzte ich den Winter in Petersburg zur Abfassung meiner Schrift: „Ueber Lebensstörungen mit vorherrschend psychischen Krankheitserscheinungen." (Hamburg bei Nestler 1827). — Von der Schrift Brandis' begeistert, fühlte ich mich gedrungen, ihm meinen Erstlingsversuch zu widmen. Persönlich war ich ihm durchaus unbekannt. Mit grossem Wohlwollen leitete er die Schrift mit einer Vorrede ein, ja, suchte ihr einen Verleger und lud mich ein, bei meiner Rückkehr über Kopenhagen zu reisen und bei ihm vorzukehren. Unvergesslich ist mir der 26. August 1827, wo mir Brandis auf seinem schönen Landsitz Walhoy in seinem Gewächshause entgegentrat, umgeben von einem Theile seiner Familie.

Die äussere Erscheinung Brandis' habe ich nach Pfaff mitgetheilt. Es ist zu bedauern, dass von diesem imposanten sokratischen Schädel keine Messungen vorhanden sind. Vorder-, Mittel- und Hinterhaupt traten in ungewöhnlichen Dimensionen hervor. Es war

mir im Laufe der Zeit vergönnt, die solchen Formen entsprechenden Fakultäten seines Geistes, Gemüths und Willens im reichen Masse zu erproben. Als ich am Schlusse des genussreichen Tages mich von ihm mit der Bitte verabschiedete, mir die öftere Wiederholung meines Besuches während der nächsten Wochen meines Aufenthalts in Kopenhagen zu erlauben, erwiederte er: Als „Doctor egens", mein junger Freund, können sie in Göttingen noch lange genug sein. Sie bleiben als Gast meines Hauses den Winter hier bei mir! Sie können mir nützlich sein! Sie können mir bei meinen Kachexien helfen — basta! — So wurde ich denn der fast tägliche Genosse seines gastlichen Hauses und hatte das Glück, manche Stunde in seinem Studirzimmer Theilnehmer seiner Studien, seiner heitern und trüben Stunden zu sein; denn auch ihm war es nicht erlassen, was er menschlich geirrt, durch Leiden zu sühnen. — In Fällen des Unwohlseins vertraute er mir, seine Kranken für ihn zu besuchen. Für mich war ich mit dem Studio Bacon's beschäftigt, dessen Novum organum scientiarum ich übersetzte und später mit einer Einleitung und Anmerkungen (Leipzig 1830) herausgab. Nebst Benutzung der Bibliotheken und Hospitäler Kopenhagens erwarb ich mir durch eine Abhandlung: „De neuralgia chronica plexus solaris" die Mitgliedschaft der königl. Gesellschaft der Aerzte.

Es scheint das Schicksal der meisten selbstständigen Denker zu sein, im vorgerückten Alter geistig zu vereinsamen. Auf diesem Wege fand ich in Petersburg meinen theuren Trinius, den Akademiker, Naturforscher, Arzt und Dichter; und auch Brandis klagte über den Mangel an geistiger Theilnahme. Dass beide Männer, durchaus deutsche Naturen, dem heimischen Boden entrückt, im Grunde als Fremde unter Fremden lebten, mochte ihnen immerhin schmerzlich fühlbar werden. Und so ist es erklärlich, dass ein strebsamer junger Deutscher, wenngleich von minderer Begabung, wohlthuend und belebend in den Lebenskreis so bedeutender Männer treten konnte.

Während man Brandis in seinem Studirzimmer von ernsten Folianten: Aristoteles, Hippokrates, Galen etc. und von dem Neuesten, vornehmlich der englischen Literatur, umgeben fand, stets geneigt, die tiefsten Töne der Wissenschaft anzuschlagen, wusste er im geselligen und Familienkreise durch Witz und Scherz zu dominiren, vor allem an seiner gastfreien Mittagstafel beim Glase Rheinwein.

Nach beendeter Tafel trat dann die Gemahlin oder Tochter ihm mit der Tasse, der Diener mit dem treuen Meerschaumkopf entgegen, der jedoch regelmässig nach wenigen Zügen dem Entschlummernden entfiel (er schlief Nachts wenig) — für uns Tischgenossen das Zeichen zum geräuschlosen Aufbruch. Abends liebte er eine Partie Whist mit befreundeten Männern. Nur die unvermeidlichsten Hoffeste und grösseren Diners unterbrachen diese Regelmässigkeit. Seine Liebe zu den lebendigen Pflanzen habe ich bereits durch Erwähnung seines reichen Treibhauses angedeutet; sie hat ihn bis an sein Ende begleitet. Sein Befinden war durchgehends ungetrübt; ausser der Gesichtsanomalie, der Akyanopsie, hatte er noch eine Idiosynkrasie gegen Hunde. Ein anhaltend grauer, „bleierner" Himmel wirkte niederdrückend auf ihn.

Ueber die letzte Lebenszeit hat sein Enkel, Herr Pastor B. auf Christianshavn treulich Buch geführt. Er bezeugt, wie der „alte Löwe" (so wurde er vielfach genannt) stets milder seinem Ende entgegen ging, wie dankbar er jede Theilnahme durch Besuch, Vorlesen etc. empfand. Besonders erfreute ihn ein Lied mit Klavierbegleitung. Noch an seinem letzten Geburtstage beglückte ihn ein Blumenstrauss von seiner Königin.

Langsam an Kräften abnehmend entschlummerte der einst so feste Mann, nicht ohne die Körpergebrechen des Alters durchkostet zu haben, im Kreise seiner Lieben an 29. April 1845.

Seit meiner Abreise von Kopenhagen im Frühjahre 1828 stand ich mit meinem väterlichen Freunde in Briefwechsel und mit gerührtem Herzen sehe ich vor mir die letzten Zeilen, die er mit versagender Hand mir zugewandt.

„Dies war der letzte Brief, den Vater geschrieben hat", theilte mir sein Sohn, Herr Pastor Julius Brandis mit. „Aber einen Brief soll Er noch haben!" hatte er mit alter Energie ausgerufen, und noch einmal seinen „humanen kategorischen Imperativ" über das hinsterbende animalische Leben zum Herrn gemacht. Ein schönes Beispiel in einer Zeit, welcher der kategorische Imperativ freier Selbstbestimmung fast abhanden zu kommen droht.

So endete Joachim Dietrich Brandis, 83 Jahre alt, ein Mann von ausgebreitetem Wissen und starkem Willen, ein grosser Arzt, ein liebevoller Mensch:

„Und mir war er mehr!"

XX.

Michael Servet's

Brevissima Apologia pro Symphoriano Campegio in Leonardum Fuchsium.

Von

Dr. medic. hon. Licent. theol. **Henri Tollin,**

Prediger zu Magdeburg.

Einer jener neumodischen Recensenten, der sich verpflichtet fühlt, ein Buch, das er nie gelesen hat, zu recensiren, stellt kühn, wie zur Selbstentschuldigung, die Behauptung auf, es gebe wohl Niemand in Europa, der alle meine Servet-Studien gelesen habe. Hätte ich doch von 1874—78 über dieselbe Persönlichkeit 29 verschiedene Schriften veröffentlicht. Der pp. Recensent hat sich nicht einmal die Mühe genommen, die Titel meiner 29 Schriften zu lesen. „Die Beichtväter Carl V." „Toulouser Studentenleben." „Paulus Burgensis." „Strassburger Zustände." „Butzer's Confutatio." „Die Toleranz." „Symphorien Champier." „Buchdrucker-Strike in Lyon." „Eine italienische Kaiserreise." „Alexander Halesius." Das ist wahrlich kein Einerlei. Gesteht man aber heute selbst bei den Widersachern Servet die volle Ebenbürtigkeit an Geist mit den grössten Männern seines Jahrhunderts, selbst mit einem Luther und Calvin zu [1]), warum ist es dann ein Verbrechen oder eine Thorheit, eine Servet-Literatur zu schaffen? Dass man in Europa meine Servet-Studien gelesen hat, in Amerika wie in Deutschland, der Schweiz, Holland, Dänemark, England, Italien, Ungarn, Spanien, Belgien, Schweden, Frankreich, dafür habe ich Beweise in Händen. Wie viele aber sie gelesen, und welche Schrift jeder, das lasse ich dahin gestellt. Hat doch noch nie der Beweis erbracht werden können, wie viel Menschen ein bestimmtes Buch gelesen haben?

1) Stähelin, Leben Calvin's I. S. 418.

Aber nach jener ganz unbeweisbaren Behauptung stellt der kühne Recensent das Compliment, ich wüsste wohl von jedem Tage, von jeder Stunde im Leben Servet's Bescheid. Leider muss ich diese mir imputirte Kenntniss depreciren.

Obwohl ich mich über 20 Jahre mit dem Leben jenes grössten Vorläufers von William Harvey [1]), von Alexander von Humboldt, Spinoza und Schleiermacher beschäftigt habe, weiss ich bisher doch noch von manchen Jahren in seinem Leben nichts, nichts auch von einzelnen seiner Schriften. Es ist bis heute Niemand bekannt, der Servet's Summa des Thomas Aquin oder seine spanischen Schriften gelesen hätte. Seine Apologetica disceptatio pro astrologia habe ich entdeckt und jüngst herausgegeben [2]).

Von der Brevissima Apologia pro Symphoriano Campegio in Leonardum Fuchsium, Lugdun. 1536 hatten wir bisher keine andere Notiz, als die Servet in der Vorrede zu: Syruporum universa ratio. Paris 1537. uns selber gab: „Das muss ich beiläufig rügen," sagt er da, „dass ich nicht der bin, den in einer corrumpirten Apologie gegen Fuchs Campegius darstellt (depingit) als einen eifrigen Nachläufer aus dem Gefolge der Araber (studiosum Arabum sectatorem) und campegianischen Vertheidiger der digestiven Syrupe (digestivorum Syruporum Campegianum defensorem): während ich selbst die Araber mit Campegius vernachlässigen, die Syrupe aber nicht verwerfen, doch auch nicht in barbarischer Weise anwenden zu müssen glaube. Ausserdem nimmt er sich die Freiheit mir unterzuschieben (mihi licenter imponit), dass ich die feinen Säfte (tenues succos) von vornherein (a principio) abführen zu müssen glaube: während das weder wahr ist noch von mir jemals erdacht. Doch ich entlasse diesen und appellire an Galen (illo dimisso, Galenum appello)."

So lange die brevissima apologia nicht vorlag, war der Sinn dieses Ausspruchs nicht klar zu bestimmen. Die einen meinten, der Michael Villanovanus, welcher identisch mit Servet ist, trenne hier öffentlich seine Sache von der jenes Mich. Villanovanus, der mit Champier zu thun hat. Gab es doch damals

1) S. meine Schriften: „Die Entdeckung des Blutkreislaufes" Jena 1876. — „Harvey und seine Vorläufer" im Biolog. Centralblatt. Erlangen 1883. Nr. 15. 16. 17. — „Die Engländer und die Entdeckung des Blutkreislaufs" in Virchow's Archiv 1884. Bd. 97. S. 431 fgd.

2) Berlin bei H. R. Mecklenburg 1880.

...lehrten Frankreichs eine beträchtliche Zahl, die sich ...zählichen Villeneuve und Villanova lateinisch Villa-
Servet hätte mit Champier nichts zu thun
...ten, Servet wolle nicht verantworten, was
...och geschrieben, Champier ihm aber in den
. Hinwiederum das corruptâ haben einige so auf-
...t sei der Ansicht, jene apologia tauge nichts, sie
...n, verderbt.

...orrumpiren jener Apologie durch Champier wird
...ch ganz anders aufgefasst. Entweder so: durch Champier's
...ässigkeit seien allerlei Druckfehler stehen geblieben, wie
B. Rabelais klagt, que les imprimeurs auraient iceux livres (Pantagruel L. I u. II) corrompus et pervertis en plusieurs endroits; eine Klage, die wörtlich in das Privileg König Franz I. aufgenommen wird.[2]) Oder man erinnert sich, wie Rabelais den durch Et. Dolet abgedruckten Entwurf zum 4. Buch seines Pantagruel, weil er unfertig in den Druck ging, als ein untergeschobenes, falsches und schändliches Buch bezeichnet;[3]) eine buchhändlerische Speculation des Dolet, ähnlich der des Seb. Münster, der des Tschudi Werk und Karte über Rhätien, die dieser 1536 zur Ansicht seinem Lehrer Glarean mitgetheilt, ohne Wissen des Tschudi vier Jahre später seiner Geographia Ptolemaei einverleibt.[4]) So könnte man meinen, habe Champier die ihm mitgetheilte unreife Apologia vorzeitig publicirt. Es gab aber noch eine andere Art, Bücher zu corrumpiren, aus der man sich damals kein Gewissen machte. So weist Strobel[5]) darauf hin, wie Melanchthon tantum styli exercendi causa des Al. Alesii Rolle angenommen habe, ne mihi bellum accersam cum homine maledico; und dann wieder des Jo. Brenz Werk über die Türken zur grösseren Hälfte im Namen des Brentius verkürzt habe, nostra fretus amicitia et spero te probaturum esse. So ging auch Luther's

1) S. Hilgenfeld's Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie 1878. S. 449 fgd.

2) Oeuvres. Notice sur Rabelais p. XLVII.

3) Que méchantement on m'en a supposé aucuns (livres) faux et infâmes l. c. p. L. sq.

4) Wolf: Biographieen 1859 S. 20 fgd.

5) Von Melanchthon's Antheil an Schriften anderer Gelehrten S. 145 bis 168 der Neuen Beiträge. Nürnberg 1790 Bd. I.

Vorrede zum Brief an die Römer im Namen des Cardinals Fregosius aus und wurde unter diesem Namen in Italien frei verkauft und viel gelobt.[1]) Und wie Leonhard Fuchsens Freunde, Luther und Melanchthon, so trieben es auch seine Gegner.

Ja alle Arten von literarischer Corruption waren heimisch in dem Kreise, in welchem sich zu Lyon der damalige Corrector der Buchdruckerei der Gebrüder Trechsel, der überall verfolgte Michael Servet Villanovanus bewegte. Es war dort sogar Sitte geworden, Bücher, von denen der Verfasser wusste, dass sie der letzten Feile entbehrten, sich, um sie der Nachsicht des Publikums zu empfehlen, vom Schreibpult durch gute Freunde stehlen zu lassen. Auch der berühmte Symphorien Champier[2]), für den Michael Servet Villanovanus eintrat, verschmähte diese Art der Einführung seiner Bücher nicht.

Die Cribratio medicamentorum fere omnium in sex digesta libros D. Symphoriano Campegio, medico omnibus numeris absolutissimo autore, Lugduni, apud Seb. Gryphium 1534 führt Hortensius Appianus damit ein, dass er in einem Vorwort erklärt, um den Studenten der Medicin eine sonderliche Wohlthat zu erweisen, habe sich ihm eine vortreffliche Gelegenheit dargeboten. Bei einem Besuch, den er dem ausgezeichneten Champier, jenem durch Frömmigkeit und Gelehrsamkeit hervorragenden Manne, der von allen Aerzten einmüthig als ein anderer Aeskulap begrüsst werde, machte, habe er den so überaus bescheidenen (minime ambitiosus) Forscher über einem Werke betroffen, das er, „trotz meines wunderbaren Drängens (miris modis urgebam),“ sagt Appian, „unter keiner Bedingung aus dem Hause geben zu können erklärte. Ich las das Werk, Mittagbrod und alle meine vielen Geschäfte darüber vergessend, und fand darin soviel solide Wissenschaft, dass ich beschloss, falls er es mir nicht freiwillig gab, es ihm zu stehlen (furto surripere), um es zum Druck zu bringen. Als ich mit dieser Absicht zwei, drei Tage später zurückkehrte, hatte ich das Glück, den wissensdurstigen und allen Gelehrten wohlwollenden Vincentius Bonvisius und den ebenso durch Frömmigkeit wie durch Fleiss bekannten Grafen Julius Quercus dort anzutreffen, die ihre Bitten

1) S. Schelhorn: Ergötzlichkeiten. Bd. II, 1. S. 12.
2) S. meinen Aufsatz in Virchow's Archiv 1874. S. 377—382. Bd. 61.

mit den meinen vereinigten. Favente Jesu, gelang es, ihn zu bewegen. Der hochberühmte Pomponius Trivultius[1]) gab seine Autorität, seine Gunst und seine Gnade her, dass dies goldene Buch erscheinen konnte im Drucke unseres Sebastian Gryphius, dessen elegante Kunst ganz Frankreich Ehre macht (cujus elegans artificium universam ornat Galliam).“

Ein anderes Buch, de compositis medicamentis — L. II der Castigationes Pharmacopolarum — lässt sich Symphorien Champier von seinem Sohne Antonius Campegius abzwingen und widmet es daher diesem zum Dank (efflagitasti a me, fili carissime — feci igitur, fili carissime, quod optasti).

Und wie er erlaubte, dass Andere ihm seine Handschriften stahlen oder doch abdrängten, so hielt auch er es nicht für Unrecht, fremde Werke, deren er gerade habhaft werden konnte, herauszugeben, wider den Willen der Autoren oder auch sich mit ihren Federn zu schmücken. Des Sebastian Montuus Annotatiunculas in Leonardum Fuchsium gab er, wie wir gleich sehen werden, wider des Autors Willen heraus, obwohl Champier gegen die Araber, Montuus für die Araber einstand. Er thäte das nicht um des Geldgewinns willen, sondern damit, von allen Seiten beleuchtet, die volle Wahrheit an den Tag komme.

Von seinem L. I de quadruplici vita urtheilt Haller (Medicina Practica T. I. p. 494 sq.): nusquam quidquam proprii. Auch nennt Champier sich selber einen Zusammensteller (aggregator).

Julius Caesar Scaliger aber, in seinem Gedichte Ata[2]), hechelt den Symphorien Champier durch als Ardelio[3]) mirus, insolens, tumens, turgens, Titulo Archiatri, quod Deus sit atrorum ... Candidae ille mentis haud tenet micam, Falsarius, sed invidusque ineptusque, Scriptis alienis indidit suum nomen, Uno alterove verbulo usque mutato, Dum ex officina barbarissima agnoscas.

---

1) Ihm, illustri comiti, Lugdunensiumque gubernatori excellentissimo widmet Champier das Werk, und feiert darin das Geschlecht der Trivultier.

2) Bei Nicéron T. 32. p. 244.

3) Jean Arzelier, jur. pontificii professor, officialis Lugdunensis, schreibt an Symphorien Champier einen Brief, den letzterer Lugd. 1507 in den Epist. Campegii in 4° herausgegeben hat. Darin heisst es: Gratulari itaque merito tibi debemus medicorum et philosophorum aquilae, qui ad nostram et posterorum doctrinam tot immortalia edideris monumenta. Cf. de quadruplici vita.

Auch des Sebastian Montuus begabter Sohn, Hieronymus Montuus, Professor der Medicin zu Vienne in der Dauphiné, Mirabelli dominus und später Leibarzt des König Heinrich II., wird in diese Corruption mit hineingezogen. Er war es, der zu dem 1534 in Lyon bei Melchior und Caspar Trechsel erschienenen Gallicum Pentapharmacum den Index omnium Symph. Camp. Lugdunensis medici Lucubrationum schrieb [1]); er, den Jacob Sylvius aus Paris neben Champier stellt, als die beiden einzigen Aerzte, die er 1527 auf seinen botanischen und mineralogischen Reisen eines Mediciners würdig gefunden hat [2]); er, der seinerseits Symphorianus Campegius, Lugdunensis, Jo. Scotus, Taurinensis, Jacobusque Sylvius, Ambianas als die drei durch Sittenreinheit (morum probitate) und Eleganz der Lehrmethode hervorragenden medicinischen Grössen des Jahrhunderts feiert [3]). Darum ihm auch Symphorien Champier selber sein Buch de vinis febricitantium symphonia, als einem ihm vom Vater her befreundeten und hochgelehrten Manne (lucubrationum nostrarum participem te facio) sowie seine Apologetica disceptatio, an sanguis mitti debeat in Causone et sub Cane (Hundstagen) 1532 gewidmet hat.

Dieses Mannes damals berühmtestes Buch, rationalis medicus, in welchem er von einem verständigen Arzt Frömmigkeit, Sittenreinheit, Philosophie, Grammatik, Geschichte, Dichtkunst, Rhetorik, Physik, Mathematik, Geographie, Musik, Astronomie [4]), Metaphysik, Moral und einiges andere fordert, wird eingeführt durch folgende Epistel eines Michael Aibar:

„Dem ausgezeichneten Professor der Medicin, Hieronymus Montuus, Herrn von Mirabel [5]). Ohne Vorrede noch verbindliche Redensarten, wie man zu sagen pflegt (absque prooemiis, quod ajunt, et affectibus)! Da ich schon länger (jampridem) die Gewohn-

1) Er unterscheidet 7 Klassen von Schriften Champier's.

2) Ren. Moreau: Vita Jac. Sylvii. — Vor der Schrift Champier's De vinis Symphonia omnibus apprime utilis L. III hat Jac. Sylvius ein Lobgedicht auf Champier's Werk: quisquis amas tuto vina bibisse, legas, und in seiner Schrift de vino febricitantibus exhibendo pflichtet er den langjährigen Erfahrungen des Symphorian Campegius und Hier. Montuus bei, als medicorum post Hippocratem et Galenum omnino doctissimorum.

3) Libellus de his quae ad rationalis medici disciplinam . . . pertinent. Lugd. 1537. kl. 4°. Hinter des Vaters Sebastian Montuus: Dialex. med. p. 169 sq. (apud Michaelem Permanterium).

4) Nam crisimorum dierum causas ostendit p. 164.

5) Libellus de his etc. p. 156.

heit habe, mit Dir mich über Mathematik zu unterreden, und desshalb nicht selten Dich besuchte, so fand ich während Deiner Abwesenheit (absente te) glücklicherweise Dein Schreibpult (lucubrationum tuarum scrinium) offen. Emsig schlug ich alle Handschriften und Pergamente auf, da ich schon vermuthete, dass Du, ein in unserm Jahrhundert einziges Muster eines Arztes, fleckenloser Hieronymus, etwas ausarbeitetest, was Deiner Autorschaft würdig wäre. Unter den verschiedenartigen hohen Haufen von Schriftwerken, die ich den Silenen des Alcibiades verglich, sammelte ich mir sechs Bücher über die Aerzte (de medicis ἑξαλόγους), ein Mancherlei (farrago) aus Fragmenten verschiedenartiger Blätter. Da ich sie zu einem gerechten Abschluss (ad justam coronidem) führen zu dürfen hoffte, so fing ich an nachzudenken, wie ich bei günstiger Gelegenheit sie Dir heimlich entreissen könnte (subriperem). Denn ich sah, dass sie Deinerseits vollständig vernachlässigt wurden. Ebenso erging es, da ich das Compendium aufschlug über die Elemente des menschlichen Körpers oder von den Unterschieden und Anzeichen der Säfte (humorum), das durch schmutzigen Staub und Rost (rubigine) die Vergessenheit verrieth (obliteratum). Als ich dies ganz durchlas, beim unsterblichen Gott, welch eine Fülle von Citaten, Knappheit der Worte, Reichthum von Urtheilen fand ich da! Und es erschien mir nicht weniger lobenswerth, dass Du Dich des Lakonismus mehr als des Plapperns (battologia) befleissigtest. Ich sage nichts von der dialektischen Redekunst, mit welcher Du wie mit einem Pinsel (veluti penicillo) uns alle die verschiedenen Arten der Säfte vor die Augen malst wie in einem lebenden Bilde. In den Hexalogen hinwiederum bemerkte ich, wie auch kein Härchen (hilum) fehlte bei der Beschreibung der Lebensweise, Amtsstellung, Lob, Rath und Lohn eines systematischen Arztes (dogmatici medici). Daraus schloss ich, dass es ein grösseres Verbrechen wäre (majus conjeci crimen), wenn ich gestattete, dass diese brennende Leuchte länger unter Deinem Tische verborgen bliebe [1]), als wenn ich dafür sorgte, dass sie wider Deinen Willen Allen leuchtet (quam si te invito ut cunctis luceat curarem). Beklagst Du Dich über Diebstahl, so

1) Ein nach der Bibel von Servet sehr häufig, auch noch in seinem letzten Prozess gern gebrauchtes Bild.

bekenne ich, mich vergangen zu haben (Si de furto conquereris, deliqui fateor). Nenne mich immerhin einen plagiarius, falls es möglich ist, in einer höchst ehrenwerthen Sache ein Plagiat zu begehen (si in re honestissima plagium possit committi). Uebrigens ist es weder Diebstahl noch Plagiat, wenn jemand Deiner Sache sich bedient, um Deiner Sache zu nützen und zu dem Gebrauche ferner, zu welchem auch Du selbst, wenn Du recht nachdenkst, sie gebrauchen musst[1]). Ich dachte ausserdem zu sorgen für alle, welche in diese heilige Wissenschaft eingeweiht sind (mystis)[2]). Und auch an meinen Vortheil dachte ich dabei, insofern ich hoffte, Deinen Schülern beigezählt zu werden, da ich auch selber Mitpriester bin (qui et ipse sum symmista). Dein eigenes Werk also sende ich Dir zu und wider Deinen Willen geht Dein Kind aus (te invito prodit foetura tua). Dies eine, weiss ich, wirst Du mir verzeihen, kraft Deiner Humanität (quae tua est humanitas) und mir meine unzeitige List (intempestiva solertia) nicht übel deuten (boni aequique consules). Leb' wohl. MDXXXIIII im Monat November."

Wer war dieser Michael Aibar, der für des späteren Vienner Arztes Hieronymus Montuus literarische Ehre so emsig wider dessen Willen sorgt? Aibar als den Namen eines Menschen habe ich nirgends gefunden. Wohl aber kennt man Aibar als den Namen eines Ortes von 267 Einwohnern in Navarra, Diöcese Pamplona, Gerichtsbezirk Sanguësa, nahe bei Lumbier[3]), am Rio Aragon[4]). Da nun der Sohn des Arragoniers, unser Michael Servet, zu Tudela in Navarra gebürtig ist[5]), auch im Pariser Prozess Michael Navarrus[6]) heisst, da er 1534, wo jenes Buch zu Lyon erschien, Mathematiker war und bald mathematische Vorlesungen hielt[7]), da er die Rechte zu Toulouse studirt hatte[8]) und es liebt,

1) Caeterum nec furtum est, nec plagium, si re tua quis utatur in rem tuam, ad eum item usum, ad quem te etiam consultissimum uti oportuit.

2) Mysterium und mysta sind Lieblingswörter Servet's.

3) Diccionario nacional von Don Ramon Joaquin Dominguez. T. I. Madrid 1851.

4) Dufour: Atlas nac. de España.

5) S. Kahnis. Zeitschrift f. histor. Theologie. 1875. S. 545 fgd. — Hilgenfeld's Zeitschrift f. wiss. Theol. 1878. S. 447 fgd.

6) Hilgenfeld a. a. O. 451. — Rohlf's Archiv f. Gesch. d. Medicin. III. 1880. S. 204.

7) S. Koner, Zeitschr. d. Gesellsch. f. Erdkunde 1875. S. 186 fgd.

8) S. Riehl, Histor. Taschenbuch 1874. S. 79 fgd.

in seine Schriften juristische Deductionen zu flechten, da er frühe mit dem Erzbischof von Vienne, seinem Schüler und späteren Gönner, in Verbindung steht[1]), und da der Stil jener Vorrede dem Stil Michael Servets entspricht, so ist es nicht unmöglich, dass er der Verfasser ist. Und dies wird zur Wahrscheinlichkeit, wenn wir bedenken, wie der damalige Corrector der Gebrüder Trechsel in Lyon sich im Umgang mit Champier an dergleichen buchhändlerische Manöver gewöhnt haben musste und dass des Hieronymus Vater, Champiers Freund, Sebastian Montuus es ist, der, wie wir gleich sehen werden, den Navarrer Michael Servet als Autorität citirt.

Wie dem auch sei, hatte der in der Schweiz, in Deutschland und in der ganzen Christenheit unter dem Namen Michael Servet verfolgte Verfasser der 7 Bücher gegen die Irrthümer in Sachen der Dreieinigkeit (Hagenau 1531), der Dialoge und der Abhandlung über die Gerechtigkeit des Reiches Christi (Hagenau 1532), sich unter dem Namen Michael Villanovanus nach Lyon in den Umgang von Symphorien Champier begeben, dann musste er auch es sich gefallen lassen, dass man seine eigenen Apologieen ebenfalls corrumpirte, d. h. sie herausgab, ehe sie druckreif waren, sie veröffentlichte, ohne dass ihm die Correctur überlassen wurde, ja wegschnitt und hinzufügte, ganz nach Belieben des Verlegers und des Herausgebers: eine Unsitte, über die er um so weniger sich zu beklagen gehabt hätte, falls es sich wirklich herausstellen sollte, dass auch er ihr gefröhnt hat.

Doch wie kam der Aragono-Navarrese dazu, eine Vertheidigung des Franzosen Champier gegen den Deutschen Leonhard Fuchs zu verfassen?

Leonhard Fuchs, Leibarzt des Fürsten Georg von der Mark zu Onoltzbach, giebt, neunundzwanzigjährig, in jugendlichem Uebermuth 1530 ebenfalls zu Hagenau[2]) in 4° seine Errata recentiorum medicorum heraus. Er widerlegt darin 60 verschiedene moderne Irrthümer. Er kämpft für den griechischen Galen gegen die Araber. Und doch hat er den griechischen Galen nie ge-

1) Koner, Zeitschr. a. a. O. S. 212 fgd.
2) Ob er dort den neunzehnjährigen Verf. de trinit. erroribus kennen gelernt, wissen wir nicht.

sehen, sondern nur die fehlerhafte lateinische Uebersetzung. Er greift darin selbst Leonicenus, Brissotus, Manardus[1]) an. Eine tapfere Schrift, leider unreif und voller Druckfehler.

Es war manches dafür, mehr dawider zu sagen. Die Geister sollten auf einander platzen. Und damit das in vollem Masse geschehe, mischt sich Symphorien Champier ein, des Herzogs von Lothringen und zweier Könige Arzt. Um die Gründe für beide Seiten vorzulegen giebt er 1533 zu Lyon bei Bénoît Bounyon eine Sammelschrift (conjunctim), nämlich 1) die ihm mitgetheilten Annotatiunculas in Errata Fuchsii seines Freundes Sebastian Montuus; 2) des Bernhard Unger Ep. pro defensione Arabum; 3) seine eigne Ep. responsiva an Laurentius Frisius[2]) pro Graecorum defensione in Arabum errata, heraus.

Montuus, der Leibarzt des Cardinal von Tournon, hatte dem Fuchs zweierlei übelgenommen: einmal, dass er durch seine verwegene Ueberschrift die Würde der modernen Aerzte herabzusetzen und zu zertreten sich erkühnte. Und dann, dass er den um so viele Wissenschaften hochverdienten[3]) Symphorien Champier, einen Bannerträger der Arzneikunst, lächerlich zu machen versuchte. Es war nicht sein Wille, dass seine Kritik des Fuchsius an die Oeffentlichkeit trete. Um der überraschenden Herausgabe willen (praeter consilium nostrum) würde er dem Lyoner Rathsherrn gezürnt haben, wäre er ihm nicht so eng befreundet gewesen (nimirum succenserem, nisi ille mihi amicissimus foret).

Die Sache verdross den Fuchsius sehr. Zwar gab er vor, als wären des alten Mannes kleine Bemerkungen gar frostiger Natur (frigidissima) und kraftlos. Auch sprach er seine grosse Verwunderung aus, warum Symphorianus Campegius jene lächerlichen Possen (ridiculas has nugas) nicht nur ernstlich empfehlen, bessern (sarcire) und schützen, sondern sogar in den Druck geben konnte, da doch Montuus selber, ihrer Unbedeutenheit sich bewusst, davor zurückgeschreckt sei. Da nun aber Champier ein-

---

1) Gegen ihn wendet sich Servet häufig in der Syruporum universa ratio.

2) Den Servet zu seinem Ptolemaeus stark benutzt. S. Koner's Zeitschr. 1875 S. 199 fgd. Von ihm stammte defensio Avicennae.

3) In omnigena scientia praecellentem. Vgl. Virchow's Archiv 1874 S. 377—382.

mal an so windigen Büchlein, sagt er, sonderliches Wohlgefallen habe, so mag meinetwegen für eine solche Schüssel (patina) ein solcher Deckel (opaculum) passen, wenn man auch wünschen könnte, dass er sich von Herausgabe solcher Libellen enthalten haben möchte, damit nicht aus demselben Munde warm und kalt zu fliessen scheint [1]). Fuchsius wähnte nicht, den greisen Montuus zu sich herüberziehen zu können: sagt doch schon Hieronymus, es halte schwer, der Greise Zungen zu verändern. Dennoch glaubt Fuchs sich verpflichtet, eine solida refutatio Sebastiani Montui ineptarum annotatiuncularum und zugleich seine Errata in neuer Gestalt herauszugeben. Um nun nicht so sehr wie damals anzustossen, nennt er sie jetzt lieber Paradoxa medic. und erklärt das: praeter vulgarium medicorum sententiam opinionemve dicta. Diese zweite Ausgabe folgt einer anderen Ordnung wie die erste, hat Zusätze und Besserungen. In der Zwischenzeit war es ihm ja gelungen, die Werke des Hippokrates, Galen, Dioscorides und Paulus einzusehen: aber die vier Jahre hatten, wie er später bei der dritten Auflage gesteht, doch nicht genügt, ihn mit jenen Schriftstellern recht bekannt und vertraut zu machen, wegen der imbecillitas der prima aetas. Dennoch gab er pridie Iduum Novembrium die Paradoxorum medicinae Libri III 1534 mit einer Widmung an jenen Herzog Ulrich von Würtemberg heraus [2]), der den, um seines feindlichen Verhaltens gegen die papistischen Ceremonien willen, vermöge eines Studentenaufruhrs, aus Ingolstadt verjagten und nach Onoltzbach zurückgekehrten Docenten am 13. August 1535 als Professor der Anatomie an seine Universität Tübingen berief.

Champier war gewohnt, von Fuchs hochzuhalten. Schon in den Castigationes Pharmacopolarum hatte er ihn neben Rudolph Agricola und Joh. Guinterius von Andernach unter seine deutschen Autoritäten gesetzt. In der Campegiana traditio de sectis medicorum [3]) steht er unter den medici latini [4]), d. h.

---

1) Champier ist dadurch bei Curt Sprengel in den Ruf gekommen, als sei er Comparatist (III. 162).

2) 1535 Basileae. fol.

3) Oder auch Castigationes pharmacopolarum, Vorrede, nach der Ep. nuncupatoria an den Cardinal von Tournon.

4) In der Officina Apothecariorum steht er unter neoterici medici, Latini Atticissantes Germani.

unter denen, welche (die fast nur in lateinischer Uebersetzung bekannten) Hippokrates und Galen als die ersten und obersten Aerzte befolgen: hier finden sich an seiner Seite beide Pariser Lehrer Servet's, Jacob Sylvius[1]) und Joh. Guinterius, Guilelmus Copus, der kirchengeschichtlich später berühmte Pariser Rector, Servet's Geistesverwandter der Strassburger Otto Brunfels (hier Brunelsius genannt) und Jo. Manardus, Servet's Gegner. In der Schrift de theriaca gallica stellt er den Fuchs wieder als Autorität hin. De ingenio curandorum corporum schildert er des Mesue, des Evangelisten der arabischen Schule, Ansicht, dass die Laxirmittel den Säften des menschlichen Leibes nicht ähnlich seien; behauptet, dass Leonhard Fuchs, medicus percelebris, diesen Irrthum aus den Griechen bekämpft habe und schliesst: dieser Meinung haben wir immer beigepflichtet (fol. 87a). Darum darfst Du, braver Leser, Dich nicht wundern, si in plerisque hujusce nostri libri locis Leonardum Fuchsium sequi tibi videar. Ich folge ja dem Galen, selbst wenn Fuchsius unrechtmässigerweise (falso) mich angreift (fol. 86b). Auch in Betreff des Rhabarber stimmt er mit Fuchs (fol. 96b), ebenso betreffs des überflüssigen Geblüts (plethora) gegen seinen Freund Hieronymus Montuus (fol. 102b). Nur in Betreff des scammonium, das er den Deutschen und Franzosen für schädlich hält (scribratio medicamentorum. Lugd. apd. Seb. Gryphium 1534 p. 18 sq.), und des Ursprungs der Syphilis (morbus Gallicus) tritt er ihm entgegen, insofern dieser vir alioqui doctus sie für einen Aussatz halte (impetiginem), während es doch eine neue Krankheit sei, die Gottes Zorn verhängt habe (iram Dei)[2]).

Da nun aber Fuchs fortfuhr, sich über Champier zu erlustigen[3]), der Galenist über den Galenisten, und auch schon in Lyon — quale flagitium! — des Fuchs' de compositione medicamentorum nachgedruckt wurde, worüber sich der Tübinger seinerseits bitter beklagt, so änderte Champier die Fechtweise.

1) Ihn loben alle. Auch Fuchs sagt: Jacobi Sylvii nullam in iis libris facere mentionem potui, quod ex eo nullam mutuatus sim compositionem. Quam honorifice autem alias de hoc viro senserim et dixerim, norunt omnes qui publice me docentem aut alias de eo loquentem audiverunt (advers. Jo. Placotomum ad calumniam IX).

2) Fuchs behandelt dies als Verleumdung, da er lehre, die Syphilis sei 1493 aus Amerika als neue Krankheit gekommen.

3) Paradox. L. I. C. 10. p. 20. II. C. 17. p. 136 ed. 1534.

Der Lyoner Stadtrath, Kämmerer und Hofarzt konnte ja nicht aufhören, gegen Mesue und die Araber, für Galen und die Griechen zu kämpfen. Gehörte doch gerade er wie Fuchs zu den medici Latini Atticisantes. Allein in den bei Melchior und Caspar Trechsel 1533 erschienenen Schriften, dem Hortus Gallicus, der Analogia medicinarum Indarum et Gallicarum, dem Campus Elysius Galliae, der Apologetica disceptatio an sanguis mitti debeat, im Speculum medici christiani, im Periarchon, id est de Principiis und auch in den zu Lyon 1534 bei Seb. Gryphius erschienenen Schriften, der Cribratio medicamentorum, dem Catalogus Galeni und der Medulla ignorirt Champier fortan den Fuchsius ganz.

Statt dessen führt er gegen den Tübinger ins Feld seine jungen und alten Freunde und — die römische Inquisition.

Leonhard Fuchs hatte, gerade wie Geryon Sayler, Otto Brunfels, Michael Servet, Hieronymus Bolsec, Giorgio Biandrata, Guillaume Postell sich so sehr um die Theologie bekümmert, dass er mehr als einmal Betstunden hielt [1]), öffentlich die Bibel auslegte, als evangelischer Amtsbruder begrüsst wurde [2]) (symmista) und bei Colloquien ein entscheidendes Wort darein warf. Er tritt für Zwingli [3]), mächtiger für Luther und als literarischer Vorarbeiter für Melanchthon [4]) auf. Er wüthet gegen Caspar von Schwenkfeld [5]). Er spielt in der Correspondenz Butzer's die Rolle eines protestantischen Eiferers, der gegen viele liebe Pastoren tödtliche Feindschaft hegt, die Gemeinde spaltet, zum Widerstande drängt [6]). Im Hause des Dr. Paul Phrygio zu Tübingen finden wir ihn am 29. Mai 1536 über das heilige Abendmahl amtlich disputirend mit Melanchthon, Joachim Camerarius, Dr. Erhard Schnepf, Oporinus von Basel, Martin Butzer, Peter Dasypodius und Martin Zell von Strassburg [7]).

---

1) Im Reformationszeitalter waren viele Geistliche Handwerker gewesen. Kein Wunder, dass man auch studirte Aerzte gern zu Predigern nahm.

2) Me suis symmistis commendabis, nominatim Vulpio (28. Febr. 1532) mediocriter eruditus in sacris, quae pulchre ac feliciter tractat (7. März 1534).

3) Zwinglianus summus fuit.

4) Bernhard, Melanchthon 1863. S. 66.

5) Audio Fuchsium transferre culpam suae turbationis in Schwenkfeldium. Id quod suo more facit, innocentium virorum famam lacerando.

6) Fuchsius sic ardet et furit, ut nec admissurus videatur ullam compositionem .... Si rem jure velit experiri, apud judices faciat.

7) Röhrich, Mittheilungen a. d. Gesch. d. ev. Kirche des Elsasses. III. S. 132 fgd.

Er correspondirt über theologica mit Mathias Flacius[1]), mit dem Herzog Albrecht von Preussen und mit seinem tapferen Fürsten Georg von Anspach, der auf dem Reichstag von Augsburg um des Glaubens willen seinen Kopf zu Füssen seines Kaisers legen wollte, und dem der Kaiser Carl V. erwiderte: „Nit Kop ab, lewer Först".

Leonhard Fuchs, der unsterbliche Botaniker und überaus reichbegabte Polyhistor, ist der Anatom der Reformation. So freut er sich, auch gegen Montuus das theologische Gebiet beschreiten zu können. Montuus hatte ihm vorgeworfen, sein Argument aus Dioscorides ziehe nicht, weil es negativ geführt sei. Fuchs antwortet, auch solche negative Argumente aus Autoritäten zögen bisweilen, und beweist das aus der Bibel.

Eine Abschweifung vom medicinischen auf das theologische Gebiet würde heut zu Tage als eine Spielerei kaum der Beachtung gewürdigt werden. Im XVI. Jahrhundert aber, wo man streiten wollte, um zu streiten, sah sich jeder gute Katholik, der nur irgend konnte, verpflichtet, den Fehdehandschuh der Fuchs'schen Paradoxa aufzunehmen. Vor und neben Montuus antwortet deshalb Michael Villanovanus.

Michael Villanovanus oder Servet war unter den Freunden Champier's zu dieser Antwort vor Allen berufen als Kenner der griechischen und hebräischen Bibel und als Verfasser des 1532 zu Hagenau bei Joh. Setzer erschienenen Traktats de regno Christi et justitia. Nur einer zu Lyon hätte ihm diese Aufgabe vorweg nehmen können, Santes Pagninus.

Santes Pagninus (1470—24. August 1541), jener im Hebräischen, Griechischen und Lateinischen überaus gelehrte Dominikaner aus Lucca, ein Schüler des Savonarola, Freund des Papstes Clemens VII., Rival des Reuchlin, der erste, welcher die Bibel in Verse abtheilte, der Herausgeber vieler für das hebräische Sprachstudium wichtiger Schriften, in Lyon die Seele des aufgeklärten Katholicismus, ein Freund der Armen und der populärste Redner der Stadt, Gründer des Pestspitals von Th. Guadagni, galt in Lyon als der eine Mann, welcher allein im Stande wäre, alle Angriffe des Protestantismus siegreich zurück-

1) Ambrosius Blaurer, Jac. Other, Machtolph, und besonders Butzer, aus dessen handschriftlichem Briefwechsel obige Aeusserungen kommen.

sen. War doch, von seiner kritischen Gelehrsamkeit abge- sein Herz und sein ganzes Leben ein handgreiflicher Be- er sittlichen Kraft des Katholicismus. Dieser edle Mann, begängniss das eines Vaters des ganzen Volkes, eines zen war, und ohne den, wie der Inquisitor Esprit ausdrückt, ganz Lyon damals lutherisch geworden rnahm nicht die Aufgabe, seinen katholischen Freund bürger Champier an dem lutherischen Professor zu rächen, ern er übertrug sie oder begünstigte doch, wie wir gleich sehen rden, ihre Uebertragung auf den fünfundzwanzigjährigen Aragono-Navarresen, denselben Michael Servet Villanovanus, den er bei seinem Tode auch zum Erben und Herausgeber jener kritischen lateinischen Bibelübersetzung machte, an der er dreissig Jahre gearbeitet hatte [1]).

Aber selbst wenn nun der junge flüchtige Spanier sich in Lyon unter seinem neuen Namen von der Druckerei der Gebrüder Melchior und Caspar Trechsel, wo er als Corrector sein Leben fristete, an diese heikle Arbeit machte, wer sollte die Druckkosten zahlen? Symphorien Champier wusste einen Gönner zu verschaffen, auf dessen Kosten drei seiner Schriften in die Welt gegangen waren und der gegen Widmung des Büchleins auch dies Mal als Mäcen zu erscheinen bereit war. Dieser ebenso edle wie erleuchtete und freigebige Mann, der bisher in keiner Biographie Servet's zu finden war, hiess Charles de l'Etang (Carolus a Stagno).

Die kleine Stadt Estaing im département de l'Arveyron war der Stammsitz jenes Adelsgeschlechts, von dem so viele tapfere Helden, fromme Bischöfe, Prediger und Wohlthäter der Menschheit stammen. Schon 1214 in der ewig denkwürdigen Schlacht bei Bouvines, die Kaiser Friedrich II. die von Otto IV. verlorene Krone gab und das französische Königthum befestigte gegen den Uebermuth der Vasallen, war es ein Esteing gewesen, welcher dem im heissen Kampf durch einen Deutschen vom Pferde geworfenen König Philipp August von Frankreich wieder in den Sattel half: eine That, welche der Familie Etang die Auszeichnung verschaffte, dass sie selbst im Wappen die Waffen

1) Biblia latina Santis Pagnini, Lugduni apd Hugonem a Porta. 1542 fol.

Frankreichs in goldenem Felde und ihre Diener die Livree des Königs tragen durften [1]). Im Jahre 1265 war Petrus a Stagno canonischer Rechtslehrer auf der Universität Montpellier [2]). Wie selbständig diese Familie dachte, zeigt sich 1501 im Waldenserhandel, wo die Herrn du Fayz und de Lestang sich weigern, die Prozessakte der Waldenser weder an die päpstlichen Legaten [3]), noch an die Inquisitoren, deren einer der Beichtvater des Königs war, noch auch an die königlichen Commissare auszuliefern [4]). Auch wird 1514 Antoine de l'Estaing, Bischof von Angoulême, selber vom König mit der Regulirung der Waldenser-Angelegenheiten betraut [5]). Ein François d'Estaing erscheint bis 1529 als Bischof von Rhodès im département de l'Arveyron [6]). Er muss es schon 1507 gewesen sein. Denn damals widmet ihm, observandissimo domino Francisco de Stagno, decretorum Doctori bene merito ac Ruthenensium praesuli dignissimo [7]) unser Symphorien Champier sein Buch De Gallis summis pontificibus (fol.). In diesem Buch über die französischen Päpste erscheint François de l'Etang als literarum amantissimus atque de patria sua quam optime merens und als literatorum fautor integerrimus. Ob unser Franciscus a Stagno auch der Abbas seu commendatarius St. Theofredi [8]) ist, mögen Andere entscheiden. Antonius de Stagno, professus ordinis sti. Benedicti, Bewerber um das Priorat de Barralibus (neben Guil. Palmerii), jener spätere Bischof von Angoulême ist Franzen's Bruder. Beider Verwandtschaft zu der puella Stagnina in den nugis des Nic. Borbonius († 1550), des Informators der Tochter der Margarethe von Navarra, und zu der Mademoiselle Catherine

1) Colonia: Hist. litér. de Lyon. II. p. 483 fgd.
2) Guidi Panziroli: De claris legum interpretibus. Lps. 1721. L. III. cap. 20.
3) Nach dem Grundsatz: licet Papa committat officium fidei aliquibus in aliqua provincia, non derogatur ordinariis qui debent procedere communiter vel divisim.
4) Franc. Marci: Decisiones Parlament. Delphin. T. II. p. 355 sq.
5) Kind und Ingesind musste man dem Geistlichen anzeigen, falls sie der Ketzerei verdächtig waren; die Reuigen mussten ein weisses Kreuz auf dem gelben Rock oder ein gelbes Kreuz auf dem weissen Rock tragen. S. Chorier II. 512.
6) Papillon: Biblioth. des auteurs de Bourgogne p. 148.
7) Neben Georg de Ambafia, Cardinal-Legaten von Avignon, lieutenant général und gouverneur von Avignon.
8) Franc. Marci: Decis. parlament. Delphin. I. p. 363.

de l'Etang, Gattin des Jean d'Agrippa d'Aubigné und Mutter des berühmten Théodore Agrippa d'Aubigné[1]) ist mir unbekannt. In der Pest widmete sich Franz, der Bischof, mit solch heldenhafter Aufopferung der leiblichen und geistlichen Pflege seiner Beichtkinder, dass überall Wunder der Liebe von ihm umliefen. Als er am 1. November 1529, von Hoch und Niedrig betrauert, starb, wurde er vom Papst für Heilig erklärt und daher findet sich sein Name im Martyrologe Français[2]). Kein Wunder, dass Symphorien Champier: Officina pharmacopolarum fol. 22b an Carolus a Stagno schreibt: Est certe tuae domus in nos ea beneficiorum immensa magnitudo, ut nisi animus immensus illa quidem non capiat.

Den zweiten Gönner Champier's aus der Familie de l'Etaing, den Kämmerer der Lyoner Kirche, Carolus a Stagno, inter nobiles viros elegantissimum, zeichnet uns der berühmte Lyoner Arzt und Stadtkämmerer in seinen Parallelen als bewundernswerth durch Adel, Zungengewandtheit, Beredtsamkeit, Sittenreinheit und Gelehrsamkeit. In der Widmung des 1533 bei Melchior und Caspar Trechsel erschienenen Periarchon i. e. de principiis utriusque philosophiae[3]), die an den clarissimus, nobilissimus atque undecunque doctissimus Juris U. Doctor, D. Carolus a Stagno, sanctae Romanae ecclesiae Protonotarius, Lugdunensis ecclesiae Camerarius, Rutheñ. Sacrista gerichtet ist, sagt er, dass des Charles de l'Etang liebenswürdige Verdienste um seine Person grösser seien, als dass er durch solch ein kleines, wenn auch noch so weit zusammengelesenes und noch so interessantes Buch seine Schuld abtragen oder überhaupt etwas schaffen zu können wähne, was tantae virtuti fortunaeque convenire arbitrer. Erkennt doch Champier in ihm schon während seiner kurzen Amtszeit wieder seines Onkels, des Antonius a Stagno, Bischof von Angoulême, Gelehrsamkeit, praktischen Sinn, kirchenpolitisch bewährte Rathschläge und weitbekannte Liberalität, die auch er selbst schon erfahren habe. In letzterer gleiche er auch seinem andern Oheim, dem François

1) Mémoires, ed. Amsterd. p. 4.
2) P. Colonia, Hist. lit. de la ville de Lyon. II. p. 483 sq.
3) Es beginnt damit: An plures sint dii — eine den Servet durch sein ganzes Leben beschäftigende Frage — und endigt: venus diminuit vires et mares multum coëuntes citius senescunt.

de l'Etang, Bischof von Rhodez, der bei seinen riesigen Einnahmen sich unermessliche Reichthümer hätte erwerben können, es aber vorzog, seinen Namen unsterblich zu machen durch die Wunder seiner barmherzigen Liebe (ut post ejus mortem clareret miraculis). Haben jene mir mit grosser Liebe und Freigebigkeit aufs allerhumanste beigestanden, so würde es mir als Undank gegen die Familie de l'Etang erscheinen, wollte ich Dir nicht diese kleine Gabe zu Füssen legen. Vale et nos Symphoniace ama.

Und schon am 10. Juli 1534 wieder in der Vorrede zur Medulla totius philosophiae naturalis ac medicinae schildert er, wie derselbe Mann durch fast täglich wiederholte Bitten ihn bewogen habe, seine Medulla in den Druck zu geben. Er wisse nun, wie sehr Charles de l'Etang ihn liebe (mei nominis amantissimum) und wie gern er von seinem, wenn auch noch so geringen Wissen lerne, ja wie er ihn wahrhaft brüderlich (ad fratris vicem) pflege, sodass man ihn sein alter ego heissen könnte, und wie andererseits des Stagnus Schutz gegen alle Vergewaltigung so sicher schütze, wie des Ajax Schild. Darum wünsche er, dass Charles de l'Etang ihm dieselbe Gesinnung allezeit bewahre, die er seinem Sohne Claudius Campegius auch schon bewiesen habe, und er sei entschlossen, ihn, um die Wette mit diesem, zu ehren und zu pflegen, ihn, die seltene Zierde und Stütze der Kirchen von Lyon und Rhodez. Auch dies Büchlein, hoffe er, werde ihm und den Seinen gefallen wegen der angenehmen Mannigfaltigkeit seines Inhalts. Handelt es doch von der Mischung und Zusammensetzung der ganzen grossen und kleinen Welt[1]).

Auch der Officina Pharmacopolarum, einem Protheus unter den Büchern, hat Champier eine Widmung an Juris pontificii Doctor D. Carolus a Stagno, Lugdunensis ecclesiae camerarius vorausgestellt, mit einem perge favere doctis; perge literas excitare; perge a situ recipere rem Latinam ac bonas arteis, Patrone jucundissime und mit dem stereotypen Schluss fast jeder Symphorien Champier'schen Widmung: nos (ut soles) symphoniace ama.

1) Buch I: de mixtorum generatione et elementis, quomodo ex igne, aëre, aqua et terra generetur omne mixtum, und Buch II: de elementis nostra corpora dispensantibus (sanguis, pituita et utraque bilis).

Dass der Lyoner Schulstifter seinem jungen spanischen Schützling gerade aus einer so reichen, freigebigen und aufgeklärten Familie seinen Gönner wählt, ist bezeichnend. Hören doch auch nach Michael Servet's Tode die de l'Etangs nicht auf, sich als Helden, Kirchenmänner und Wohlthäter Verdienste zu erwerben[1]). Aber es giebt zu denken, dass aus der Familie der Gönner Servet's 1561 einer, Gaudion de l'Estang, protestantischer Pastor in Paris[2]) ist; ein R. de l'Estang eine in der Collection du Puy (102 N. 8) aufbewahrte antiservetanische Epistel an Calvin schreibt[3]) und noch 1598 unter den Hauptvertretern des Protestantismus auf dem Synode national de Saumur ein de l'Estang[4]) steht.

Auf Kosten des Charles de l'Etang kam also des Michael Villanovanus Brevissima Apologia Symphoriani Campegii in Leonardum Fuchsium, wahrscheinlich 1536 bei Melchior und Caspar Trechsel heraus. Obwohl ich von den zahlreichen Druckschriften Champier's viele selbst gesehen und von anderen wenigstens die Titel gefunden habe, so ist es mir doch nicht einmal vergönnt gewesen, auch nur den Titel dieser Schrift unter den Champier'schen Werken zu finden. Auch wird es nirgend in den Arbeiten über Champier citirt. Es ist deshalb bisher unmöglich gewesen, zu bestimmen, worin in diesem Falle die Corruption des berüchtigten falsarius bestanden habe. Wir werden bald sehen, wo wir den wichtigsten Theil jener Streitschrift angetroffen haben.

Wenn nun aber der wirkliche Michael Villanovanus da, wo er Champier vertheidigt, sich wohl hütet, blindlings auf des Meisters Worte zu schwören, so gingen die anderen beiden Angreifer des Fuchsius gleichfalls selbstständig ihren Weg.

---

1) 1557 unter cohortium duces, welche 1557 periere gegen Spanien, steht Stagnius (Thuan: Historiar. T. I. 585). Und die von Vincentius von Paula verbesserte Stiftung für 200 Waisenmädchen war von einer Jungfrau Etang ausgegangen (Graf Stolberg: Vincentius von Paula, Münster 1818).

2) Nouv. Revue de théologie. Paris 1862. Févr. p. 91.

3) R. Stagno aus Poitiers, 8. Febr. ohne Jahr: Idem te facere vehementer rogo, quoad confessionem, quam ad te mitto spectat. Etsi autem illius autor tibi de facie notus non est, ex schola tamen Servetana et sodalitio esse boni illius viri tibi notissimi de la Vau, facile judicabis. Venerabilis hic confessor quondam Lutetiae, hic deinde diaconatum exercuit. Tandem nescio quibus furiis vel vertigiis tactus a nobis turpissime descivit.

4) France Protestante, Art. Jean de Serres, p. 265b.

Guillaume du Puy (Puteanus), Arzt in Blangy und Bürger in Grenoble, widmet einem Manne aus der neben den Etangs so eben ehrenvoll genannten Familie, Gabriel du Fay, insignis atque nobilis ecclesiae Theuderianae decano dignissimo seine Streitschrift gegen Johann Manard und Leonhard Fuchs über Johann Mesue's Aloën aperire ora venarum (Lugduni, apud Germanum Rose 1537. 8 vo)[1]). Die Vorrede datirt pridie Cal. Dec. 1536. Was Scordium sei, heisst es in dieser Schrift, bekennen die Aerzte unserer Zeit, wie Nicolaus Leonicenus, Joh. Manardus, Leonhard Fuchs und viele andere durchaus nicht zu wissen (omnino se ignorare). Campegius endlich, jener Symphonische Doctor aus Lyon, in seinem Buch von den einfachen Medicamenten im 13. Cap., das die Ueberschrift trägt: Was ist scordium? lehrt deutlich nicht was es sei, sondern was es nicht sei? (p. 40 der Defensio Mesuae). Auch dem Leonhard Fuchs erschien du Puy's Schrift, wohl gerade um ihrer Selbstständigkeit willen, so wichtig, dass er ihr eine besondere Apologia contra Puteanum entgegensetzt[2]). In der That stand du Puy dem Fuchs nicht fremder gegenüber als dem Champier selbst, der in allen seinen Schriften nicht müde wird zu wiederholen Mesue errat, Mesue exploditur, Mesues ignorantia. Averroës, Avicenna, Rhases und alle andern Araber werden von Champier noch schonend behandelt, im Vergleich zu Mesue.

Und doch selbst Sebastian Montuus, Champier's alter Freund, kann sich nicht enthalten, immer wieder für Avicenna, Serapion, Moses Aegyptius, Mesue und die andern Araber einzutreten, dem Galen und den übrigen Griechen hohnsprechend in eben der Schrift, in der er gegen Fuchsius sich des attisirenden Symphorien Champier annimmt. Nennt er doch den Campegius adeo doctus, ut nihil supra[3]). Er übergebe diese Fackel (hanc lampada tibi trado, ornatissime Campegi) ihm, weil er ein Polyhistor und von Natur ein Polygraphos zu sein scheine[4]). Er widmet die Schrift Reverendissimo Domino Cardinali Francisco a Turnone, regis christianissimi vices gerenti, literarum

1) Der Drucker ist Johannes Barbous.
2) L. IV. difficilium aliquot quaestionum. Basil. 1540. 4°. p. 1—75.
3) Dialex. medic. L. II. 2, 89.
4) Dialex. medic. L. II. 5, 103.

virtutisque specimini clarissimo, dessen Leibarzt er war und der ihn durch seine Wohlthaten sehr verpflichtet habe. Demselben Cardinal von Tournon hat Champier, mit einem Briefe, 1536 eines der bedeutendsten Werke des Santes Pagnini übersendet[1]) und ihm[2]) sein Campus Elysius Galliae und seine Castigationes Pharmacopolarum gewidmet; indem er dort sein ingenii acumen, acerrimum ingenium, summa doctrina, lepos Atticus; hier[3]) das Geschlecht der nobilissima haec Turnonia familia feiert, die a Meroveo et Clodio priscis Francorum Regibus ihren Ursprung herleite[4]), und ihn daran erinnert, dass er ihn einmal vom Quartanfieber geheilt habe[5]). Man versteht, weswegen Champier, Galenist von Profession und Ueberzeugung, gesellschaftlich, dass ich so sage, nicht ganz mit den Arabern brechen mochte, so lange Sebastian Montuus, Tournon's Leibarzt, auf der Seite der Araber stand[6]).

Soweit Champier von Frankreich aus durch fremde Hülfstruppen den Fuchs bekriegen wollte, riskirte er daher mehr zu verlieren, als zu gewinnen. Gewannen Fuchsens Gegner, so gewann Mesue und die Araber. Und gegen diese hatte Symphorien Champier allezeit seine spitzigsten Pfeile geschleudert. Champier suchte deshalb dem Leonhard Fuchsius in Tübingen selbst einen Feind zu erwecken, indem er sich mit dem Arabisten Dr. Bernhard Unger[7]) befreundete und seinen Neffen, Johannes Campegius, Reverendi Domini Cardinalis a Turnone medicus, bewog, seinem Sohne D. Antonius

---

1) A. Touron: Hist. des Dominicains IV. 89.

2) Als Erzbischof von Bourges, Primas von Aquitanien und römischer Cardinal.

3) Wo er ihm unmässig schmeichelt.

4) Ja von den Tyrrhenern, vom Hercules Aegyptius, vom Turnus, rex Rutulorum, von Aeneas.

5) Vor seinem Krankenbett fand er eine corona medicorum und da sie alle Wochen lang häufig zur selben Stunde wiederkehren mussten, schlug Champier vor, die Wartezeit mit wissenschaftlichem Gedankenaustausch über die errata Arabum, Poenorum et Mahumetensium zuzubringen. Aus diesem Gedankenaustausch seien die Castigationes Pharmacopolarum hervorgegangen.

6) Er weist darauf hin, Avicennam fecisse se Galeni interpretem, Rasi Galeni verba pro ratione haberi; so seien die Griechen die inventores, Arabes adgregatores.

7) Verf. Apologica Epistola pro defensione Arabum, welche 1533 bei Benoît Bounyon zu Lyon gedruckt wurde, zugleich (composita conjunctiva) mit des Seb. Montuus Annotatiunculae in Errata des Fuchs und mit des Symph. Champier Ep. responsiva pro Graecorum defensione in Arabum errata. (Neue Ausgabe 1548. 8vo.)

Campegius und jenem Dr. Bernhard Unger in Tübingen den Catalogus librorum Galeni zu widmen.

Indess alle diese Mittelchen, dem Fuchs wissenschaftlich anzukommen, scheinen nichts verschlagen zu haben. Champier starb erst 1539; und dennoch findet sich bei dem Lyoner Vielschreiber, von dem jedes Jahr mehrere neue Bücher die Presse verliessen, und der, wenn er keine neuen hatte, aus alten neue zusammenstellte, nirgend eine Spur von einer eigenen Vertheidigung gegen Fuchsius.

Der Lyoner Stadtrath und Kämmerer ergiff nun ein Mittel, dass in jener religiös so überaus aufgeregten Zeit unter gewissen Umständen von grosser Kraft war: er überantwortete des Leonhard Fuchs Paradoxa medicinae der heiligen Inquisition.

Champier hatte am Schluss seines Periarchon vor der Inquisition die in katholischen Landen übliche Verbeugung gemacht[1]). Diese Verbeugung fehlte bei dem in Basel 1535 erschienenen Buch des Leonhard Fuchs. Ueberdies enthielt es ausdrücklich das freimüthige volle und ganze Bekenntniss zu dem in allen katholischen Ländern verurtheilten sola fide justificamur. Das genügte.

Jean Morin, Dr. theol. Parisiens, aus einem sehr alten und berühmten Geschlecht[2]), seit 1528 maître des grammairiens in eben dem Collège de Navarre zu Paris[3]), dem Servet einige Jahre später angehört, lieutenant criminel du roi und Inquisitor, hatte es nicht, wie viele andere Inquisitoren, nur mit Büchern und Bücherverbrennen zu thun; sondern er liess 1534, nach dem Plakardisten-Putsch, 18 Protestanten grausam hinrichten[4]), den Gebildeten darunter aber vorher, damit sie nicht zum Volke reden sollten, die Zunge abschneiden[5]). Vor diesen Mann brachte Cham-

1) p. 63. Autoris protestatio atque conclusio: Illud in calce operis addimus, Symphorianum Campegium in his commentariis ac in hoc Periarcho (sic!) nihil omnino approbare, nisi quod a Romana tantum ecclesia ac catholica decretum atque assertum fuerit, ne quis majore audacia quam judicio ad maledicendum atque obtrectandum rapiatur. Quapropter omnia dicta mea ortodoxae fidei subjicio. Finis.

2) Jacques Morin, sieur de Loudon, Conseiller du Roi en son parlement de Paris hat sein Geschlecht seit 1180 beschrieben: De la Croix du Maine.

3) Waddington: Vie de Ramus. p. 23.

4) 160 waren verhaftet worden. S. Soldan: Gesch. des Protestantismus in Frankreich. 1855. Lpz. I. 144 fgd.

5) C. Schmidt: Zur Reformationsgeschichte Frankreichs in Niedner's Zeitschrift f. hist. Theologie. 1850. H. I. S. 57.

pier seines Tübinger Gegners Werk. Derselbe Mann, der den Rector der Universität Paris Nicolaus Cop wegen Protestantismus zu verhaften im Begriff stand, wäre dieser ihm nicht nach Basel entflohen, und der zu Paris in Calvin's Zimmer drang, als letzterer ihm in den Kleidern eines Weingärtners entkam (1533)[1]), der aber wenige Jahre später den vom Dekan der medicinischen Facultät zu Paris vor die Inquisition gestellten Michael Villanovanus, in dem Niemand den Michael Servet vermuthete, freisprach und als bon chrétien erklärte, der liess das Buch des Fuchsius, welches der Villanovaner wissenschaftlich zu widerlegen versucht hatte, auf Befehl der Inquisition durch Henkershand öffentlich verbrennen[2]). Hätte seine Hand bis Tübingen gereicht, der deutsche Verfasser wäre schwerlich den Flammen fern geblieben. Nun aber zieht er sich für seine billige Heldenthat nur den Spott des Anatomen der Reformation zu. Porro quod, *Μωρὸς ματαιόλογος* haereticus, so schreibt Fuchs 1540, ah! dicere volui, Morinus theologus, haereticorum censor Paradoxorum librum Vulcano consecraverit, nihil moror, sintemal ich solche sorbonnische Larven, jene ganz beschränkten Sophisten, die auch in Frankreich vielen und gelehrten Männern frech entgegen stürmen, nicht im geringsten fürchte und halte ihre Blitzstrahlen für durchaus ungefährlich, wie zu Tage liegt: für nichts als erbärmlich kalte Schläge[3]).“ Bei Sleidan erntet aber Joannes Morinus den Ruf eines Musterspions, Meisterfolterers und eines Henkers, der sich fast alles Sinnes für Humanität zu entschlagen verstanden hat[4]).

Der Flammensieg gegen Fuchs nützte selbst Champier nichts. Des Tübingers Werke wurden, wie wir sahen, zu Lyon, gesäubert von den protestantischen Ausfällen gegen die Mönche, unter Champier's Augen nachgedruckt und verkauft[5]).

Nur auf die kleine Schrift des Michael Villanovanus hat der theologisirende Tübinger Anatom, Melanchthon's Freund, nie zu antworten gewagt ....

1) P. Henry: Leben Calvin's I. S. 56.

2) Daher steht Leonh. Fuchs auch wieder 1549 auf des Giovan della Casa Catalogo de' libri condannati (ed. Pet. Paul Vergerii).

3) Difficilior. aliq. quaestion. L. IV. p. 96.

4) Commentarii de statu religionis, p. 246 (Argentor. 1621).

5) Ueber einen Nachdruck seiner bei Jo. Oporin in Basel erschienenen de compositione medicamentorum durch einen Lugdunensis Typographus klagt er selbst vor seiner 2. Ausgabe jenes Werkes (Opp. T. I. Frankf. a. M. 1566).

Ich bin so glücklich gewesen, diese Brevissima Apologia, nach der alle Servet-Forscher vergeblich gesucht haben, im Winter 1858/59 zu Paris wiederzuentdecken in ihrem ersten Theil. Ich wartete ein Vierteljahrhundert, ob nicht ein Anderer so glücklich wäre, das Ganze zu finden. Nach dem Ruhm eines Entdeckers geize ich nicht. Mir liegt nur an der Wahrheit. Da aber alles schwieg, halte ich es für meine Pflicht, hinzuweisen auf des Sebastian Montuus' Dialexeon medicinalium libri duo (Lyon bei Mich. Parmantier, 1537, in 4°), dessen Widmung an den Cardinal Tournon Nonis Aprilis 1537 ex Rivoria unterzeichnet ist.

Dies ist die Fundgrube für Servet's Schrift. Der Leibarzt des Cardinals von Tournon hat sie uns bewahrt. Sebastian Montuus, 1537 schon achtzigjährig, zeigt sich als rüstiger Streiter. Hören wir ihn selbst.

Ehemals, so sagt er, habe er leichten Armes und höflich, gewissermassen im Vorübergehen, den Tübinger Plagiarius behandeln wollen und deshalb einige Zettel mit Anmerkungen an den in aller Art Wissenschaft hervorragenden Symphorien Champier geschickt, da jenes Aerztelein sich unterfangen hätte, auch diesen unter andern Fahnenträgern der Medicin anzugreifen. Auf seine wider seinen Willen durch Campegius veröffentlichten Annotatiunculae habe Fuchs geantwortet und auch Puteanus in seiner defensio Mesue ihm allerlei vorgeworfen. So halte er sich schuldig, dem Affen des Manardus entgegenzutreten, um so mehr als dieser sich an Hofärzten vergreife (in aulicos debachatur medicos). Und doch ständen Hofärzte so hoch über den gewöhnlichen Aerzten, wie Fürsten und Könige an Adel den Idioten und gemeinen Leuten voranstehen (quantum idiotas sive plebejos nobilitate antecellunt principes regesque. p. 4). Allerdings springt es ja jedem in die Augen, wie auch Symphorien Champier sich auf dem Titel fast jeder seiner zahlreichen Schriften eques auratus ac Lotharingorum archiater (bisweilen auch noch Favergiae dominus) nennt. Man könnte übrigens jenen Viermännerstreit den Streit der Hofärzte nennen: denn war damals Montuus Hofarzt des Cardinals von Tournon, Champier Hofarzt des Herzogs Anton von Lothringen, so war noch kurz zuvor (bis Sommer 1535) Fuchs Hofarzt des Ansbacher Markgrafen Georg, Hohenzollern'schen Burggrafen von Nürnberg; und Michael Villa-

novanus wurde bald Hofarzt des Primas von Frankreich, Erzbischofs Pierre Palmier von Vienne. Vielleicht war gerade durch die Einmischung dynastischer Interessen der eigentlich rein wissenschaftliche Streit [1]) persönlich so zugespitzt und vergiftet worden.

Denn auch Fuchs schrieb schon in den Paradoxen, er wolle lieber zugeben, wie Montuus ihm fälschlich vorwerfe, die Araber geschmäht zu haben (conviciari), als mit Montuus schändlich ihren Irrthümern beipflichten oder gar hartnäckig der Wahrheit widerstreben (obstinate veritati obluctari). In Betreff der Wirkung der Aloë ziehe Montuus mit merkwürdiger Unverschämtheit des Mesue Ansicht zu der des Avicenna hinüber, während sie sich doch diametral entgegenstehen. Und mit gleicher Unverschämtheit führe er den Moses Aegyptius für seine Ansicht an (p. 4). Auch wenn er den Serapion als seinen Beschützer ansieht, irrt allewege der gute Alte (bonus ille senex). Ja er scheint fast von Sinnen zu sein (delirare videtur), wenn er seinen Avicenna für eine Gottheit hält: während er doch dem Galen offenbar Unrecht thut. Seine Anmerkungen bringen dem Leser wenig Früchte oder doch nur sehr kalte (frigidissimae p. 30). Darum sollen sich die Studenten ja nicht von den Faseleien (ineptiis) des Montuus verführen lassen.

Doch hier, heisst es bei Fuchs (Opp. I, 19 p. 56), belfert Montuus (obgannit) und kämpft auf seine Weise sehr kindisch (pueriliter admodum) gegen mich an, indem er behauptet, dass ein Argument von der Autorität negativ gezogen hinfällig sei (invalidum), um hier und da doch ein schönes Beispiel zu geben von seiner Ignoranz in der Dialektik. Denn wer sollte nicht wissen [2]), dass ein Argument von der Autorität negativ gezogen bisweilen Kraft besitze (valere interdum)? So wenn wir über heilige Dinge streiten, wo alles von der Autorität der Schrift abhängt. Wenn z. B. uns heute obliegt, mit den gottlosen Sophisten (cum impiis Sophistis) [3]) zu streiten über die Rechtfertigung, werden wir [4]) bald zur Autorität der heiligen Schrift flüchten

1) Quis enim nescit, ruft Fuchs, eruditorum judicia esse debere libera (Praef. in Paradox.).

2) Quis enim est qui nesciat etc.

3) Bei Aushebung der Stelle aus Fuchs druckt Montuus hier sophisticis.

4) nobis lässt Montuus aus.

müssen und hurtig verkündigen, sola nos fide justificari. Darauf führt Fuchsius Bibelstellen an[1]) und fährt dann fort: Da die Schrift die Rechtfertigung durch den Glauben genehm heisst, so wird billigerweise das Argument von der Autorität negativ gezogen Geltung haben, wenn jemand folgendermassen schliessen wollte: „Die heilige Schrift schreibt die Rechtfertigung den Werken nicht zu: folglich rechtfertigen die Werke nicht“. Auf dieselbe Weise wird auch in einigen andern Disciplinen ein Argument von der Autorität negativ gezogen nicht immer hinfällig sein[2]).

Diese Stelle nun, von Quis est qui nesciat an, hebt Sebastian Montuus in seinen Dialexeon medicinalium (Lugd. 1537 kl. 4°) B. l. p. 49 ganz aus, indem er sie also einführt: „An dieser Stelle sagt der bescheidene Lästerer (modestus conviciator), dass ich belfere und, um in der Dialektik unsere (nostram) Ignoranz darzuthun, schliesst er sehr fein also: Nun folgt die Stelle. Dann fährt er fort: Man kann daraus schliessen, dass Fuchs ein sehr grosser Theologe[3]) ist (*θεολογώτατον*) und aus den theologischen Papieren seine Dialektik gelernt hat, nicht auch aus Aristoteles und Boëtius. Nach diesen Leistungen braucht er sich also nicht mehr zu fürchten, in der Dialektik zu wenig bewandert zu erscheinen. Nur bisweilen hat er Unglück, wo er das Heilige mit dem Profanen vermischt und es ohne rechte Kenntniss behandelt und so in die Schuld ketzerischer Verkehrtheit geräth[4]), damit sich bewahrheite, was Jener sagt: In vitiúm ducít culpáe fuga, sí caret árte. Mit Recht könnte er daher nach dem Sprüchwort singen: *κάπνον γε φεύγων εἰς τὸ πῦρ περιέπεσον*[5]), d. h. während ich den Rauch vermeide, bin ich in die Flamme selber gefallen. Denn durch die Flamme liess die gesammten Paradoxorum errores öffentlich sühnen von Henkers Hand Morin

1) Wo Montuus wieder aut nostras virtutes auslässt.

2) Pari ratione et in aliis quibusdam disciplinis argumentum ab autoritate negative ductum non semper irritum existit.

3) Butzer schreibt richtiger an Ambrosius Blaurer 30. April 1534; Fuchsio prospectum est: Quamquam vere freno indigeat, est natura *πολυπραγμῶν*. Tubingae recte facis, quod tueris veritatem.

4) Sed interim infoelix, dum sacra prophanis miscet eademque indoctius tractat, in haereseos pravitatis crimen incurrit.

5) Aus des Erasmus' Adagia. Montuus druckt *περιεπέσμον*, was sinnlos ist.

der Theologe, Doctor Parisiensis, publicus haereticorum censor, wie neulich (nuper)[1] mir aus Lyon schrieb (ex Lugduno scripsit) jener Dreisprachenkenner und beste Rathgeber (consultissimus) in der gesammten Philosophie und Theologie Santes Pagninus, unser Freund (amicus noster). Und zugleich (simulque) schickte Er[2] mir eine ganz kurze, dem altadeligen Herrn Charles de l'Etang gewidmete Apologie (brevissimam Apologiam nobilissimo Domino Carolo a Stagno nuncupatam), in welcher Michael Villanovanus, ingenii plurimum valens acrimoniâ et bonis artibus instructus[3], die vorliegende Schlussfolge Fuchsens der Gottlosigkeit zeiht (impietatis arguit) und logisch auspocht (explosit) auf folgende Weise:

Wir geben nun, weil Michael Servet's Buch selbst verloren gegangen ist, den hier bei Sebastian Montuus ausgehobenen Abschnitt im lateinischen Urtext:

Si hoc disputandi genus, quod calumniis est potius quam eruditione refertum, viri cujusque gravis judicio damnandum censes, nobiliss. Carole, mittendum scio, dices, esse Fuchsium, ut sua feritate[4] ac petulantia agrestes Scythas et feros Trachas expugnet[5]. Caeterum cum Thessalus iste non modo peritos fere omnes medicos conviciis insectetur, sed et ecclesiam catholicam impie proscindat, non potui mihi temperare[6], *καίπερ ἐν ἀλλοτρίῳ χορῷ πόδα τιθεὶς*[7], quin et pro ecclesia[6], ut pro matre filius, et pro Symphoriano Campegio, cui ut discipulus multa debeo, aliquid scriberem[8]: nam ei succenset Fuchsius, quia Sebastiani Montui studium commendat. Sed quodnam, obsecro, crimen est, si eruendae veritatis gratia, ejus[9] conatum laudem, qui a me ipso dissideat? Ea certe est Campegii modestia. Sed Fuchsius, austerus

1) Seine Vorrede datirt vom 5. April 1537.

2) Durch Santes Pagnini knüpft die Servetanische Reformation direkt an Savonarola.

3) 1536 noch nicht Mediciner, sondern Philosoph (facultas artium). Medicin studirt er erst in Paris. Aber unter Champier in Lyon fasst der mathematicus et geographus den Entschluss, sich der Medicin zu widmen.

4) Anspielung auf den Namen.

5) Hier bei Montuus ein Komma.

6) Michael Servet als Vertheidiger der katholischen Kirche.

7) Auf das mathematisch-geographische Gebiet; sein Ptolemaeus ist 1535 erschienen.

8) Der Mutter nützen, den Vater schützen; das war also der Doppelzweck der brevissima Apologia.

9) Desjenigen. Diese Argumentation erinnert an die des Michael Aibar.

homo, id aegre fert. Tales haec aetas producit novos evangelistas, ut nihil minus sapiant, quam Christianam mansuetudinem [1]). Sed de ecclesia loquentem Fuchsium audiamus, qui in Epistola prooemiali Paradoxorum suorum sic ait: „Hoc quoque nomine ne Papistis quidem, hominibus ventri tantummodo deditis, concionandi locum esse permittis [2]), quod unum hoc coneris, ut apud tuos passim Christus pure annuntietur.“ Haec ille. Alia etiam in ipso operis progressu interserit, non minus erronea quam scelerata, et Paulum apostolum impertinenter citat, ut possit Montuum calumniari. Sed non est, quod pro Montuo defensionem sumam, quum ipse propediem [3]), quae in Fuchsium scribit, sit in lucem daturus, quibus impudens hominis jactantia facile detegetur. Sic enim sibi triumphum adscribit et vicisse contendit, ut, instar temerarii equitis, dum magno impetu adscensum in equum molitur, in alteram partem praeceps ruat. Nec id sibi sat esse putat, nisi et haereticum se esse prodat, et alios in haeresin abducere conetur [4]). Unde operae pretium me facturum putavi, si, antequam duos Campejii locos a Fuchsio male notatos [5]) attingam, de fide et operibus aliquid disseram, ne imbecillus aliquis Fuchsii errore seducatur.

Reliquum est, humanissime Carole, ut hoc quidquid est nostrae supellectilis obviis manibus et hilari fronte suscipias, et a Fuchsii venenatis dentibus [6]) ecclesiam nostram [7]), et clientes tuos Montuum et Campegium [8]) strenue defendas. Vale Mecoenas optime [9]).

---

1) Eine treffliche Charakterschilderung des Fuchsius aus dem Munde des von Calvin verbrannten Spaniers. Servet hat mehrfach seinen gewaltsamen Tod vorausgesagt.

2) Der Herzog Ulrich von Würtemberg.

3) Servet wusste davon, musste also direct oder indirect auch mit Seb. Montuus bekannt sein.

4) Seltsame Rede im Munde des Verf. der Libri VII de Trinitatis erroribus, der aus allen Kirchen ausgestossen war und nun in Lyon unter dem Namen Michael Villanovanus lebte.

5) Die beiden Stellen, von denen also Servet's Apologia handelt, sind allem Anschein nach die Stelle über scammonium Graecorum und scammonium Arabum und die Stelle über morbus Gallicus.

6) Anspielung auf den Namen.

7) Der Spanier gestand nie zu, aus der katholischen Kirche ausgetreten zu sein.

8) Also auch Seb. Montuus erfreute sich der besonderen Gunst des Charles de l'Etang.

9) Diese gerade, offene, allem Schmeicheln abholde Weise entspricht ganz dem Charakter Servet's.

1) Orbem fere totum Christianum concutit quaestio, meo judicio facilis [2]), de fide et operibus, qualiter ad vitam aeternam utraque conducant. Nam Lutherani operibus nec quicquam tribuere volunt; quorum argumenta refellere et errorem detegere non erit arduum: quia justificationis vim non satis intelligunt. Demus eis quod credenti alicui in Christum dicat ipse Salvator: Fides tua te salvum fecit, vade in pace. Iste certe sola fide justificatus est sine operibus, sicut Abraham Roma. quarto. Nam aditus ad evangelium Christi vel ad Christianismum ipsum nulla opera ad justitiam requisita praesupponit. Sed est ad Christum accessus per ostium fidei [3]), et non per circumcisionem, et justificari aliud nihil est quam ex impio fieri acceptum Deo, et Christi militiae adscribi, quod per fidem et non per Legis aliqua opera fieri docet strenue Paulus contra Judaeos.

[4]) An propterea opera quae hanc fidem in Christiano justificato consequentur erunt inutilia? Absit. Quid est quod Christus mercedem pro jejunio promittit? Patrem etiam asserit redditurum mercedem in propatulo [5]) pro eleemosyna quae fit in occulto, Matthaei sexto [6]), et pro diligendo inimicos praemium habebimus majus quam pro diligendo amicos, Matthaei quinto [7]) et Lucae sexto [8]). Plus etiam diligenti plus condonabitur, Lucae septimo [9]). Et vocanti pauperes ad mensam retribuetur pro eo opere merces in resurrectione justorum, Lucae decimoquarto [10]). Quin et pro dando potum aquae frigidae certam mercedem Christus ipse pollicitus est, Matthaei decimo [11]).

[12]) Putant Lutherani omnibus justificatis fore aequalem gloriam et reprobis aequales poenas, quia ob nulla facinora homines damnari adstruunt, sed ob solum fidei defectum [13]): quo fit ut Judas ob majus peccatum non gravius puniatur quam quivis alius infidelis.

---

1) p. 52. Montuus: Hiermit ist die Widmung geschlossen und es beginnt die Vorrede, oder, wenn man will, der erste Theil der Apologia.

2) Die Art ist wieder echt servetanisch.

3) Schon 1532 im Tractatus de justicia sprach Servet das grosse Wort aus: Ostium fides, finis regnum Dei, tota via charitas.

4) Folgt gewissermassen These II.

5) Eigentlich: auf dem Vorplatze des Hauses, dann öffentlich.

6) v. 4. 7) v. 12. 19. 43—48. 8) v. 32—35. 9) v. 47.

10) v. 13. 14. 11) v. 42. 12) Folgt „These“ III.

13) p. 53 Montuus. Diese Behauptung ist paradox, in dem Sinne aber biblisch wahr, dass durch Busse und Glauben jede Sünde vergeben werden kann.

Ecce qualiter *ἑνὸς ἀτόπου δοθέντος, τὰ ἄλλὰ συμβαίνει.* Sed quid haec commemoro, quum sacris literis expresse constet, futurum, ut unus in regno coelorum alterum praecedat? Et quibusdam tolerabilius erit in die judicii quam aliis, et quidam erunt filii gehennae duplo plus quam alii, et duplo gravius accipient judicium et damnationem majorem ob mala opera, Matthaei vigesimotertio [1]), Marci duodecimo [2]). Alii quoque multis plagis vapulabunt [3]), alii paucis, juxta delicti modum, Lucae duodecimo [4]). Et sicut stella a stella differt in gloria, sic et resurrectio mortuorum, primae Corinthiorum decimoquinto [5]); nec id solum ob fidem, sed quia opera illorum sequuntur illos, et quia judicabitur de singulis secundum opera ipsorum, Apocalypsis decimoquarto [6]) et vigesimo [7]). Item Apocalypsis decimo octavo [8]), duplicate duplicia secundam opera ejus, et quantum glorificavit se in deliciis, tantum date illi tormentum. Haeccine est justitia quae venit ab Aquilone [9]), ut Judae gravius delinquenti non major poena infligatur? [10]) Nonne de omni verbo otioso reddenda est ratio in die judicii, Matthaei duodecimo [11])? Quorsum ergo attinet tam altum de dictis et factis scrutinium usque ad ultimum quadrantem, si opera nihil ad gloriae vel poenae faciant augmentum? Supremus quidem ille Judex in ultimo judicio juxta cujusque opera vel facta ei poenas vel praemia rependet: sic enim ait Matthaei decimosexto [12]): Filius hominis venturus est in gloria patris sui cum angelis suis, et tunc reddet unicuique juxta facta ipsius. Super recitatione factorum eam sententiam feret, dicens: Esurivi et dedistis, vel non dedistis mihi manducare etc. Matthaei [13]) vigesimo quinto [14]).

Nec ad rem facit quod fidem suam dicant Lutherani „nunquam esse otiosam“: nam hoc ut falsum est, si *ἐκ τοῦ καρποῦ τὸ δένδρον* quis dijudicat [15]), ita non tollit mercedis rationem nec futuram in die judicii pro bonis operibus retributionem, quam

1) v. 14. 15. 2) v. 40. 3) Werden geschlagen werden.
4) v. 47. 48. 5) v. 41. 42. 6) v. 13. 7) v. 12. 8) v. 6. u. 7.
9) Der Spanier denkt in Lyon und Paris an Wittenberg.
10) „These“ IV. 11) v. 36. 12) v. 27. 13) p. 54. Montuus.
14) v. 35 fgd.
15) Was ist, so meint Servet, unter den Lutheranern aus dem Fasten, Almosengeben, Kirchenbauen, Hospitälerstiften, Predigtbesuchen, Beichten u. s. w. geworden? Luther selber klagt in seinen Predigten später über die sichtliche Abnahme sittlich-heiliger Werke bei den Seinen.

Lutherani, si sanum haberent judicium, facile admitterent[1]): cum et Christianus fide justificatus, per opera justificatur adhuc, teste Jacobo. Et per opera augeri incrementum frugum justitiae nostrae testatur Paulus, secundae Corinth. nono[2]): et per opera consequentia firmior efficitur electio, vocatio et justificatio nostra, secundae Petri primo[3]).

[4]) Si philosophus quidem esset Fuchsius (nam theologum constat non esse) posset saltem hanc haeresin[5]) improbare eo modo, quo Aristoteles probat, in operatione secundum virtutem consistere foelicitatem, et in habitu virtutis non posse consistere, si virtutem habens longo tempore dormiat aut ab opere vacet: quod et in Lutheranam fidem habente accidere posse satis apparet, quantumvis ex habitu producantur actus et ex fide opera: oportet enim novum ad operandum adhibere conatum ultra omnem habitus et fidei impulsum. Nam causa principaliter activa est forma substantialis, seu ipsa hominis voluntas, et fides et habitus sunt instrumenta. Aliquem itaque operationum ipsarum ad foelicitatem haberi respectum decet, quem scriptura tanti facit, quum etiam si[6]) opera ipsa non consequantur, emoriatur fides, Jacobo teste, sicut deficientibus actibus refrigescit habitus, secundum philosophos ....

Nur jene Widmung an ihren gemeinsamen Mäcen, Charles de l'Etang und diesen ersten, den theologischen Theil der Brevissima Apologia Symphoriani Campegii in Leonhardum Fuchsium citirt Sebastian Montuus. Dass ihm aber mehr als dies vorgelegen hat, beweist Montuus durch folgende Stelle[7]): „Dass ich irgend etwas Zusammengeflicktes (consarcinatum) hätte vorbringen wollen, um doch nicht ganz zu schweigen, mit welcher Stirn wagt das Fuchsius zu behaupten? Da er doch selber nichts als Lumpendecken (centones) zusammenzuflicken gewohnt ist.

1) Bekanntlich ist das Lutherthum von der Nutzlosigkeit der guten Werke für das Himmelreich, wie sie Luther, und der Schädlichkeit der guten Werke, wie sie Nic. von Amsdorf behauptete, durch Melanchthon auf die Seite Servet's später übergeführt worden. S. meinen Melanchton und Servet. Berlin 1876. S. 168 fgd.

2) v. 6—15. 3) v. 5—11. 4) „These" 6.

5) Dies ist malitiös. Fuchs hält Luther's Lehre für die biblische Wahrheit und das erscheint ihm so ausgemacht, dass er von dieser „zugestandenen" Wahrheit aus sein argumentum ab auctoritate negativum denken zu können meint.

6) Schon allein dadurch, dass.

7) Dialex. medic. L. II. dial. 6, p. 127.

Und auch so war er noch nicht im Stande, ein richtiges Werk zusammenzubringen, ohne sein Papier dadurch auszufüllen, dass er die griechischen Worte des Hippokrates und Galen noch einmal immer lateinisch wiederholte (denn alles was er anführt, ist schon von Andern treulich übersetzt worden), ut sua Paradoxa in magnum, ut Villanovanus notavit, volumen excrescant."

Der Tübinger Professor scheint des Villanovaners Einwürfe nur aus Montuus zu kennen. Auch ist es ihm bequemer, beide möglichst zu identificiren.

In den L. IV difficilium aliquot quaestionum[1]) sagt Fuchs: Dass ich dem Griechischen immer das Lateinische hinzugefügt habe, geschah nicht, ut immensum Paradoxorum opus excresceret, quemadmodum maliciose Montuus interpretatur, sondern um billigerweise Allen gerecht zu werden, sowohl denen, die am Griechischen mehr Freude empfänden als am Latein, wie auch denen, welchen jene Sprache vollständig unbekannt wäre. Denn welchen Nutzen sonst aus der Lesung der Paradoxen diejenigen gewinnen sollten, die zum Griechischen nicht gelangt wären, sehe ich nicht ab. Da aber andererseits aus dem Griechischen besser wie aus dem Latein der Sinn Galen's erkannt werden kann, so wollte ich hinwiederum das Griechische nicht fortlassen, um meinen Behauptungen grösseren Glauben zu sichern. Ob aber wirklich alles so glücklich von den Auslegern übersetzt worden ist, das wissen die, welche im Stande sind, das Griechische mit dem Latein zu vergleichen. Deshalb kümmere ich mich recht wenig darum, ob dieser mein Plan dem Montuus und Villanovanus passt, sobald nur das feststeht, dass ich auf jene Art mich Allen nützlich erweisen wollte[2]).

An jener obengedachten Stelle aber, wo Fuchs sich über den Inquisitor Morinus erlustigt, fährt er folgendermassen fort: „Auch zweifle ich nicht, dass Galliens allerchristlichster König, dessen Macht jene missbrauchen, kraft seiner unermesslichen Humanität gegen die Gelehrten und seltenen Liebe für die

---

1) Dialexeos sextae confutatio in der Responsio ad libri secundi Dialexeis Seb. Montui p. 135.

2) Quare non magnopere laboro, ut hoc nostrum consilium placeat Montuo et Villanovano, modo hoc constet, me hac ratione omnibus prodesse voluisse.

Wissenschaften, jene Tagediebe (nebulones) einstmals auf das allerstrengste bestrafen wird, da es durch ihre höchst verpestete Rathschläge geschieht, dass mehrere sowohl durch Unbescholtenheit des Lebens als durch Gelehrsamkeit hervorragende Männer ohne alle Schuld auf die elendeste Weise hingemordet worden sind [1])."

Nach diesem klug berechneten Appel, von dem Lieutenant criminel du Roi an den König Franz I., den Bruder der freisinnigen Margarethe von Navarra [2]), der lange Zeit mit dem sächsischen Kurfürsten unterhandelte wegen Ueberlassung von Melanchthon, und dem Calvin seine Institutiones christianae widmete, kommt Fuchs wieder auf die theologische Streitfrage zurück: „Endlich, sagt er, scheut sich Montuus nicht, eine Frage, welche, will's Gott [3]), fast die ganze Welt erschüttert (quaestionem, quae fere totum orbem concutit, si diis placet), nach so vielen und so grossen Theologen zu lösen (post tot tantosque viros theologos dissolvere). Durch solches Unterfangen macht er sich nicht nur bei den Deutschen, sondern auch bei seinen Franzosen höchst lächerlich (se pulchre exponit), indem er auf das Unverschämteste dahinplappert, als ob die Lutheraner nicht das geringste auf gute Werke geben (Lutheranos operibus nec quicquam tribuere, impudentissime blaterans). Wie ungerecht er sie in dieser Beziehung anklagt, bezeugen deutlich ihre Bücher [4]). Deshalb lasse ich jene Possen des Montuus bei Seite, da sie mit unserem Fach nichts zu thun haben (omissis iis Montui nugis, utpote a professione nostra alienis) und eile zu der übrigen dialektischen Ausstellungen Auflösung" (festinemus) [5]).

Fuchs war es, der sich, ohne irgend eine Veranlassung, auf das theologische Gebiet begeben hatte. Da tritt ihm Michael Villanovanus kühl und fest entgegen. Sofort eilt er von dannen, den Rückzug deckend mit der Erklärung, das sei nicht sein Fach. Er fühlte wohl, dass ihm hier ein Stärkerer gegenüber

1) L. IV diffic. aliq. quaestionum: Responsio ad libri primi Dialexeis Seb. Montui p. 96.

2) S. meine Vorträge zur Gesch. d. Toleranz. Frankfurt a. d. Od. 1866 II.

3) Er acceptirt utiliter Servet's Betonung dieser Frage.

4) Fuchs scheint die einschlägigen Schriften Luther's und seiner strengeren Schüler nicht zu kennen.

5) Dialexeos quintae confutatio.

[illegible] [illegible] [illegible] [

XXI.

Die Aerzte als Culturhistoriker.

Von Heinrich Rohlfs.

Es würde ein interessantes, historisches Thema sein, nachzuweisen, welch' einen Antheil die Aerzte, durch ihren Beruf selbst, an der Cultur der Menschheit genommen, wie sie seit Hippokrates' Zeiten die hervorragendsten Träger und Beförderer der wahren Humanität waren, wie sie stets das Beispiel einer edlen Selbstaufopferung gaben und mehr, als irgend ein anderer Stand, zum Niederwerfen des Aberglaubens und zur allgemeinen Verbreitung einer rationellen Aufklärung, beitrugen.

Nicht minder wichtig ist es aber, darzulegen, dass bereits seit den ältesten Zeiten die Heilkünstler als Schriftsteller die wichtigsten Beiträge zur Culturgeschichte lieferten. Bei der grossen Beliebtheit, welcher letztere sich mit Recht heut zu Tage erfreut, bei dem allgemeinen Bestreben, alle Wissenschaften und Künste culturhistorisch zu bearbeiten und aufzufassen, scheint es mir daher angemessen, die Literarhistoriker auf das grosse Material culturhistorischen Stoffes aufmerksam zu machen, welches, meistens bis jetzt unbenutzt, in den Schriften der Aerzte, seit Alters aufgespeichert liegt. Natürlich kann es nicht meine Absicht sein, hier eine detaillirte Aufzählung davon zu geben und alle die Stellen zu bezeichnen, welche diese Quellen enthalten. Um dies zu thun, müsste man ein besonderes Buch schreiben. Die Tendenz meines Aufsatzes geht nur dahin, im Allgemeinen die Culturhistoriker von Fach auf diese, bis jetzt nicht bearbeiteten, Fundgruben hinzuweisen und anzuregen.

In Bezug hierauf hebe ich vorzüglich diejenigen ärztlichen Schriftsteller hervor, welche entweder medicinische Topographien

lieferten, Beiträge zur medicinischen Geographie, Klimatologie, Meteorologie veröffentlichten oder den medicinischen Volksglauben und Aberglauben vom localen Standpunkte aus bearbeiteten.

Namentlich in den Schriften letzterer Gattung findet sich ein ungemein schätzbares Material zusammengetragen. Die meisten von ihnen sind trotz dem Fleisse, den die Autoren auf ihre Abfassung verwandten, unbekannt. Die Verfasser waren grösstentheils Landärzte, standen als solche ganz ausserhalb der literarischen Zunft und entbehrten deshalb des mächtigen Einflusses der Clique. Darum auch wurden sie selbstredend über die Achsel und als nicht voll angesehen und hatten so das Schicksal, wie es ja oft gerade das Loos des Besten und Schönsten ist, von der Presse entweder ganz todtgeschwiegen zu werden oder nicht die Aufmerksamkeit zu empfangen, welche sie verdienten.

Doch betrachten wir zuerst die medicinischen Topographen.

Wenn in neuerer Zeit die Behauptung aufgestellt wurde, die medicinische Topographie sei eine Wissenschaft, deren Entstehung der Neuzeit angehöre und speciell die medicinische Geographie, fälschlich von den Franzosen und einigen deutschen Nachahmern: geographische Pathologie genannt, verdanke dem Lingener Professor Finke ihren Ursprung, so lässt sich diese Ansicht nicht begründen, wenn man das Buch der Geschichte aufschlägt.

Der medicinische Historiker, wie er in Hippokrates überhaupt den Urheber der wissenschaftlichen Medicin verehren wird, kann gleichfalls nicht umhin, ihm die Priorität zuzuerkennen, die medicinische Topographie und Geographie zuerst wissenschaftlich bearbeitet zu haben.

Sein Buch: „de aëre, aquis et locis“, ist nicht bloss zu allen Zeiten von sämmtlichen hervorragenden Kritikern für durchaus echt unter seinen Schriften erklärt worden, sondern zeichnet sich auch dadurch aus, dass es den unanfechtbarsten Beweis dafür darbringt, dass der Atavismus dem Hippokrates vollständig bekannt war.

Den Darwinianern scheint die hierauf bezügliche Stelle gänzlich entgangen zu sein, weil sie sonst gewiss nicht angestanden, daraus Capital zu schlagen. Culturhistorisch ist diese Schrift aber deshalb von so grosser Bedeutung, weil Hippokrates casuistisch zeigt, welch' einen Einfluss das Klima, die Nahrung, die ganze Lebensweise

auf die somatische wie psychische Beschaffenheit des Menschen hervorbringen. Wie er ferner es vêrstand, alle bestimmenden und massgebenden Factoren culturhistorisch zu würdigen, zeigt diese Abhandlung in genügender Weise.

Einige Stellen, die ich hier citire, mögen zum Belege meiner Behauptung dienen:

„Ich will nun von Europa und Asien zeigen, wie sehr beide im Ganzen voneinander verschieden sind, dann wie bedeutend die Einwohner in Beziehung auf ihre Gestalt voneinander abweichen, wie sie sich untereinander in nichts gleichen. Eine Abhandlung über alles hierher Gehörende würde zu lang werden, doch will ich von den wichtigsten und bedeutendsten Verschiedenheiten sprechen, wie es sich nach meiner Meinung damit verhält. Ich behaupte, dass Asien sehr verschieden von Europa ist, sowohl in Beziehung auf die natürliche Beschaffenheit der Erderzeugnisse, als auch auf die der Einwohner. Denn in Asien wird Alles viel schöner und grösser, das Klima ist milder als bei uns, und der Charakter der Einwohner sanfter und freundlicher. Der Grund hiervon liegt in der gleichen Temperatur der Jahreszeiten, weil nämlich dieses Land in der Mitte zwischen beiden Aufgängen der Sonne gegen Morgen und entfernt von einem kalten und heissen Himmel liegt. Es befördert am meisten unter allen Wachsthum und Cultur, da nichts durch sein Uebergewicht vorherrscht, sondern ein völliges Gleichgewicht vorhanden ist. Man bedient sich daselbst vorzüglich sowohl der Wasser, die vom Himmel fallen, als auch derer, die aus der Erde dringen. Sie wird weder von der Hitze ausgebrannt, noch durch Dürre und Wassermangel ausgetrocknet, noch leidet sie durch Kälte. Sie ist vielmehr durch Regen und Schnee feucht und durchwässert, und es lässt sich erwarten, dass es daselbst zu seiner Zeit eine Menge Sommerfrüchte geben müsse, welche theils aus Samen, theils von wildwachsenden Pflanzen kommen, deren Früchte die Einwohner geniessen, indem sie jene cultiviren und aus der Wildniss zu ihrer Bequemlichkeit verpflanzen. Das Zugvieh muss sich daselbst im Ueberfluss befinden, ganz besonders häufig fortpflanzen und aufs beste aufziehen lassen. Die Einwohner müssen wohlgenährt sein; sie zeichnen sich durch ihr schönes Aeussere und ihre ausgezeichnete Grösse aus und sind in Natur und in ihrem Aeussern nicht sehr verschieden voneinander.

Dieses Land muss auch der natürlichen Beschaffenheit der Jahreszeiten und der gemässigten Natur derselben sehr nahe kommen. Solchen Naturen aber kann weder Manneskraft, noch Muth angeboren sein, Mühseligkeiten und schwere Arbeiten können sie nicht ertragen, weder die Einheimischen noch die Fremdlinge. Sinneslust muss nothwendig bei ihnen vorherrschen, daher man auch bei den wilden Thieren so viele Abarten findet. Und so verhält es sich meiner Meinung nach mit den Lybiern und Aegyptiern.“

„Es verhält sich aber mit dem Erdreiche ebenso, wie mit den übrigen Menschen. Denn überall wo die Jahreszeiten sehr grossen und häufigen Veränderungen unterworfen sind, da ist das Land auch äusserst wild und ungleich und man wird sehr viele Wälder, Gebirge, Wiesen und Ebenen in demselben antreffen. Hingegen wo die Jahreszeiten und die Witterung wenig abwechseln, da ist das Land sich gleich. Ebenso verhält es sich auch mit den Einwohnern, wenn Jemand darauf Acht haben will. Denn einige Naturen gleichen, mit Bäumen bewachsenen, quellenreichen Bergen, andere mageren, an Wasser armen Gegenden, andere wiederum wiesenreichen, sumpfigen Gegenden und noch andere einer nackten und dürren Ebene. Denn die Jahreszeiten, welche die natürliche Gestalt modificiren, sind auch untereinander verschieden, und je bedeutender dieser Unterschied ist, desto verschiedenartiger sind die Gestalten, welche sie hervorbringen.“

„Nun will ich zwar von den Völkern, die nur wenig voneinander abweichen, nichts erwähnen, dagegen aber auseinandersetzen, wie es sich mit denen verhält, die in ihrer Natur und ihren Gebräuchen sehr voneinander verschieden sind und besonders zuerst von den Makrocephalen (Langköpfen) sprechen; denn es giebt gewiss kein Volk, welches solche Köpfe, wie diese hat. Anfangs scheint ein bei den Einwohnern eingeführter Gebrauch die Veranlassung zu den langen Köpfen gewesen zu sein; jetzt aber kommt auch die Natur dem Gebrauche zu Hülfe. Man hält nämlich diejenigen, welche die längsten Köpfe haben, für die edelbürtigsten. Mit dieser Sitte hat es folgende Bewandtniss. Sobald ein Kind geboren wird, geben sie dem noch weichen und zarten Kopfe mit den Händen die bestimmte Form und zwingen ihn, in die Länge zu wachsen, indem sie Binden anlegen und passende künstliche Maschinen anwenden, welche die kugelförmige Gestaltung des

Kopfes verhindern, die längliche aber befördern. Durch diese Sitte hat die Natur den ersten Impuls zu dieser Gestaltung bekommen. Mit der Zeit aber wurde diese so sehr zur Natur, dass es auch keines, von der Sitte gebotenen, Zwanges ferner bedurfte. Wenn nun Kahlköpfe von Kahlköpfen, Blauäugige von Blauäugigen, Krüppel von Krüppeln, Schielende von Schielenden gezeugt werden, wenn aber dieses Gesetz auf jede Leibesbildung anwendbar ist, warum sollen nicht auch Langköpfe Kinder mit Langköpfen zeugen? Denn zur Bildung der Samenflüssigkeit tragen alle Theile des Körpers bei; gesunder Samen kommt aus gesunden und kranker aus ungesunden Theilen."

Hippokrates zeigt dann ferner, wie die Verschiedenheit des Charakters der Europäer und Asiaten durch das Klima bedingt ist. Diese Stelle ist insofern von hoher Bedeutung, als sie beweist, dass, nach seiner Ansicht, Asien die Heimath des Despotismus, Europa dagegen die des Republikanismus sei.

„Um desswillen", sagt er, „glaube ich, dass die Einwohner Europa's mehr Muth haben als die Asiaten, denn das ewige Einerlei erzeugt Trägheit; Abwechselung aber bewirkt geistige und körperliche Thätigkeit. Feigheit gedeiht bei Ruhe und Sorglosigkeit, Anstrengung und schwere Arbeit aber befördern die Manneskraft. Aus diesem Grunde und auch in Folge ihrer Gesetzgebung sind die Einwohner Europa's kriegerischer, da sie nicht, wie die Asiaten, von Königen beherrscht werden. Denn da, wo die Einwohner unumschränkt beherrscht werden, da müssen sie nothwendig furchtsam und feig sein. Es ist auch von mir früher bereits erwähnt worden, dass die von Sklaverei niedergedrückten Gemüther weder freiwillig, noch mit Lust sich ohne Noth für die Macht eines Anderen in Gefahr begeben. Die Europäer aber, welche ihre eigenen Gesetze haben, stürzen sich in die Gefahren für sich und nicht für Andere und unterziehen sich guten Muthes und freiwillig jeder Beschwerde, da sie den Siegeslohn für ihre Heldenthaten selbst einernten. So wahr ist es, dass Gesetze sehr viel zur Tapferkeit beitragen."

Haben wir jetzt gesehen, dass also bereits Hippokrates im grauen Alterthume die medicinische Topographie und Geographie wissenschaftlich begründete und eine Fülle von culturhistorischem Materiale bietet, so können wir die Bemerkung nicht unterdrücken,

dass es sehr lange dauerte, bis die, von ihm ausgestreuete, Saat Früchte trug. Hatte die medicinische Reformation, die gleichzeitig mit der religiösen in Deutschland auftrat, die Wirkung, dass man zum Studium Hippokrates' zurückkehrte, so waren diese Bestrebungen doch mehr theoretischer und philologischer Natur. Den Geist des grossen Meisters nahmen nur wenige Aerzte in sich auf, und die medicinische Topographie und Geographie blieben vor wie nach ohne Pflege. Dem medicinischen Klassiker Lentin war es vorbehalten, durch sein Werk über Clausthal, das denselben Titel führt wie das von Hippokrates, für erstere und dem Lingener Professor Finke für letztere Disciplin eine neue Aera herbeizuführen. Beide Doctrinen wurden nun Modedoctrinen, und namentlich Deutschland hat vortreffliche Leistungen aufzuweisen. Diese Aspirationen wurden aber durch das Revolutionsjahr 1848 unterdrückt und Stagnation trat an die Stelle der bisherigen Thätigkeit. Trotzdem ist der culturhistorische Stoff, welcher in diesen Literaturgebieten aufgehäuft liegt, ein sehr grosser.

Was nun die Volksmedicin betrifft, so müssen wir sie als eine, nicht minder wichtige Quelle ansehen. Es braucht wohl nicht hervorgehoben zu werden, dass wir unter dieser nicht die, auch unter derselben Firma einherschreitende, Literatur verstehen, um deren Verbreitung Basse in Quedlinburg, seit Alters her sich verdient machte, deren Signatur durch Bücher wie der „persönliche Schutz", „keine Hämorrhoiden mehr" u. s. w. gekennzeichnet wird. Die Verfasser solcher und ähnlicher Schriften sind bekanntlich keine Aerzte.

Wir meinen vielmehr die autochthone Volksmedicin, wie sie sich ursprünglich aus jedem Volke heraus entwickelte. Die hierauf bezügliche Literatur ist eine zahlreiche, und wenn die Aerzte, welche sich dieses Zweiges annahmen, in der Wissenschaft meistens keinen Namen sich erworben haben, so machten sie sich doch um die Culturgeschichte desto mehr verdient. Denn die eigentliche Volksmedicin spiegelt ebenso den Charakter und die ganze geistige Anschauung eines Volkes und eines Volksstammes wieder, wie die alten Gesetze und die ursprüngliche Religion. Während wir nun die Rechtsanschauung und die Religion der alten Deutschen nur noch aus der Geschichte kennen, indem die Einführung des römischen Rechts und des Christenthums beide allmälig verdrängten, und bloss einige Ueberbleibsel davon sich noch formell erhalten

haben, wie z. B. die Osterfeier, oder in der Tradition fortleben, ist es mit der Volksmedicin anders bestellt; sie hat sich trotz der, ihr seit dem 16. Jahrhundert immer mehr, Concurrenz machenden, wissenschaftlichen Medicin nicht nur von den ältesten Zeiten bis jetzt behauptet, sondern zeigt sogar eine stetig fortschreitende Selbstentwickelung.

Dies manifestirt sich am deutlichsten, wenn man die, in den verschiedenen deutschen Ländern, eigenartig sich offenbarende, Volksmedicin mit der vergleicht, wie sie zur Römerzeit sich darstellte, und über die Tacitus, Plinius, Galen und Andere uns Kunde geben. Gewisse Behandlungsarten und Arzneimittel finden sich bei allen deutschen Stämmen gemeinsam, heute noch wie damals, als jene Schriftsteller darüber berichteten. Nach der Stammeseigenthümlichkeit, nach der Verschiedenheit des Klimas und des Himmelsstriches, nach dem grösseren oder geringeren Verhältnisse, wie die wissenschaftliche Medicin auf die Volksmedicin zurückwirkte, haben sich allmälig bei den einzelnen deutschen Stämmen verschiedene medicinische Theorien und Anschauungsweisen entwickelt.

Dabei ist nicht zu übersehen, dass die Volksmedicin nicht minder auf die wissenschaftliche Arzneikunde zurückwirkte, als umgekehrt letztere auf erstere. Vorurtheilsfreie Aerzte, die über den Parteien des Sectenthums standen, haben dies zu jeder Zeit gern anerkannt. Schon Conring, dies Licht der Welt, gleich gross als Rechtsgelehrter, Theologe, Staatsmann wie als Arzt, schrieb ein Werk über die Medicin der alten Deutschen, das auch heute noch seinen Werth hat. Hippokrates selbst sagt: „Lass es dich nicht gereuen, beim gemeinen Mann zu forschen, ob ein Ding zum Heilmittel geeignet ist.“ Aehnlich sagt Linné: „Discant itaque juvenes medici minime spernere, sed ea annotare accurate, quae apud vulgum audiant medicamenta decantari (die jungen Aerzte mögen es daher lernen, dasjenige keineswegs zu verachten, sondern sich sorgfältig zu bemerken, von dem sie hören, dass es beim gemeinen Mann als Heilmittel bekannt ist). Jenner verfiel, wie uns sein Biograph Baron berichtet, erst auf die Idee, die Kuhpocken gegen die Blattern anzuwenden, als ein junges Mädchen in seiner Gegenwart gesagt hatte: sie könne die Blattern nicht bekommen, weil sie die Kuhpocken habe. Heim und Peter Frank, zwei der grössten Aerzte des 19. Jahrhunderts, gestehen

offenherzig, dass sie gern mit Scharfrichtern, alten Weibern, Hufschmieden u. s. w. verkehrten, weil sie hierdurch Fühlung mit der Volksmedicin behielten.

Mögen daher pedantische Gelehrte mit vornehmem Nasenrümpfen auf die Volksmedicin herabblicken, der historisch gebildete Arzt denkt nicht so. Er weiss, dass die wissenschaftliche Medicin sich ursprünglich aus der Volksarzeneikunde entwickelte und dass die höchste Blüthe ersterer darin die grösste Aehnlichkeit mit letzterer hat, dass sie in Bezug auf die Therapie, das Heilen, Beide das Motto des grossen Boerhaave verwirklichen: „simplex veri sigillum“ (Das Einfache ist das Siegel der Wahrheit). Der Volksmedicin wird daher auch in wissenschaftlicher Beziehung stets eine gewisse Berechtigung eingeräumt werden müssen, da bewährte Heilmethoden sich in ihr vorfinden, welche die officielle Medicin gut thäte, in sich aufzunehmen. In neuester Zeit hat bekanntlich die, von dem Amsterdamer Arzte Metzger eingeführte, Massage in der Chirurgie ein ungeheures Aufsehen erregt, zumal der deutsche Gesandte in Paris, Fürst Hohenlohe, durch sie von einem langwierigen Uebel befreit wurde. Dieses Volksmittel ist aber seit uralten Zeiten im ganzen Orient allgemein bekannt und wird namentlich in China, Persien und Aegypten als Heilmittel gebraucht. Die Reisenden Chardin, Saar und Savary berichteten schon am Ausgange des vorigen Jahrhunderts ausführlich über diese Heilmethode.

Und bewirkte die Volksmedicin weiter nichts, als die Aerzte der Schule fortwährend daran zu erinnern, dass man am Krankenbette, um glücklich zu sein, nicht einfach genug sein könne, so erfüllte sie schon dadurch eine hohe Mission. Eine weit höhere Bedeutung erhält dieselbe aber dadurch, dass sie, wie oben schon hervorgehoben, das treueste Spiegelbild der geistigen Cultur eines Volkes oder Stammes ist.

Jeder Culturhistoriker sollte es sich daher zur Aufgabe machen, die hierhin einschlägige Literatur auf's Genaueste zu studiren. Vieles wird ihm dann klar werden, was ihm früher dunkel war. Erst nach der Bearbeitung der Volksmedicin der Hauptstämme Deutschlands wird eine Culturgeschichte des deutschen Volkes geschrieben werden können.

Unter der zahlreichen Literatur wollen wir hier nur einige

hervorragende Schriften anführen: „Der Oldenburger in Sprache und Sprichwort, Skizzen aus dem Leben von Dr. J. Goldschmidt, Oldenburg. Schulze'sche Buchhandlung 1847; Lammert, Volksmedicin und medicinischer Aberglaube in Bayern, Würzburg 1869; Volksmedicin und Aberglauben im Frankenwalde von Dr. Flügel, Bezirksarzt in Kirchenlamitz, Münden 1863; Volksthümliches aus Schwaben von Dr. Birlinger, Freiburg, Herder'sche Buchhandlung 1861; medicinischer Volksglauben und Volksaberglauben aus Schwaben, eine culturgeschichtliche Skizze von Dr. M. R. Buck, Ravensberg, Verlag der Dorn'schen Buchhandlung 1865; Bilder aus Westfahlen, von Hermann Hartmann, Osnabrück, Rackhorst'sche Buchhandlung 1871." Dr. Buck bezeichnet es als seine Aufgabe, dass er durch die Herausgabe seiner Schrift das Interesse der deutschen Culturgeschichte im weitesten Sinne im Auge und die lebhafteste Ueberzeugung habe, dass durch die Vergleichung einer Reihe ähnlicher Sammlungen aus den verschiedensten Gegenden des gemeinsamen Vaterlandes überaus merkwürdige Resultate zu Tage kommen würden.

Wir können es uns nicht versagen, einige derselben hier mitzutheilen. Ueber die Abstammung der Schwaben äussert er sich folgendermassen:

„Wenn schneeweisses Haar ein unzweifelhaftes Zeichen germanischer Abkunft ist, so kann man sich über die Herkunft der Schwaben in jeder Schulstube hinreichend Aufschluss verschaffen. Die lichteren Haare der jüngeren Classen verdunkeln sich gegen die älteren Classen zu, um vom Flachsfarbenen ins Nussbraune der jungen ledigen Leute überzugehen. Wie überall zu Lande trifft man hier auch Schwarze und Rothe. In Oberschwaben dürften die Schwarzen grösstentheils romanische Nachkömmlinge sein, da urkundlich starke Einwanderungen aus den Gebirgsthälern der Schweiz und Tyrols stattgefunden haben und im oberen Theile Oberschwabens heute noch ein nicht unerheblicher Zufluss romanischer Dienstleute, die da als Dienstboten ab- und zuwandeln, stattfindet. Was die eigentlichen rothen Haare anbetrifft, so ist ihre absolute germanische Wohnhaftigkeit sehr zweifelhaft, da man unter den verschiedensten Nationalitäten ganz impertinent blonde Haare antrifft. Möglich, dass ein Theil derselben Hinterlassenschaften deutscher Heerzüge sind. Stämme werden durch andere

Stämme durch den Mann fermentirt; das Weib kommt viel zu selten und in geringer Zahl unter anderartiges Volk, als dass es rassenverändernd auf einen fremden Stamm einwirken könnte. Aber das Weib ist nichtsdestoweniger die Urwurzel eines Volkes, welcher wesentlich die Erhaltung der Eigenartigkeit eines Stammes zu verdanken ist; denn zahlreiche Beobachtungen bestätigen, dass das Weib schon in der zweiten, häufiger in der vierten Generation, den fremden Sauerteig als nicht assimilirbar wieder ausscheidet und die alte ursprüngliche Stammeseigenthümlichkeit in ihren Kindern wieder herstellt. Ob die Farbennüancirungen vom Dunkeln zum Lichten und umgekehrt mit den Generationen in wellenförmiger Bewegung hin und herschwanken, will ich nicht fest behaupten, aber nach meinen Beobachtungen scheint in unserm, mehr oder weniger vermischtem Volksstamme jetzt gerade eine stetig fortschreitende Bewegung vom dunkeln Haare zum hellen stattzufinden. Indessen dürfen wir bei der allgemeinen Völkervermischung in Europa annehmen, dass der schwäbische Volksstamm einer der reinstgebliebenen ist und dass die Oberschwaben der Beschreibung der alten Allemanen am nächsten kommen.“

Diese Stelle möge als Probe dienen, wie Verf. seinen Gegenstand aufgefasst hat.

Unter der Rubrik „Leute“ handelt er ab: die Mundart, Körper und Geist, Feldbau, Thierzucht, Speise und Trank, Wohnungen, Sitten, Gebräuche, Fruchtbarkeit, Lebensalter. Er schildert dann die volksthümliche Bezeichnung der Körpertheile, ihre Verrichtungen, die Krankheiten, ihre Deutung.

So erfahren wir, dass der Schwabe keine Bezeichnung für den Geruchssinn hat. Riechen und Schmecken nennt er einfach: „schmecke“. Buck handelt sodann die Heiler und die Heilmittel ab, ergeht sich hierauf über die Sympathie und bespricht zuletzt die Volksapotheken.

Der Reiz, den das Buch durch die Mannigfaltigkeit des Stoffes erregt, wird dadurch erhöht, dass Verf. die besonderen Eigenthümlichkeiten stets im schwäbischen Dialecte wiedergiebt, so dass das ganze Volksleben wie ein sprechendes Bild Einem vorgeführt wird.

Der Leser dieser Zeilen, hoffe ich, wird jetzt die Ueberzeugung gewonnen haben, dass wir berechtigt waren, die Aerzte als Culturhistoriker zu bezeichnen.

XXII.

Kritiken.

Geschichte der Medicin.

1. Hjelt, Otto E. A., *Olof af Acrel, den svenska kirurgiens fader* (Olof von Acrel, der Vater der schwedischen Chirurgie). Helsingfors, J. C. Frenckell & son, 1884. Besprochen von P. Hedenius.

Die Geschichte der Entwickelung der Medicin in Schweden ist noch nicht geschrieben. Doch finden sich einige monographische Vorarbeiten zu einer solchen und unter diesen erinnern wir speciell an etliche, in der letzten Zeit herausgegebene Biographien über einige, unter den schwedischen Aerzten hervorragende Männer. An die Spitze dieser wissenschaftlichen Biographien setzen wir, sowohl in Betreff der wissenschaftlichen Bedeutung des darin beschriebenen Mannes, wie auch in Anbetracht der Gründlichkeit und des Interesses der Darstellung, die Widmungsschrift „Carl von Linné som läkare, och hans betydelse för den mediçinska vetenskapen i Sverige“ (Carl von Linné als Arzt und seine Bedeutung für die medicinische Wissenschaft in Schweden), die auf Anlass der finnländischen Wissenschaftsgesellschaft der Universität Upsala, zu ihrem 400-jährigen Jubiläum 1877 von demselben Verfasser, der nun wieder die neuere Geschichte der schwedischen Medicin mit einer Abhandlung über den Begründer der wissenschaftlichen Chirurgie in Schweden, Olof Acrel, bereichert hat, gewidmet wurde.

Acrel, geboren 1717, gestorben 1806, gehört zu den zahlreichen, hervorragenden Männern im vorigen Jahrhundert, die der französischen Academie de chirurgie ihre wissenschaftliche Ausbildung verdankten. Unter den vielen berühmten Mitgliedern dieser Akademie erinnern wir nun nur an die Beiden, deren Namen

alle Uebrigen überstrahlte, Jean Louis Petit und Desault, die Begründer der chirurgischen Anatomie, denn diese beiden stehen in einem gewissen Verhältniss zu Olof Acrel. Der Erstere war nämlich sein Lehrer, und nach dem Letzteren erhielt er im Auslande seinen chirurgischen Ehrentitel „der Desault des Nordens“. Um nun recht die Bedeutung Olof Acrel's für Schweden zu verstehen, ist es nothwendig, den Standpunkt der Chirurgie vor ihm kennen zu lernen. Der Verfasser der vorliegenden Arbeit macht auch aufmerksam darauf, dass es in Schweden vor dem Auftreten Acrel's nothwendig war, dass jeder, der Chirurgus werden wollte, diese Kunst handwerksmässig als Lehrling und Geselle bei einem privilegirten Feldscheermeister erlerne. Der Verfasser erzählt uns auch, dass selbst Acrel seine Laufbahn unter solcher Leitung anfangen musste. Glücklicherweise für ihn und für Schweden bekam er jedoch bald Gelegenheit während seines mehrjährigen auswärtigen Aufenthaltes zuerst die Anatomie bei A. Haller in Göttingen und die Chirurgie wissenschaftlich in Frankreich zu studieren, und nachher seine praktische Geschicklichkeit als Oberchirurg im französischen Heere im österreichischen Successionskriege weiter auszubilden. Wie Acrel nach seiner Heimkehr in Stockholm bald Gelegenheit fand, theils in einer ausgebreiteten Privatpraxis, theils später als Oberchirurg am neu errichteten Serafimerlazareth, welchen Platz er 48 Jahr inne hatte, mit ausgezeichnetem Erfolge die neuen Lehren der französischen Chirurgie anzuwenden, erzählt uns der Verfasser, sowie er auch gleichzeitig nicht vergisst, die grossen Verdienste Acrel's bei der Organisation öffentlicher Krankenanstalten, deren erster Generaldirector er während 24 Jahren war, hervorzuheben. Insbesondere erinnert Verf. an seine eifrigen Bestrebungen in Betreff der Einrichtung des, für die schwedische und finnländische ärztliche Ausbildung, später so wichtigen, Serafimerlazarethes. Acrel betrachtete dieses Krankenhaus nämlich nicht nur als eine Pflegeanstalt für Kranke, sondern auch als eine Schule für ärztliche Ausbildung und als ein Hülfsmittel für die Fortschritte der medicinischen Wissenschaft. Er war zwar nicht der Erste, der in Schweden den klinischen Unterricht für die Ausbildung der Aerzte einführte, da dieser, wie C. B. Mesterton in seiner Abhandlung: Nosoçomium academiçum in Upsala, gezeigt hat, schon am Anfange des 18. Jahr-

hunderts demnach mehrere Jahre vor der Stiftung des Serafimerlazarethes zuerst von Lars Roberg, dem medicinischen Lehrer Linné's, und später von dem ausgezeichneten Nils Rosén, geadelt von Rosenstein, eingeführt worden war. Gleichzeitig mit dem Auftreten Acrel's als Lehrer am Serafimerlazareth war Samuel Amirillius in Upsala der Erste, der an einer schwedischen Universität in der Chirurgie unterrichtete, aber durch die Art, in welcher Acrel, auf der Höhe der Wissenschaft seiner Zeit stehend, während mehrerer Jahrzehnte den chirurgischen Unterricht am Krankenbette leitete, sowie seinen Schüler lehrte, ermunterte und half, bildete er in Schweden eine chirurgische Schule, die seiner würdig war und dem Vaterlande zu grossem Vortheile gereichte. Die Chirurgie wurde hierdurch in Schweden, wie ungefähr gleichzeitig durch A. G. Richter in Deutschland, nach und nach von den Aerzten des Landes, als der Medicin ebenbürtig anerkannt. Ueber diesen gewichtigen Punkt in der schwedischen medicinischen Geschichte berichtet der Verfasser, sowohl unterhaltend wie überzeugend, und gründet seine Aussagen auf mehrere, bisher unbekannte Urkunden.

Die vorstehende Biographie enthält ausserdem eine eingehende Analyse der wissenschaftlichen Arbeiten Acrel's. Seine Verdienste als Augenarzt werden auch hervorgehoben und ausführlich wird der Meinungsaustausch, in Betreff der besten Methode den Staar zu operieren, geschildert, eine Controverse, die zwischen ihm und dem angesehenen Assessor J. G. Wahlbom in den Verhandlungen der königlich schwedischen Wissenschaftsakademie geführt wurde, und die ihrer Zeit grosse Aufmerksamkeit erregte. In seinem Bericht über die Schriften Acrel's fängt der Autor mit dessen: *Utförlig förklaring om friska sårs egenskaper* (Von den Eigenschaften der Wunden) an. Der Leser dieser Darstellung des Verfassers findet allerdings in den pathologischen Grundsätzen Acrel's einen Wiederhall der iatrochemischen und der iatromechanischen Lehren der vorhergehenden Zeit, jedoch ist wohl diese Arbeit Acrel's, die von Albrecht Haller sehr gelobt wurde, in der europäischen Literatur erst im Jahre 1811 übertroffen worden, als J. N. Rust seine Helkologie veröffentlichte. Darauf berichtet der Verfasser über den hauptsächlichen Inhalt in Acrel's *Chirurgiska händelser* (Chirurgische Vorfälle), Stockholm, Erste Auf-

[illegible] Jean Louis Petit und Desault, [illegible] der chirurgischen Anatomie, denn diese beiden [illegible] zu Olof Acrel. Der [illegible] sein Lehrer, und nach dem Letzteren er- [illegible] seinen chirurgischen Ehrentitel „der De- [illegible]". Um nun recht die Bedeutung Olof Acrel's [illegible] zu verstehen, ist es nothwendig, den Standpunkt der [illegible] zu lernen. Der Verfasser der vorliegen- [illegible] darauf, dass es in Schweden [illegible] Acrel's nothwendig war, dass jeder, der [illegible] diese Kunst handwerksmässig als Lehr- [illegible] privilegirten Feldscheermeister erlerne. [illegible] Acrel seine Laufbahn [illegible] Glücklicherweise für ihn [illegible] Gelegenheit während [illegible] Aufenthaltes zuerst die Anatomie [illegible] und die Chirurgie wissenschaftlich in [illegible] und nachher seine praktische Geschick- [illegible] im französischen Heere im österreichischen [illegible] Acrel nach seiner [illegible] Gelegenheit fand, theils in einer [illegible] theils später als Oberchirurg am neu [illegible] welchen Platz er 48 Jahr inne hatte, [illegible] die neuen Lehren der französischen [illegible] uns der Verfasser, sowie er auch [illegible] die grossen Verdienste Acrel's bei der [illegible] Krankenanstalten, deren erster General- [illegible] 24 Jahren war, hervorzuheben. Insbesondere [illegible] Vorl. an seine eifrigen Bestrebungen in Betreff der Ein- [illegible] für die schwedische und finnländische ärztliche Aus- [illegible] Seraffmerlazarethes. Acrel [illegible] dieses Krankenhaus nämlich nicht nur als eine [illegible] Kranke, sondern auch als eine Schule für ärztliche [illegible] als ein Hülfsmittel für die Fortschritte der [illegible] schaft. Er war zwar nicht der Erste, der [illegible] nischen Unterricht für die Ausbildung [illegible] dieser, wie C. B. Mesterton in sein[illegible] academicum in Upsala, gezeigt hat, s[illegible]

lage 1759, zweite 1775. Durch dieses, sein grösstes Werk nimmt Acrel eine hervorragende Stelle an der Seite der gefeiertesten Chirurgen seiner Zeit, im Auslande ein. Zwei Mal wurde es in's Deutsche übertragen, von D. Z. Vogel (Lübeck und Leipzig 1772) und von J. A. Murray (Göttingen 1777), und in's Holländische wurde es von dem, sowohl als Chirurgen, Pathologen und Anatomen rühmlichst bekannten, Edw. Sandifort übersetzt. Durch diese Arbeit wollte Acrel, wie der Verfasser sagt, über die von ihm angewendeten chirurgischen Methoden berichten, und vor allen Dingen die Bekanntschaft mit diesen, unter den Aerzten Schwedens, ausbreiten. Die Arbeit beweist nicht nur Acrel's Talent als Arzt, sondern auch die Genauigkeit, mit welcher er seine Patienten beobachtete und heute noch ist sie eine der bedeutendsten Arbeiten der schwedischen, chirurgischen Literatur. Man kann auch dem Verfasser beistimmen, wenn er das Werk eine Art chirurgisches Handbuch nennt, das in schwierigeren Fällen den vorsichtigen oder zweifelhaften Chirurgen rathen könnte. Von Interesse scheint uns auch die Anmerkung des Verfassers, dass Acrel, als seine eigene Erfahrung grösser wurde, — er behandelte seine Patienten bis in sein 89. Jahr — mehr und mehr die Grundsätze der conservativen Chirurgie befolgte. Er näherte sich hierdurch seinem englischen Zeitgenossen, dem grossen John Hunter, der die Amputation als ein „Anerkennen der Unvollkommenheit der Chirurgie, indem man einen Patienten verstümmele, den man nicht heilen könne", betrachtete.

Indem wir hiermit die Besprechung dieser verdienstvollen Arbeit schliessen, wollen wir nur noch erwähnen, dass, falls der Verfasser auch einen Vergleich zwischen Acrel und einigen seiner Vorläufer oder Zeitgenossen der wissenschaftlichen Chirurgie Europa's, wie einen Richter, einen Hunter und einige der Häupter der französischen Chirurgie, uns geliefert hätte, seine Leser zweifelsohne noch eine Ursache mehr für ihre Dankbarkeit gehabt haben würden, denn einem solchen geschichtlichen Hintergrunde gegenüber würde Acrel's Bild schärfer individualisirt worden sein. Ebenso hätte die biographische Abrundung der Arbeit durch eine etwas genauere Schilderung des Privatlebens und der edlen Persönlichkeit Acrel's noch mehr gewonnen.

2. *The story of the University of Edinburgh during its first three hundred years by Sir Alexander Grant*, Bart. L. L. D. (Edinburgh, Glasgow, Cambridge), D. C. L. (Oxford), Principal and Vice-Chancellor in the University of Edinburgh, formerly Fellow and now Honorary Fellow of Oriel College. Oxford. With illustrations in two Volumes. London. Longmanns, Green and Comp. 1884. Zwei Leinenbände in 8°. I. Band XXXIV und 384 Seiten, II. Band XII und 510 Seiten.

Die Geschichte einer Universität ist bekanntlich nicht allein eine locale Geschichte der Wissenschaft, sondern auch ein Stück Culturgeschichte und ein Stück allgemeiner Geschichte. Aus diesem Grunde hat die Geschichte einer Universität nicht bloss für den akademischen Lehrer und den Historiker von Beruf Interesse, sondern auch für jeden Gebildeten, der Sinn und Neigung für Geschichte besitzt. Befindet sich die Universität in einem fernen, uns ganz fremden Lande, so bietet deren Geschichte in Folge der unwillkürlich aufsteigenden Vergleiche mit den heimischen uns bekannten Verhältnissen um so interessantere und lehrreichere Perspectiven dar. Letzteres gilt im um so höheren Masse, wenn die Geschichte der Universität so bearbeitet ist, dass sie allen Anforderungen einer strengen wissenschaftlichen Kritik Stand zu halten vermag.

Ein solches literarisches Product ist die von Sir Alexander Grant verfasste, kürzlich erschienene Geschichte der Universität Edinburgh. Sie stellt eine Jubelschrift dar, zu Ehren des im April 1884 stattgehabten 300jährigen Stiftungsfestes der genannten Hochschule, unterscheidet sich aber von den sonst üblichen Jubelschriften dadurch, dass sie nicht einen ephemeren, sondern einen dauernden Werth besitzt.

Wohl wurde früher schon von Craufurd (1662), Dalzel (1723) und Bower (1817) ein Anlauf genommen, eine Geschichte der Universität zu liefern, doch sind diese Versuche verunglückt und stellen nur Chroniken dar, die keinen wissenschaftlichen Werth besitzen. Bekanntlich unterscheidet sich die Hochschule der schottischen Metropole in ihrer Einrichtung ganz wesentlich von den englischen Universitäten. In England blieb die „Universitas literarum“, in Bezug auf ihre innere Einrichtung, auf jener Stufe stehen, die sie bei ihrer Gründung einnahm. Oxford sowie Cambridge, sie zeigen uns das gleiche Bild, welches die continentalen Universitäten zur Zeit des Mittelalters darbieten. Wir finden in Ox-

fort und Cambridge noch die Bursen mit ihren Vorständen, die klösterlichen Einrichtungen, die eigenthümliche Stellung der Lehrer, das Fehlen einer jeden Rücksichtsnahme im Unterrichte auf den künftigen Beruf des Studenten, kurz gesagt, Alles das, wodurch sich die mittelalterliche Universität von der modernen unterscheidet. Die Edinburgher Universität dagegen nähert sich, abgesehen von ihrer Verfassung der 4 Facultäten, in ihren Lehr- und Studieneinrichtungen den deutschen Universitäten. Diese Erscheinung lässt sich auf mehrere Umstände zurückführen. Oxford sowie Cambridge führen ihr Bestehen weit in das Mittelalter zurück, während die Universität Edinburgh bereits ein Kind neuerer Zeit ist, die keinen Sinn mehr für mittelalterliche Institutionen besass, oder wenn sie vielleicht doch noch Lust hatte, solche einzuführen, hierzu keine hinreichenden materiellen Mittel besass. Ausserdem mag auch der schottische Nationalcharakter, der wesentlich verschieden von dem englischen, es verhindert haben, dass das Gepräge der Hochschule Edinburgh ein gleiches wurde, wie jenes der Universitäten Oxford und Cambridge.

Die Universität Edinburgh datirt ihre Gründung vom Jahre 1584. Ob dies unzweifelhaft erwiesen, lässt sich historisch nicht mehr genau sicherstellen, denn Grant vermuthet, dass die eigentliche, die Stiftung der Hochschule betreffende Urkunde in Verstoss gerieth. Veranlasst wurde die Gründung der Universität Edinburgh dadurch, dass die alten, bereits bestehenden schottischen Hochschulen zu St. Andrews, Glasgow und Aberdeen (gegründet in den Jahren 1411, 1450, 1494) so kümmerlich vegetirten, dass sie absolut keinen belebenden Einfluss auf die Bildung des Volkes auszuüben vermochten. Den letzten und belebenden Anstoss zur Errichtung der Universität gab aber die schottische reformirte Kirche aus egoistischen Zwecken. Sich schwach und zu vereinsamt fühlend, wollte sie sich ein Bollwerk gegen die übermächtige anglikanische und gegen die, wenn auch unterdrückte, so doch nicht minder gefährliche römische Kirche schaffen. Es gelang ihr dies auch, als sie der Königin Maria Stuart, kurz nach Darnley's Ermordung, am 13. März 1567 eine Urkunde abrang, durch die der Edinburgher Stadtbehörde das ganze, in ihrem Weichbilde befindliche Klostervermögen zu Zwecken der protestantischen Geistlichkeit und der Armen überantwortet wurde. Die katholische

Königin wusste aber trotz ihrem Versprechen die Ausführung desselben zu hintertreiben, so dass erst Jacob VI. in einer neuerlichen Urkunde vom 14. April 1582 die materiellen Mittel zur Instandsetzung flüssig werden liess.

In der ersten Zeit ihres Bestehens nahm die Academia Jacobi sexti nicht die Stellung einer Universität ein und beanspruchte dieselbe auch nicht, denn der Unterricht beschränkte sich nur auf die philosophischen Wissenschaften, zu denen, da die Anstalt stark unter dem Einflusse der Kirche stand, schon bald die Theologie hinzutrat, denn bereits Ende 1587 finden wir Rollock als ersten Professor der Theologie angeführt. Der Theologie schloss sich nicht viel später der erste Anfang eines juristischen Studiums an. Das „Towns College", wie die Anstalt in der ersten Zeit ihres Bestehens genannt wurde, verlieh nur in den philosophischen Disciplinen den Grad eines „Magister of Arts", die Doctorgrade vertheilte sie um diese Zeit noch nicht.

Hatte auch, wie bereits erwähnt, die Kirche ein ziemlich weitreichendes Aufsichtsrecht über die Lehranstalt, das, nebenbei erwähnt, erst im Jahre 1858 aufgegeben wurde, so war dieselbe doch ihrem Wesen nach eine städtische und vom Staate unabhängig, welch letzterem gegenüber sie, wenn sich derselbe in ihre Angelegenheiten mengen wollte, ihre Unabhängigkeit stets zu wahren wusste.

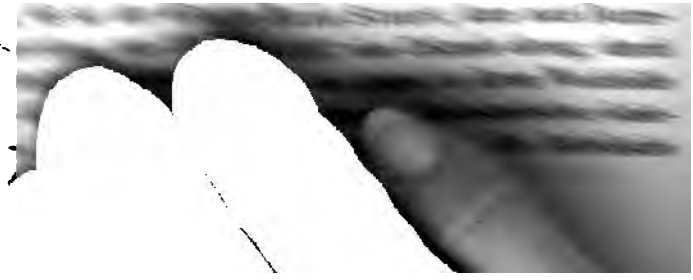
Da die Edinburgher Schule ihren Charakter als Universität erst dann erhielt, als eine medicinische Schule errichtet wurde und die spätere Universität ihren nachherigen Weltruf nahezu ausschliesslich ihrer medicinischen Facultät verdankte, so wollen wir das Wachsthum der letzteren etwas eingehender verfolgen.

Die ersten spärlichen Anfänge einer medicinischen Facultät fallen in den ersten 100jährigen Bestand der Universität, doch dürfen wir hier nicht an eine Errichtung einer medicinischen Facultät nach unseren heutigen Anschauungen denken, denn im Beginne seines Entstehens stand der medicinische Unterricht in einem nur losen oder, besser gesagt, in keinem Zusammenhange mit der Hochschule.

Am Ende des XVII. Jahrhunderts war es mit dem ärztlichen Stande in Schottland recht schlecht bestellt, denn derselbe war nur durch unwissende Barbiere und Apotheker, s. g. Surgeon-

[illegible] und Cambridge noch die Bursen mit ihren Vorständen, die klösterlichen Einrichtungen, die eigenthümliche Stellung der Lehrer, das Fehlen einer jeden Rücksichtsnahme im Unterrichte auf den künftigen Beruf des Studenten, kurz gesagt, Alles das, wodurch sich die mittelalterliche Universität von der modernen unterscheidet. Die Edinburgher Universität dagegen nähert sich, abgesehen von ihrer Verfassung der 4 Facultäten, in ihren Lehr- und Studien-[illegible] den deutschen Universitäten. Diese Erscheinung [illegible] Oxford sowie [illegible] das Mittelalter zurück. [illegible] Edinburgh [illegible] neuerer Zeit [illegible] besass [illegible]

[illegible]



Königin wusste aber trotz ihrem Versprechen die Ausführung desselben zu hintertreiben, so dass erst Jacob VI. in einer neuerlichen Urkunde vom 14. April 1582 die materiellen Mittel zur Instandsetzung flüssig werden liess.

In der ersten Zeit ihres Bestehens nahm die Academia Jacobi sexti nicht die Stellung einer Universität ein und beanspruchte dieselbe auch nicht, denn der Unterricht beschränkte sich nur auf die philosophischen Wissenschaften, zu denen, da die Anstalt stark unter dem Einflusse der Kirche stand, schon bald die Theologie hinzutrat, denn bereits Ende 1587 finden wir Rollock als ersten Professor der Theologie angeführt. Der Theologie schloss sich nicht viel später der erste Anfang eines juristischen Studiums an. Das „Towns College", wie die Anstalt in der ersten Zeit ihres Bestehens genannt wurde, verlieh nur in den philosophischen Disciplinen den Grad eines „Magister of Arts", die Doctorgrade vertheilte sie um diese Zeit noch nicht.

Hatte auch, wie bereits erwähnt, die Kirche ein ziemlich weitreichendes Aufsichtsrecht über die Lehranstalt, das, nebenbei erwähnt, erst im Jahre 1858 aufgegeben wurde, so war dieselbe doch ihrem Wesen nach eine städtische und vom Staate unabhängig, welch letzterem gegenüber sie, wenn sich derselbe in ihre Angelegenheiten mengen wollte, ihre Unabhängigkeit stets zu wahren wusste.

Da die Edinburgher Schule ihren Charakter als Universität erst dann erhielt, als eine medicinische Schule errichtet wurde und die spätere Universität ihren nachherigen Weltruf nahezu ausschliesslich ihrer medicinischen Facultät verdankte, so wollen wir das Wachsthum der letzteren etwas eingehender verfolgen.

Die ersten spärlichen Anfänge einer medicinischen Facultät fallen in den ersten 100jährigen Bestand der Universität, doch dürfen wir hier nicht an eine Errichtung einer medicinischen Facultät nach unseren heutigen Anschauungen denken, denn im Beginne seines Entstehens stand der medicinische Unterricht in einem nur losen oder, besser gesagt, in keinem Zusammenhange mit der Hochschule.

Am Ende des XVII. Jahrhunderts war es mit dem ärztlichen Stande in Schottland recht schlecht bestellt, denn derselbe war nur durch unwissende Barbiere und Apotheker, s. g. Surgeon-

Apothekaries" repräsentirt. Da fassten einige tüchtige, im Auslande gebildete Aerzte den Entschluss, diesen traurigen Verhältnissen ein Ende zu machen. Es waren dies die Doctoren Pitcairne, Andrew Balfour, Burn und Archibald Stevenson, an ihrer Spitze Sir Robert Sibbald. Sie errichteten einen botanischen Garten, an dem Vorlesungen über Kräuterkunde und Medicin gehalten wurden. Diese Vorlesungen prosperirten in einer solchen Weise, dass die Stadt 1676 den Beschluss fasste, den Garten dem College zu incorporiren und dem Leiter desselben, James Sutherland, ein Jahresgehalt von 20 Pfund anzuweisen. 1695 wurde der Leiter der Botanik zum Professor gemacht und seinen Collegen nach allen Richtungen hin gleichgestellt. Damit war der erste Professor der Medicin geschaffen. Sibbald und seine Freunde stellten sich aber mit den Erfolgen, die sie gleich im Beginne errangen, nicht zufrieden, sondern strebten noch weiteres an. Um den ärztlichen Stand zu heben und dessen Privilegien sowie Rechte besser zu schützen, beschlossen sie, ein „College of Physicians" zu gründen, was ihnen auch bald gelang, denn 1656 erhielten sie hierzu von Cromwell das Patent und 1681 die Bestätigung und Erneuerung desselben vom Könige Karl II. Die Privilegien, die sie dadurch errungen hatten, waren nicht gering. Das College gewann das Recht, eine medicinische Schule zu errichten oder Graduirungen vorzunehmen. Diese Graduirten erhielten die gleichen Rechte, wie jene, die ihr Diplom von einer Universität bekommen hatten. Die Stadtbehörde, das „Town Council", unterschätzte nicht diese Errungenschaften und trachtete sich dieselben für ihre Hochschule zu Nutze zu machen. Sie fasste den Beschluss, diese medicinische Schule der Universität einzuverleiben, was denn auch am 24. März 1685 geschah. Robert Sibbald, der Schöpfer dieser Schule, wurde zum Professor ernannt und mit ihm die Doctoren James Halket und Archibald Pitcairne. Die medicinische Facultät war nun insofern bestellt, als 4 Professoren die Heilkunde lehrten, die 3 eben erwähnten und der Lehrer der Kräuterkunde. Sibbald und seine 2 Genossen wurden wohl zu Professoren ernannt, mit allen zukommenden Rechten, doch ohne Gehalt.

Auch die weitere Entwicklung der medicinischen Facultät ging nicht von dieser selbst oder der Universität aus, sondern abermals vom Stande der praktischen Aerzte. Mit dem anatomischen Unter-

richte ging es an der Universität nicht von statten, es wurden zu wenige oder selbst eine Zeit lang gar keine Sectionen vorgenommen. Da beschloss das durch königliches Privileg im Jahre 1694 constituirte Collegium der Wundärzte, das „College of Surgeons", den anatomischen Unterricht selbst in die Hände zu nehmen. Es schuf ein anatomisches Theater, welches im Jahre 1697 eröffnet wurde. Sobald eine Leiche zur Disposition stand, wurde dieselbe in 10 Theile getheilt und übernahmen es die einzelnen Mitglieder des College of Surgeons, dieselben zu Unterrichtszwecken zu benutzen. Sie theilten sich daher gemeinsam in den anotomischen Unterricht. Im Jahre 1705 beschloss dagegen das wundärztliche Collegium, einen Lector der Anatomie zu bestellen, und war der erste, der diese Stelle bekleidete, Robert Elliot. Elliot wandte sich nicht lange nach seiner Bestellung zum Lector an das Town Council mit dem Ansuchen, ihm eine Remuneration zukommen zu lassen. Die städtische Behörde ging auf dieses Ansuchen ein, wies ihm 15 Pfund pro anno an und nahm ihn ausserdem gleichzeitig als Professor der Anatomie in die Universität auf. 1708 wurde ihm Adam Drummond als zweiter Professor der Anatomie adjungirt, sodass nun gar 2 Lehrer dieses Faches da waren. 1713 errichtete die Stadt eine Lehrkanzel der Physik und Chemie, welche Dr. James Craufurd erhielt.

Die Umgestaltung der medicinischen Facultät zu einer solchen in annähernd modernem Sinne erfolgte erst im Beginne des XVIII. Jahrhunderts.

Merkwürdiger Weise ging auch in diesem Falle die Initiative hierzu nicht von den dabei betheiligten Factoren, der Stadt oder der Universität aus, sondern abermals von Seite des Standes der praktischen Aerzte. John Monro, der Vorfahre jener Asklepiaden-Familie, die der Edinburgher Hochschule in drei Generationen so ausgezeichnete medicinische Lehrer geliefert, ein hochgebildeter, weitgereister Arzt, der sich in Edinburgh niedergelassen und in den Jahren 1712—1713 Präsident des College of Surgeons gewesen, legte dem Collegium der Wundärzte den Plan einer vollständigen, wohleingerichteten medicinischen Facultät vor, demzufolge dieselbe die vollständige Ausbildung der Aerzte und Wundärzte auf sich zu nehmen habe. Das Collegium der Wundärzte nahm diesen Plan sofort auf. John Monro that aber noch mehr, er

liess seinem Sohne Alexander in Hinblick auf diesen Plan eine ausgezeichnete medicinische Bildung zukommen. Er liess seinen 1697 zu Edinburgh geborenen Sohn Alexander zuerst in Edinburgh und später in London, Paris und Leyden studieren. Alexander war ein Schüler Chesselden's in Londen und ein Lieblingsschüler des damals weltberühmten Boerhaave in Leyden. 1719 nach Edinburgh zurückgekehrt, wurde er vom College of Surgeons geprüft. Ein Jahr darauf legten die damaligen 2 Professoren der Anatomie Adam Drummond und Mc. Gill zu Gunsten des talentvollen, vielversprechenden Alexander Monro ihre Stellen nieder und letzterer wurde, 22 Jahre alt, zum Professor der Anatomie ernannt. Die günstigen Folgen dieser Ernennung blieben nicht lange aus, denn die Zahl der Studenten nahm bald um ein Bedeutendes zu. Da sich im Pöbel der Glaube verbreitet hatte, dass die Leichen zu anatomischen Zwecken von den Friedhöfen geraubt würden, so fanden nicht selten Aufläufe statt, welche die Sicherheit der anatomischen Schule arg bedrohten. Alexander Monro setzte es auf dies hin durch, dass das anatomische Theater in das Universitäts-Gebäude verlegt wurde, wodurch die Lehrkanzel dem Einflusse des College of Surgeons vollkommen entrückt und nun ein integrirender Bestandtheil der Universität wurde. In seinen Bemühungen, die medicinische Facultät zeitgemäss zu reformiren, fand Alexander Monro an dem einsichtigen Stadtoberhaupte Georg Drummond einen werkthätigen Förderer. Den Bemühungen dieser beiden Männer gelang es, dass zur Gründung eines klinischen Krankenhauses, des „Royal Infimary" geschritten wurde. 1738 wurde der Grundstein dieses Gebäudes gelegt, 1746 war es bereits eröffnet. Bereits im Jahre 1726 war die Facultät insoweit gekräftigt, dass sie 5 Lehrkanzeln umfasste, nämlich die der Kräuterkunde, der Anatomie, der Chemie (Pharmacie), der Institutionen und die der praktischen Medicin (d. h. der medicinischen Klinik). Den Vertretern dieser Lehrkanzeln wurde zugleich das Stimmrecht in allgemeinen Unterrichtsangelegenheiten im Stadtrathe zuerkannt. Zu diesen Lehrkanzeln kam im selben Jahre noch jene der Geburtshülfe, die als erster Lehrer Joseph Gibson bestieg. Diese Lehrkanzel stand aber in der ersten Zeit als rein städtische ausserhalb des Universitätsverbandes und wurde letzterem erst im Jahre 1739 einverleibt. Auch die Errichtung

dieser Lehrkanzel ging in erster Linie von den beiden ärztlichen Gremien, „dem College of Physicians“ und dem „College of Surgeons“ aus. 1768 wurde die Lehrkanzel der Materia medica errichtet und mit der Leitung derselben Dr. Francis Home betraut. 1767 errichtete der König die Lehrkanzel der Naturgeschichte, welche Dr. Robert Ramsey erhielt. Die Facultät hatte nun bereits 8 Kanzeln. Kein einziges Mal sehen wir, dass die Facultät selbst den Anlauf genommen hätte, sich zu erweitern. Wir sehen im Gegentheile, dass sie sich jedesmal, wenn von aussen her angestrebt wurde, den medicinischen Unterricht zu erweitern und zu vervollkommnen, dagegen sträubte, in der Furcht, dass die einzelnen Mitglieder derselben einen materiellen Schaden erleiden könnten. So war es auch wieder im Jahre 1777 der Fall, als sich das „College of Surgeons“ an die Krone mit der Bitte wandte, es möge eine Lehrkanzel der Chirurgie an der Universität creirt werden. Da war es der Anatom Alexander Monro II., der Sohn Alexander Monro I., der unähnlich seinem Grossvater und Vater, seinen Vortheil über jenen der Wissenschaft stellend, sich mit der Motivirung gegen dieses Ansinnen sträubte, dass er sagte, er, ebenso wie sein Vater, hätten stets neben der Anatomie auch die Chirurgie gelehrt. Dass die anderen Zunftmitglieder ihrem Genossen beistimmten, war selbstverständlich. Durch diese engherzigen Anschauungen wurde thatsächlich die Schaffung einer chirurgischen Lehrkanzel noch auf weitere 26 Jahre hinausgeschoben, denn erst im Jahre 1803 wurde eine königliche Professur der Chirurgie errichtet. Der erste Lehrer der Chirurgie war James Russel. Ebenso engherzig wie sein Vater erwies sich Alexander Monro III., als das College of Surgeons im Jahre 1804 die Errichtung einer Lehrkanzel der systematischen Chirurgie verlangte. Diesmal unterlag diese engherzige Opposition doch insofern, als im Jahre 1806 eine königliche Professur der Militär-Chirurgie gegründet wurde. 1806 erfuhr die Facultät einen Zuwachs durch die mit Beschluss des Königs geschaffene Lehrkanzel der gerichtlichen Medicin. Diese Kanzel wurde schon im Jahre 1798 angestrebt, doch wurde dieses Bestreben damals durch den Widerstand Andrew Duncan I. vereitelt. In eben derselben Weise benahm sich noch in diesem Jahrhunderte, im Jahre 1816, der Akademische Senat, als die Stadtvertretung eine Lehrkanzel der com-

parativen Anatomie und Veterinärkunde errichten wollte. Infolge dessen mangelt diese Lehrkanzel der Universität noch bis zum heutigen Tage. Endlich im Jahre 1831 ging die königliche Commission über die neuerlichen Proteste Alexander Monro III. hinaus und befürwortete die Errichtung zweier neuer Lehrkanzeln, jener der Pathologie und der vielumstrittenen systematischen Chirurgie. Diese zwei königlichen Professuren erhielten John Thomson und William Turner. Im Jahre 1856, nach dem Tode Georg Baltingal's, wurde über Antrag James Syme's, damals klinischem Chirurgen, die königliche Professur der Militär-Chirurgie aufgelassen. Gegenwärtig umfasst die medicinische Facultät 12 Lehrkanzeln.

Vom Beginne des XVIII. Jahrhunderts an, seitdem sie ihre Umgestaltung und Neuconstituirung erfahren, wusste die medicinische Facultät der Edinburgher Universität ihren Ruf, den sie sich bald erworben, bis zur Gegenwart zu erhalten. Keine ihrer Lehrkanzeln vermisste ihre ausgezeichneten Vertreter. Die anatomische Lehrkanzel zierten die drei Monro's, von denen Monro I. der berühmteste war. Sein Name lebt heute noch in den Werken über Anatomie. Auf dem Lehrstuhle der praktischen Medicin sass im XVIII. Jahrhunderte William Cullen, jener Neuro-Patholog, dessen Lehren eine Zeit lang die ganze praktische Medicin beherrschten. Der Chemiker Black war einer der berühmtesten Vertreter und Lehrer seines Faches im XVIII. Jahrhundert. Der Gynäkologe James Young Simpson, der seine Lehrkanzel 30 Jahre hindurch, von 1840—1870 inne hatte, kann (nächst Kiwisch) geradezu als der Schöpfer der modernen Gynäkologie bezeichnet werden. Von den königlichen Professoren der klinischen Chirurgie wäre James Syme (1833—1869) zu nennen, der bekanntlich einen ausgezeichneten Ruf genoss. Sein Nachfolger wurde Lister, der diese Stelle bis zum Jahre 1877 bekleidete, als er sie mit jener in London vertauschte. Dem Ruhme des Namens Lister etwas beizufügen, wäre überflüssig. Er inaugurirte bekanntlich eine ganz neue Periode in der Chirurgie. Durch ihn wurde nicht bloss sein Specialfach, sondern die gesammte praktische Medicin in neue, bisher ungekannte Bahnen gelenkt. So lange, als er in Edinburgh wirkte, galt diese Stadt als das Mekka, nach dem alle Chirurgen wallfahrteten, um die neue Behandlungs-

weise, mittels welcher er so unglaubliche, unerwartete glückliche Erfolge erzielte, kennen zu lernen.

Sir Alexander Grant begnügt sich nicht bloss damit, eine Geschichte der Entstehung und Entwicklung der Edinburgher Universität zu geben, sondern liefert auch eine solche der mit ihr verbundenen Institute (wie z. B. der Bibliothek), der verschiedenen Stiftungen u. d. m. Ausserdem fügt er, in chronologischer Reihe angeordnet, kurze Biographien sämmtlicher Lehrer bei, die an dieser Hochschule wirkten. Dadurch wird der Werth dieses an sich schon gediegenen Werkes noch erhöht. Geziert wird dasselbe fernerhin durch zahlreiche Illustrationen, theils Abbildungen der verschiedenen Universitätsbaulichkeiten, theils Porträts hervorragender Lehrer.

Die Ausstattung des Werkes ist eine ausgezeichnete.

Kleinwächter.

Allgemeine Medicin.

3. *Das Weib in der Natur- und Völkerkunde.* Anthropologische Studien von Dr. H. Ploss. Erste Lieferung. Leipzig. Th. Grieben's Verlag. (L. Fernau.) 1884. Vollständig in 8 Lieferungen.

Vor kurzem veröffentlichte H. Ploss in Leipzig ein höchst interessantes, anthropologisch-ethnographisches Werk: „Das Kind im Brauche und Sitte der Völker" (2 Bde. Berlin. A. B. Auerbach. 1883.), in dem er die Pflege sowie Behandlung des Kindes bei den verschiedenen Völkern schilderte. Ein Seitenstück zu diesem ist das vorliegende: „Das Weib in der Natur- und Völkerkunde". Es stellt, um sich quasi populär auszudrücken, eine Naturgeschichte des Weibes, vorzugsweise vom ethnographischen Standpunkte, dar. Nach einer Einleitung, welche die anthropologische und ästhetische Auffassung des Weibes umfasst und nach Besprechung des Weibes im Volksglauben sowie im religiösen Glauben, theilt uns Ploss mit, in welcher Weise die verschiedenen Perioden des Weibes mit ihren einzelnen Functionen (Kindheit, Pubertät, Menstruation, Coïtus, Schwangerschaft, Puerperium, Climax u. d. m.) von den zahlreichen Völkern unseres Erdballes aufgefasst, gedeutet und behandelt werden. Er entwickelt eine wahrhaft erstaunliche Belesenheit, denn um den Stoff, welcher seiner Arbeit zu Grunde liegt, zu erhalten, musste er eine Unzahl von philosophischen,

anthropologischen, ethnographischen, medicinischen Werken, Reiseberichten u. d. m. durchforschen. Die grosse Mühe, der sich Ploss hierbei unterzog, fand aber auch ihren Lohn. Er liefert ein Werk, welches einzig in seiner Art ist. Von so mannigfacher Seite aus und in so gründlicher Weise wurde der Stoff bisher noch nie behandelt. Das Werk ist streng wissenschaftlich gehalten, dabei aber in so klarer und anziehender Weise geschrieben, dass es jeder gebildete Laie mit grossem Interesse lesen wird. Die streng wissenschaftliche Behandlung des Stoffes sichert dem Werke einen für die Zukunft dauernden Werth. Es wird stets ein wichtiges Nachschlagewerk bleiben, aus dem in Zukunft der Anthropologe und Ethnologe manchen Rath und Belehrung schöpfen wird. Das vorliegende Heft enthält ausser der bereits erwähnten Einleitung, welche 3 Capitel umfasst, nur noch das 4. „Die Sexualorgane des Weibes in ethnographischer Hinsicht". Im Interesse des Verfassers wünschen wir ein rasches Erscheinen der weiteren Hefte, da bekanntlich der Verbreitung eines werthvollen Werkes nichts so zu schaden vermag, als ein verzögertes Erscheinen seiner einzelnen Theile. Nach dem Mitgetheilten glauben wir nicht erst beifügen zu müssen, dass wir den Lesern dieser Zeilen das neueste Ploss'sche Werk wärmstens anempfehlen. Wir hoffen auch späterhin noch in diesem Journale die weiteren Hefte dieses Werkes besprechen zu können.

Kleinwächter.

Specielle Pathologie und Therapie.

4. *Scarlatina puerperalis* by Samuel C. Busey, M. D. of Washington, D. C. Separatabdruck aus „American Journal of the Medical Sciences" for April 1884.

Die Scarlatina puerperalis wird in verschiedener Weise aufgefasst. Manche meinen, das Puerperalfieber und die Scarlatina seien einander verwandte Krankheitsprocesse, die leicht in einander übergehen können, so dass das Puerperalfieber unter der Form des Scharlachs auftreten könne. Von anderer Seite wird dies geleugnet und das Scharlachfier als eine zufällige, zum normalen Puerperium oder zum Puerperalfieber hinzutretende Complication angesehen. Die Vertreter dieser Ansicht warnen gleichzeitig vor der leicht möglichen Verwechslung des Scharlachs im Wochenbette mit der als Puerperalfieber aufzufassenden s. g. Scarlatina puer-

peralis, die wohl den gleichen Namen trägt, wie das Scarlatina-Exanthem, mit diesem aber nichts gemein hat, als die Aehnlichkeit des Namens. Erstere Ansicht war die früher allgemein herrschende und ist es heute noch in England. Die andere Ansicht gilt heute in Deutschland und wurde zuerst von Helm in Wien ausgesprochen. Getheilt wird sie von allen hervorragenden deutschen Gynäkologen, wie von Schröder, Winckel, Olshausen u. A. In der vorliegenden Abhandlung theilt nun Busey einen Fall mit, in dem sowohl die Puerpera, als ihr Kind von Scarlatina ergriffen wurde. Die Mutter erkrankte am 3., das Kind am 30. Tage. Beide genasen. Busey neigt sich in seiner Anschauung über die Aetiologie der deutschen Ansicht zu. Die Mittheilung des Falles ist insofern eine werthvolle, als die Zahl der genau beobachteten Fälle von Scarlatina in puerperio eine bisher geringe ist, daher jeder einschlägige, neu mitgetheilte Fall eine werthvolle Bereicherung der bisher noch spärlichen Casuistik bildet.

Kleinwächter.

Geburtshülfe.

5. *Craniotomie upon the Living Fetus is not Iustifiable* by Samuel C. Busey, M. D. of Washington, D. C. Separatabdruck aus „The American Journal of Obstetrics and Diseases of Women and Children", Februarheft 1884.

Am 5. October 1883 feierte die Washington Obstetrical and Gynecological Society ihr erstes Stiftungsfest. Anlässlich dieses Ereignisses wurde eine Festsitzung abgehalten und in dieser hielt Samuel C. Busey die Festrede. Das Thema derselben war dies, dass die Craniotomie bei lebender Frucht keine Berechtigung habe. Dieses Thema ist vor Jahren, im Beginne unseres Jahrhunderts, in Deutschland so eingehend discutirt worden, dass über dasselbe bei uns vollständige Klarheit herrscht. Nach den bei uns gangbaren Ansichten giebt es leider immer noch eine Reihe gewisser Fälle, in denen das Leben der Frucht, um die Mutter vor lebensgefährlicheren Operationen (der Eröffnung der Gebärmutter) zu wahren, geopfert werden muss. Samuel C. Busey steht nicht auf diesem Standpunkte und perhorrescirt nicht wie wir diese Operation nur relativ, sondern absolut. Er ist dafür, man solle wegen der grossen Gefahr der Craniotomie für die Mutter, und um das Leben der Frucht zu erhalten, der Zerstücklung der Fruc

die Sectio caesarea, eventuell die Laparo-Elytrotomie vorziehen, da diese Operationen bei der heutigen vervollkommneten Operationstechnik und Antisepsis keine so ungünstigen Resultate ergeben, wie früher. Gleichzeitig sträubt er sich gegen die Craniotomie aus religiosen Gründen. Was diese letzteren anbelangt, so vereinbaren sie sich nicht recht mit seiner Geneigtheit, die Porro-Operation vorzunehmen, denn dieser Eingriff ist nach den religiösen Satzungen gleichfalls nicht gestattet. Kleinwächter.

XXIII.

Miscellen.

Eine Bekanntmachung des Raths der heiligen Reichsstadt Heilbronn im Jahre 1801 über den

„Unterricht für den gemeinen Mann bei herumgehenden Kindsblattern".

Nach den Verordnungen des Sanitäts-Amts werden auf obrigkeitliche Verordnung einige Verhaltungsvorschriften bei umgehenden Kindsblattern hiermit von neuem bekannt gemacht, hauptsächlich zum Unterricht des gemeinen Mannes und der Landleute, die keinen Arzt in der Nähe haben.

I) Was bei den Kindern, welche von den Blattern noch nicht angesteckt sind, zu beobachten ist.

1. Sie sollen nicht zu den Blatternkranken zugelassen werden, zumal wenn deren Blattern schlimmerer Art sind.

2. Bei trockener, mässig warmer Witterung lasse man die Kinder sich in freier Luft aufhalten, spielen, sich in Leibesbewegungen und ihrem Alter angemessenen Ergötzlichkeiten üben, doch so, dass alle Erhitzung dabei vermieden werde. Die Füsse sollen warm gehalten und vor Feuchte bewahrt werden.

3. Sie sollen vor Erkältung durch Zugluft, vor schneller Abwechselung kalter und warmer Luft, vor schneller Abkühlung bei

erhitztem Körper durch kaltes Trinken, und vor Nasswerden etc. geschützt werden.[1])

4. Ist für die Reinigung der Haut und deren ungestörtes Geschäft der Ausdünstung Sorge zu tragen. Dazu wird vorgeschlagen, die gesunden Kinder zu Zeit, wenn die Blattern umgehen, alle Nacht vor dem Einschlafen ein laulichtes Fussbad mit etwas Salz und Asche nehmen zu lassen, sie auch über den andern Tag in laulichtem Wasser bis über den Nabel eine halbe Stunde lang zu baden.[2])

5. Da die meisten Kinder Ueberfluss an Schleim, auch öfters Würmer haben, so wird als ein erprobtes Vorbereitungsmittel gegen bösartige Blattern angerathen, ihnen alle 8 Tag ein Pulver von versüsstem Quecksilber mit Magnesia zu geben.[3])

6. Man giebt den gesunden Kindern nahrhafte, milde, leichtverdauliche Speisen, Suppe, leichte, nicht blähende Zugemüse, leichte Milchspeisen, Gerstenschleim, Reisschleim, leichte Mehlspeisen, als Nudeln, Flädlein. Man verhüte sorgfältig alle Ueberladung und was zu Unverdaulichkeiten Anlass geben kann, als fettes, klösigtes, saures, ferner Kuchen, körnigte Speisen und Fleisch, besonders Schweinefleisch.[4])

Der Trank der Kinder sei Wasser mit Milch vermischt.

7. Die Schlafgemache der Kinder sollen fleissig gelüftet werden.

II) Wie die Kinder zu behandeln, wenn sie wirklich von den Blattern angesteckt sind.

1. Bei einer Pockenseuche treten die Blattern bei einem Kinde ein, wenn es mit Frost und Hitze befallen wird, über Schmerzen in den Lenden, allgemeine Ermattung klagt etc. Auch verräth der Athem einen eigenthümlichen Geruch. Gleich am ersten Tag, da Kinder erkranken, giebt man ihnen das abführende Pulver von versüsstem Quecksilber mit Magnesia (oben § 5) und den folgenden

---

1) Die Blattern können durch catarrhalische Beimischung leicht bösartig werden.

2) Die Blattern sind eine Hautkrankheit. Von der ungehinderten freien Ablagerung des Blatterngifts auf der Haut hängt die Entscheidung des Blatternfiebers ab.

3) In den Apotheken ist es vorgeschrieben, wie gross die Portion dieses Pulvers nach Alter und Stärke des Kinds gegeben werden soll.

4) Alles Fleisch taugt nicht für Kinder, so lange sie nicht ihr vollkommenes Gebiss haben.

Tag wieder und lässt sie die laulichten Fussbäder von Salz und Asche (oben § 4) täglich zweimal gebrauchen, man giebt ihnen öfters auch ungefordert zu trinken. Ihr Getränk ist Wasser mit warmer Milch gemischt, wenig auf einmal, aber desto öfter, je öfter je besser.

Auch darf man zuweilen, aber nicht oft, Thee von Holderblüthe mit Zucker und Milch geben.[1])

Auch wasche man ihnen öfters die Augen vermittelst eines Schwämmchens mit warmem Holderthee, das Gesicht aber und den behaarten Theil des Kopfes mit kaltem Wasser. Um den Ausbruch und Absatz der Blattern in der Nase, im Mund und Rachen so viel als möglich abzuhalten, ist es sehr heilsam, den Kindern während des Blatternfiebers öfters einen Schwamm, in heissen, dampfenden Holderthee eingetaucht, vorsichtig vor Mund und Nase zu halten, damit sie den Dampf desselben vermittelst des Odems an sich ziehen.

Diese Behandlungs-Art setzt man fort bis zum vollständigen Ausbruch der Blattern auf der Haut.

2. Wenn die Blattern ausgebrochen sind, so setzt man obiges Getränk und das öftere Trinkengeben fort. Mögen die kranken Kinder etwas essen, so giebt man ihnen Suppe, Milchbrei, Milchsuppe, Gerstenschleim, Reisschleim.

3. Man hüte sie vor Wein und heissem Getränk, auch vor allzuwarmem Lager. Sie liegen besser auf einer Rosshaar-Matratze, oder auf einem Strohsack, oder Spreuesack, als in Federbetten. Sie sollen auch nicht allzuwarm zugedeckt werden.

4. Die Krankenstube soll im Winter bei Tag und Nacht in gleicher, aber gemässigter Wärme seyn und durch die Fenster der Nebenstube oder Nebenkammer öfters frische Luft hineingelassen werden, wobei doch alle Zugluft zu verhüten ist. Im Sommer lässt man bei Sonnenschein den Tag über ein paar Fenster offen, doch aber ohne Zugluft. Wenn bei Oeffnung der Fenster die Zugluft nicht zu vermeiden ist, wird dem kranken Kind das Gesicht mit einem leichten Tuch bedeckt, bis die Fenster wieder zugemacht sind. Im Winter wird vor Eröffnung der Fenster etwas stärker eingeheizt. Die Ofenwärme wirket zur Austreibung des Qualms.

1) Soviel Holderblüthe, als man zwischen zwei Finger fasst, wird mit einem Schoppen Wasser angebrüht und ein wenig aufgekocht.

Wenn mehrere Kinder in einem Haus an Blattern krank sind, soll man sie von einander, wenigstens jedes auf ein besonderes Lager legen.

5. Kinder, die die Blattern gelind, und ohne starkes Fieber haben, dürfen ausser dem Bett seyn, doch sollen sie vor der rauhen Luft und vor Nässe bewahrt, auch nach Maassgab der Witterung warm angekleidet werden.

6. Die ganze Blatternkrankheit über muss für tägliche Leibes-Oeffnung gesorgt werden, entweder durch den Genuss gekochten Obstes, oder durch ein erweichendes Klystier.

7. Bei grosser Fieberhitze, zumal wenn sie sich beim Ausbruch der Blattern zeigt, so auch bei andern Unregelmässigkeiten, die sich in der Blatternkrankheit hervorthun, haben sorgfältige Eltern bei Zeiten den Arzt um Rath zu fragen.

8. Um zu verhüten, dass durch die Pocken die Augen und Gesichtsgestalt des Kindes nicht verderbt werde, ist die sorgfältigste Aufsicht nöthig, dass es im Gesicht nicht kratze und die Geschwüre nicht wegreisse. Man umwickelt in dieser Absicht die Hände des kranken Kindes dick mit zarten, leinenen Tüchern, verhütet aber doch noch immer, dass es auch mit den umwickelten Händen nicht ins Gesicht greiffe.

Zur Linderung bestreicht man die Kruste des Gesichts mit Süssmandelöl.

Wenn die Augen zuschwären wollen, so werden sie mit einem Schwämmchen, das mit lauer Milch getränkt ist, aufgeweicht. Der Zustand des Augapfels soll täglich betrachtet, und wenn sich eine Beschädigung zeigt, der Rath des Arztes gesucht werden.

9. Die grösste Verunstaltung, welche ein Gesicht von den Blattern erleidet, ist diese, wenn die Haut der Nase und nächst ober der Nase und um die Nase herum stark angegriffen wird.

Die Narben in den übrigen Theilen des Gesichts entstellen bei Weitem nicht so viel, wenn die Gegend um die Nase gut bleibt.

Zu deren Erhaltung wird vorgeschlagen Kampfer in Wasser aufgelöst und mit Quittenschleim vermischt. Darein wird ein Tuch getaucht und auf die Nase und den mittleren Theil der Stirne gelegt, und so oft die Leinwand trocken ist, immer wieder benetzt.

Es muss aber dieses Mittel bei dem Anfang der Krankh-

ehe die Blattern ausbrechen, gebraucht und eine Zeit lang damit fortgefahren werden.

10. Kleinen Kindern, die noch an der Brust trinken, sollen die Mütter bei den Blattern sehr oft zu trinken geben, für sich selbst aber alle die Lebensordnung beobachten, welche oben wegen Enthaltung von Wein, Fleisch und stopfenden Speisen vorgeschrieben ist, auch den Zorn und andere heftige Leidenschaften und alle Erkältung vermeiden.

III) Was bei und nach dem Abdorren der Blattern zu beobachten ist.

1. Wann die Blattern abzudorren anfangen, so soll das eröffnende Quecksilber-Pulver mit Magnesia wieder gegeben, und drei-, vier- bis fünfmal immer über den andern Tag wiederholt werden.

2. Wohlverdauliche Speisen werden fortgereicht. Das Getränk sey auch in diesem Zeitraum Wasser mit warmer Milch vermischt.

3. Die Kinder sollen bei dem Abtrocknen der Blattern täglich laulicht gebadet, auch sollen sie täglich dreimal mit einem Gerstenabsud, worunter man zu 1 Schoppen 1 Glas Wein und das Gelbe von einem Ei mischt, mittelst eines Schwamms warm gewaschen werden.[1])

4. Nach vollkommenem Abdorren und Abfallen der Blattern sollen die Kinder mehrere Wochen vor Erkältung, Nasswerden, rauher Luft u. d. g. verwahrt, der Witterung nach warm gekleidet und ihnen eine nahrhafte, milde, leichtverdauliche Kost, wenig auf einmal, aber vier-, fünfmal täglich gereicht werden.

Erwachsene Personen, welche die Pocken noch zu besorgen haben, werden auf alle obgemelte Verhaltungs-Vorschriften gewiesen.

Die Bekanntmachung dieses Unterrichts ist verordnet im Rath den 15. Januarius 1801. Dr. Fr. Betz.

---

1) 1 Maass Wasser wird mit 1 bis 2 handvoll roher Gerste so lang gekocht, bis die Gerstenkörner aufspringen.

UNIV. OF MICHIGAN,

MAY 21 1912

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

DATE DUE

ARGUS STORAGE
MAY 2 1 1975